Digitized by the Internet Archive
in 2025

https://archive.org/details/neue-wege_1955_49

NEUE WEGE

BLÄTTER FÜR DEN KAMPF DER ZEIT

Neunundvierzigster Jahrgang

1955

HOLBROOK LIBRARY
PACIFIC SCHOOL
OF RELIGION

Verlag: Vereinigung Freunde der «Neuen Wege»

V49
1955

INHALTSVERZEICHNIS

Betrachtungen

	Seite
Ernst Simon: Der Geburtstag der Welt	1
Milton Weil: Jesus und sein Volk	208
Jack Boggis: Das Tal der verdorrten Gebeine!	240
Albert Böhler: Frieden schaffen!	245
Leonhard Ragaz: Die Völker selbst müssen den Frieden schaffen	353
Ernst Simon: Die Umkehr des Einzelnen und die Rettung der Welt	405
Leonhard Ragaz: Die Revolution Christi	557
Leonhard Ragaz: Der größere Christus	565

Gedichte

Wolfgang Borchert: Dann gibt es nur eins	305
Christoph Blumhardt: Zum neuen Jahr!	557

Religiöse Fragen

Carl Dallago: Christentum als Theokratie I.	8
Carl Dallago: Christentum als Theokratie II.	108
Carl Dallago: Christentum als Theokratie III.	147
Carl Dallago: Christentum als Theokratie IV.	202
Carl Dallago: Christentum als Theokratie V.	257
Carl Dallago: Christentum als Theokratie VI.	350
Carl Dallago: Christentum als Theokratie VII.	413
Carl Dallago: Christentum als Theokratie VIII.	457

Zur Kultur- und Geistesgeschichte

Wilhelm Kütemeyer: Berlin 1954	34
Alfred Daniel: Europa als Christiana oder als Humana Civilitas?	52
J. de Graaf: Europa und Rußland	77
Eberhard Lempp: Wie überwinden wir den Gegensatz von Ost und West auf friedliche Weise?	361
Maria Magdalena Mund: Zur Frage des Gewissensbegriffs	418
Ulrich Künder: Schwelender Antisemitismus	570
Carmen Weingartner-Studer/Albert Böhler: Dunkel und Chaos um Israel	575
Carmen Weingartner-Studer: Israel hat Freunde (zu zwei Büchern)	583

Politische und soziale Fragen

Redaktion: Europa	13
Maurice Voge: Frankreich und die Völker Europas	17
Helene Wessel: Europa und Deutschland	21
Heinz Kraschutzki: Die Oder-Neiße-Linie	29
Georg Heidingsfelder: Düstere Propheten Europas	46
Hugo Kramer: Europa zwischen West und Ost	66
Hugo Kramer: Angriff auf den Amerika-Mythos	211
Gertrud Woker: Die modernen Kriegsmethoden im Rahmen der politischen Weltsituation	261
Paul Furrer: Die Notlage der öffentlichen Schulen Amerikas	451
Hugo Kramer: Der Welthunger und die Christen	511

Zum Kampf um den Frieden

	Seite
Magister: Die Schule als Trägerin des Friedensgedankens	156
Leo Szilard: Der erste Schritt zum Frieden	261
Carmen Weingartner-Studer/Albert Böhler: Tatsachen der atomischen Bedrohung und unsere Verantwortung	276
Willi Kobe: Die Revolutionierung von Wirtschaftsunternehmungen im Dienste der Demokratie und des Friedens	371

Leonhard Ragaz zum Gedächtnis

	Seite		Seite		Seite
Januar/Februar	4	Mai	198	Oktober	475
März	98	Juni/Juli	253	November	515
April	145	September	409		

Von Menschen

	Seite
Margarete Susman: Einige Erinnerungen aus meinem Leben	151
Albert Böhler: Johann Christoph Blumhardt	509
Albert Böhler: Wir gedenken unseres Freundes Leonhard Ragaz	572

Zitate, Worte

	Seite
Zu Ostern! Christoph Blumhardt	97
Zu Pfingsten! J. Chr. Blumhardt, Vater	197
Karl Christian Planck: Deutschland und der Napoleonismus	210
Joh. Chr. Blumhardt	404
Sören Aabye Kierkegaard (1813 bis 1855)	512

Gespräch und Besinnung

	Seite
April: Eremita/O.Abegg: Koexistenz	170
Mai: Erich Bloch: Der Kampf um den Frieden	224
Juni/Juli: G. H. B.: Verantwortungsvolle Landesverteidigung	307
Alfred Daniel: Von der Machtergreifung des Geistes	309
August: GSH: Der Kampf um den Frieden	378
Milton Weil: Zum «Angriff auf den Amerika-Mythos»	380
Prof. Dr. L. L. Matthias: Replik auf die Erwiderung des Herrn Milton Weil	382
Bemerkungen der Redaktion	383
Oktober: Alice Herz: Zum Amerika-Problem	482
November: Erich Bloch: Der Kampf um den Frieden	536
Dezember: GSH: Der Kampf um den Frieden	587
Die Redaktion: Eine neue Wasserstoffbombenexplosion – Was ist dazu zu sagen?	

Weltrundschau (Dr. Hugo Kramer)

	Seite		Seite		Seite
Januar/Februar	85	Juni/Juli	312	Oktober	492
März	123	August	384	November	538
April	176	September	432	Dezember	588

Eidgenössischer Rundblick (Ulrich Künder)

	Seite		Seite		Seite
Mai	228	Juni/Juli	342	Dezember	603

Von Büchern

Seite

Hinweis auf Literatur zur Europafrage (H. K.) 96
R. Morgenthaler: «Kommendes Reich» (H. S.) 141
J. C. Rossaint: Zur Außenpolitik Deutschlands (H. K.) 142
Wilhelm Mensching: Nordamerikas Eigenart unter den Erdteilen (H. K.) 143
Friedrich Wilhelm Foerster: Lebensführung (O. Abegg) 143
Josué Jéhouda: Guglielmo Ferrero (H. K.) 196
Hans Spahn: Jesus Christus und seine welterlösende Kraft (Karl Küßner) 196
Nikolaus Koch: Kriegsdienst und Friedensdienst (C. W.-St.) 347
Prof. Dr. Fritz Blanke: Kirchen und Sekten (J. L.) 349
Josef Weber: Was ist Militarismus? (J. L.) 350
F. W. Zeylmans van Emmichoven: Amerika und der Amerikanismus (J. L.) 350

Seit

Hélène Monastier: Paix, Pelle et Pioche, histoire du S. C. I. de 1919 à 1954 (R. H.) 35
Wormelsdorff/Schietzel/Neufeld: Karte Europas (C. W.-St.) 35
Literatur zur Atombombenfrage 35
Emmy Moor: Jugendgefährdung – Jugendschutz (K. St.) 40
Die Botschaft eines Kernphysikers (Albert Böhler):
I. Charles-Noel Martin: Hat die Stunde H geschlagen? 50
II. Und noch eine Randbemerkung über die Stellung der Kirche 50
Walter Bienert: Krieg – Kriegsdienst und Kriegsdienstverweigerung (Albert Böhler) 55
Else Schubert-Christaller: Vor deinen Toren, Jerusalem (C. W.-St.) 58
Hermann Maas: ... und will Rachels Kinder wieder bringen in das Land (C. W.-St.) 58
Zeitdienst: Afrika wird frei (K. St.) 61

Berichte, Aufrufe, Zeugnis, Mitteilungen, Redaktionelles, Antworten

Premysl Pitter: Gedanken zu der Botschaft der protestantischen Kirchen in der Tschechoslowakei 114
Albert Böhler: Ein offenes Wort 116
Johannes Fleischer: Berichtigung 121
SZF: Resolution 122
Premysl Pitter: Antwort auf eine Frage 168
—: Antwort! 169
C. W.-St.: Bericht über die Jahresversammlung vom 13. März 1955
D. R.: An unsere Leser 351
Redaktionelle Bemerkungen 352
Informations Catholiques Internationales: Die religiöse Freiheit existiert nicht, erklärte der aus Wuchow ausgewiesene Bischof 401
Jörg Liechti: Schweizerische Hilfe an wirtschaftlich benachteiligte Länder 402

Berichtigungen 40
An unsere Abonnenten 40
Die internationale Konferenz des Internationalen Bundes religiöser Sozialisten in Frankfurt (14. bis 18. August 1955)
I. Carmen Weingartner-Studer: Die Aufgabe der religiösen Sozialisten jetzt 41
II. Carmen Weingartner-Studer/Albert Böhler: Ein offenes Wort zur Frankfurter Konferenz 42
C. W.-St.: Bericht über den Ferienkurs auf dem Flumserberg (9. bis 16. Oktober 1955)
Religiös-soziale Vereinigung der Schweiz: Zur Initiative Chevallier
Anmerkung zu S. A. Kierkegaard (Albert Böhler) 5
H. H.: Hilfe für Indien. Ein Aufruf 5

VERANTWORTUNG FÜR EUROPA

Der Geburtstag der Welt

Der Kalender, der rhythmische Ablauf des Jahres, mit seinem Anfang und seinem Ende, seinen Werk-, Ruhe- und Festtagen, ist ein charakteristisches Ausdrucksmittel für den Geist der verschiedenen Religionen, Kulturen und Völker. Besonders gilt dies für denjenigen Zeitpunkt oder dasjenige Ereignis, das jeweils den Beginn der Zeitrechnung überhaupt bezeichnet. Für das Christentum brauchte Jesus, als Sohn Gottes, nur geboren zu werden, um eine neue Weltära zu eröffnen; der Islam aber, dessen Prophet keinerlei Göttlichkeit für sich beansprucht, beginnt, durchaus folgerichtig, nicht mit Mohammeds Geburt, sondern mit seiner ersten weltgeschichtlichen und religionsgründenden Tat, der Flucht von Mekka nach Medina, der «Hedschra» im Jahre 622.

Auch säkulare Bewegungen, wie die Französische und die Bolschewistische Revolution, haben den, allerdings meist mißglückten, Versuch gemacht, einen neuen Kalender einzuführen, um damit ihre epochale Bedeutung zu symbolisieren. Gelegentlich findet man auch bei uns das Datum «im Jahre . . . seit der Gründung des Judenstaats», doch scheint es sich nicht recht durchzusetzen. Noch immer zählt der Jude, auch der in Israel, seine Zeit von der Erschaffung der Welt an: sein Neujahr ist deren Geburtstag.

Dies war nicht immer ganz unbestritten. Der Mischnatraktat «Rosch Haschana» beginnt wie folgt: «Vier Jahresanfänge gibt es: Am ersten Nissan ist Rosch Haschana für die Könige (das heißt deren Regierungszeiten) und für die Feste. Am ersten Elul ist Rosch Haschana für den Zehnten vom Vieh . . . Am ersten Tischri ist Rosch Haschana für die Jahre und für die Brachjahre und die Jobeljahre, für die Pflanzung und das Gemüse. Am ersten Schwat ist Rosch Haschana für den Baum, nach den Worten der Schule Schamais; die Schule Hillels aber sagt: am fünfzehnten.»

Gewisse Reste dieser ursprünglichen Vierteilung sind noch heute im jüdischen Kalender erhalten: Nissan, und Tischri, ist nicht der erste Monat, und das «Neujahrsfest der Bäume» begehen wir am fünfzehnten Schwat. Keiner dieser Einschnitte aber hat auch nur im entferntesten die religiöse Bedeutung von «Rosch Haschana» gewonnen,

obwohl es in der Thora als solches bekanntlich nicht vorkommt, sondern nur als der Tag des Schofarblasens und der heiligen Versammlung, der dem Jom Hakippurim um zehn Tage vorangeht.

Samson Raphael Hirsch hat den jüdischen Kalender, den Luach, als unseren Katechismus bezeichnet, und Bialik hat uns gelehrt, in den talmudischen Auseinandersetzungen letzte weltanschauliche Positionen aufzusuchen. Es ist deshalb vielleicht nicht zu kühn, eine ähnliche Betrachtung an die obige Mischna anzuschließen. In diesem Sinne wäre dann der Streit zwischen den vier Jahresanfängen eine prinzipielle Auseinandersetzung, die sich im jüdischen Volksgeist vollzogen hat. Das Neujahr am ersten Nissan würde das politische, das am ersten Elul das kultische, das am fünfzehnten Schwat das rein naturhafte Prinzip vertreten. Der erste Tischri aber, unser Rosch Haschana, eröffnet das Jahr schlechthin, freilich zugleich mit seinem Eingreifen in den Naturrhythmus und dessen religionsgesetzliche Regelung. Er ist, in der Sprache des Machsor, des Festgebetbuches, «Jom Harat Olam», der Geburtstag der Welt. Als solcher hat er seine politischen, kultischen und rein naturhaften Nebenbuhler besiegt. Die Entscheidung in diesem Wettstreit trägt einen universalistischen Charakter: sie ist ein Bekenntnis zur Menschheit und ihrer Einheit.

Dieser Charakter des jüdischen Jahresbeginns kommt auch in der Wahl der Thora- und Prophetenabschnitte zum Ausdruck, die wir nach rabbinischer Vorschrift zu Rosch Haschana lesen. Der erste Tag zeigt uns ein sehr altes Elternpaar, Sara und Abraham, die nun endlich den lange erbetenen Sohn erhalten: Jizchak. Sara aber ist auf Jischmael, den Sohn Abrahams mit der ägyptischen Magd Hagar – der Stamm ihres Namens weist auf die Hagira, die Hedschra, auf Wanderung und Flucht –, so eifersüchtig, daß sie Abraham zwingt, beide zu vertreiben, und auch Gott stimmt dem zu. Nun aber wird Not und Leid der fliehenden Mutter geschildert, deren Knäblein in der Wüste zu verdursten droht. Sie entfernt sich um eines Bogenschusses Weite von ihm, denn sie kann sein Sterben nicht mit ansehen. Da aber tröstet sie ein Engel Gottes vom Himmel, Gott öffnet ihre Augen und zeigt ihr einen nahen Quell, «denn es hörte Gott auf die Stimme des Knaben, wo immer er war». (Gen. XXI.) Damals also hörte Gott noch auf die Stimme eines leidenden Kindes und beugte sich zum Herzen einer gequälten Mutter, auch wenn sie «nur» eine geflüchtete Ägypterin war.

Der Prophetenabschnitt des gleichen Tages, das erste Kapitel des ersten Buches Samuel, nimmt das gleiche rein menschliche Motiv der Urbeziehung zwischen Eltern und Kindern auf und setzt es fort. Elkana hat zwei Frauen, Channa, die kinderlose, und Penina, die «Perle», die fruchtbare. Trotzdem liebt er Channa mehr, aber sie erfährt von der gesegneten Nebenbuhlerin eine Kränkung nach der anderen, ähnlich wie Hagar, die Magd, von Sara, der «Fürstin». Während aber im Thoraabschnitt, bei allem Mitleiden mit Hagar, die letzte Entscheidung

doch für Sara ausfällt, sind im Prophetenabschnitt die Gewichte umgekehrt verteilt. Von Penina hören wir nichts mehr, aber Channa, deren Namen mit Chen, Gnade, zusammenhängt, erwirbt sich die göttliche Gnade schließlich durch ihr stummes Gebet, bei dem «ihre Stimme nicht gehört ward, nur ihre Lippen bewegen sich» und das die religionsgesetzliche Grundlage für das leise gesprochene Achtzehngebet abgegeben hat.

Eli aber, der Priester, also der beamtete Vorsteher des Kultwesens, der oberste Vertreter der «Religion», mißversteht Channas stummes Gebet als das Gehaben einer Trunkenen und muß sich von der Beterin über das Wesen ihrer Glaubenstrunkenheit belehren lassen. Die einfache Frau überwindet die Skepsis des Priesters: es ist eine religiöse Revolution im Sinne von Leonhard Ragaz, des großen Schweizer Christen und religiösen Sozialisten unvergessenen und gesegneten Andenkens. Mit dem Siege der Mutter über die Institution und deren seelentauben Vertreter beginnt das Judentum jedes neue Jahr. Hagar, die Ägypterin und Mutter Jischmaels, des Stammvaters der Araber, und Channa, die Mutter des Propheten Samuel, reichen sich in Mutterleid und Muttertrost als Schwestern die Hände.

Der zweite Festtag bringt eine weitere Steigerung der gleichen Grundmotive. Abraham soll Jizchak verlieren, ihn, den einzigen ihrer Söhne, den er ganz liebt. Nach dem Leiden der Mutter, dem passiven Frauenleid, erscheint nun das aktive Mannesleid: er muß es sich selbst antun. Seine paradoxe Glaubensbereitschaft, nur als Mysterium verständlich, wird belohnt: wie Gottes Engel für Jischmael einen Quell bereithielt, so hält Gott nun für Jizchak, besser: statt seiner, ein Opferlamm bereit. Die beiden Halbbrüder und Feinde werden Schicksalsgenossen gleicher Gefahr und ähnlicher Rettung: Brüder nun auch sie, wie Hagar und Channa zu Schwestern wurden.

Der Prophetenabschnitt aber, aus dem Kapitel Jeremias, hebt eines aus diesen urmenschlichen Motiven des Rosch-Haschana-Tages, und das vielleicht zentrale: das der Mutter, aus dem persönlichen Bezirk empor, ohne doch diesen anzutasten. Rachel weint um ihre Kinder und weigert sich, Trost anzunehmen, «ki enennu». Die beiden hebräischen Wörter lassen sich verschieden übersetzen, und neben dem landläufigen «denn sie sind nicht mehr» läßt sich auch die kühnere Übersetzung vertreten: «als ob sie nicht mehr wären». Diese leuchtet besonders dann ein, wenn man an die einzige biblische Parallele denkt, wo ein scheinbar seines Kindes beraubter Mensch sich weigert, Trost anzunehmen: Jaakow, der um Joseph klagt (Gen. XXXVII, 35). Joseph aber lebt, und so leben Rachels Söhne, die für Jirmijahus prophetisches Bewußtsein bereits Mutter und Stammutter zugleich war. Damit werden ihre Kinder zu den zeitlich verlorenen und ewig geborgenen Stämmen Israels, die in ihrer Gesamtheit das lebende Volk ausmachen.

Aber auch das Vatermotiv ist noch einer weiteren Steigerung fähig.

Wir erfahren sie in einem Gebet, das ausschließlich den «zehn Tagen der Umkehr» vom ersten bis zum zehnten Tischri angehört und in dem wir Gott zugleich «unseren Vater» und «unseren König» nennen.

«Awinu, Malkenu», er ist es, der am Geburtstag seiner Welt seine Kinder tröstet und sie zu Brüdern und Schwestern macht, all die liebenden und bangenden Väter und Mütter und ihre gefährdeten und geretteten Kinder. Wie stets, so hängt auch hier das Individuellste am Universalen: im Einzelmenschen wird die Welt jeweils wiedergeboren.

Die «ehrfurchtbaren Tage» sind heute für die meisten von uns eine Verlegenheit, weil sie sich weder national noch kultisch noch rein naturhaft erfassen lassen. Die Umkehr, die sie von uns verlangen, läßt den Geburtstagen der Könige, der Zehnten und der Bäume ihren Raum und ihr Recht, aber sie verlangt den zentralen Platz für das, was Rosch Haschana immer war und immer bleiben wird, für den Geburtstag der Welt.

Ernst Simon

Leonhard Ragaz zum Gedächtnis

Vorbemerkung der Redaktion: Im Dezember dieses Jahres jährt sich zum zehnten Male der Todestag von Leonhard Ragaz. Zum Gedenken an ihn werden wir im Laufe dieses Jahrganges der «Neuen Wege» in jedem Heft eine kleinere oder größere Anzahl Worte von ihm aus seinen Beiträgen in den «Neuen Wegen» bringen. Wir wissen, daß er mit uns den Kampf um das Reich Gottes weiterkämpft und daß seine Worte uns stärken und aufrufen können. Wir beginnen mit den ersten Jahrgängen der «Neuen Wege» und machen mit dem Kämpfer Leonhard Ragaz einen Gang durch seinen Lebenskampf.

Kämpfer und Zuschauer

Kämpfer oder Zuschauer des Lebens, es gilt zu wählen. Für den Menschen, der Gott dienen will, ist die Wahl zwar grundsätzlich schon getroffen. Denn das Zuschauertum ist ja ganz einfach Behütung, Kultus und Genuß des Selbst. Sein Gericht ist Geschwätz oder, bei feineren Naturen, Unfruchtbarkeit. Denn sie lähmen als ihre eigenen Zuschauer auch sich selbst. Gottesdienst aber ist Arbeit und Selbstverleugnung, damit aber zugleich Gewinnung eines starken Ichs. Gott schaut jedenfalls auf die Sache, nicht auf die ästhetische Form. Ein Mensch, der mit Gott und für Gott wirken will, muß auch das ästhetische Märtyrium auf sich nehmen. Er findet aber im Kampfe eine Freude, die die andern nicht kennen. Gerade damit kommt er Gott

näher. Denn Gott selbst ist ein Kämpfer: mitten im wilden Weltwirbel schafft er sein Reich. Darum kann ihn nur recht verstehen, wer mit ihm als Kämpfer schafft. («Neue Wege» 1907.)

Vom Kapitalismus zum Sozialismus

Die in Jesus erschienene Wahrheit von der Bedeutung der Menschenseele, von der brüderlichen Zusammengehörigkeit der Menschen, von dem Dienste Gottes gegen den Dienst des Mammons, seine Hoffnung auf Gottesherrschaft auf Erden, kann nicht mit dem Kapitalismus sein. Wohl aber hat Gott auch in der kapitalistischen Periode gewaltet, und es ist uns Trost und Erhebung, sein großes Schaffen ahnend zu verstehen. Aber weiter und höher geht immer sein Weg. Mag der Kapitalismus, wenn auch nur unbewußt, dem Wort des alten Bundes gehorcht haben: «Machet euch die Erde untertan», so muß es nun dem neuen Bunde entgegengehen, der spricht: «Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne, litte aber Schaden an seiner Seele?» und «Dienet einander». So ist die Entwicklung vom Kapitalismus zum Sozialismus ein Weg tiefer ins Gottesreich hinein. (1907)

Kirche, Christentum und Nachfolge

Jesus steht zwar auch nach unserer Meinung nicht auf Seiten der Kirchenstürmer. Dazu ist er zu groß. Sein Wirken ist mehr positiv als negativ; seine Sache ist mehr das Ja als das Nein. Aber sein Ja verschlingt eben doch alles Kirchenwesen. Er hat keine Priester und Pastoren, keine Altäre und keine Katechismen, keine Dogmen und Theologien eingeführt, sondern etwas viel Größeres getan: das *Reich Gottes* verkündigt und gelebt. Dieses ist so laienhaft und weltlich als möglich; es lebt, wo Kindessinn ist.

Wir haben das Christentum so wenig, daß vielmehr echte Nachfolge Christi unter uns als Utopie belächelt, wenn nicht als Frevel gebrandmarkt würde.

Über den «rechten Glauben» gestritten haben die Kirchen viel, aber in rechtem Glauben etwas gewagt, selten. Sie haben es lieber mit der Schlangenklugheit gehalten, die geriebensten Diplomaten gestellt und sich mit der Welt wunderbar gut abzufinden gewußt.

Wir wirken also für das Gottesreich gegen alle Hindernisse, Nachahmungen und Hemmungen desselben, und damit für die wahre religiöse Gemeinschaft, überhaupt für das, was die Kirche selbst als ihr höchstes Ziel bekennt! (1907)

Wahrheitskampf, Presse und Welt

Wahrheit macht und erhält gesund und frei, nicht Schwindel.

Unsere Presse tritt immer skrupelloser in den Dienst des Macht-

kampfes und verzichtet immer entschlossener auf die Ehre, eine Stimme der *Wahrheit* zu sein.

Unsere Welt ist voll schwerer Spannungen und Herausforderungen der sittlichen Weltordnung. Die Entladung in Gewittern und Katastrophen wird nicht ausbleiben. (1907)

Nationalismus, Patriotismus und Heimatliebe

Ich für meinen Teil lasse mir mein Verhältnis zum Vaterland so wenig durch eine patriotische Orthodoxie zensurieren wie mein Verhältnis zu Gott durch eine kirchliche, sondern erlaube mir, auf meine Weise das Land und Volk, in das ich hineingestellt, aus dem ich vielmehr herausgewachsen bin, zu lieben.

An Stelle der naiven Selbstgefälligkeit, die sich im Spiegel beschaut und im Rühmen der Vorzüge des eigenen Volkes sich groß vorkommt, muß treten das Gefühl der Verantwortlichkeit für das Volksganze, die Selbstkritik, das Opfer – das wirkliche, nicht das Phrasenopfer –, das Dienen. Das alles heißt aber im wesentlichen *Leiden*. Davon reden unsere Patrioten wenig und doch liegt hier allein der sittliche Wert, den der «Patriotismus» haben könnte. Für sein Volk schaffen, seine Leiden, seine Sünden als eigene Last auf dem Herzen tragen, ihm die Wahrheit sagen und von ihm verkannt und verlästert werden – wer das kann, der ist ein «Patriot». Vielleicht wird man ihn dann einen Verräter nennen wie Jeremias. Aber nur soviel als *davon* in einem Volke lebt, gibt es darin sittlich wertvolle Heimatliebe.

Wenn ich das Wort «christlich» gern brauchte, so würde ich sagen: es soll an Stelle des heidnischen ein christlicher Patriotismus treten. Aus dem Heidentum müssen wir heraus – ob wir's nun im Namen des Christentums oder des Menschentums tun, ist gleichgültig. Volk und Vaterland sind dann nicht mehr ein Zeughaus für den Kampf mit andern Völkern, sondern eine größere Familie, in der wir lernen, Gott und den Menschen zu dienen, und in der wir uns freudig mit den andern Volksfamilien zusammenschließen zu der Gemeinschaft der Menschheit oder, evangelisch gesprochen, des Gottesreiches. In diesem Sinne wollen wir, wenn's sein muß auf «unpatriotische» Weise, das Vaterland lieben und ihm dienen. (1907)

Wohin?

Überhaupt kommt es uns auf das «neu» nicht so sehr an als auf das «wahr». Die Sache Jesu, der Propheten und Reformatoren ist, soweit wir sie verstanden haben, auch die unsrige; wir haben nie Anlaß zu der Vermutung gegeben, daß sie es nicht sei. Aber einerseits könnte es doch wohl sein, daß diese Sache von Zeit zu Zeit neu verstanden wird, andrerseits, daß zu alten Zielen neue Wege gesucht werden müssen, weil die bisherigen ungangbar oder ungenügend geworden.

Neue Wege in diesem Sinne suchen nicht wir allein, wir haben viele Genossen; das war uns stets selbstverständlich. Unsere Titelvignette (es war ein Segelschiff mit geschwelltem Segel, das sich mit andern auf dem Meer befand. D. Red.) zeigt deutlich, daß noch viele andere mit uns über das wogende Meer der Probleme, Nöte und Verheißungen der Gegenwart nach dem ersehnten Strand einer erneuerten Welt fahren. Wir sind bei weitem nicht so unbescheiden, wie manche anzunehmen scheinen, wir sind nur so unbescheiden, arbeiten zu wollen, *vorwärts* zu wollen.

An ein Neues glauben wir allerdings, ein Neues haben wir im Auge. Aber nicht wir sind's, die es geschaffen haben, es ist da, es lockt, befiehlt; wir aber möchten ihm bloß dienen, seinem Werden, so viel an uns liegt, zu Hilfe kommen, und möchten zu diesem Zwecke seinen Sinn recht klar erkennen.

Aber der Mensch ist uns nicht das oberste Wort, womit wir die Bewegung der Zeit deuten. Wir sehen darin *Gott* walten, den schaffenden, vorwärtsführenden, und sehen daraus hervorbrechen eine neue Entfaltung des in Jesu Botschaft und Leben erschienenen Gottesreiches. Wir sind darum Hoffende, Zukunftsgläubige um Gottes und Christi willen; aber wir sind es nicht zu wolkenwandelnder Schwärmerei, sondern zur Arbeit. Mitarbeiter, verstehende und entschlossene, des schaffend vorwärtsschreitenden Gottes zu sein, das ist das Sehnen und Wollen, das im Tiefsten uns treibt, das uns immer mehr treiben soll, uns und viele andern – wie gerne hofften wir: *alle* andern. Wir haben darin unsere beste Lebensfreude; und wie möchten wir sie allen gönnen!

Aber wir empfinden es und haben es auch von der Geschichte gelernt, daß Gott nicht in abstrakten Theorien zu den Menschen spricht, zu allen Zeiten ganz gleich, und daß wir ihn nicht in Gedankengebilden zu suchen und zu erkennen haben, sondern daß er in der *Geschichte* redet, in seinem fortschreitenden Schöpfungswerk, und darum jeder Zeit wieder ein anderer wird, zu jeder Zeit wieder ein besonderes Wort redet, bis einst die Fülle seiner Wahrheit erschlossen sein wird. Obschon er der gleiche geblieben ist, redet er anders zu uns, den Kindern des Maschinenzeitalters und Weltverkehrs, den Zeitgenossen des Kapitalismus und Sozialismus, als er zu Moses und Paulus und zu Luther geredet. Dieses besondere Wort Gottes an unsere Zeit möchten wir verstehen. Wir glauben aber nicht, daß es in den Studierstuben der Theologen oder in den Versammlungslokalen der Pastoralkonferenzen, auch nicht, daß es in den Laboratorien der Naturforscher oder in den Hörsälen der Philosophen offenbart wird, sondern glauben aus der Geschichte zu wissen, daß Gott das neue Wort der Offenbarung, das er zu einer Zeit spricht, mit ihrer größten Not und Sehnsucht verbinde. Diese aber sehen wir heute konzentriert

in der *sozialen Bewegung*, das Wort im tiefsten Sinne verstanden, den es haben kann.

Uns ist das soziale Problem zugleich ein religiöses. Wir haben eben gelernt, Gott nicht bloß in Theorien, Andachten, Stimmungen, kirchlichen oder theologischen Fragen zu finden, sondern ihn als in der *Wirklichkeit*, der groben, kampfreichen, unbequemen Wirklichkeit, Schaffenden zu schauen. Ihn da zu verstehen, da ihm handelnd nachzugehen, ist uns «religiöse Arbeit», nicht andächtiges Träumen oder theologisches Diskutieren.

Wir hoffen auf eine Erneuerung des Christentums oder, besser gesagt: auf ein neues Aufleuchten, Verstandenwerden, Lebendigwerden der Wahrheit, die in Jesus ihren höchsten Ausdruck gefunden hat. Wir ersehnen ein neues Offenbarwerden der Realität Gottes, eine neue Fleischwerdung des Christusgeistes in der Menschenwelt. Diese Sehnsucht ist's, die unsere Kritik des Kirchentums und landläufigen Christentums (unser eigenes inbegriffen) veranlaßt. Sie soll dem Größeren dienen. Sie hat nicht die Zerstörung, sondern das Bauen zum Ziel. Denn wir glauben allerdings, daß die Gestalt der Christenheit erneuert werden müsse – nicht bloß durch menschliches Suchen allerdings, sondern durch Kraft und Geist von der Höhe her, aber doch so, daß auch wir das Unsrige tun müssen. (1909.)

Christentum als Theokratie*

Vorbemerkung der Redaktion: Das Kapitel «*Christentum als Theokratie*» wurde am 1. Februar 1953 von Carl Dallago abgeschlossen. Er erweist sich darin als einer von jenen «Einzelnen», die sich Kierkegaard wünschte. Es ist nicht der selbstisch isolierte und atomisierte Einzelne individualistischer Art, sondern der Einzelne in der Verantwortung vor Gott und für die Welt als Prüfer und Mahner der Gemeinschaften, Völker und Mächte. Als solcher hat auch Dallago sein Wort in die Zeit hineingesprochen und in jenen Tagen die faschistisch-nazistische «Diktatur des Wahns» wie ganz wenige enthüllt und gegen sie angekämpft. Dallago lebte keiner Mystik, sondern er suchte das lebendige Wort Gottes und vertrat es in der Welt gegen die Welt des Wahns und der Lüge. Auf *seine* Art diente er dem Kampf um das Reich Gottes. Die vorliegende Schrift ist ein lebendiges Zeugnis davon geblieben. Sie sei daher unsern Lesern nochmals empfohlen.

* Siehe Heft 12 des Jahrganges 1954, wo wir aus Dallagos' Nachlaß die Einleitung seines Werkes «Was ist Christentum?» brachten.

Motto: «Durch Gideons Mund aber sagt der Mensch, auf dem der Geist ruht, daß er nicht herrschen wolle.» (Martin Buber im Kapitel: «Um die Theokratie.»)
«Das Heil kommt von den Juden.» Joh. 4/22.

1.

In meiner Schrift «Es geht um die anima naturaliter christiana» ist auf das Buch «Königtum Gottes» von *Martin Buber* verwiesen, das in klarer Sprache und Darstellung uns ersichtlich macht, wie die Juden als das auserwählte Volk von ihrer Bestimmung, der Aufrichtung der Theokratie, immer mehr abgewichen sind durch innerliche Verarmung, durch Überschätzung der äußeren Welt und ihrer Machtstände. Für meine Auffassung des Christentums ist es tunlich, nochmals auf dieses religionswissenschaftliche Buch zu verweisen, in dem Martin Buber als Jude und religiöser Forscher es unternommen hat, «die Geschichtlichkeit des Gideonspruches» darzutun, mit der er auch den «theokratischen Verfassungswillen im vorköniglichen Israel» geschichtlich erwiesen sieht. Was mich drängt, hier aufhorchend zu verweilen, ist die Freude an dem Spruche Gideons, an dem, wie ich ihn höre, jeder gottesgläubige Mensch, ja auch der Christ, seine Freude haben kann. Denn der Spruch sagt so aus, daß er in unserer Zeit der offenen Gottlosigkeit wie des völligen Mangels an Christentum bei den Namenschristen den Machthaber, dem der Spruch tatsächlich Weisung geworden ist, als wahrhaft christlich geartet hinstellen würde. In Gideons Spruch ist nämlich die Menschenherrschaft ausgeschaltet, weil die Gottesherrschaft begehrt wird: «Ich (Gideon) werde nicht über euch walten, mein Sohn wird nicht über euch walten» – darin ist beschlossen: kein Mensch soll über euch walten; denn es folgt: «. . . der Gott selber und er allein ist es, der über euch walten soll.» Der Spruch wagt es, mit der Theokratie Ernst zu machen. Das hören wir aus dem Buche eines Juden, der freilich auch Geistesmensch ist, von dem man jedoch gewiß nicht annehmen kann, daß er uns Christentum darbieten wolle. Aber wenn wir das Gehörte in uns einlassen wie in ein Gefäß, in welchem es aufgelöst und zugleich verwahrt wird, wird es uns auch netzen und durchdringen, und wir werden einzusehen und zu fühlen beginnen, daß letzten Endes auch der theokratische Verfassungswille, der jede Menschenherrschaft ausschaltet, es ist, der das Reich, das zu uns als Christen kommen soll, gestalten muß. So habe ich den Eindruck bekommen, daß das Buch dieses jüdischen Forschers, dem Geist und Redlichkeit in gleicher Weise eignen, auch für die Frage: *was ist Christentum?* mehr zu geben hat als alle die Schriften unserer heutigen Apologeten der Romkirche, durch die das Offiziellsein des Christentums in dieser Welt, von der das Reich Christi nicht ist und nicht sein kann, zustande gekommen ist.

Damit sei keiner anderen offiziellen Kirche, die sich christlich nennt, das Wort geredet, nur festgehalten, daß das Unvereinbare: in dieser Welt *offiziell* – und zugleich Kirche Christi und als solche Sachwalterin des Reiches Christi *zu sein*, das nicht von dieser Welt ist, zunächst an der Mutterkirche, von der diese Haltung ausging, zu beanstanden ist. Der offizielle kirchliche Protestantismus hat ja für das Protestieren aus Christlichkeit auch längst die Befähigung eingebüßt. Luther setzte wohl richtig ein gegen die weltliche Haltung des kirchlichen Roms, aber nicht tief genug, sonst hätte er nicht den Papst als Person, sondern die ganze Kirche, die als offizielle Kirche in dieser Welt nicht die Kirche Christi sein konnte, bekämpfen und verneinen müssen. So vermochte auch sein Protestieren aus redlichem Christenglauben nicht das Geringste gegen das Grundübel, das Offiziellsein, das seiner eigenen Haltung immer mehr anhängig wurde, indem er es nicht unterließ, sich mit weltlichen Mitteln durchzusetzen. Man sehe doch danach, wo heute der offizielle kirchliche Protestantismus gelandet ist, man sehe nach der Reichs-Volkskirche im Dritten Reich! Und das läßt noch nicht davon ab, sich evangelisch zu nennen: diese Reichs-Volksküche, die zu wüstesten Gewalttaten die weltlich gekochte geistige Nahrung spenden muß. Welch ein Zirkus-Kirchenchristentum! Und das kirchliche Rom: es ist nicht minder weltlich, nur geschulter, formsicherer und traditionell klüger in der ganzen Aufmachung. Der Faschismus ist auch da heimisch, ist doch Rom der Ort, von dem er ausgegangen ist. Und in die Sphäre von Zirkus- oder Theatervorgängen wird man auch da versetzt, wenn man vom angeblichen Statthalter Christi einen Menschen ihm von Gott entgegengesandt gesehen sieht, der ein ausgesprochener Gewaltmensch ist und für sein Gewalttun den Staat vorschützt, mit dem er sich nicht wörtlich, aber greifbar identifiziert und von dem er öffentlich verlautbart hat, daß er *das Absolute* sei. Es ergäbe: dieser Gewaltmensch das Absolute! Doch darüber wird noch zu reden sein. Zum Pakt mit diesem Menschen, ihn zu unterstützen und seine Machtstellung zu festigen, trieb die Romkirche zweifellos die Sicherung ihrer eigenen weltlichen Machtstellung, also die Sicherung ihres Offiziellseins in dieser Welt. Es zeigt auf: dieses Offiziellsein nötigt zu widerchristlichem Verhalten. Das Offiziellsein, das Ingeltungseinwollen in dieser Welt, erscheint als das Grundübel. Dem Neuen Testament nach (besonders im Johannesevangelium) ist diese Welt ja auch als das Arge hingestellt, das überwunden werden soll. Das Offiziellseinwollen in dieser Welt ist eben weltliches Wollen, dem Weltsinn zugrunde liegt. Den Forderungen des Christentums und der ganzen Haltung des Neuen Testaments nach aber soll den Menschen, den das Christentum gestalten will, den Christen, der Widerweltssinn kennzeichnen. Denn diese Welt ist Menschenmachwerk und Menschenmachtwerk, die setzt voraus des Menschen Abfall von Gott, sein eigenmächtiges Auftreten wider Gottes Ordnung: eben den Sünden-

fall. Sie hat von der Schöpfung Gottes Besitz genommen: so besudelt und verunstaltet und verdirbt sie diese Schöpfung, an der ursprünglich alles gut war. Sie ist geworden, indem der Mensch sich zum Herrn der Schöpfung aufgeworfen hat; Menschenherrschaft gestaltet sie und hat sie gestaltet. Wir haben aber Gott als das Absolute, als Wirklichkeit im eminenten Sinne festzuhalten, was besagt, daß jeder Verstoß gegen das von Gott Gesetzte dieses nicht umwirft, dieses nicht außer Geltung setzt, auch wenn das durch solchen Verstoß Geschaffene in äußere Geltung tritt. Dieses Ingeltungtreten wird vielmehr letzten Endes zu seinem eigenen Verderben sein, und zwar um so mehr, je mehr sein Ingeltungsein Verstoß gegen das von Gott Gesetzte ist. Versteht man nun, was es auch für das Christentum bedeuten muß, «mit der Theokratie Ernst zu machen» und den «theokratischen Verfassungswillen», wie er im vorköniglichen Israel vereinzelt aufgelebt hat, aufleben zu lassen und die Weisung auszugeben: «Kein Mensch soll über Menschen walten, Gott selber und er allein ist es, der über Menschen walten soll?» Versteht man nun, wie erhaben es auch für den Christen ist, anzuerkennen, was durch Gideons Mund gesagt wurde: *daß der Mensch, auf dem der Geist ruht, nicht herrschen will?*

2.

Wer heute dem Christentum noch Glauben entgegenbringt, kann vom Buche Martin Bubers auch vom Sichbescheiden und Sichnichtbescheiden im Judentum hören und daraus lernen, daß für Aufnahme des wahren Religiösen, also auch des Christentums, das Sichbescheiden immer das Höhere ist. Denn mit dem Sichnichtbescheiden wachsen auch die Ansprüche und mit diesen das Weltliche im Menschen, das nach Herrschaft zu trachten beginnt. So ist auch die Haltung der Führer im frühen Judentum, wie sie im Buch der Richter zum Ausdruck kommt, religiös gesehen, als die höhere anzusehen als die der Könige, indem mit der Aufrichtung des erblichen Königtums die Haltung in autoritärer Hinsicht gewachsen und dadurch der wahren Theokratie fernergerückt ist. Wir hören auch von Buber gesagt: «Der eigentliche Widerpart der unmittelbaren Theokratie ist das *erbliche* Königtum.» Darauf ist besonders Bedacht zu legen. Meinem Denken ist wohl längst geläufig, die absolutistische Herrschaftsform als die höchste anzusehen, aber auch als die gefährlichste und übelste, wenn sie dem Absoluten nicht dienend ist. In diesem Falle wird sie geradezu schlimmster Gegensatz zur Herrschaft des Absoluten. Nun sehe ich das an der Geschichte Israels dargetan von einem religionswissenschaftlichen Forscher. Denn Theokratie als Gottesherrschaft bedeutet ja Herrschaft des Absoluten, und das *erbliche* Königtum ermöglicht absolutistische Regierung auch bei größtem Unvermögen, dem Absoluten zu dienen. Denn dieses Vermögen ist nicht erblich, wird erst

errungen durch Glauben, ist Gnade, bedingt eine Verfassung, die sich vom Geist ergriffen zeigt, erfordert einen Menschen, «auf dem der Geist ruht». Das ist Dynastien nicht anhaftend, ist nicht dynastisches Erbgut. Ererbt wird nur die monarchische Regierungsform, die absolutistisches Gepräge haben kann, und je mehr sie dieses Gepräge hat, um so mehr auch Widerpart zur Herrschaft des Absoluten wird, wenn der Träger dieser Regierungsform dem Absoluten nicht dienend ist, wenn auf ihm nicht der Geist ruht. Und daß der absolutistische Herrscher als Ausübender größter Eigenmächtigkeit dem Absoluten nicht dienend ist und daß auf ihm nicht der Geist ruht, bejaht der bereits erwähnte und – wie dargetan – auch für den Christen geltende Satz, daß der Mensch, auf dem der Geist ruht, nicht herrschen wolle. Das liegt schon darin, daß Herrschenwollen in dieser Welt jederzeit vom Weltsinn und nicht vom Widerweltsinn, der den Christen kennzeichnen soll, ausgelöst ist. Daß der Geist – christlich gesehen – auf die Träger absolutistischer weltlicher Herrschaft nie entscheidend geruht hat, zeigt sich schon im Verwehtwordensein sämtlicher angeblich christlicher Weltreiche, die scheinbar auf Erden festen Fuß gefaßt hatten. Denn was vom Geist geschaffen ist, wird nicht verweht. Verweht aber ist das Reich Konstantins, trotz der Annahme eines angeblichen Christentums (mit welcher das Christentum den ersten Knacks bekam, wie Kierkegaard richtig erkannt hat), verweht das Heilige Römische Reich Deutscher Nation, verweht der französische Absolutismus der allerchristlichsten Könige, verweht in unserer Zeit auch das angeblich griechisch-orthodoxe Zarenreich, verweht endlich auch die weltliche Imperiumstellung der Romkirche als der angeblichen Kirche Christi. Wer wollte wagen zu sagen, daß auf ihr als dem offensichtlichen weltlichen Machtgebilde je der Geist geruht habe, der nicht herrschen will? Ja, wer wollte wagen zu sagen, daß auf dem angeblichen Statthalter Christi, der den Gewaltmenschen Mussolini von Gott sich entgegengesandt sieht, der Geist ruhe und daß er, der den Pakt schloß, der ihm für die Sanktionierung des Faschismus den Kirchenstaat und eine beträchtliche Geldsumme eintrug, nicht herrschen wolle? So dürfen wir denken, ohne dem Christentum Eintrag zu tun, daß das Verwehtwerden der völlig verweltlichten Kirche, die immer noch als Kirche Christi auftritt, in der Zukunft weit gründlicher erfolgen werde, auch wenn ihr vorher noch Machtzuwachs und ein Überhandnehmen des bloßen Kirchlichen und Kirchenpolitischen von der Vorsehung zugestanden werden wird, was sie ja immer mehr nur als ein Bedingtes dieser Welt auszuweisen hatte, das schon von dem Aufleben des Christentums als einer Lebenshaltung, die mit allem Glaubenswillen dem Absoluten dient, als eines Lebenswillens, der der Gottesherrschaft jederzeit zugewandt ist, völlig außer Kraft und Geltung gesetzt würde.

Carl Dallago

(Fortsetzung folgt.)

Europa

Über das Europaproblem besteht eine unabsehbare Literatur, und Menschen aller Kreise, Konfessionen, Parteien ringen darum. Unser Anliegen in diesem Heft war nicht, eine Geschichte der Europabewegung, so aufschlußreich eine solche wäre, zu bringen oder rein Geschichtliches zu sagen, sondern wir wollten eine Reihe von Menschen, die um dieses Problem in einer uns möglichst nahen Haltung ringen, zu Worte kommen lassen. Nicht alle Mitarbeiter, an die wir gelangten, konnten wir gewinnen, nicht alle Themen, an denen uns gelegen war, konnten erarbeitet werden. Insbesondere fehlt uns leider ein versprochener Aufsatz «Europa und Amerika», von A. J. Muste, den wir, wenn möglich, in einem der nächsten Hefte zu bringen hoffen.

Nicht ein gefundenes Europakonzept, sondern das Ringen um die Frage soll in diesem Heft zum Ausdruck kommen. Aber wohl in jedem Beitrag leuchtet ein wirklicher Wegweiser sowohl zu den geistigen wie zu den konkreten Fragen Europas auf.

Die Europafrage kann heute nur als ein Ganzes und nur im Zusammenhang mit der übrigen Welt gesehen werden. Sie muß vom Geiste der Wahrheit und vom Gewissen her gestellt und gelöst werden. Das Politische, das Wirtschaftliche, das Soziologische muß sich diesem Geiste und der umfassenden Verantwortung des Gewissens unterordnen. Nicht ein konstruiertes europäisches Vaterland, nicht ein der Weltspaltung dienender europäischer Teilbund, nicht eine Blockbildung, die Europa als Beute an die alten, unheilbringenden Mächte ausliefert, nicht ein europäisches «Bollwerk gegen den Kommunismus» kann und darf geschaffen werden, sondern Europa soll vom Geiste her eine echte Völkerfamilie und soll ein Ferment in der Völkerwelt werden. Die *Aufgabe* liegt in dieser Richtung. Und nur durch eine konkrete Aufgabe kann ein Europa überhaupt geschaffen werden. In Stichworten ausgedrückt, liegen die wesentlichen Punkte dieser Aufgabe in der *Vertretung und Schaffung einer gewaltlosen Politik* (für welche die Zeit gekommen ist und die, als *echte* politische Kraft, allein das gefürchtete *Vakuum* der Unsicherheit gegenüber den bewaffneten Blöcken und der Bedrohung durch sie auffüllen kann, während Rüstung und Remilitarisierung ein tatsächliches Vakuum schaffen, das den Zwang zum Kriege fördert), *im Problem der Abrüstung und Kriegsächtung, im Problem der sozialen Frage, im Problem des gegenseitigen ernstgemeinten Austausches der geistigen, seelischen und menschlichen Güter der einzelnen Völker.* Europa als Sammelbecken aller Geistesströmungen der ganzen Welt, als Ausstrahlungszentrum eines geistigen Glanzes in die ganze Welt, zurückgewonnen seinem ursprünglichen Auftrag, Gottes Herrschaft auf Erden zu dienen!

Wie ist der Boden Europas entweiht und geweiht durch Millionen von Toten, Ermordeten, Gemarterten, getränkt vom Blute edler Menschen, verstört von Ruinen und seelischem wie geistigem Zerfall! Was nützt es im Grunde, wenn aus den Ruinen die Natur blüht und die Technik vieles wieder aufgebaut hat? Ist denn eine Erneuerung im Geiste geschehen? Wo bildet sich die konzentrierte Kraft, um Neugeburt zu vollziehen, und wo breitet sich ein neues Denken, Erkennen und Handeln aus? Es sind Ansätze vorhanden, aber ebenso viele Durchkreuzungen der teuflischen Mächte finden statt. Und hier wäre der *letzte* «Krieg» (wir würden lieber Kampf sagen, doch Kämpfe gibt es, bis Gott wirklich ganz auf Erden sein wird) zu führen, von den Völkern (und sie könnten es!), von jedem Einzelnen, mit der Leidenschaft für die Wahrheit, für die Echtheit des Lebens, als Kinder Gottes und mit *seinen* Waffen ausgerüstet: *der Krieg gegen den Dämon des Krieges*, ein Krieg, der von Europa, von Europäern vor allem geführt werden muß. Noch ist das Beste in den Menschen und Völkern nicht völlig verschüttet, und *dieses* gilt es einzusetzen in dieser allerletzten Stunde. Europa braucht nicht zuerst mühsam aufgebaut, nicht neu gestaltet, nicht gesucht, nicht erzwungen, nicht künstlich zusammengekleistert zu werden, sondern es muß in einer entscheidenden Wendung zum Geiste der Wahrheit hin, in Glaubenstat und mutiger Schau *gegenwärtig* sein und als geistige Macht, die es dann sofort wieder sein könnte, dem Ungeist entgegentreten und ihn in den konkreten Entscheidungen der heutigen Politik besiegen. Dazu allein sind die, die sich Christen nennen, heute aufgerufen. Und nur ein in seiner Gesamt-Wirklichkeit durch die Kräfte eines echten Christus-und-Reich-Gottes-glaubens *erneuertes* Europa, ein als Gottes Schöpfung und von Gott beauftragt empfundenes Europa – nicht ein «integriertes» Machtgebilde – wird eine Verheißung des Lebens haben.

Auf die tiefgehende Krise, die auch dem Europaproblem zugrunde liegt, gibt der russische Philosoph und Europäer vom Geiste her, *Nikolai Berdiajew*, in seinem Büchlein «Von der Würde des Christentums und der Unwürde der Christen» (1947, Vita-Nova-Verlag, Luzern) folgende Antwort:

«Die christliche Welt erfährt eine Krise, die sie bis in ihre tiefsten Grundlagen erschüttert und aufwühlt. Das veräußerlichte, rhetorische und heuchlerische Christentum vermag nicht mehr zu bestehen; seine Zeit ist vorüber. Es ist nicht mehr möglich, die christlichen Bräuche mit einem lügnerischen Paganismus zu vereinigen. Es beginnt die Ära eines aufs Wesen zielenden Realismus, in der sich die fundamentalen Wirklichkeiten des Lebens zu enthüllen und in der alle äußeren Verkleidungen zu fallen beginnen: eine Zeit, in der die menschliche Seele vor das Antlitz des Geheimnisses von Leben und Tod gestellt wird. Alle Konventionen, alle politischen und staatlichen Formen haben ihre Be-

deutung eingebüßt. Die menschliche Seele will in die Tiefen des Lebens tauchen, will das Wissen um das Wesentliche und das in Wahrheit Nützliche erlangen, will leben in der Wahrheit und Gerechtigkeit.

In unserer Zeit, die unter dem Einfluß so großer Erschütterungen des Lebens steht, werden Seelen geboren, die nach einer Wahrheit dürsten, welche durch keine Hüllen verdeckt und durch keine Strahlenbrechung verzerrt wird. Der Mensch ist der Lüge, der bloßen Konventionen und jener äußeren Formen und Zeichen müde, die alle wesentlichen Realitäten des Lebens in unserer Existenz ersetzt haben. Die menschliche Seele verlangt nach der christlichen Wahrheit *ohne* jene Vermittlung durch die Lüge, die von den Christen in diese Wahrheit eingeführt wurde; sie sehnt sich nach der Vereinigung mit Christus selbst.

Die Unwürde der Christen hat die Erinnerung an Christus verdrängt, und die Fähigkeit, Ihn zu erschauen, ist versiegt. Die christliche Wiedergeburt wird also vor allem eine Rückkehr zu Christus und zu seiner Wahrheit sein, die keine menschliche Entstellung mehr trübt. Das Wissen um die Unüberwindbarkeit der Erbsünde darf nicht mehr das Bewußtsein der Verantwortung des Menschen gegenüber dem Werk Christi in dieser Welt schwächen, darf nicht die Anstrengungen im Dienste dieses Werkes lähmen. Scheint auch die Verwirklichung des Christentums, der Wahrheit und der Gebote Christi den Menschen nicht selten eine erdrückende und ergebnislose Aufgabe zu sein, so lehrt uns doch das Christentum selbst, daß es nicht allein durch menschliche Kraft erfüllt werden kann. ‚Was bei den Menschen unmöglich ist, das ist bei Gott möglich.' (Lk. 18, 27.) Der Mensch, der an Christus glaubt, weiß, daß er nicht allein und daß Christus mit ihm ist, und er weiß, daß er dazu berufen ist, die christliche Wahrheit in Gemeinschaft mit Christus, seinem Erlöser, in der Welt aufzurichten.»

Seit Berdiajew dies aussprach, ist die Katastrophe der Atombombe Wirklichkeit geworden. *Reinhold Schneider* sagt in seiner erschütternden Selbstbiographie «Verhüllter Tag» (1955, Jakob Hegner, Olten) die nackte Wahrheit: «Die Konstruktion der Atombombe ist nicht Theorie – und wenn sie es wäre, so unterläge sie derselben Verantwortung, sogar noch einer größeren als der Abwurf. Es hilft uns nichts, daß wir die Angst als die größte Gefahr erklären. Wir müssen uns doch klar darüber sein, daß die von der Menschheit gefürchtete Katastrophe sich längst ereignet hat: im geistigen Sinn als Erdenken der neuen Waffe, im sittlichen als damit verbundener oder vorausgehender Entschluß, im materiellen als rastlos betriebene Herstellung und Aufhäufung – nur die Weite der geschichtlichen Auswirkung ist noch offen. Die Katastrophe ist da; sie ist ein Element unserer Wirklichkeit. Nachdem die Erfindung einmal in den Raum der Geschichte entlassen wurde, ist die menschliche – nicht die göttliche – Freiheit ihr gegenüber

nur noch sehr gering; denn die erste Freiheit des verantwortlichen Erfinders ist schon verbraucht. Zu Beginn des Katastrophenjahres 1939 wurde die Entdeckung der Kettenreaktion mitgeteilt. Wie in der modernen Physik die absurde Vorstellung geistert, daß eine Folge vor ihrer Ursache, Künftiges vor seiner Vergangenheit da ist, so hat der zweite Krieg, ehe er da war, die Gestalt des dritten geboren.»

Viele der Erfinder entstammen Europa, über Europa ist die Auswirkung der Katastrophe verhängt – Europa muß verhindern, daß die Zündschnur tatsächlich ausgelöst wird. Um das Wunder in letzter Minute wollen wir beten, wollen an es glauben und wollen für sein Eintreten etwas tun. Aber dieses Etwas müßte der Einsatz unseres Lebens sein.

Die Redaktion

Frankreich und die Völker Europas

Sie fragen mich, wie ein Christ in Frankreich heute die Aufgabe sehe, die sein Volk in der Welt zu erfüllen hat.

Ich kann nicht sagen, ob die Aufspaltung Europas in Nationen – eine Frucht der Sünde – nicht auch vorbeugendes Urteil oder behütendes Wirken des hilfreichen Gottes ist. Es ist auch nicht sehr wichtig. Meine Pflicht ist, in meinem Volke, das von den andern verschieden, aber deshalb nicht weniger auf sie angewiesen ist, nach meiner christlichen Überzeugung zu leben. Gott hat mich aus allen nationalistischen Illusionen gerissen. Wenn auch die Vorrechte meines Volkes seine einzelnen Glieder tiefer verpflichten als die mancher anderer Völker, so ist es deshalb keineswegs besser, noch wird es von Gott mehr geliebt als diese. Christus ist nicht zur Rettung der Völker, sondern zur Rettung der ganzen Welt gestorben, und alle Schöpfung erwartet die Offenbarung der Söhne Gottes, nach der wir nur noch *eine einzige Herde* sein werden. In diesem Geiste haben wir uns gegen das Wichtignehmen der Grenzen und gegen alle nationale Mystik eingesetzt und dafür gekämpft, daß der nationale Reichtum allen andern Völkern dienstbar gemacht werde. Wir sind bereit, unsere Souveränität zum Wohle Europas und der ganzen Welt einzuschränken. Aber im Namen des christlichen Realismus, der die Völker als natürlich entstandene Gruppen anerkennt, finde ich wenig Gefallen an einem gewissen Kosmopolitismus, wenn ich mich auch zur christlichen Internationale zähle. Nach den schmerzlichen Zeiten, die die Menschen meines Landes durchgemacht haben, ist auch das Verständnis für den Wert nationaler Bindungen wiedergekehrt. Ich bin Christ, Bürger in Frankreich und auf dem Wege zum Weltbürgertum.

So würde ich auf Ihren Brief hin meine auf christlichen Realismus gegründete Stellung umschreiben.

*

Der Franzose brüderlich verbunden mit allen andern Menschen; Frankreich verbunden mit allen übrigen Völkern! Die Realpolitiker und alle Schlauköpfe der Zwischenkriegszeit haben über diese Idee der Völker- und Menschengemeinschaft sehr gelacht. Waren wir nicht Nesthäkchen, die keine Ahnung hatten vom heiligen Egoismus der Nationen, und die wir nicht wußten, daß der Vorteil des einen Volkes sich nur auf die Entbehrung, die Unwissenheit kolonialer Völker und proletarischer Schichten gründen kann?

Aber siehe da! Diese einseitige Abhängigkeit, deren Nutznießer wir waren und deren Bedeutung wir nicht ahnten, ist zerrissen. Der finanzielle und wirtschaftliche Weltmittelpunkt ist vom kleinen Europa nach den Vereinigten Staaten verlegt worden, und das Gesetz des politischen Handelns, das so lange das Erbteil Frankreichs gewesen war, liegt heute in Moskau. Heute leiden wir unter der Abhängigkeit, zu der uns die übrige Welt zwingt. Eine leichte Schwankung der amerikanischen Preise genügt, um die Wirtschaft der europäischen Völker zu erschüttern; eine Schwenkung der russischen Außenpolitik kann die ganze Innenpolitik unserer Länder verändern. Es fällt den Herren von einst schwer, sich ihre Stellung als arme Abhängige einzugestehen!

Aber der Aufstand der Kolonialvölker, der Vereinigten Staaten und der UdSSR ist gerechtfertigt. Er zwingt uns, unsere Wahrheit durch die Tat zu bekennen. Die Völkergemeinschaft, die wir aus unserm Glauben heraus bejahten, ist jetzt in ihrem Werden sichtbar. *Wir leben in der geschichtlichen Zeit, wo die Solidarität unter den Völkern als Tat von uns gefordert wird.* Wir entdecken, daß wir voneinander abhängig sind, so sehr, daß die evangelische Wahrheit, wonach *man sich nicht selbst erlösen kann, wenn man allein stirbt*, zur Selbstverständlichkeit für die Völker geworden ist. Weder die Vereinigten Staaten noch Rußland werden sich ohne uns von ihren Dämonen befreien, noch Europa ohne sie von den seinen. Ebensowenig werden wir uns vor dem Krieg bewahren, ohne Deutschland von seinen Versuchungen und seiner Spaltung zu erlösen. Die Rohstoffe Asiens und Afrikas werden uns verschlossen, und der Friede wird uns versagt sein, wenn wir diesen Kontinenten nicht brüderliche Hilfe und Achtung entgegenbringen. Es gibt weder Friede noch Wohlstand noch Freiheit für uns, wenn andere Völker leiden. Leben und Brot werden entweder für alle oder für niemand da sein.

*

Auf der andern Seite stellen wir fest, daß in dieser revolutionären Lage die Menschen nicht revolutionär sind. In Europa haben sie die Notwendigkeit dieser göttlichen Solidarität noch nicht eingesehen. In

Washington und in Moskau versucht man, sie zu verwirklichen, aber mit den überlebten Mitteln der Beeinflussungszonen, die aus den Völkern nur Satelliten machen.

Durch die Demütigungen, die die Besetzungsmächte über manche Völker gebracht haben, durch die militärischen Niederlagen und die Lasten der Nachkriegszeit ist bei diesen Völkern und bei vielen Einzelmenschen die nationalistische Empfindlichkeit geweckt worden, und allzu viele fallen heute in den Nationalismus zurück. Dieser ist geradezu zu einer von Instinkten genährten Massenbewegung geworden, die sich aus den überlebten Vorstellungen von heiligem Nationalstolz nährt. Sie werden dabei bestärkt durch die UdSSR, die heutzutage eine ähnliche Rolle als Vaterland der Völker spielt, wie wir sie 1789 gespielt haben. Die Menschen klammern sich an die tote Vergangenheit, an den Individualismus und an die nicht mehr zeitgemäße nationale Souveränität. Aber die wirtschaftliche und politische nationale Unabhängigkeit wird zur Illusion in einer Zeit, wo man in einer Stunde zehn Landesgrenzen überfliegt. Es gibt nur noch eine teilweise Unabhängigkeit. Wir sind auf Gedeih und Verderb miteinander verbunden. Selbst das große isolationistische Amerika hat diese Wahrheit begriffen. Und da will sich der europäische Nationalist in seinen Grenzen einschließen wie in der guten alten Zeit! Er hat die Zeichen der Zeit nicht verstanden; er sieht nicht ein, daß unsere Probleme im Rahmen der zu engen, zu geschlossenen und mit Vorrechten zu sehr belasteten Nationen nicht lösbar sind. Er übersieht, daß diese Fragen nur auf internationaler Basis gelöst werden können, daß die wirtschaftlichen und politischen Notwendigkeiten breitere Gemeinschaften voraussetzen und daß insbesondere die europäischen Länder über einen zu engen Raum verfügen, als daß sie anders denn im gesamteuropäischen und Weltrahmen eine Zukunft finden könnten.

Die «Europäer», die beiden Großen, haben allerdings den Blick für den Weltmaßstab, aber dieser Blick ist getrübt durch die Angst, durch das Macht- und Herrschaftsdenken. Beide übernehmen sie den alten Irrtum von der Kolonialherrschaft zu einer Zeit, da allem Kolonialismus die letzte Stunde schlägt: der eine tut es auf dem Wege wirtschaftlicher Eroberung, zu der sich immer schnell auch die politische Beeinflussung gesellt, welche die Hauptwaffe des andern ist. Für die beiden Großen ist die Vereinigung der europäischen oder der Kolonialvölker nicht anders als in ihren Einflußsphären oder unter kapitalistischem, beziehungsweise kommunistischem Protektorat denkbar. Und unsere EVG-Europäer danken kurzerhand zu ihren Gunsten ab. Dieses Protektoratssystem ist für unsere europäischen Völker um so unerträglicher, als sie einst die Freiheit gekannt haben und wohl wissen, daß eine *gewisse* nationale Unabhängigkeit ihre Berechtigung hat.

Blockpolitik und Nationalismus leben voneinander, wie es das Bei-

spiel der EVG deutlich zeigt. Unsere Aufgabe, die der Christen in Frankreich, zwingt uns, auf zwei Fronten zu kämpfen: gegen den wiederauflebenden Nationalismus einerseits, gegen die Knechtschaft, welche die beiden Großen (für Frankreich und Europa heißt dies insbesondere die USA) uns auferlegen möchten, anderseits.

Daneben haben wir aber auch noch eine positive Aufgabe. Wir müssen eine Form der europäischen Vereinigung finden, die zugleich wirksam und von den Großen unabhängig ist und die die Sonderheiten der einzelnen Völker achtet. Dieses Europa kann nur ein Europa ohne ängstliche Abdankung vor den Großen und ohne Knechtschaft sein.

*

In diesem Konflikt zwischen Nationalismus und Weltherrschaft der Großen hören wir das Stammeln eines andern Europa, das sich verändert und das sich sucht. Es ist nicht mehr Utopie, nicht mehr Phantasieprodukt. Die Verdrängung der alten kontinentalen Mächte durch den Ost- und den Westblock macht es notwendig, sich zu verbinden, um der Stimme dieses Europa im Weltkonzert ein Minimum an Kraft zu verleihen. Für sich allein vermögen die einzelnen Staaten nicht mehr, sich vor dem amerikanischen Partner zu behaupten, der über eine unbestreitbare Überlegenheit verfügt. Wäre Europa einig, könnte es sich als achtbares Ganzes vor den Vereinigten Staaten behaupten und ihnen zu verstehen geben, daß wir nicht nur Empfänger sind, sondern daß wir unsere Angelegenheiten selbst zu ordnen imstande sind. Es handelt sich dabei nicht etwa um einen europäischen Nationalismus! Unsere Völker sind durch ihre besonderen Probleme miteinander verbunden. Sie sind Eroberer, denen man ihre Eroberungen weggenommen hat; sie verfügen über zu wenig Rohstoffe; sie verzeichnen eine niedrige Geburtenfrequenz und eine niedrige Sterblichkeitsziffer, also deutliche Überalterung; sie haben individualistische kulturelle Traditionen; ihre kapitalistische Wirtschaftsform ist dekadent; der Nationalsozialismus lebt wieder auf usw.* Wir brauchen unsern Dimensionen und unserm Geiste entsprechende Lösungen, wenn wir überleben wollen. Werden diese Probleme nicht von uns gelöst, so werden uns die USA kolonisieren, und im Gefolge unpassender Lösungen, die man uns aufzwingen wird, werden wir ohne Erfolg bessere in der UdSSR suchen. Dann wird es aus sein mit Europa und seinen Völkern. Wir werden unser Erbe, das uns nicht gehörte, nicht weitergegeben haben.

*

Ich bin glücklich, diese Verteidigung Europas zu einer Stunde zu schreiben, da ich hoffe, daß das französische Parlament die EVG ab-

* Man lese das Buch «L'Europe et sa population» von A. Sauvy, édition internationale, Paris.

lehnen und so endgültig diese schlechte Art, ein Europa zu schaffen, verurteilen wird. Im Zeichen des Krieges zwischen den beiden Blöcken und mit der Schwerindustrie als Rüstkammer ein Europa aufbauen zu wollen, ist gewiß nicht der richtige Weg. Dieses Europa aus fünfeinhalb Staaten, das dem westlichen Militärblock einverleibt werden soll, *ist moralisch unhaltbar.* Das ist das Europa, das mit seiner Vergangenheit untergehen muß, gelähmt durch jene Angst, von der schon A. Siegfried gesagt hat: «Es gibt etwas Gefährlicheres als der Kommunismus, das ist der Antikommunismus.» Es ist das Europa, das sich an seine vergangenen bürgerlichen und kolonialen Vorrechte klammert, das Europa des Heiligen Katholischen Imperiums, welches alle (und vor allem die labouristischen) Völker gegen sich richten müßte, die es ausschließt. Hier erscheint die besondere Verantwortung Frankreichs. Dank seiner entscheidenden militärischen und politischen Lage hat es noch die Macht, nein zu sagen zu diesem Europa. Europa kann ohne Mithilfe Frankreichs nicht geschaffen werden. Aber auch nicht ohne die deutsch-französische Versöhnung. Wir haben uns eifrig darum bemüht und haben unsern deutschen Freunden zu verstehen gegeben, daß wir die EVG nicht ablehnen, um die zur Versöhnung ausgestreckte Hand zurückzuweisen, sondern weil wir kein zum voraus zum Scheitern verurteiltes Europa wollen. Dieses Europa wird mit Deutschland, England und Frankreich aufgebaut werden, aber anders. Unsere Regierung hat uns mit dem Holzweg der EVG zu viel kostbare Zeit geraubt.

*

Möchten doch Frankreich und die andern Völker Europas mit der EVG nicht auch Europa verwerfen. Wenn sich die internationale Lage geklärt haben wird, werden wir laut sagen, was für ein Europa wir wollen und daß wir es sofort wollen: ein Europa nämlich, das im Kalten Kriege gleichsam als Brücke zwischen den beiden Blöcken fünfzehn Völker, die sich gegenseitig achten, zusammenschließen wird, bis sich auch diejenigen jenseits des Eisernen Vorhanges noch dazugesellen werden. Eine Gemeinschaft, die Brot und Arbeit, Wohlstand und Gerechtigkeit für alle und Sicherheit obendrein gewähren wird.

Wenn in den nächsten zehn Jahren und nach der Lösung der (keineswegs unlösbaren) deutsch-französischen Frage das Paar Frankreich-Deutschland sich gegenseitig vom Neo-Nazismus und vom Chaos befreien und sich als wahrhaft übernationaler Bund organisieren könnte, welch entscheidender Einfluß könnte da von unserm kleinen asiatischen Kap auf die Entwicklung in Asien und Afrika ausgehen! Welch bestimmender Faktor für das friedliche Nebeneinander der beiden Blöcke könnte da geschaffen werden! Aber welch riesige Aufgabe wäre dies! Um dieses Europa aufbauen zu helfen, muß Frankreich sich vollständig politisch aufrichten: Angst und (berechtigte) Minderwertigkeitsgefühle überwinden, unser Elend und unsere Zerrissenheit bekämpfen, ihnen mit dem Mut derer entgegentreten, die nicht immer auf die andern war-

ten, wenn es Defizite zu bezahlen gibt und wenn man sich zu Verhandlungen bequemen muß. In gemeinsamer Anstrengung gilt es, unsere ganze Politik zu revidieren: auf den Frieden in Europa zu setzen, nicht auf den Krieg, auf die soziale Gerechtigkeit durch wirtschaftliche Förderung, anstatt uns mit Budgets für die Vernichtung zu ruinieren; auf unsere bürgerlichen Freiheiten und auf die Wirksamkeit unseres Parlamentarismus zu bauen, anstatt auf die militärische Ordnung, welche die Regierungen, die das Vertrauen des Volkes nicht besitzen, aufrichten würden.

Diesen Gedanken haben wir und unsere Freunde oft Ausdruck gegeben. *In Frankreich haben sie heute die Möglichkeit, Gehör zu finden.* Sind wir des Erfolgs sicher? Auf dem Wege zur europäischen Mobilisation wären wir im Begriffe, unweigerlich in den atomistischen Abgrund zu rollen. Zu einem Europa, das auf das friedliche Nebeneinanderleben setzt, braucht es noch eine unablässige Folge von Anstrengungen, von denen man nicht weiß, ob sie erfolgreich sein werden. Der Friede, wie das Leben, begibt sich in die Gefahr des Scheiterns. Aber dies ist der einzige Weg, alles zu retten.

Ich wage es, an den Erfolg dieses Kampfes zu glauben, an den Zusammenschluß der europäischen Menschen, an die Jungen, die nicht alles mit sich machen lassen werden, weil ich an die geheimen Mächte glaube, die den Friedfertigen verheißen sind und die uns retten wollen, indem sie uns verbinden. *Maurice Voge*

Europa und Deutschland

Einer der leidenschaftlichsten Kämpfer für Europa, der Franzose Emanuel *Mounier*, schrieb 1949 im «Esprit»:

«Die Umstände bieten Deutschland heute eine ungeahnte Gelegenheit. Es ist als ein neues Reich der Mitte berufen, die endgültige Spaltung Europas zu verhindern, die auch die endgültige Spaltung des deutschen Vaterlandes und wahrscheinlich ein neues Blutbad auf seinem Boden mit sich bringen würde. Wenn aber Europa in sich selbst die Mittel finden kann, sich dieses Unglück zu ersparen, so ist Deutschland durch seine geographische Lage dazu berufen, diese Mittel aufzuspüren. Zu diesem Ziel wird es aber weder mit alten Methoden, alten Ideen und alten Lehrmeistern, noch durch eine Resignation der Müdigkeit oder der Angst gelangen. Wir hoffen, daß Deutschland dem Ansturm der Vergangenheit widersteht, gegen den jeder in seinem eigenen Lande auf der Hut ist. Möge die Kette dieser Wächter, die Brüderschaft der wachsamen Europäer, etwas Licht in die Dunkelheit unserer Zeit tragen.»

Mit dieser Stellungnahme hat Mounier mit der ihm eigenen geistigen und politischen Schau das Thema: «Europa und Deutschland» gekennzeichnet. Seine Auffassung umfaßt vor allem die Forderung: Die Spaltung Deutschlands, das heißt die Wiedervereinigung von West- und Ostdeutschland, nicht als eine nur spezifisch deutsche Aufgabe zu sehen, sondern als *die* Voraussetzung einer echten europäischen Gemeinschaft. In der Tat ist es eine Verkennung der geschichtlichen Aufgabe Deutschlands, es in die Wahl zwischen Ost und West zu stellen, wie es zuerst durch die EVG-Verträge und jetzt durch die Pariser Verträge geschieht. Unsere Sorge ist, daß nach Inkrafttreten der Verträge sich der Eiserne Vorhang, der Deutschland, Europa, die Welt mitten durchschneidet, endgültig niedersenkt und die Spaltung besiegelt, es sei denn, er werde durch das abscheuliche Mittel der Politik, den Krieg, wieder aufgehoben.

In ihren Noten und sonstigen Verlautbarungen hat die Sowjetunion immer wieder erklärt, daß die Einbeziehung eines remilitarisierten Westdeutschlands in eine militärische Gruppierung des Westens die Gefahr eines neuen Krieges in Europa und damit auch die Gefahr eines neuen Weltkrieges unermeßlich vergrößere. Die Aufrüstung Westdeutschlands durch Annahme der Pariser Verträge bedeute ferner, daß sie die Spaltung Deutschlands auf lange Jahre festlege und zu einem Hindernis der friedlichen Wiederherstellung der Einheit Deutschlands werde.

Auch ohne diese russischen Erklärungen sollte es klar sein: wenn Deutschland durch seine *geographische* Lage ein Schlüssel zu jeder Neuordnung in Europa ist, kann diese nur durch ein wiedervereinigtes Deutschland gegeben werden. Aber die Sowjetunion wird niemals freiwillig aus Ostdeutschland herausgehen, wenn danach ganz Deutschland in ein westliches Rüstungsprogramm gegen Rußland einbezogen wird. Daran ändert auch nichts, wenn man einem wiedervereinigten Deutschland eine freie Entscheidung über seinen weiteren Weg geben will. Die Sowjetunion weiß ebenso wie die Westmächte, daß dies zu einer militärischen Koalition Deutschlands mit dem Westen gegen den Osten führen wird. Sie wird diese Koalition eines aufgerüsteten Deutschlands als aggressiv empfinden und deshalb auch weiterhin nein sagen. Es ist nicht wahr, daß die Berliner Konferenz über Deutschland an der Frage der freien Wahlen gescheitert ist, vielmehr ist sie daran gescheitert, daß man sich über den militärischen Status Gesamtdeutschlands nicht einigen konnte. In der ihm heute von den Westmächten zugedachten Rolle ist das aufgerüstete Westdeutschland in der militärischen Planung der NATO der äußerste Festlandsdegen gegen Rußland.

Wird aber die Einbeziehung Westdeutschlands in den Aufrüstungsblock der Westmächte dem Westen tatsächlich die erhoffte militärische Stärkung bringen? Rußland hat erklärt, daß es westdeut-

schen Divisionen ostdeutsche entgegenstellen wird. Gegenüber der Zusammenfassung der westlichen Militärkräfte in der NATO wird es seine Streitkräfte mit denen seiner osteuropäischen Satellitenstaaten und Ostdeutschland zusammenfassen. Je mehr aber West- und Osteuropa in den Aufmarsch der Weltmächte Amerika und Rußland gegeneinander einbezogen werden, um so stärker wird Europa auseinandergerissen.

Daß Deutschland seine besondere Aufgabe in und für Europa ohne Aufrüstung erfüllen muß, war bis zum Angebot der deutschen Aufrüstung durch den deutschen Bundeskanzler an die Westmächte die Auffassung der führenden deutschen Politiker. Der Bundeskanzler selbst erklärte noch am 1. Januar 1947: «Wir sind einverstanden damit, daß wir völlig abgerüstet werden, daß unsere reine Kriegsindustrie zerstört wird und daß wir nach beiden Richtungen hin einer langen Kontrolle unterworfen werden. Ja, ich will noch weitergehen. Ich glaube, daß die Mehrheit des deutschen Volkes einverstanden wäre, wenn wir, wie die Schweiz, völkerrechtlich neutralisiert würden.»

Der 1954 verstorbene deutsche Bundestagspräsident Dr. Hermann *Ehlers* erklärte am 24. 9. 1950: «Zum Unterschied von allen anderen europäischen Staaten ist Deutschland nicht ein völlig im Westen liegendes und nicht mit ihm allein verbundenes Volk. Wir wissen, daß die Teilung Deutschlands und die damit ständig wachsende Gefahr, daß Deutsche auf Deutsche schießen, die größte Friedensbedrohung ist. Wir müssen daher erwarten, daß ausländische und deutsche Politiker so handeln, daß diese Teilung irgendwann und irgendwie überwunden, aber nicht verewigt und zu einem Mittel der Machtpolitik der großen Weltmächte gemacht wird. Wir wissen auch nicht, wie die Dinge im einzelnen laufen, aber wir trauen Gott zu, daß er auch unserem gar nicht gerüsteten Volk Wege zeigen kann, die seine Freiheit und sein Leben bewahren. Täten wir es nicht, würden wir nicht Gott, sondern der Macht der Menschen vertrauen.»

Der führende sozialdemokratische Politiker Professor Carlo *Schmid* sagte am 10. 2. 1946: «In einem sollen wir kategorisch sein, wir wollen in Deutschland keinen Krieg mehr führen, und wir wollen darum auch keine Vorbereitungen treffen, die das Kriegsführen ermöglichen können, weder im politischen noch im wirtschaftlichen Sinne ... Wir wollen nicht umsonst Lehrgeld bezahlt haben ... Wir wollen unsere Söhne niemals mehr in die Kasernen schicken, und wenn noch einmal irgendwo der Wahnsinn des Krieges ausbrechen sollte, dann wollen wir eher untergehen und dabei das Bewußtsein haben, daß wir nicht das Verbrechen begangen und gefördert haben. Das scheint uns ehrenhafter als das Leben in der bewaffneten Anarchie dieser letzten Jahrzehnte, der man die Tugenden des Friedens zum Opfer gebracht hat.»

Die Alternative, vor der die Menschheit heute steht – auch in Europa – ist Koexistenz. Nur die Möglichkeit des friedlichen Nebeneinanderlebens der europäischen Völker innerhalb verschiedener politischer Systeme wird zu einer Entspannung der politischen Atmosphäre in Europa führen. Ohne diese wird Rußland jeden europäischen Zusammenschluß zu stören bemüht bleiben, weil er nicht nach einem nach beiden Seiten unabhängigen Europa führt. In dieser Richtung müssen die russischen Vorschläge nach einem europäischen Kollektivsystem gesehen werden. Erst wenn Europa befriedet ist, wird in diesem Europa ein wiedervereinigtes Deutschland den ihm gemäßen Platz bekommen. Deshalb muß Ziel der deutschen Politik sein: ein wiedervereinigtes Deutschland kann nur im Frieden, nicht aber durch Aufrüstung mit der damit verbundenen Gefahr eines Krieges erreicht werden.

Ein unabhängiges, befriedetes Europa wird sich in seiner Politik nie gegen Amerika wenden, weil es seiner geschichtlichen Tradition nach zum Westen gehört. Aber Europa darf sich auch nicht gegen den Osten zur Verfügung stellen bis zur Selbstvernichtung durch einen Krieg, sondern Europa muß die Rolle des Ausgleichs zwischen Amerika und dem Osten suchen und finden. Auch in Amerika gibt es heute Kreise und Politiker, die das einsehen. Der republikanische Senator *Flanders* erklärte am 21. 9. 1954, daß eine wirkliche Verteidigung Westeuropas gegen einen eventuellen Angriff der Sowjetunion durch die in Westeuropa stationierten Landtruppen überhaupt nicht möglich und der Gedanke einer Wiederbewaffnung Westdeutschlands zwecks Mithilfe gegen eine sowjetische Aggression überholt sei.

Die Angst vor einer russischen Aggression ist es, die die Politik der Westmächte, insbesondere Amerikas, gegenüber Rußland bestimmt. Die amerikanische Politik geht offenbar von der Voraussetzung einer russischen Kriegsgefahr aus. Ihre Begründung wird in dem weltweiten Drang des Bolschewismus gesehen. Diese Begründung geht aber insofern fehl, als der Bolschewismus mindestens primär nicht militärisch denkt, sondern revolutionär. Die Sowjetunion wird auch ihre Rolle, als «Vaterland des Sozialismus» zu gelten, nicht durch Krieg aufs Spiel setzen, zumal sie des Glaubens ist – ob mit Recht oder Unrecht sei dahingestellt –, daß die kapitalistische Welt dem Bolschewismus ohnehin anheimfallen werde. So gesehen, ist der entscheidende Wettlauf zwischen der westlichen und der östlichen Welt ein Wettlauf des Lebensstandards, der sozialen Gerechtigkeit und der fairen Chancen für alle. Henry *Shapiro* schreibt als früherer amerikanischer Korrespondent in der Sowjetunion nach Rückkehr von zwanzigjährigem Aufenthalt in diesem Lande: «In solch einem Wettlauf könnten sich die Männer um *Malenkow* mit ihren neuen Metho-

den als viel gefährlichere Gegner erweisen, als Stalin und der Stalinismus es je gewesen sind.»

Die USA werden vernünftig genug sein, keinen Krieg gegen die Sowjetunion führen zu wollen. Freilich sagen die Amerikaner, sie wollen nicht Frieden um jeden Preis, das heißt um die Aufgabe ihrer Freiheit. Für diese Haltung hat jeder Mensch, der die Freiheit liebt, Verständnis. Aber man kann den Preis für die Bewahrung des Friedens verschieden hoch anschlagen. Ist es sinnvoll, Ziele zu proklamieren, wie «Befreiung» Ostdeutschlands oder Osteuropas und Ostasiens? Ist es sinnvoll, in die Aufrechterhaltung des gegenwärtigen Weltzustandes auch koloniale Positionen der westlichen Welt einzubeziehen? Ist es gerechtfertigt, von der Verteidigung freiheitlicher Demokratie zu reden, wenn die politischen Systeme von Syngman Rhee, Tschiang Kai-schek und Bao Dai in die Bundesgenossenschaft Europas einbezogen und als Bestandteile einer sogenannten freien Welt verteidigt werden sollen? Ist es sinnvoll, 600 Millionen Chinesen von der UNO auszuschließen? Geht es nicht bei dieser Politik, auch europäischer Staaten, in der UNO um einen Antikommunismus, zu dem die UNO nicht eingerichtet worden ist. Gerade wir Deutschen haben schon einmal unter Hitler erlebt, daß die Aufwühlung des Antikommunismus die Vorbereitung eines Krieges war.

Die politischen Konzeptionen der letzten Jahre müssen neu überprüft werden. Nach dem Scheitern der EVG-Verträge durch Frankreich wäre der Zeitpunkt dafür gewesen. Durch die Begründung dieser Verträge, sie dienten zur Vereinigung Europas und der Verständigung mit Frankreich, haben die Franzosen durch ihre Ablehnung selbst einen Strich gemacht. Sie haben den Zusammenschluß Europas verneint, weil sie ihre nationale Militärhoheit nicht in übernationalen Zusammenschlüssen aufgehen lassen wollen. Was jetzt mit den Pariser Verträgen einsetzt, ist das alte Spiel der Nationalarmeen, mit der Abwandlung, daß die europäischen Armeen dem amerikanischen Oberbefehl im Rahmen der NATO unterstehen. Dabei ist das Mißtrauen der Franzosen gegenüber einem aufgerüsteten Deutschland nach wie vor groß, wie die Verhandlungen in der Nationalversammlung über die EVG und die Pariser Verträge gezeigt haben.

Der Weg zu einem vereinten Europa führt nicht über eine militärische Aufrüstung, ebensowenig wie zu einem vereinigten Deutschland mit deutschen Divisionen. Wir müssen also einen anderen Weg finden, der uns aus den ausgefahrenen Geleisen des Machtdenkens und der Machtpolitik herausführt. Dieser Wegt liegt in der *geistigen* Sicherheit Europas und seiner *sozialen* Neugestaltung gegenüber dem bolschewistischen System und seinen Gefahren für den europäischen Menschen. Daß sich Europa vom Bolschewismus bedroht fühlt, ist eine Tatsache. Aber es wird nicht genügend gesehen, daß es sich bei der

Abwehr des Bolschewismus nicht um einen bloßen Machtkampf handelt, sondern um ein ideologisches System, das nur mit geistigen Kräften, mit einem besseren System überwunden werden kann. Darum ist es eine trügerische Annahme, wenn die Nachbarstaaten Deutschlands glauben, daß ihre eigene Sicherheit gegenüber Rußland durch 12 deutsche Divisionen gewährleistet sei.

Was müssen die Ziele der Europäer sein und welche Aufgaben haben wir Deutschen zur Erreichung dieser Ziele?

Für uns kann das erste Ziel nur sein: wie verhindern wir den Krieg! Aus den Erfahrungen von zwei Weltkriegen in Europa wissen wir, daß jedes Wettrüsten damit begründet wurde, den Frieden retten zu wollen. Aber der Krieg war das Ergebnis. Die Menschheit von heute hat aber im Zeichen der Wasserstoffbombe nur noch eine Zukunft, und die heißt Frieden! Darum müssen wir mit dem Gerede aufhören, daß der Krieg unvermeidlich wäre. Statt dessen sollten wir auch dem Kalten Krieg in der Welt absagen und uns nicht als Werkzeug irgendwelcher Mächte gebrauchen lassen. Wir dürfen uns an keiner Haßpropaganda beteiligen; nur dadurch wird das furchtbare Mißtrauen, das sich zwischen den Völkern eingenistet hat, überwunden. Wir müssen eine Entwicklung einleiten, die möglichst weite Teile Europas aus der Inanspruchnahme durch die beiden Machtblöcke herausführt und sie zu einer nach beiden Seiten hin ausgleichenden Politik veranlaßt. Durch Absage an eine deutsche Aufrüstung sowohl in West- wie in Ostdeutschland muß der erste Schritt zu einer fortschreitenden Abrüstung der Welt gegeben werden. Dieser Verzicht auf Aufrüstung muß zu einer Wiedervereinigung der beiden getrennten Teile Deutschlands führen. Die Besorgnis gegenüber einem aufgerüsteten Deutschland haben nicht nur unsere östlichen Nachbarvölker, die Tschechen, Polen und Russen, auch nicht nur die Franzosen, sondern auch von unseren westlichen Nachbarn die Holländer, Schweizer, Dänen, Norweger und Engländer. Ein nicht aufgerüstetes Deutschland wird ihnen diese Besorgnis nehmen. Wir wollen die Wiedervereinigung über den Weg gesamtdeutscher freier Wahlen und in einer Nationalversammlung die innere Ordnung unseres gesamtdeutschen Hauses bestimmen. Mit einem gerechten Friedensvertrag wollen wir unseren Nachbarvölkern das nur mögliche Maß von Sicherheit geben, das ihnen und uns eine friedliche Weiterentwicklung gewährleistet. Diese Politik ist der einzige Ausweg aus dem Todeszirkel, von dem wir heute bedroht sind.

Albert *Schweitzer*, den die Menschen in der ganzen Welt an seinem 80. Geburtstag gefeiert haben, verlangt, daß die «Ehrfurcht vor dem Leben» unsere Haltung zu bestimmen hat. Seine Ethik ist die ins Grenzenlose erweiterte Verantwortung gegenüber allem, was lebt. Wer wollte im Ernst widersprechen, wenn Schweitzer behauptet, daß

«unsere Zeit sich in Sinnlosigkeiten herumschlage wie ein gefallenes Pferd in seinen Strängen? Daß unser Geschlecht vor der zwingenden Notwendigkeit steht, dem verderblichen Dahinleben ein Ende zu bereiten. Der Tieferschauende ruft nach einer neuen Gesinnung unter den Menschen, aber eine solche entsteht nur, wenn die Menschen von einer werthaltigen Weltanschauung angezogen werden».

Den europäischen Menschen ist diese werthaltige Weltanschauung verloren gegangen, darin liegt das tragische Versagen Europas. Seine führenden Staatsmänner und Politiker sind verstrickt in einer Angst- und Machtpolitik, mit der sie glauben, der Bedrohung durch den Bolschewismus begegnen zu können. Albert Schweitzer lehnt den Bolschewismus wegen seiner kollektivistischen Vermassung des Menschen ab. Seine Philosophie ist, daß das Ethische nur im Einzelnen zustande kommt. «Es trifft nicht zu, daß der sittlichen Forderung durch blinde Hingabe des Einzelnen an das Kollektiv Genüge geschehe. Wir haben der Gesellschaft zu dienen, ohne uns an sie zu verlieren.» Diese Auffassung Schweitzers besagt, daß der Wert einer Gesellschaft oder Gemeinschaft, letztlich die Kultur überhaupt, allein im Werte des Einzelnen beruht.

Die Wertordnung eines Albert Schweitzers muß Europa wiederfinden, wenn es sich selbst treu bleiben will. Gegenüber der Gefahr der Vermassung des Menschen im Kollektivsystem des Bolschewismus geht es um die Rettung der menschlichen Persönlichkeit und ihrer Freiheit. Europas größter Dienst an der Menschheit war die Bildung der sittlich verantwortlichen menschlichen Persönlichkeit. Gegen einen ihm wesensfremden Kollektivismus muß Europa sein Ideal der freien menschlichen Persönlichkeit herausstellen und verteidigen. Dieser großen geschichtlichen Aufgabe haben sich alle Völker zu widmen, die aus europäischem Gedankengut sich genährt und geformt haben. Insbesondere ist es Deutschlands Aufgabe, aus seinen furchtbaren Erfahrungen der Vermassung des Menschen im Kollektivsystem des Nationalsozialismus gegenüber den gleichen Gefahren im Bolschewismus seine Verantwortung für Europa zu erkennen.

Europa muß sich seiner geistigen Sendung bewußt werden, und sie muß um so leuchtender vor den europäischen Völkern stehen, weil die Menschheit angesichts der Zusammenballung der Weltspannungen immer mehr ein Spielball der *Angst* wird. Hier liegt die größte Schwäche, auch für die deutsche Politik. Nicht immer gleich in ihrer Form überwuchert die Angst die Erde, lähmt die Völker und bereitet dem Übel des Wettrüstens den Boden. Die Angst, die heute die Menschen bewegt, ist die Angst vor der eigenen Unzulänglichkeit; sie ist die gefährlichste und tödlichste aller Abarten der Angst. Der Mensch, der sich im Fortschrittsalter als Herr über alle Dinge der Erde fühlt, ist ohnmächtig gegenüber dem eigenen Schicksal. Ihm fehlt der Glaube,

ohne Machtmittel noch die Welt zu gestalten und wieder in Ordnung bringen zu können. Darum ist bei den Staatsmännern der Glaube an die Kraft der Atombombe, der Panzer, der Flugzeuge größer als der Glaube an Gott. Der Wiener Historiker Friedrich *Heer* hat kürzlich in einem Rundfunkvortrag von den pseudokonservativen Diktatoren und Diktaturaspiranten unserer Zeit, den reinen Technikern der Macht, als von Männern gesprochen, die weder zu Gott noch zu den Menschen ein rechtes Vertrauen hätten.

Indem man heute in der Politik die Angst geflissentlich nährt, sollen die Widerstände gegen eine deutsche Aufrüstung in und um Deutschland überwunden werden. Deshalb gehört es zu den Methoden der westlichen Aufrüstungspolitik, den Komplex der Angst gegenüber der Sowjetunion unter uns Deutschen ständig zu nähren und zu steigern, um damit den Weg der Aufrüstung frei zu machen. Daß jede Politik Wagnisse in sich schließt, braucht niemand neu zu entdecken. Aber die Angst ist der schlechteste Berater der Politiker und der Völker.

Wer die Angst von den Menschen nimmt, hat sie freigemacht für die echten Werte der Menschlichkeit, der Freiheit und ihnen Vertrauen und Glauben an die Meisterung der heutigen Weltspannungen gegeben. Wir werden erst dann nicht mehr Schachfiguren der Politiker sein, wenn die Menschen die Angst in sich überwinden, zu Beginn vielleicht nur dadurch, indem sie erkennen, daß Ungewißheit und Endlichkeit eine Bestimmung menschlichen Seins sind. Erst wenn das klare und anerkannte Wissen um die Ungewißheit und Endlichkeit menschlicher Existenz den Menschen anregt, über sich selbst hinauszugehen und nicht nur dem Augenblick zu leben, wenn aus den verschütteten Quellen geistigen Erlebens wieder das Ewige im Menschen das Endliche leitet, wenn der Mensch die Grenzen seiner Bestimmung wieder vor großen göttlichen Gesetzen sieht, werden Kraft und Selbstgewißheit an die Stelle der Angst, Vertrauen an die Stelle von Mißtrauen und Resignation treten und in dieser geistigen Erneuerung und Frische die unmenschlichen Dämonen unserer Zeit gebannt werden können.

Der zweite Weg Europas muß eine *soziale* Sicherheit sein. Der Bolschewismus ist ein Fieberthermometer, der die Erkrankung des sozialen Organismus der Völker zeigt. Über Rußland und China zeigen das für Europa besonders Italien und Frankreich. Die nicht erfolgte Durchführung dringend notwendiger sozialer Maßnahmen in Italien bringt es mit sich, daß 37 Prozent Italiener kommunistisch wählen. Europa wird nur dann seine Aufgabe erfüllen, wenn es gelingt, für seine Völker eine wirklich soziale Gerechtigkeit zu schaffen. Wer die menschliche Persönlichkeit und ihre Freiheit in den Mittelpunkt europäischen Denkens stellt, kann dieses Ziel nicht erreichen, wenn er nicht gleichzeitig fest entschlossen ist, dem Menschen die

Lebensbasis zu schaffen, auf der er seine Persönlichkeit entwickeln kann. Europa steht vor der Notwendigkeit, den Lebensstandard seiner Bevölkerung in einer Reihe seiner Länder zu verbessern. Es muß den Mut und die Kühnheit aufbringen, vieles von dem Bestehenden umzuwandeln, an das sich so viele in einer überlebten Sozial- und Gesellschaftsordnung noch klammern. Heute muß es jedem einsichtigen Europäer, der sein Land vor dem Bolschewismus bewahren will, klar sein, daß in der Verwirklichung des sozialen Gedankens und in der Schaffung einer zeitgemäßen Gesellschaftsordnung die geschichtliche Aufgabe unserer Zeit liegt.

An der sozialen Neugestaltung Europas hat Deutschland seine besondere Aufgabe zu erfüllen. Sie besteht darin, die echten sozialen Anliegen des Bolschewismus und die Erfahrungen, die in dieser Hinsicht in Ostdeutschland gemacht wurden, für die Sozial- und Gesellschaftsordnung Europas auszuwerten.

In der gezeigten Schau muß Deutschland seine Stellung in und für Europa sehen, geleitet von dem Gedanken des deutschen Philosophen Immanuel *Kant*: «Das Meisterstück der Vernunft ist die Erhaltung des Friedens.»

Helene Wessel

Die Oder-Neiße-Linie

Es begann im Jahre 1763. Kaiserin Elisabeth von Rußland starb, ihr Sohn Peter III., ein Idiot, wurde ihr Nachfolger und schloß mit Friedrich II., König von Preußen, der den Siebenjährigen Krieg verloren hatte, sofort Frieden. Aber bald darauf wurde Peter von seiner jungen, ehrgeizigen Frau ermordet, die so Kaiserin Katharina II. wurde. Sie gab ihrem General Befehl, Friedrich zu verlassen und sich mit den Österreichern zu vereinigen. Friedrich schien verloren, eine letzte Anstrengung jedoch rettete ihn. Er schickte Katharina eine geheime Botschaft. Er verriet ihr, daß er als junger Prinz mit ihrer Mutter in ihres Vaters Schloß in Dornsburg zusammen gewesen sei und daß Katharina neun Monate später geboren wurde. Sie schloß daraus, daß Friedrich ihr Vater sei, und sie schloß daher ein Bündnis mit ihm. So kam es, daß Friedrich den Siebenjährigen Krieg gewann und jetzt Friedrich der Große hieß. Zwischen den zwei Monarchen setzte ein intensiver Briefwechsel ein. Beide waren sehr intelligent und vollkommen skrupellos, und sie setzten eine Verschwörung gegen das friedliche Land, das zwischen Rußland und Preußen lag, in Gang. Im Jahre 1772 wurde die erste Teilung Polens vorgenommen, welche von einigen Historikern das schlimmste Verbrechen der modernen Geschichte genannt wird.

Seither sind während mehr als zweihundert Jahren die Beziehungen zwischen den Polen und Deutschen, die vorher immer ausgezeichnet gewesen waren, nie mehr normal geworden. Polen konnte nach diesem ersten Schlag, wie Friedrich es vorausgesehen und geplant hatte, nicht mehr weiterbestehen. Mit der zweiten und dritten Teilung im Jahre 1793 hörte das Bestehen eines selbständigen Staates auf.

125 Jahre später, 1918, hatte Polen das unbeschreibliche Glück, daß die drei Besetzungsmächte, Rußland zuerst, dann Österreich und Deutschland, besiegt wurden. Polen wurde wieder ein selbständiges Land. Durch den Versailler Vertrag wurden die westlichen Grenzen festgelegt.

Doch begann gleichzeitig das seit 1917 über der europäischen Politik liegende Alpdrücken, die Furcht vor Rußlands Kommunismus, wirksam zu werden. Polens östliche Grenzen waren noch nicht festgelegt, da der Krieg in jenem Teil Europas noch nicht zu Ende war. Der russische Bürgerkrieg endete im Russisch-Polnischen Krieg. Russische Truppen waren in der Nähe von Warschau, als Pilsudski sie aufspürte. Das durch den schrecklichen Bürgerkrieg erschöpfte Rußland mußte die ihm diktierten Friedensbedingungen widerspruchslos annehmen. Mit der Einwilligung der westlichen Welt wurde die Grenze zwischen Rußland und Polen 180 Meilen östlich der ethnographischen Grenze, die Curzon-Linie genannt, gezogen. Verschiedene Provinzen, zum großen Teil ukrainischer und weißrussischer Bevölkerung, wurden Polen einverleibt, das ein Land von 38 Millionen Einwohnern, aber von vielen ethnographischen Minoritäten wurde. Der Westen war zufrieden: je weiter östlich das kommunistische Reich beginnt, um so besser. Das war damals ihr Wunsch, wie er es auch jetzt noch ist.

*

Polen mußte zwischen zwei Nachbarn leben, dem Osten und dem Westen; beide nahmen ihm seine Existenz übel. Polen war für sein Schicksal, das das Land 1939 erreichte, schon bestimmt. Deutschland griff Polen an, um das, was es 1918 verloren hatte, wieder zu gewinnen. Die polnische Regierung brach bald zusammen und floh nach Rumänien. Dann mischten sich die Russen ein und besetzten das Land östlich der Curzon-Linie. Da die Polen nicht mehr zählten, nahmen sie es den Deutschen weg, die es ja ohnehin verschlungen hätten. Sie besetzten das Territorium als ein Land, das man ihnen militärisch entrissen hatte und dessen Bevölkerung vorwiegend russisch war.

Als später die Niederlage für Deutschland sich abzuzeichnen begann, mußte etwas für die Zukunft Polens unternommen werden. Diese Frage wurde in Yalta besprochen. England hatte feierlich versprochen, Polen wieder herzustellen; aber es konnte sein Wort nicht halten. Stalin hatte nichts versprochen; er fand es begründet, daß Rußland den Teil, der von Ukrainern und Weißrussen besiedelt sei, behal-

ten dürfe. Unter diesen Umständen war es nicht verwunderlich, daß ein Kompromiß auf Kosten derjenigen, die keine Stimme hatten, Deutschland, gefunden wurde. Polen sollte für den Verlust an Land im Osten entschädigt werden, indem man die westliche Grenze bis zur Oder und Neiße verlegte.

Stalin hatte diesen Vorschlag gemacht. Churchill hatte ihn ungern angenommen. Roosevelt sagte, ihm sei jede Grenze, auf die sich die Briten, die Russen und die Polen einigen könnten, recht.

Später versuchte Churchill polnische Emigranten zu trösten, indem er ihnen sagte, sie sollten den Sümpfen im Osten nicht nachtrauern. Viel besseres Land würde ihnen gegeben werden: Ostpreußen, Schlesien, Pommern; die Deutschen, Frauen und Kinder, würden von dort vertrieben werden.

*

Der deutsche Angriff auf Polen war über alle Vorstellungskraft hinaus grausam gewesen. Die polnische Nation verlor sechs Millionen Menschen, von denen nur 500 000 im Krieg fielen, alle übrigen gingen in Konzentrationslagern, in Massenhinrichtungen zugrunde. Die Hälfte der Opfer waren Juden. In gewissen Teilen des Landes wurden die Polen evakuiert; sie mußten ihr Heim ohne das geringste Gepäck verlassen, da die Deutschen das Land für immer besetzen wollten. Ein deutscher Befehl verbot ihnen sogar das Heiraten, da diese Rasse ausgetilgt werden sollte.

Das Gegenteil war nun eingetreten. Millionen von Deutschen mußten aus jenem Lande fliehen, wo ihre Vorväter zum Teil während siebenhundert Jahren gelebt hatten. Auch sie durften ihre Habe nicht mitnehmen. Sie wurden in das westliche Deutschland gestoßen, das übervölkert und dem Verhungern nahe war.

Trotz allen modernen humanitären Schlagwörtern galt das alte römische Wort: Vae Victis! unumschränkt.

Das Schicksal der deutschen Flüchtlinge verschlimmerte sich noch dadurch, daß noch drei weitere Millionen aus Böhmen dazukamen. Ihre Vertreibung war noch weniger berechtigt als diejenige im polnisch besetzten Gebiet*. Aus der europäischen Geschichtsschreibung geht hervor, daß die Deutschen seit mindestens zweitausend Jahren in Böhmen gelebt hatten. Sie wurden nun von den tschechischen Kommunisten vertrieben, die dadurch ihre eigenen ihnen heiligen Prinzipien verletzten. «Arbeiter der Welt, vereinigt euch!» Indem sie das sagten – seit einem Jahrhundert –, wollten sie die Einigkeit der proletarischen Klasse begründen, die Nationalität außer acht lassend. Und hier vertrieben

* Man kann, wie das die «Neuen Wege» getan haben, gegen diese und alle andern «Vertreibungen» sein — Leonhard Ragaz hat sich noch in einem Telegramm an Präsident Benesch gegen sie gewendet — und doch muß man auch sehen, daß das Nazitum gerade auch in der Tschechoslowakei diese Maßnahme auf das fluchvollste provoziert hat.

sie Deutsche, nur weil sie Deutsche waren, unter denen sich Proletarier, ja sogar Kommunisten befanden. Und Kommunisten aus Prag, die noch gestern gegen die Weltgefahr des Kapitalismus gedonnert hatten, bewohnten jetzt die schönen Häuser der deutschen Bauern, und so eigneten sie sich Privateigentum an.

Und was jetzt? Die Polen und die Deutschen sind Nachbarn, heute wie früher. Wie können die seit 1772 begangenen Sünden wieder gutgemacht werden? Wie kann friedlich und in gegenseitigem Verständnis nebeneinander gelebt werden?

Es sind die Deutschen, die Wiedervergeltung wollen. Über zehn Millionen haben ihr Heim verloren. Natürlich sollten wir nicht übertreiben. In der modernen Zeit gibt es viele Menschen, die ihren Lebensunterhalt fern von ihrer Stadt oder ihrem Dorf finden. Es gab immer Ostdeutsche, Schlesier, Böhmen, überall in Deutschland und im Ausland. Sehr viele Flüchtlinge würden jetzt nicht mehr zurückkehren, da sie das Glück hatten, eine ihren Wünschen entsprechende Stellung zu finden. Aber es gibt viele andere, die an der Tradition hängen, die sich sehnen, in ihre Heimatstadt zurückzukehren. Schon gibt es teuflische Stimmen, die ihnen zuwispern: «Laßt euch nur vorübergehend hier nieder, denn ihr werdet ja doch bald wieder zurückkehren.» Wie steht es mit diesen Möglichkeiten?

Keine neue Vereinbarung kann über die deutsch-polnische Grenze ohne Übereinstimmung der «vier Großen» gemacht werden. Wie schwierig es ist, eine solche zu finden, wissen wir nur zu gut. Wir wollen die Lage einmal genau ins Auge fassen.

James Warburg in seinem sonst guten Aufsatz über Europa ist voller Angst, daß die Deutschen und Russen zu einer Einigung kämen, ja sogar ein Bündnis schließen könnten für eine neue Teilung Polens. Die Deutschen könnten sehr dazu versucht sein, die Russen jedoch nicht. Eines ist sicher: jeder Pole, sei er nun Kommunist oder nicht, wäre leidenschaftlich gegen eine weitere Teilung seines Landes. Wer das unternehmen würde, hätte mit dem unausrottbaren Haß der Polen zu rechnen. Was würde also Rußland dabei gewinnen, wenn es mit deutscher Hilfe Polen dieses Schicksal aufzwänge? Die zweifelhafte und unzuverlässige Freundschaft Deutschlands und der ewige Haß des restlichen Polens, das sich Rußland immer viel näher fühlte als Deutschland. Ein schlechter Handel! Rußland betrachtet die bestehenden Grenzen als endgültig und wird mit keiner Abänderung einverstanden sein.

Und England! Es gab Polen das Wort, sein Land wiederherzustellen, und konnte es nicht halten. England fühlt sich nicht wohl dabei. Wird es die Hand reichen zu einer Verkleinerung Polens? Aus welchem Grunde?

Und Frankreich, ein alter Freund Polens! Wird es dazu beitragen, Polen niederzudrücken, damit Deutschland stärker, mächtiger, die

größte Macht Europas werde? Seit Generationen war gerade das Gegenteil Frankreichs Wunsch. Kein einziger Franzose, von den Kommunisten bis zur äußersten Rechten, würde je eine solche Politik gutheißen.

Und die USA? Gegenwärtig, wo ihre ganze Politik geleitet ist vom Haß gegen den Kommunismus, sieht es so aus, als ob sie den Deutschen helfen würden, die verlorenen Provinzen wieder zu gewinnen, um die gefährliche Grenze so weit als möglich ostwärts zu schieben – wie es 1921 gemacht wurde –, um den guten deutschen Soldaten für die amerikanische Sache zu gewinnen. Doch das kann jederzeit wieder ändern. Vor zwölf Jahren erst, 1942, versammelten sich ungefähr eine Million Neuyorker in Madison Square Gardens; einstimmig einigten sie sich, ein Telegramm in den Kreml zu schicken, um ihren großartigen Alliierten, Rußland, überschwenglich als «große Demokratie des Ostens» zu beglückwünschen. (Wie schade, daß McCarthy nicht anwesend war, um die Namen aufzuschreiben.) Es ist erst neun Jahre her, daß die USA fest den Morgenthau-Plan unterstützten, der beinahe den Untergang für ganz Deutschland bedeutete. So wie sich Situationen in kurzer Zeit geändert haben, können sie sich in Zukunft auch wieder ändern.

Sie brauchen sich nicht einmal zu ändern. Um Deutschland anzuziehen, sind gegenwärtig einige amerikanische Propagandisten darauf aus, den Deutschen die Rückgewinnung der verlorenen Provinzen mit amerikanischer Hilfe zu versprechen. Aber das amerikanische Radio in München, das in den östlichen Sprachen spricht, sagt nie etwas Ähnliches zu den Polen. Es wäre schlechte Propaganda, sie von den Russen wegzulocken und ihnen ihr Land zu verkleinern.

Es ist keine Hoffnung da für die Deutschen. Sie sollten von ihren Illusionen lassen. In unseren Tagen können Grenzen ohne größeren Krieg nicht verschoben werden. Um so mehr als eine Grenze zwischen den Deutschen und den Polen immer unfair sein wird, entweder für die eine Nation oder die andere oder für beide.

Und wo sollte die Grenze nach einem Krieg sein? Wir wissen es nicht. Es ist uns sogar nicht einmal daran gelegen, es zu wissen. Es ist belanglos. Als Beispiel möge das arme Korea dienen. Die Atomwaffen sind dort nicht angewendet worden, und doch . . . In einem größeren europäischen Krieg würden sie angewendet werden. Deutschland und Polen wären die hauptsächlichen Schlachtfelder. Es kann sein, daß dann Polen und Deutschland schließlich vereinigt sein würden, aber vereinigt in einem gemeinsamen Grab. Und die Grenze würde dann auf der Landkarte irgendwo durch diese Wüste von einem unbewohnbaren, radioaktiven Land gezogen, das einmal Deutschland oder Polen hieß. Dann werden wir uns für solche Details nicht mehr interessieren.

Gibt es denn keine Lösung? Ich kann mir ein vereinigtes Europa

vorstellen, wo jeder seinen europäischen Paß hat und überall gleiche Rechte. Erst dann und nicht früher kann ein Europäer sich in Olsztyn, früher Allenstein, Ostpreußen, niederlassen, auch wenn er die deutsche Sprache spricht und seine Vorfahren während Jahrhunderten in Allenstein gelebt hatten. Und wenn ein anderer Europäer in Wloclawek oder Radom, jetzt Polen, geboren wurde, sich in Bremen oder Lyon oder Barcelona niederlassen kann, wenn es ihm gefällt, einfach weil er Europäer ist und überall gleiche Rechte genießt. Dann wird es keine Uneinigkeiten mehr zwischen den Deutschen und Polen geben. In unserer Zeit können keine Grenzen mehr verschoben werden. Sie können nur aufgehoben werden, und das sollen sie auch.

Wie schade, daß wir nicht wie die afrikanischen Neger sein können. Sie haben keine Geschichte, keine Tradition. So können sie jederzeit tun, was der Augenblick verlangt. Aber die Geschichte der polnisch-deutschen Beziehungen ist verwickelt; diese widersinnige Geschichte, die auf zweihundert Jahre zurückgeht, ist eine schwere Bürde für uns. Friedrich II., Katharina II., Stanislaw Poniatowski, Napoleon, Kosciuszko, Bismarck, Paderewski, Pilsudski, Colonel Beck, Hitler, Himmler, Stalin, sie alle haben keine Lösung gefunden, sondern sie trugen nur zur Verwirrung bei.

Bevor die rechtsgültige Arbeit, ein richtig geeinigtes Europa zu schaffen, in Angriff genommen werden kann, muß die geistige Unterlage geschaffen werden.

Es ist eine lange, mühsame Arbeit. Darum laßt uns heute noch damit beginnen.

Heinz Kraschutzki

Berlin 1954

Ein Beitrag zur Sozialpathologie der Gegenwart

Über das heutige Thema zu Ihnen zu reden, habe ich mich verführen lassen, und zwar verführen lassen durch die Reise, die mich vor ein paar Monaten nach Berlin führte und die mich ungewöhnlich erregt hat. Zum letzten Mal bin ich 1947 in dieser Stadt gewesen. Damals hatte ich meinen Eindruck in die Proportion zu fassen gesucht: Berlin verhält sich zu Heidelberg wie Heidelberg zur Schweiz. Ich wollte damit sagen, daß die Atmosphäre in Heidelberg, dieser in Deutschland nahezu einzigen unzerstörten Stadt, gespenstisch durch eine Verschleierung der Gegensätze bestimmt ist, denen man sich in Berlin nicht entziehen konnte, und daß ich befürchtete, diese Verschleierung in dem neutralen Lande in die Potenz erhoben zu finden. Was sich auch bestätigte, als ich anschließend in die Schweiz fuhr. Das Gebaren der gemütlichlässigen Menge hier mochte dem in einem Deutschland von 1908 glei-

chen, schrieb ich damals.* Als ich aber jetzt nach Berlin kam, mußte ich feststellen, daß die Mentalität der Neutralen inzwischen bis hierher vorgedrungen war. Das Erregende war die Apathie, mit der man hier angesichts des Unfaßbaren existiert.

«In den letzten Tagen der Menschheit», jenem während des Ersten Weltkrieges entstandenen Stück, in dem *Karl Kraus* seine Gegenwart im Bilde festzuhalten suchte, treten als Hauptpersonen der Optimist und der Nörgler auf. Der Optimist ist stets des Nörglers intelligenter Gesprächspartner, besitzt gesunden Menschenverstand, psychologisches Verständnis und historisches Urteil. Er ist gefaßt und ausgeglichen, während der Nörgler verzweifelt ist. Der Optimist sieht immer beide Seiten einer Sache, während der Nörgler sich weigert, zu schielen. Sagt der Optimist: «Ich weiß nicht recht, wovon Sie sprechen. Unsere Lage ist keineswegs einzigartig. Das Leben ist stets gefährlich – und wie erst das Leben der Kultur. Die letzten Tage der Menschheit brechen in jedem Jahrhundert mindestens einmal an, und Krisen gibt es jeden Tag» – so antwortet der Nörgler: «Das ist profund und wäre noch profunder, wenn es nicht Ihre Ausrede dafür wäre, so zu fühlen, zu denken und zu handeln, als könnte kein Tag der letzte sein. Sie überschätzen die Bedeutung der Zeit für die Seele. Gewiß, das Leben geht weiter – als es dürfte.» – «Wir haben bisher in trügerischer und künstlicher Sicherheit gelebt», behauptet der Optimist, «und was wir nun erleben, ist eine Rückkehr zum Normalen.» «Nein», antwortet der Nörgler, «*Sie* haben in trügerischer und künstlicher Sicherheit gelebt, und was *ich* erlebe, ist eine tödliche Komplikation des Abnormalen.»

Eine tödliche Komplikation des Abnormalen, in der man sich häuslich, um nicht zu sagen idyllisch, eingerichtet hat, der man uninteressiert, wie man sagt, objektiv zusieht. Das ist es. Meine Erregung legte sich ein wenig, als ich nach meiner Rückkehr in einer unserer repräsentativen Zeitschriften unter dem Titel «Ruinen heute» einen Bericht aus Berlin las, von jemandem, dem es offenbar ähnlich ergangen war wie mir: «Kurfürstendamm zehn Uhr abends. Stärker als anderswo leuchtet die Illumination auch hier nicht. Und gewiß habe ich schon leuchtendere gesehen. Trotzdem bin ich, geblendet von dem, was sie hier leistet, überzeugt, daß sie bisher und anderswo nur probeweise verwendet worden war; ihre eigentliche Bestimmung noch nicht gefunden hatte . . . Nicht um zu beleuchten, glänzt hier das Licht, sondern um zu verleugnen. Nicht um Seiendes zu bestätigen, sondern um das Nichtsein der Stadt zu verdunkeln. Nicht um uns sehend zu machen. sondern um uns zu blenden . . . So geblendet saßen wir also auf der Terrasse . . . Wie auf der «Queen Mary» irgendwo auf hoher See . . . nur daß es eben nicht das unaufreibbare Meer war, was die empörende Eleganz des Bordlebens umgab, sondern der Ozean von zerriebenem Schutt,

* In: Wilhelm Kütemeyer, «Die Krankheit Europas». Suhrkamp, Frankfurt 1951.

der sich, ein paar Meter vor uns, hinter uns, rechts und links von uns und im ganzen Umkreis ins Endlose ausdehnte, nach Charlottenburg, nach dem Zoo hin und hinein ins Bayrische Viertel.

Um das Trugbild vollständig zu machen, spielte eine Kapelle Zigeunerweisen, die Weisen derer, die man vergast hatte. Aber wer im Publikum hätte das je gewußt oder noch gewußt? . . . So also geblendet von dem Licht, das verfinstert die Finsternis, und befeuert von den Melodien der Ermordeten, zog das Schiff seinen Kurs durch die Nachkriegsgeschichte. Die Portionen waren kolossal, zu Klage war kein Anlaß, keine Sirene heulte, kein Nebelhorn tutete, und die Ereignisse im anderen Sektor des Weltmeeres geschehen vermutlich auf einem anderen Planeten.»

Natürlich war ich auch auf dem anderen Planeten. Man kann ja in einem Zuge und ohne das allergeringste Anzeichen dafür, daß man die Grenze einer Welt überschreitet, mit der S-Bahn hinüberfahren. Welch eine andere Welt! Und in einer Stadt, ja in *einer* Straße. In der Hauptstadt Deutschlands. Aber ein Geisteskranker kann nicht unempfindlicher sein gegen seine eigenen Gemütsbewegungen, gegen seine Vergangenheit und seine Zukunft, wie diese Stadt gegenüber ihrem Schicksal.

Die Viermächtekonferenz war hier gerade zu Ende gegangen. Es ging um die Einheit Deutschlands. Vielleicht war es unmöglich, sie zu erreichen. Aber haben wir sie gewollt, von ganzem Herzen und nach unserem ganzen Vermögen, als das große Anliegen eines großen Volkes, als das beherrschende Sinnen und Trachten unserer Tage und Nächte? Wir haben uns in jenen Wochen vom Ausland mehrfach sagen lassen müssen, daß man von einer mächtigen oder gar überwältigenden Sehnsucht des deutschen Volkes nach Vereinigung besonders in der Bundesrepublik wenig gemerkt habe. Und daß man sich da nicht zu wundern brauche, wenn die fremden Mächte die Erreichung dieses Zieles so lau betrieben.

Sogar *Ferdinand Friedensburg*, zweiter Bürgermeister von Berlin in den Jahren 1946–1950, faßt seine Bemerkungen über die Lösung des Berliner Problems in seinem kürzlich erschienenen Buch über «Schicksal und Aufgabe Berlins» dahingehend zusammen, daß das Verhältnis zur Bundesrepublik nicht selten die vertrauensvolle Zusammenarbeit vermissen lasse. Auch habe die Außenwelt mit umfassender Hilfe viel zu lange gezaudert. Vor allem aber habe der Anspruch Berlins auf endgültige Wiederherstellung der Hauptstadtfunktionen von seiten der Bundesregierung eine merkwürdig zurückhaltende Behandlung erfahren.

Meine Damen und Herren. Es geht mir hier nicht um Politik. Es könnte da ja auch nur ein Politisieren herauskommen. Ich rede als Arzt. Gerade mein Besuch in Berlin im Jahre 1947 ließ den schon lange gehegten Gedanken, daß der Begriff der Krankheit nicht bloß auf das Individuum, sondern auf ganze Gruppen anwendbar ist, zur vollen Entfal-

tung kommen. Ich erkannte, daß es eine Pathologie der Gesellschaft nicht im metaphorischen, sondern im eigentlichen Sinne wirklich gibt. Es ist die Forderung nach einer Sozialpathologie als medizinischer Disziplin und einer dementsprechenden Therapie, die sich da erhebt.

Erlauben Sie mir einige Worte darüber, wieweit das heute schon möglich ist. Ich wende mich einen Augenblick den Verhältnissen in den USA zu, um dann zu uns zurückzukehren.

In den Vereinigten Staaten ist man im allgemeinen bisher am weitesten darin gekommen, die Geisteskrankheit nicht als Stoffwechselstörung, sondern als eine echte *Erkrankung* des Geistes zu erkennen. Es hat sich dabei ergeben, daß zum Beispiel die Schizophrenie auch in ihren akutesten Formen als eine besondere Konstellation und Komplikation von zwischenmenschlichen Beziehungen zu begreifen ist, mit denen jeder von uns vertraut ist. Es waren also soziale Faktoren im weitesten sowohl wie im intimsten Sinne, die immer mehr in den Vordergrund traten. Die Folge war einerseits ein steigendes Interesse von Sozialwissenschaftern für die medizinische Psychiatrie. Auf der anderen Seite eine Zuwendung der Psychiater zu Bereichen wie kulturelle Anthropologie und Soziologie. Durch William *Alanson White* (1870 bis 1937) wurde die erste Synthese zuwegegebracht zwischen der Psychiatrie, die sich mit Kranken befaßt, und einer anderen, die sich gesellschaftlichen Zuständen zuwendet.

Harry Stack Sullivan, einer seiner Schüler, und seine Mitarbeiter haben diese Linie besonders intensiv weiter verfolgt. Nicht bloß entwickelte Sullivan die bisher beste Kenntnis überhaupt der nichtkörperlichen Behandlungsmethoden der Geisteskrankheit, besonders der Schizophrenie, nicht bloß hat er die Entstehung dieser fürchterlichsten Zerstörung des Geistes bis tief in die Gründe und Abgründe der umgebenden Gemeinschaft verfolgt, sondern er hat diese Gesellschaft selbst in ihren Störungen studiert. Hatte man einmal erkannt, daß die individuelle Geisteskrankheit auf Störungen zwischenmenschlicher Beziehungen beruht, so wurde man unabweislich zur Untersuchung dieser zwischenmenschlichen Beziehungen selbst geführt. So kommt *Sullivan* in Zusammenhang seiner Wissenschaft zu der Feststellung, daß die soziale Ordnung selbst ernstlich gestört ist. Er fühlt sich tief beunruhigt durch das, was er als die allgemeine Haltung gegenüber dem Lauf der Weltereignisse erkennt. Als das Erstaunlichste stellt er fest, daß die zunehmende Zivilisation nicht, wie man hoffte, die geistige Unordnung verringert hat. Sie habe sie umgekehrt auf die gefährlichste Weise vergrößert. Er geht schließlich so weit, keiner anderen Gruppe von Menschen eine größere Aufgabe für die Zukunft der USA zuzuschreiben als den Ärzten, die die Beziehungen der Menschen untereinander studieren. Nur befürchtet er, daß diese Ärzte doch schon zu spät kommen. Denn die breiteren Aspekte der Therapie seien kaum reif, verbreitet oder verallgemeinert zu werden.

Das ist nun eine Art der medizinischen Wissenschaft, die gewiß auch in den USA keineswegs die Regel, die aber auch nicht ganz vereinzelt ist. Am bemerkenswertesten hieran ist die Erschütterung des Fortschrittsglaubens gerade in den Vereinigten Staaten. Und ist weiter der Überschritt von der Natur- zur Geisteswissenschaft dort, wo die Spezialisierung am weitesten vorgetrieben ist. Daß man nämlich in der Medizin sich für das interessiert, was die Kranken im wirklichen Grunde ihrer Seele bewegt, und daß man dabei in einem Lande, das als die Hochburg des Individualismus gilt, im Begriffe ist, den Individualismus zu überwinden. Ob sich auch hier der Strukturwandel einer ganzen Epoche ankündigt?

In Europa, speziell in Deutschland, verläuft *diese* medizinische Entwicklung langsamer und träger. Wahrscheinlich liegt das nicht zuletzt daran, daß die alte und verwurzelte Tradition unseres Kontinents die innere Annäherung an die Geisteskrankheit, welche ja doch vor nicht allzu langer Zeit noch als Domäne dämonischer Kräfte galt, nur ermöglicht, wenn religiöse Aspekte innerhalb der Einzelwissenschaft auftauchen. Davon ist man nun in den USA weit entfernt.

Vielleicht nimmt die europäische Medizin eine Entwicklung, die auf andere Weise diesem Mangel abhilft. Da hat zum Beispiel eben der Heidelberger Gelehrte *Hermann Friedmann* ein Buch veröffentlicht, das unter dem Titel «Epilegomena – Zur Diagnose des Wissenschaftszeitalters» im neunten Kapitel «die heile Gesellschaft» behandelt. Hier wird die Notwendigkeit geltend gemacht, bei der Anwendung des Krankheitsbegriffes auf die Sozialstrukturen nicht bei den psychischen oder geistigen Krankheiten stehen zu bleiben, sondern bis zur «eigentlichen», das heißt der physischen Krankheit vorzudringen. Denn, sagt er, soll es ein reales Substrat des Kollektiven geben, nämlich die Gesellschaft, und soll diese gleich dem Organismus krank sein können, so muß das Substrat des Kollektivs es auch gleichsam körperlich sein können (S. 175). Umgekehrt heißt das, daß in der physischen Krankheit des Individuums «kollektivistische» Elemente aufgewiesen werden können.

In der Tat ist das ein besonderes und immer mehr ins Zentrum des Interesses rückendes Anliegen unserer Medizin. Als anthropologische, das heißt eigentlich menschliche Medizin entdeckt sie die Bedeutung außer- und überindividueller Kräfte für Entstehung und Verlauf der Erkrankung in wachsendem Maße. Die außer- und überindividuellen Kräfte erstrecken sich dabei einerseits auf den Nächsten in jeder Form bis hin zur einwirkenden Kraft der gleichsam «fernen» Gesellschaft, anderseits aber auch auf die jenseitigen Mächte und ihre reale Gegenwart.

Friedmann geht so weit, daß er in seinen Vorlesungen über Medizinisches Denken die, wie er selbst sagt, phantastisch anmutende Paral-

lele zwischen dem Karzinom und der Revolution im Leben des Staates vorträgt. Er führt aus: «Wie im Staate separatistische und aufrührerische Bestrebungen sich erst da geltend machen, wo die Zentralregierung geschwächt ist, so könnten im Zellverband autonome bösartige Wachstumserscheinungen, Lösungen aus dem organischen Verband in der Regel erst da auftreten, wo das Zentralorgan des Organismus die Herrschaft über die Einzelzellen verloren hätte. Wichtige Aufschlüsse über die Ätiologie und auch die Therapie würden sich – wenn dieser Analogie eine reale Bedeutung innewohnte – aus ihr entnehmen lassen. Die Lockerung des Soziallebens würde dann in dem bösartigen, selbstgesetzlichen Zellkörper des Individuumkörpers nicht nur ihre spiegelbildliche Entsprechung finden, sie wäre wohl auch deren ‚Ursache' – oder, besser, beide entsprängen einer Dissoziationstendenz in einem biologischen Allgemeinsubstrat.» (Ebenda S. 177.)

Hierüber wäre viel zu sagen. Insbesondere darüber, daß hier das Biologische im Menschen als eine psycho-physische, besser noch noophysische Realität aufgefaßt wird. Bemerkenswert ist die Energie, wie hier sehr weit Auseinanderliegendes, nämlich die bösartige Geschwulst im Individuum auf der einen Seite und eingreifende Vorgänge im Leben der Gemeinschaft auf der anderen miteinander in Verbindung gebracht werden. Jedenfalls ist phantastisch in negativem Sinne nicht dieser Versuch, Zusammengehöriges, durch eine pathologische Dissoziation scheinbar unüberwindlich voneinander Getrenntes miteinander zu verbinden. Wohingegen der Vorgang des bösartigen Wachstums selbst, demgegenüber wir im Grunde völlig ohnmächtig sind, im höchsten Maße phantastisch und gespenstisch ist.

Ich hätte aber bei dieser von unserem Thema scheinbar ablenkenden, mehr methodisch und wissenschaftsgeschichtlich anmutenden Betrachtung nicht so lange verweilt, wenn wir uns in ihr nicht auf eine unscheinbare Weise eben dem Thema genähert hätten, geradezu zentralen Stellen von ihm!

Was sich hier in der Medizin als so schwierig erweist, im übrigen aber als im Begriff befindlich, diese Schwierigkeit zu überwinden, ist doch der Überschritt vom Bereich der Natur in den des Geistes. Und hier noch konkreter: vom individuellen Naturbereich zum geistigen Sozialbereich. Und umgekehrt: von den Naturkräften der Gesellschaft zu den geistigen Bewegungen des Individuums.

Ist aber diese Aufgabe und diese Schwierigkeit nicht geradezu die Signatur der technischen Zivilisation und damit unseres Zeitalters? Dieser Entwicklung, die zu der so häufig beschriebenen Diskrepanz geführt hat zwischen den materiellen Produktionskräften und der plastischen Kraft, ihnen geistig und in den eigentlich menschlichen Ordnungen zu folgen? Und ist die von uns dargestellte Situation in einer Wissenschaft, der der Medizin, so nicht die prägnanteste Beschreibung der Zerrissenheit im Herzen Europas? Und damit der Zwei-

teilung der Stadt, die auf fast schon komische Weise in der Mitte dieses Europas liegt?

Königsberg, Warschau, Wien, München und Aachen liegen annähernd an der gleichen Kreislinie, die mit einem Radius von fünfhundert Kilometern um Berlin herum gezogen werden kann. Nimmt man den Radius von achthundert Kilometern, so gilt das gleiche von Riga, Stockholm, London, Paris und Mailand. Ja schaut man auf die Außenbezirke unseres Erdteiles, so stellt man fest, daß Madrid und Moskau – oder auch Rom und Leningrad – etwa gleich weit von Berlin entfernt sind. Der Stadt ist also ihre Mittellage vorgezeichnet. Hier ist nicht West- und Osteuropa, hier ist beides zugleich. Hier ist der Austausch und Geben und Nehmen nach allen Seiten gewesen seit der Zeit, als die uralten Fischerdörfer Berlin und Kölln im dreizehnten Jahrhundert zu der kleinen Stadt Berlin zusammenwuchsen.

So gesehen ist die Zweiteilung der Stadt Berlin nur die zugespitzteste und gröbste Form einer Dissoziation, die durch unser ganzes, nicht nur politisches, sondern auch geistiges und natürliches, nicht nur individuelles, sondern auch soziales Leben geht. Und die Wahrscheinlichkeit wäre sehr groß, daß die Zweiteilung der Stadt und damit Mitteleuropas nicht eher zu beheben ist, als bis die geistige und natürliche, die individuelle und soziale Dissoziation behoben ist, die der politischen Spaltung zugrunde liegt.

Was da in Erscheinung tritt, wäre also ein Riesenmodell für den Kulminationspunkt einer in Europa von langer Hand vorbereiteten Entwicklung. Vergleichbar in etwa dem Auseinanderfallen des römischen Imperiums in ein west- und ein oströmisches Reich.

Und die Apathie, die sich angesichts dieses Schismas besonders kraß bemerkbar macht und die mit der ganz besonderen Aktionsfreudigkeit, wenigstens in wirtschaftlichen Dingen, die sonst hierzulande herrscht, ganz erheblich kontrastiert, ist vielleicht so zu erklären, daß man das Ausmaß der Schwierigkeiten wenigstens wittert. Daß man sich, ohne jede klare Erkenntnis und in der Strategie völlig ratlos, nicht traut, die Aufgabe in Angriff zu nehmen. Die Apathie wäre also so etwas wie ein Zeichen von Besonnenheit?

Es käme also darauf an, im einzelnen, gleichsam fachmännisch zu realisieren, daß die Schwierigkeit, die einer Wiedervereinigung Deutschlands entgegensteht, in den Problemen unseres alltäglichen Lebens wiederkehrt und daß sie ganz präzise die unserer Geschichte ist bis in unsere persönliche, nicht bloß private, sondern auch öffentliche Biographie hinein. Ohne die Berücksichtigung und dementsprechende Veränderung *dieser* Faktoren ist die Hoffnung auf einen Ausgleich der großen weltpolitischen Spannungen eine Utopie.

Es ist aufschlußreich, zu sehen, wie sich diese Konstellation in der Geschichtswissenschaft spiegelt. Etwa dort, wo sie als Zeitgeschichte sich dieser unserer Gegenwart zuwendet, im Unterschied zur Historie

mit ihrer Tendenz, alles Geschehene seines Gegenwartscharakters zu berauben. Denn natürlich ist die Situation in den anderen Wissenschaften ähnlich wie in der Medizin.

Rothfels, Herausgeber der Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte, macht folgende Feststellungen: Die Zeitgeschichte (das Wort gibt es etwa seit der Französischen Revolution) tritt mit dem Anspruch eines Epochenwandels auf. Mit den Jahren 1917/18 beginnt wirklich eine neue universalgeschichtliche Epoche. Sie ist durch den Eintritt Amerikas in den Krieg und den Ausbruch der Russischen Revolution gekennzeichnet. Damit wurden über die Welt hin die Möglichkeiten eines universalen Bürgerkrieges heraufgeführt. In der Krise des Nationalstaates werden Widerstandsbewegungen und Integrationsbewegungen zu Zentralthemen der Geistesgeschichte. Es gilt nun die «Sektorengrenzen» des Politischen, des Wirtschaftlich-Sozialen und des Geistigen zu überwinden. Dazu ist die Aufhebung der Trennung von Außen und Innen ebenso notwendig wie die eines Bildes vom Menschen und eines Bildes von der Natur.

Die gleichsam allgegenwärtige Bedeutung der Grenzsituationen, ihre Gegenwart eben in unserem Herzen und damit das Eindringen des Eisernen Vorhanges in alle Zellen unseres Daseins, zeigt sich auch in dem Konflikt der Loyalitäten. Es scheint immer mindestens zwei Gewissen zu geben: folgt man dem einen, begeht man Verbrechen im Sinne des positiven Gesetzes, folgt man dem anderen, verschuldet man sich vor dem ungeschriebenen, ewigen. Dieses kann aber plötzlich und unvermittelt in irdischer Macht dastehen und einen strafen, so wie es vorher das andere tat. Das ist der Grund der Bürgerkriegssituation.

Die Neuzeit hatte sich immer mehr zu der Annahme überredet, daß der Hang zum Guten uns angeboren sei. Das war unsere Humanität. Angst sollte man vor dem Bösen haben. Immer unabweisbarer aber tritt hervor, daß die Angst vor dem Guten sich ausbreitet und damit der dämonische Charakter der Zeit. Es zeigt sich zum Beispiel in zunehmendem Versagen der Loyalität in Auswärtigen Ämtern und in Atomphysiklaboratorien. Das Außerordentliche, ja die Verwirklichung des Unmöglichen scheint geradezu ein Erfordernis des Alltags geworden und die Teilnahme an der Mittelmäßigkeit zu einer Nötigung, das Gemeine zu tun.

Das begründet natürlich eine tiefe Unzulänglichkeit der Demokratie. Auch den stillen, aber allenthalben nur um so mächtiger wirksamen Hang der Geschichte heute zu totalitären Lösungen. Positiv aber bringt es den Zwang mit sich, bei Gefahr des Unterganges, den pathologischen Zwiespalt zu überwinden und ein Drittes zu suchen, zwischen Totalitarismus und Demokratie. Das wäre das neue, in Fleisch und Blut übergegangene Gewissen. Ein echtes Wir-Gewissen.

Eine besonders schwere Last bei meinem letzten Berliner Aufenthalt bestand in der Wahrnehmung, daß das, was man ein halbkoloniales

Bewußtsein nennen könnte, unter uns Deutschen schon ungemein verbreitet ist. Man hätte erwartet, hier ein Feuer der Leidenschaft brennen zu sehen oder der entschlossenen Erkenntnis dafür, daß Widerstand und Integration gleichermaßen notwendig sind. Und Widerstand und Integration an der rechten Stelle, wenn die Eigentümlichkeit dieser Stadt und damit ihres Landes nicht ausgelöscht werden soll. Dieser Stadt, die nicht nur geographisch West- und Osteuropa zugleich ist, Austausch und Geben und Nehmen nach allen Seiten.

Eugen Rosenstock, Ordinarius für Rechtsgeschichte in Breslau bis 1933, seitdem in den Vereinigten Staaten lebend und lehrend, hat schon 1925 in seiner Soziologie vom balkanisierten Europa gesprochen und davon, daß die «ewige Wahrheit» der europäischen Kultur zum Mythologem geworden ist.

Für die Geistessprache der Welt ist Europa tatsächlich zu einem Fragment geworden. Die Frage einer Mitgliedschaft in einer nicht durch «das kleine Vorgebirge Asiens» abgesprengten Welt steht zur Entscheidung, soll es und sollen seine Nationen gerettet werden. Die Rettung der Nationen vor dem Schicksal der «graeculi», der Kleinstaaten im Römerreich, hängt also – genau entgegengesetzt wie unter dem restaurierenden Aspekt – nicht an der Absolutsetzung ihrer Geschichte, nicht an der romantischen Lehre von der ewigen Wahrheit des Gewordenen, sondern davon ab, daß ihm nun erst recht neue, unerhörte, eigenartige Schöpfungen als Glieder entspringen. Die können sich nicht «ausleben», sie können nur mitleben.

Rosenstock hat in seiner Soziologie, deren zweiter Band «Das Kreuz der Wirklichkeit» heißt, den Kanon einer Wissenschaft entwickelt, die, nicht von der Medizin ausgehend, dem entspricht, wonach die amerikanische Sozialpathologie noch vergeblich sucht, die ihr jedenfalls auf der Suche nach dem noch Fehlenden unschätzbare Dienste leisten könnte. Sie ist diejenige Erweiterung der Soziologie nach der physiologischen Seite hin, die der Erweiterung der Medizin nach der Seite des Geistigen und Sozialen entspricht. Sie verliert sich aber nicht an die Natur und gehört deshalb auch nicht zu den weit verbreiteten, der Romantik zugehörigen Organismustheorien. So wie die neue Medizin sich nicht an den Geist verliert und verlieren darf. Vielmehr erweitert diese Soziologie, um der Natur Widerpart leisten zu können, ganz richtig den Geist zum Geistlichen. «Der Geist ist nicht Gott.» So kann neben dem Zeitgeist, und mit ihm verschränkt, auch der Zeitleib ins Auge gefaßt werden. Diese Soziologie ist eine Heilkunde der zeitlichen Ordnungen. Sie stellt die Frage nach den Gestehungskosten der menschlichen Ordnungen. Der wichtigste Teil dieser Kosten sind Menschenleben.

Und diese Soziologie ist weder Geist- noch Naturwissenschaft, sondern beides. Sie ist weder Mythologie noch Utopie. Das Kreuz der Wirklichkeit besteht in der Durchdringung von Außen und Innen,

Vorwärts und Rückwärts. Die in diesem Zusammenhang besonders wichtige Abgrenzung gegen den Klerikalismus ist eindeutig. Ich zitiere einen Ausspruch des Grafen *Saint Simon*, den auch Rosenstock zitiert und der die Kirche wegen ihres Funktionswandels der Ketzerei anklagt. Er lautet: «Rechtgläubig war der römische Klerus bis zur Stuhlbesteigung Leos X. (1512), denn bis dahin war er den Laien in allen den Wissenschaftszweigen überlegen, deren Fortschritte der ärmsten Klasse fortgeholfen haben. Seitdem ist er in Häresie verfallen, denn er hat nur noch die Theologie gepflegt und hat sich von Laien den Rang in Kunst, Naturwissenschaft und Technik ablaufen lassen.»

Sie sehen, es geht um die Aufgabe der Verwandlung der eigenen Erbweisheit, der Preisgabe alles Zufälligen und Entbehrlichen. Es geht um ein Wissen, das sich nicht auf göttliche Autorität und Staatsgesetz, sondern auf die Vergegenwärtigung des Menschen beruft. Nur diese menschliche Wissenschaft kann jene Lücke ausfüllen, an der ganz Europa, das ganze Erdenrund krankt. Und es kann kein Zweifel sein, daß diese Lücke es ist, die in der Situation der Stadt, von der wir reden, auf eine handgreifliche Weise in Erscheinung tritt. Besonders handgreiflich vielleicht darin, daß das, was wir als große Wunde in brennendem Schmerz empfinden müßten, uns so wenig irritiert und aus dem Gleichgewicht bringt.

Zu der halbkolonialen Bewußtseinslage, die ich bei meinem Aufenthalt in Westberlin sehr verbreitet gefunden zu haben glaube, gehört auch die Unfähigkeit, den Gegner auf der anderen Seite und so das Wesen des Konfliktes überhaupt ins Auge zu fassen. So daß man fürchten muß, daß die so dringend notwendige Abgrenzung gegen ihn nur sehr schwach und grob, also allenfalls durch Gewalt allein möglich ist. Dem entspricht eine sataniskische Virtuosität im Vergessen, die ja auch meinem Gewährsmann aus dem «Merkur» aufgefallen ist, und eine völlige Sterilität der Phantasie in der Vorstellung von der Zukunft.

Das, was die Tiefenpsychologie in der Behandlung von Kranken an Erfahrung von den Widerständen gegen die Erhellung der zugrundeliegenden Konflikte macht, ist ein reines Kinderspiel dagegen! Ich will aber doch eine gute Schilderung solcher Erfahrungen von einer ursprünglich deutschen, später amerikanischen Psychotherapeutin hier bringen, um dann auf den Unterschied zu dem sozialpathologischen Verhalten, das uns beschäftigt, zu sprechen zu kommen. Die Schilderung stammt von Dr. Karen Horney und bezieht sich auf die ärztliche Behandlung von inneren Konflikten, die den daran Leidenden krank machen. Sie lautet: «Was mir zunächst ganz besonders auffiel, war die Blindheit der Patienten gegenüber augenfälligen Widersprüchen in ihnen selber. Wenn ich auf diese Widersprüche hinwies, begannen sie auszuweichen und schienen jegliches Interesse daran zu verlieren. Nach wiederholten Erfahrungen dieser Art wurde mir klar, daß das Ausweichen der Ausdruck einer tiefen Aversion dagegen war, sich mit die-

sen Widersprüchen auseinanderzusetzen. Schließlich zeigten mir die Panikreaktionen anläßlich der plötzlichen Erkenntnis eines solchen Konfliktes, daß ich mit Dynamit arbeitete. Die Patienten hatten allen Grund, vor ihren Konflikten zurückzuschrecken: sie befürchteten, daß ihre Macht imstande sei, sie in Stücke zu zerreißen. Hier begann ich zu erkennen, welch erstaunliches Maß von Energie und Intelligenz an mehr oder weniger verzweifelte Bemühungen gewandt wurde, die Konflikte zu ‚lösen' oder, genauer gesagt, ihr Vorhandensein zu leugnen und eine künstliche Harmonie herzustellen.»

Die Verfasserin kommt nun auf die verschiedenen Wege, die zu solch einer künstlichen Ausschaltung der Konflikte, zu ihrer mehr oder minder tiefgehenden Verdeckung führen.

Der erste besteht darin, die eine Seite des Konfliktes überhaupt auszuschalten und die andere in den Vordergrund zu schieben.

Der zweite Versuch ist der, sich von den Menschen «abzuwenden», sich zu distanzieren. Dadurch werden die Konflikte erst einmal scheinbar vermindert.

Der dritte Versuch ist ganz anderer Art. Statt sich von anderen abzuwenden, wendet man sich von sich selbst ab. Das ganze reale Selbst wird unwirklich, und statt dessen schafft man sich ein idealisiertes Ebenbild von sich, in dem die Widersprüche keine Konflikte mehr zu sein scheinen, sondern nur die verschiedenen Aspekte einer Person.

Von allen Lösungsversuchen ist wahrscheinlich das idealisierte Ebenbild wegen seiner weitreichenden Wirkung auf die ganze Persönlichkeit am allerwichtigsten. Aber es schafft eine neue Spaltung, indem der Betreffende sich von seinem eigentlichen Selbst entfernt.

Dem versucht ein vierter Lösungsversuch zu begegnen, indem er mit allen früheren Konflikten auch diesen letzten wegzaubert, und zwar werden innere Vorgänge so erlebt, als ob sie sich außerhalb der betreffenden Person abspielten. Man externalisiert oder projiziert den Konflikt. Das heißt: man wirft gegen alles, was einen spiegelt oder zu spiegeln scheint, Steine. Dadurch wird aber letztlich der ursprüngliche Konflikt zwischen Selbst und der Außenwelt in die Potenz erhoben, die unter Umständen riesig ist. Jede kleine Differenz mit der Umwelt findet ein riesiges Echo. Wird dann die Dissoziation des Selbst für die Kapazität des Ich übergroß, so braucht in Wirklichkeit gar keine Differenz vorzuliegen. Sogar einer durchaus freundlichen oder gar liebenden Instanz oder Person gegenübergestellt, fühlt sich der Betreffende von ihr verfolgt: im Wahn.

Je mehr solch ein Zustand der Verschleierung von Konflikten fortgeschritten ist und je intensiver die Verschleierung ist, um so stärker ist auch die Macht des Widerstandes, der ihrer Erhellung und Auflösung entgegengesetzt wird. So gewiß nun die jetzige Verfassung Berlins durch Externalisation und Projektion charakterisiert ist, und so schlimm das an sich schon wäre, so würde man doch den Ernst der

Lage völlig verkennen, wollte man es bei dieser Beurteilung sein Bewenden haben lassen. Denn nicht nur besteht die Externalisation in zwei Formen: in einer vorstellungsmäßigen, wie sie oben beschrieben wurde, und in einer wirklichen. Sondern es besteht außerdem noch die externalisierende Instanz nicht aus einem Individuum, auch nicht aus einer Summe von Individuen, sondern aus einer Gesellschaft, sogar einem Staat.

Daß die Externalisation nicht bloß eine der Vorstellungen ist, sondern auch eine über die Vorstellung hinausgehende Wirklichkeit heißt, daß der Teil der Konflikte, der erste durch Idealisierung des eigenen Zustandes und dann durch Projizierung eines Teils der Spaltung zum Verschwinden gebracht wurde, die Macht hat, das verschwundene Verworfene, Dunkle des eigenen Wesens, im Gegenüber leibhaftige Formen annehmen zu lassen. Das ist eine wirkliche *außen* entstehende Quelle neuer Konflikte.

Man muß sich klar machen, daß der Hinweis auf diese Quelle der einzige Gesichtspunkt ist, der in der politischen Beurteilung gemeinhin geltend gemacht wird. Man übersieht, wie diese Quelle in Wirklichkeit durch einen selbst genährt wird und in welcher Verzerrung, welcher Vergrößerung des Schlechten und welcher Verkleinerung des Guten diese Quelle und der von ihr genährte Strom erscheint. Dieser Fehler kann nur ausgeschaltet werden, wenn man erkennt, daß es sich wirklich um einen pathologischen Prozeß handelt.

Aber das Ausschlaggebende und eigentlich Verhängnisvolle ist doch dies, daß es sich um einen pathologischen *Sozial*prozeß handelt. Um uns klar zu machen, was das bedeutet, können wir an Beobachtungen von Sullivan anknüpfen. Er hat sein Augenmerk auf das Verhältnis des Einzelnen zu einer Gruppe gerichtet und darauf, wie auch heftige und vielfach verdeckte, idealisierte und projizierte Konflikte dadurch fast vollständig entschärft werden, daß man sich einer Gruppe einordnet. Die Gruppe verhält sich dann zu anderen Gruppen ähnlich wie vorher das Individuum zu seinem Gegenüber. Das kann so weit gehen, daß sich ein Individuum oder eine Summe von Individuen durch Einfügen in eine Gruppe den Gefahren einer Schizophrenie und ihrem Wahn entziehen kann, denen es sonst unterlegen wäre. Darauf nimmt dann die Gruppe eine paranoide, zu Verfolgungswahn neigende Haltung zu allen außerhalb der Gruppe an.

Man kann sich vorstellen, welch ein Grad von Komplikation des Verhängnisses hierin liegt! Tritt doch eine Institutionalisierung des Wahns ein, und um so mehr, je repräsentativer die Gruppe ist. Es wird nicht nur der Zeitgeist, sondern auch der Zeitleib vom Wahn ergriffen.

Ich will abbrechen. Vielleicht ist es gelungen, uns auf diese Weise wenigstens von ferne zu vergegenwärtigen, was es bedeutet, wenn ein großes Gemeinwesen wirklich erkrankt. Diese Vorstellung mit konkretem Gehalt erfüllen, wie es nötig wäre, wenn wir in dieser Hin-

sicht adäquat handeln sollten (und wie nötig wäre das nicht!), das vermöchten wir erst, wenn wir tiefer in die Sozialpathologie und die Heilslehre menschlicher Ordnungen eingedrungen wären. Aber die stecken erst in den Anfängen. Das ist nicht zuletzt eine Wirkung des ganz erheblichen Widerstandes, den eine Erkrankung der Gesellschaft ihrer Erhellung und Bewältigung entgegensetzt. Und auch diesem Widerstand ist es vermöge seines repräsentativen Gruppencharakters gelungen, seine destruktive Art so weit zu rationalisieren, daß er nahezu, wenn nicht ganz, konstruktiv erscheint.

Ganz zum Schluß möchte ich noch zwei Bemerkungen machen: Einmal, daß die Kirche in den letzten Jahrhunderten kaum noch ein Organ für den Leib und das leibhaftige Wesen gehabt hat! Dadurch hat sie das Geistliche in das Geistige und das Christentum in Idealismus verwandelt, in Sonntagschristentum, das den materialistischen Alltag verdeckt. Die Sowjets aber sind, wie auch Rosenstock bemerkt, eifersüchtige Wächter gegenüber einem bloß materiellen «Zion». Sie sind unter anderen sozusagen Anti-Sonntags-«Geistliche».

Und zum andern dies: Die Vereinigten Staaten gewinnen nur langsam die Möglichkeit, aus ihrer Gruppe herauszutreten und mit andern Gruppen in echte Beziehung zu treten. Ihr Gruppengeist ist getragen von dem, was wir liberale Demokratie nennen. Die scheint aber, wie wir sahen, der universalen Bürgerkriegssituation, die die Weltsituation heute bestimmt, nicht gewachsen zu sein.

Auch das sind zwei Punkte, die die sozialpathologische Situation Berlins und damit Deutschlands und Europas bestimmen.

Es besteht so wahrlich von allen Seiten Grund genug, diese Situation nicht zu vergessen und sie uns immer tiefer und brennender einzuprägen. Grund genug, ihrer weitreichenden Vorgeschichte und ihrer Zukunftsträchtigkeit, ihren inneren und äußeren Möglichkeiten nachzusinnen und die Mittel zu entwickeln, die es erlauben, dieser Situation wirklich gewachsen zu sein. *Wilhelm Kütemeyer*

Düstere Propheten Europas

I.

Der katholische Bereich hat schon im Ersten Weltkrieg einen prophetischen Geist sein eigen nennen dürfen, dessen tiefer Blick sich von keinen Siegen täuschen ließ und dessen Kühnheit auszusprechen wagte, was sich die Besten kaum eingestehen mochten: daß es mit Europa und seinem Christentum traurig bestellt war: *Theodor Haecker* hieß der Mann, der im Jahre 1917 das Wort ergriff zu einer vernichtenden Kritik des deutschen «Systems» und zu einer Vorschau auf eine

düstere Zukunft. Haecker war als Kulturphilosoph damals erst in einem kleineren Kreis bekannt geworden; er gehörte zu einem Kreis um den «Brenner», einer Innsbrucker Zeitschrift, und hatte sich als Kierkegaard- und Newman-Übersetzer einen Namen gemacht. Dieser große Liebhaber der deutschen Sprache hatte von Anfang an in Opposition zu einer «Deutschheit» gestanden, die im Machtwahn sich berauschte und ihre Christlichkeit vor allem im Dienst an diesem Wahn glaubte beweisen zu sollen. Dieser wahrhaft antichristliche deutsche Geist war Theodor Haecker in tiefster Seele verhaßt, und er scheute sich nicht, ihm mit tödlichem Zorn zu Leibe zu rücken, wo immer sich dazu Gelegenheit bot.

Wir vermögen hier nur einen Einblick in die Gedankenwelt dieses prophetischen Menschen anhand einiger Zitierungen zu geben, die ihn besonders kennzeichnen:

«Es kann nicht, abgesehen von der Technik und Organisation, für Familie, für Volk und Staat, eine im Wesen andere christliche Ethik geben als für den einzelnen. Ich möchte doch den Theologen sehen, der mir das im Ernst abstreiten will; freilich gibt es Theologen, mit denen man so wenig rechten kann wie mit Automaten oder mit Maschinengewehren; so können sie wohl meinen, die Gebote des Evangeliums seien für die imaginären Bewohner des Mars bestimmt und nicht für uns Menschen. Aber alle Gebote des Evangeliums gelten genau ebenso für Völker und Staaten wie für einzelne.»

*

«Denn das steht fest: Wer immer behauptet, daß Menschen, die das Evangelium wirklich leben, den Krieg mitmachen können, der ist der gotteslästerlichste und infamste Lügner, der die Sonne beleidigt, wer immer er auch sein mag. Wohin sind wir gekommen mit der schrecklichen Gleichsetzung einer politischen Sache mit einer christlichen, eines radikal bösen Staates mit der Kirche Christi!»

*

«Wenn da ein Professor, zur Abwechslung ein katholischer, schreibt: Möge unser Volk, das wie die erste Christengemeinde einer ganzen feindlichen Welt gegenübersteht . . . , so ist das mindeste, was man von einem christlichen Theologen verlangen kann, daß er wisse: daß die erste Christengemeinde leidend kämpfte und nicht mit dem Schwert, geschweige denn mit giftigen Gasen die Welt eroberte! So aber rechnen wir solche infam dummen Aussprüche dem nicht ganz zu verschweigendem Umstand zu, daß die ‚christlichen' Theologen einem Staat, dessen Christlichkeit von äußerster Fragwürdigkeit ist, dienen und schmeicheln müssen, weil sie von ihm ihre Gehälter beziehen.»

*

«Jene absolut antichristliche, schon seit Jahrhunderten immer wachsende, heute glücklich in Stinkgasen und U-Booten reif gewordene

Anschauung, daß für die Völker und Staaten Gewalt vor Recht gehe und die Vorschriften und Gebote Gottes und des Evangeliums überhaupt nicht gelten können, schuf die Möglichkeit jener schrecklichen Doppelnatur der Staatsmänner und Beamten, die am häufigsten in Deutschland zu finden ist.»

Die Deutschen aber waren damals längst ertaubt für eine solche Stimme; sie folgten anderen Propheten: ihren Generalen und Annexionisten, die auf Welteroberung ausgingen, gemäß dem «preußischen Beruf». So hörten sie während des Krieges Haeckers Wort so wenig wie nach dem Kriege, als er den Europäern unter den Christen dies Wort zurief:

«Die gute Europa ist wie die Mumie in Strindbergs Gespenstersonate: sie kann einige Lieder pfeifen aus guten Tagen und hohe Worte plappern. Die gute Europa ist eine alte Vettel geworden, sie denkt nicht mehr, sie stinkt; sie verwechselt das nämlich, weil es ähnlich klingt. Sie fügt nämlich die Worte schon lange nach ungefähren Lautassoziationen zusammen wie die echten Paralytiker; und lebt trotz Blut und Leichen in euphorischen Zuständen wie die echten Paralytiker.»

Welch ein Wort! Hat es sich nicht bestätigt bis auf diesen Tag? Ist nicht *dies* das realistische Bild des «christlichen Europa»? Das nur verdeckt wird von den hohlen Phrasen der «Abendländer», die heute mit Atombomben das christliche Erbe zu retten gedenken? Aber es ist ja ganz gewiß, daß auf diesem Wege das Ende kein anderes sein kann, als der große Haecker es vorausgesagt hat:

«Was von einem ehrlos schlachtenden Europa Rühmenswertes übrigbleiben wird, das werden ein paar Missionare sein, die das Wort Gottes weitertragen.»

Diese Missionare werden vermutlich aus Afrika oder Asien kommen und den Resteuropäern sagen, was denn Jesus Christus «eigentlich» gewollt hat.

II.

Es hat der gnädige Gott die Deutschen aber auch nach der zweiten Katastrophe nicht ohne einen prophetischen Menschen gelassen. Er lebt noch unter uns, wenn er es auch «aufgegeben» hat, zu den Deutschen zu sprechen, die sich wieder auf den Weg des Verderbens begeben haben: Es ist *Reinhold Schneider*, der große Geschichtstheologe und Dichter, der wegen seines Wortes von seinen eigenen Glaubensgenossen diffamiert worden ist. Auch von ihm seien nur ein paar Worte zitiert, die die Situation erhellen und uns zeigen können, wohin wir hier und heute getrieben werden. Schon sehr früh hat er auf das Verderbliche einer Hinwendung nach «Atlantis» hingewiesen:

«Die Hinwendung Europas zum Atlantik, eine Gebärde der Angst, die Europas tiefste Erniedrigung ausdrückt, mag in dieser Stunde ver-

ständlich sein. Sie ist gleichwohl ein Unglück, eine *Ablösung vom Wurzelgrunde*, die jede Selbstbehauptung unmöglich zu machen droht. Indem wir übers Meer blicken, von dem uns Hilfe kommen soll, vergessen wir, was wir im Rücken haben ... Wir befinden uns auf der Flucht vor dem Erbe, auf der Flucht zum Atlantik, auf der Flucht zur Sicherheit ... Die Erhaltung des Menschentums unserer Herkunft sollte uns größere Sorge bereiten als die Beschaffung der Waffen, die in einem jeden Falle, auch wenn sie siegen, dieses Menschentum zerstören.»

Er hat dann insbesondere sein Volk, die Deutschen, immer wieder zur Gewissenserforschung zu bringen versucht, mit Worten wie diesen:

«Wenn wir Geschichte und Geistesgeschichte unseres Volkes unbestechlich durchforschen, werden wir unheimlich-gespenstigen Vorbereitungen der *nihilistischen und todessüchtigen Vergötzung der Macht* und der ihr gemäßen Entwürdigung des Menschen an vielen Orten begegnen, aber auch Geistern, die ihnen widersprachen und zum Schaden aller nicht gehört wurden ... Wollen wir diese Erscheinung unserer Geschichte überwinden, so müssen wir Personen, Erscheinungen, Staats- und Machtformen verwerfen, die in die tödliche Kurve dieser Jahre weisen und sie eingeleitet haben.»

*

«Unsere Auseinandersetzung mit *Adolf Hitler* ist nicht zu Ende und kann nicht zu Ende sein; in gewisser Weise sind wir vor der Ewigkeit mit ihm verbunden. In ernstlicher Gewissenserforschung müssen wir trachten, frei zu werden.»

*

«Auf dem eingeschlagenen Wege der Remilitarisierung wird sich eine Denkweise, werden sich Vorstellungen und Machtformen wieder einstellen, deren Überwindung gehofft werden konnte! Zum erstenmal wäre ein Teil des deutschen Volkes – und vielleicht das ganze – bereit gewesen, einen anderen Weg zu gehen; von dem Glauben, daß in der Aufhäufung, Steigerung, Ausbildung militärischer Macht der Sinn des Staates (und wie bald der Sinn des Daseins!) liege, sich loszusagen. Die Richtung, die nun eingeschlagen wurde, ist für die innere Entwicklung unseres Volkes eine sehr große Gefahr: das ‚Zu früh' steht auf jeden Fall über dem Tore. Solange ein Volk geteilt ist, kann eine Regierung sich nur legitimieren, indem sie die Einheit an die erste Stelle setzt, vor alle Pakte und Rüstungen, die den Spalt nur vertiefen, die Gefahr nur steigern können; als eine Regierung des ganzen Volkes ist eine Regierung nur legitimiert, wenn die Einheit vollzogen ist in Freiheit!»

Und dann rief er zum neuen Gehorsam, indem er auf unsere Brüder in jenen vorkonstantinischen Zeiten hinwies, die noch wußten, daß sie keinesfalls zum Schwertdienst in die Welt gesendet waren:

«Entweder wir entschließen uns zum unbedingten Gehorsam gegen Jesus Christus oder wir haben kein Recht, uns *Verteidiger des Christentums* zu nennen. Verteidiger können wir ohnehin nicht sein; wir können nur Zeugen sein der Wahrheit.

Die kleine Schar der von Jesus Christus Gesendeten ging (damals) in die Welt, ausgerüstet mit seinem Frieden, der sein und ihr Schwert war; das Schwert, das Blut vergießt, war ihnen verboten. Es ist ihnen auch heute verboten, trotz allen Bemühungen, es zu rechtfertigen. Schwert ist ja nur noch ein Bild. Wer heute Schwert sagt, meint den Tod der Völker in unaussprechlichem Grauen: er meint ein Nein an Jesus Christus, das nicht überboten werden kann. Das Leiden unterm Unrecht, die Marter der Zeugen, die Verfolgung der Friedfertigen sind Glorien des Gottesreiches. Die Wiederherstellung der Gerechtigkeit durch die Waffe dieser Zeit ist ein Greuel in Ewigkeit.»

Aber die um politische Macht besorgten, restaurationsbeflissenen deutschen Bürger und Kleinbürger hörten ihren Propheten nicht. Im Gewühle des Wiederhoch- und -davonkommens kraft ihrer «Tüchtigkeit» glaubten sie auf einen Propheten keine Rücksicht nehmen zu müssen: «Hauptsache, wenn's wieder rund geht!» So sind wir wieder an dem Ort angelangt, an dem schon die Nibelungen standen, denen der Dichter in seinem Drama «Die Tarnkappe» sagen läßt:

«Euer Väter Glaube habt ihr längst verlassen, und einen neuen faßt ihr nicht. Wie wollt ihr glauben mit verderbten Herzen? Gespaltenen Sinns, bereit, euch zu verlassen, von Angst und Gier verbrüdert, nicht von Himmelsmächten; verbrüdert nur vom Leid und Wahn der Macht, die euch wie Wasser durch die Finger rinnt! Meint ihr, das Schwert erzwingt's? Ihr ruft es ja herauf. Es wächst zum Turm empor, der niederschmettert, wenn er an den Himmel streift.»

So zeigt sich nur ein düsteres Schicksal dieses Volkes und mit ihm Europas, dessen zerrissenes Herz dieses Volk symbolisiert. Wir haben versucht, in ein paar Thesen im Anschluß an diesen Aufsatz die Lage hier und jetzt und die Perspektiven zusammenzufassen. Es wird alles davon abhängen, ob es gelingt, das zerrissene Herz wieder zu vereinigen und dann eine Heilung einzuleiten. Gelingt das nicht (mehr), so wird uns und Europa der Abgrund verschlingen.

Optimismus wäre in dieser Lage Ruchlosigkeit. Wir haben uns ihr als Realisten zu stellen und uns als Christen zu bewähren, auch im Untergang.

Thesen zum deutschen Problem

1.

Unser größtes Übel ist die Teilung Deutschlands. In ihr tritt als Ausdruck der inneren Zerrissenheit die Schizophrenie des deutschen Volkes politisch in Erscheinung.

2.

Wird die Teilung nicht beseitigt, ist der Untergang Deutschlands in selbstmörderischer Verzweiflung gewiß.

3.

Die Zeichen mehren sich, daß die Teilung nicht beseitigt wird, da es den Anschein hat, daß

a) die Welt-Machtblöcke die Teile als Beutestücke in ihrem Machtkampf zu benutzen gedenken;
b) die Deutschen sie nicht zu beseitigen vermögen, wegen a) und wegen ihrer Schizophrenie;
c) die Deutschen die Beseitigung der Teilung auch nicht genügend betreiben, weil sie ihnen entweder gleichgültig ist oder sie sie bei den Machtblöcken «integriert» hat.

4.

Überwunden geglaubte verderblichste Dämonien kommen (infolge der Zerreißung) wieder herauf: Nationalismus, Nazismus und Militarismus erheben ihr Haupt. (Matth. 12, 43 ff.)

5.

Die Verhärtung der Teilungsfronten wird die Dämonen immer mehr stärken, und der schizophrene Wahn wird sich ihrer bedienen, «um die Einheit herzustellen».

6.

Wenn die Weltmächte glauben, sich der deutschen Schizophrenie im Machtkampf bedienen zu können, werden sie inne werden, daß der Wahn sie selbst ergreifen wird. Die ganze Welt wird dann im Wahnsinn (des Dritten Weltkrieges) enden.

7.

Die politische Wiedervereinigung wäre nicht identisch mit Heilung. Man kann auch Dämonen nicht politisch bannen. Aber die politische Wiedervereinigung und Neutralisierung wäre die unumgängliche Voraussetzung einer Heilung.

8.

Das große Heilmittel gegen Spaltungswahnsinn und Dämonie ist das Christentum. Aber es ist schon lange ohne Kraft, fades (Bürger-) Salz und schales (Brauchtums-)Wasser.

9.

Jeder, der sein eigenes zerrissenes Herz heilt, wird das soziale Übel der Teilung Deutschlands an der Wurzel aufheben helfen. Andere (auf bloß äußere Anwendungen oder gar Gewaltkuren abgestellte) Rezepte werden nicht (mehr) helfen. *Georg Heidingsfelder*

Europa als Christiana oder als Humana Civilitas?

1. *Die Christiana Civilitas des Novalis*

Als Novalis – 1799 – das Fragment «Europa oder die Christenheit» niederschrieb, glaubte er vor mehr als nur einer Jahrhundertwende, nämlich vor einer ganzen Zeitalterwende zu stehen. «*Es waren schöne, glänzende Zeiten, wo Europa ein christliches Land war, wo eine Christenheit diesen menschlich gestalteten Weltteil bewohnte*» – so hebt dieses erste Europamanifest an, um mit ähnlich vollen Tönen zu enden: «*Sie wird, sie muß kommen, die heilige Zeit des ewigen Friedens, wo das Neue Jerusalem die Hauptstadt der Welt sein wird.*» Novalis weiß zwar: Zwischen das vormalige und das kommende christliche Zeitalter hat sich eine Periode des Abfalls eingeschoben; der «*Fehlgriff*» der Reformation, die Hybris der Aufklärung haben die Glaubenseinheit zerstört und das Reich in so und so viele sich gegenseitig bekriegende Nationalstaaten aufgespalten. Aber, so verheißt uns Novalis, Europa wird seine «*religiöse Anarchie*» überwinden und zur «*Hierarchie als der Grundfigur der Staaten*» zurückkehren. Hiezu bedarf es des völkerversöhnenden Beistandes der Kirche: «*Es ist unmöglich, daß weltliche Kräfte sich selbst ins Gleichgewicht setzen, ein drittes Element, das weltlich und überirdisch zugleich ist, kann allein diese Aufgabe lösen.*» Klingt das nicht wie die Kennzeichnung unserer heutigen Situation, wenn Novalis an dieser Stelle fortfährt: «*Unter den streitenden Mächten kann kein Friede geschlossen werden, aller Friede ist nur Illusion, nur Waffenstillstand. Auf dem Standpunkt der Kabinette, des gemeinsamen Bewußtseins ist keine Vereinigung denkbar.*» Man kann die Ausweglosigkeit von Staatsräson und Machiavellismus kaum treffender kennzeichnen, als Novalis es hier getan hat. Und so richtet sich denn gerade an die heutige Völkerwelt sein prophetisches Wort: «*Es wird so lange Blut über Europa strömen, bis die Nationen ihren fürchterlichen Wahnsinn gewahr werden, der sie im Kreise herumtreibt, und von heiliger Musik getroffen und besänftigt zu ehemaligen Altären treten, Worte des Friedens vernehmen und auf rauchenden Walstätten mit heißen Tränen ein großes Liebesmahl gefeiert wird.*» Hier aber noch einmal rückt Novalis die Kirche in den Mittelpunkt seiner Apokalyptik, indem er verkündet: «*Nur die Religion kann Europa wieder aufwecken und die Völker versöhnen und die Christenheit mit neuer Herrlichkeit sichtbar auf Erden in ihr altes friedenstiftendes Amt installieren.*»

Wir müssen heute fragen: Hat Novalis überhaupt das Christentum in seiner geschichtlichen Gestalt vor Augen gehabt, als er sein Manifest erließ? Auch wenn wir uns erinnern, daß ungefähr gleichzeitig mit dem

Novalis-Manifest Schleiermacher seine *«Reden über die Religion»* mit ihrer berühmten Apotheose an den Atheisten Spinoza verfaßte, staunen wir heute doch, wie unbeschwert Novalis Christentum und Kirche in eins setzt. An einer Stelle sagt er: *«Das Christentum ist dreifacher Gestalt. Eine ist das Zeugungselement der Religion als Freude an aller Religion, eine das Mittlertum überhaupt als Glauben an die Allfähigkeit alles Irdischen, Wein und Brot des ewigen Lebens zu sein, eine der Glaube an Christus, seine Mutter und die Heiligen. Wählt welche ihr wollt, wählt alle drei, es ist gleichviel. Ihr werdet damit Christen und Mitglieder einer einzigen, ewigen, unaussprechlichen, glücklichen Gemeinde.»* Novalis rühmt gerade in diesem Zusammenhang *«die tiefe Humanität des Katholizismus»*. Diese Humanität ist aber nur die eine, die helle Seite dieses Glaubens. Wir sehen heute auch die andere, die dunkle, wie wir sie bei allen Kirchen sehen. Die Früchte jedenfalls, durch die doch die Christenheit sich hätte ausweisen sollen, zeugten allzu laut gegen sie, als daß ein so kritisches Jahrhundert wie das neunzehnte den Versicherungen und Verheißungen des Novalis blind hätte folgen können.

2. *Die Humana Civilitas des Karl Marx*

«Europa oder die Christenheit» war ein romantisches Manifest, das sich ebenso gegen die Aufklärung wie gegen die von der Aufklärung gespeiste Französische Revolution richtete. Wenn man Napoleon als diejenige Gestalt ansieht, in der die Französische Revolution schließlich gipfelte und ihren Umschlag erlebte, so kann man die sogenannte «Heilige Allianz», jenes überschwängliche Bündnis der europäischen Monarchie zur Aufrechterhaltung des Gottesgnadentums, als den geschichtlichen Niederschlag der Novalis-Schrift ansehen. Doch weder die «Heilige Allianz» noch Metternich noch der Kreis um Friedrich Wilhelm IV., der es ausgesprochenermaßen auf die «christiana civilitas» abgesehen hatte, vermochten den Lauf der Dinge aufzuhalten. Der vierte Stand, der dem bürgerlichen dritten bei seiner Liquidierung des Feudalismus Hilfsstellung geleistet hatte, meldete gegen die Mitte des Jahrhunderts seine Forderungen an: 1848 erschien aus der Feder von Karl Marx die zweite Programmschrift für ein neues Europa, das Kommunistische Manifest. *«Ein Gespenst geht in Europa um, das Gespenst des Kommunismus. Alle Mächte des alten Europa haben sich zu einer heiligen Hetzjagd gegen dieses Gespenst verbündet, der Papst und der Zar, Metternich und Guizot, französische Radikale und deutsche Polizisten. Wo ist die Oppositionspartei, die nicht von ihren regierenden Gegnern als kommunistisch verschrien worden wäre?»* (Also vor hundert Jahren schon kannte man das Rezept, das die Adenauer und McCarthy von heute so raffiniert zu handhaben verstehen!) Wir sehen: der mystische Nebel von 1799 ist verflogen, mit brutaler Offenheit nennt Marx die Dinge beim Namen: *«Die aus dem*

Untergang der feudalen Gesellschaft hervorgegangene moderne bürgerliche Gesellschaft hat die Klassengegensätze nicht aufgehoben, sie hat nur neue Klassen, neue Bedingungen der Unterdrückung, neue Gestaltungen des Kampfes an die Stelle der alten gesetzt . . . Die Bourgeoisie hat in der Geschichte eine höchst revolutionäre Rolle gespielt. Sie hat, wo sie zur Herrschaft gekommen ist, alle feudalen, patriarchalischen, idyllischen Verhältnisse zerstört, die buntscheckigen Feudalbande, die den Menschen an seinen natürlichen Vorgesetzten knüpften, unbarmherzig zerrissen und kein anderes Band zwischen Mensch und Mensch übrig gelassen als das nackte Interesse, als die gefühllose ‚bare Zahlung' . . . Sie hat die persönliche Würde in den Tauschwert aufgelöst und an die Stelle der zahllosen verbrieften und wohlerworbenen Freiheiten die eine gewissenlose Handelsfreiheit gesetzt. Mit einem Wort: sie hat an die Stelle der mit religiösen und politischen Illusionen verhüllten Ausbeutung die offene, unverschämte, direkte Ausbeutung gesetzt. Die Bourgeoisie hat alle bisher ehrwürdigen und mit frommer Scheu betrachteten Tätigkeiten ihres Heiligenscheins entkleidet, sie hat den Arzt, den Juristen, den Pfaffen, den Poeten, den Mann der Wissenschaft in von ihr bezahlte Lohnarbeiter verwandelt. Sie hat dem Familienverhältnis seinen rührend-sentimentalen Schleier abgerissen und es auf ein reines Geldverhältnis zurückgeführt.»

Das sind Axthiebe von bisher nicht gekannter Wucht. Jeder einzelne Streich sitzt. Marx wendet sich im Kommunistischen Manifest dann der ökonomischen Situation zu, wie sie sich unter dem revolutionierenden Einfluß der Bourgeoisie gestaltet hat: «*Die Bourgeoisie hat in ihrer kaum hundertjährigen Klassenherrschaft massenhaftere und kolossalere Produktionskräfte geschaffen als alle vorangegangenen Generationen zusammen. Unterjochung der Naturkräfte, Maschinerie, Anwendung der Chemie auf Industrie und Ackerbau, Dampfschiffahrt, Eisenbahnen, elektrische Telegraphen, Urbarmachung ganzer Weltteile, Schiffbarmachung der Flüsse, ganze aus dem Erdboden hervorgestampfte Bevölkerungen – welches frühere Jahrhundert ahnte, daß solche Produktionskräfte im Schoße der gesellschaftlichen Arbeit schlummerten?*» Aber nun kommt die Kehrseite der Medaille; Marx fährt fort: «*In demselben Maße, in dem die Bourgeoisie, das heißt das Kapital sich entwickelt, entwickelt sich auch das Proletariat, die Klasse der modernen Arbeiter, die nur so lange leben, als sie Arbeit finden, und nur so lange Arbeit finden, als ihre Arbeit das Kapital vermehrt. Diese Arbeiter, die sich stückweise verkaufen müssen, sind eine Ware wie jeder andere Handelsartikel und daher gleicherweise allen Wechselfällen der Konkurrenz, allen Schwankungen des Marktes ausgesetzt. Der Proletarier ist eigentumslos, sein Verhältnis zu Weib und Kindern hat nichts mehr gemein mit dem bürgerlichen Familienverhältnis. Die moderne industrielle Arbeit, die moderne Unterjochung unter das Kapital – dieselbe in England wie in Frankreich, in Amerika wie in*

Deutschland, hat ihm allen nationalen Charakter abgestreift ... Die Arbeiter haben kein Vaterland.»

Bürgertum und bürgerliche Wissenschaft haben sich einige Jahrzehnte lang an das Wort vom «historischen Materialismus» gehalten, womit Marx und Engels selbst ihre Lehre charakterisierten. Marxismus also gleich Materialismus, was brauchte es da noch langer Widerlegung? Heute weiß man auf allen Seiten, daß dies ein grobes Mißverständnis war. Marxismus ist – sowohl seiner Hegelschen wie seiner Feuerbachschen Wurzel nach – Humanismus. Dies geht nicht nur aus einem Satze wie dem oft zitierten hervor: *«Die Philosophie kann sich nicht verwirklichen ohne die Aufhebung des Proletariats, das Proletariat kann sich nicht aufheben ohne die Verwirklichung der Philosophie.»* Nein, Marx hat es auch in kaum mißdeutbaren Worten direkt ausgesprochen. In einer vor noch nicht so langer Zeit ans Tageslicht gezogenen Frühschrift «Nationalökonomie und Philosophie» finden sich folgende Sätze: *«Wie die Gesellschaft den Menschen als Menschen produziert, so ist sie durch ihn produziert. Die Tätigkeit und der Geist sind, wie ihrem Inhalt so auch ihrer Entstehungsweise nach, gesellschaftlich. Das menschliche Wesen der Natur ist erst da für den gesellschaftlichen Menschen, denn erst hier ist sie (die Natur) da als Band mit dem Menschen, als Dasein seiner für den Anderen und der Anderen für ihn, wie als Lebenselement der menschlichen Wirklichkeit; erst hier ist sie da als Grundlage seines eigenen menschlichen Daseins.»* Wenn Marx an dieser Stelle fortfährt: *«Erst hier ist ihm sein natürliches Dasein sein menschliches Dasein und die Natur für ihn zum Menschen geworden; also ist die Gesellschaft die vollendete Wesenseinheit des Menschen mit der Natur, die wahre Auferstehung der Natur, der durchgeführte Naturalismus des Menschen und der durchgeführte Humanismus der Natur»* – so trifft Marx sich fast im Wort, auf jeden Fall aber im Sinn mit keinem Geringeren als mit – Dante, worüber noch Zweifelnde das schöne Buch «Humana Civilitas» von Fritz Kern nachzulesen belieben. An einer anderen Stelle derselben Marx-Schrift heißt es: *«Kommunismus als positive Aufhebung des Privateigentums als menschlicher Selbstentfremdung und darum als wirkliche Aneignung des menschlichen Wesens durch und für den Menschen; darum als vollständige, bewußte und innerhalb des ganzen Reichtums der bisherigen Entwicklung gewordene Rückkehr des Menschen zu sich als eines gesellschaftlichen, das heißt menschlichen Menschen: Dieser Kommunismus ist als vollendeter Naturalismus gleich Humanismus, als vollendeter Humanismus gleich Naturalismus. Er ist die wahrhafte Auflösung des Widerstreits zwischen dem Menschen mit der Natur (= dem gesellschaftlichen Menschen) und dem Menschen (= der Individualität), zwischen Existenz und Wesen, zwischen Vergegenständlichung und Selbstbetätigung, zwischen Freiheit und Notwendigkeit, zwischen Individuum und Gattung.»*

3. Proudhons «Ökonomischer Humanismus»

«La création de l'ordre dans l'humanité, ce cera de l'économie humaine transcendente.» Proudhon, Briefe, 1, 344.

So prachtvoll im Ansatz die Marxschen Thesen auch waren – ihre geschichtliche Entfaltung zwischen 1850 und 1950 hat doch an den Tag gebracht –: Irgendwo bei Marx müssen Gedankenfehler stecken. Einer, ein Zeitgenosse und auf eine kurze Strecke sogar Weggenosse von Karl Marx, hat diese Fehler früh erkannt, und dieser Umstand gibt seinem großen vierbändigen Werk vom Jahre 1858 «De la Justice dans la Révolution et dans l'Eglise» den Rang eines dritten Europa-Manifestes. Das Werk hat den Schriftsetzer und Autodidakten Proudhon zum Verfasser, einen der wenigen Franzosen, die ebenso durch Geist wie durch Charakter ausgezeichnet sind. Er, wie kein anderer zur Ergänzung von Marx berufen, wurde wie von Marx auch von seinen Zeitgenossen verkannt, hat aber ähnlich wie Hegel gleicherweise rechts- und linksradikale Richtungen aufs nachhaltigste beeinflußt. (Sein Hauptwerk, eben die genannte «Justice», ist nur einmal vor hundert Jahren, und auch da nur als Torso, ins Deutsche übertragen worden, jedoch ist eine neue Übersetzung in Vorbereitung.)

Marx war vom Elend der menschlichen Selbstentfremdung ausgegangen, die zwar in Ansätzen zu allen Zeiten und unter allen Wirtschaftsverfassungen vorhanden ist, in der Ära des Kapitalismus aber doch ihre schärfste und verheerendste Ausprägung erlangt hat und darum nach dem Gesetz der Dialektik jetzt für den Umschlag in ihren Gegensatz, eben den Kommunismus, reif ist. Menschliche Selbstentfremdung hängt nach Marx wesentlich mit menschlicher Arbeitsteilung zusammen. Da nun die Arbeitsteilung weder rückgängig zu machen noch auch nur abzustoppen ist, bleibt nach Marx nur *«die Flucht nach vorn»*, der Kopfsprung in den Kommunismus übrig: Arbeitsteilung ist nur durch Kommunismus behebbar. So ausgedrückt, liegt doch wohl klar auf der Hand, daß Kommunismus hier primär eine seelische Verfassung, beziehungsweise eine sittliche Haltung und erst auf den zweiten Blick ein ökonomisches Ordnungssystem bedeutet. Unglücklicherweise hat Marx nun aber geglaubt, feststellen zu können, daß der Kapitalismus auch objektiv, von selbst, automatisch, kraft einer ihm immanenten Gesetzlichkeit über sich hinaus der Konzentration und damit schließlich der Vergesellschaftung der Produktionsmittel entgegentreibe. Er hat sich deshalb die Frage gar nicht erst vorgelegt, ob denn zwischen Kommunismus als sittlicher Haltung (auch Hölderlin sprach vom «Kommunismus der Geister») und Kommunimus als Wirtschaftsverfassung diejenige notwendige Identität bestehe, die er annahm – mit anderen Worten: ob nicht außer und neben kommunistischer Wirtschaftsform noch andere Formen eines organisatorisch-

rechtlichen Niederschlags des Kommunismus als sittlicher Haltung denkbar seien. Man kann das auch so ausdrücken: Karl Marx war es nicht gegeben, den heiligen Franziskus ernst zu nehmen. Und eigentlich hat er auch die ganze katholische Kirche nicht ernst genommen. Er sagt einmal, der Kommunismus werde sich nicht zu einem Kirchenkampf verleiten lassen. Proudhon nun – hier im schroffsten Gegensatz zu Marx – nahm die Kirche ernst, wenn auch als Gegnerin; den heiligen Franz aber liebte er; wie hätte er sonst ein Wort wie das von der *«pauvreté joyeuse»* finden können?

Zu jener Identsetzung von Communio und Kollektivismus kam Marx kraft seiner Lehre vom Überbau, durch die er ökonomische Ordnung und sittliche Haltung aufs engste miteinander verkettete, und zwar in der Weise, daß die sittliche Haltung durch die Art der ökonomischen Ordnung bedingt sein sollte. So mußte er sich denn zum Kommunismus als ökonomischem Ordnungssystem bekennen und dieses auf dem Weg über die Eroberung der Staatsmacht zu verwirklichen suchen. Daß dem Proletariat aber auch ein höheres Selbstbewußtsein nötig sei, wußte Marx sehr wohl. Er glaubte indessen, schon die Weckung des Klassenbewußtseins schließe dieses erhöhte Selbstbewußtsein ein, und soweit es je noch fehle, werde die kämpfende Arbeiterklasse es *im* Klassenkampf und *durch* den Klassenkampf vollends erwerben. *Nun besteht aber die Tragik des Marxismus darin, daß es zu diesem – Welt und Herz zugleich erneuernden – Klassenkampf – in der westlichen Welt jedenfalls – überhaupt nie gekommen ist.* Wir haben zwischen 1850 und 1950 Kämpfe um die Beteiligung an der politischen Macht und Kämpfe um die Beteiligung am Produktionsertrag gehabt, aber nicht ein einziges Mal – auch 1918 in Deutschland nicht – den Klassenkampf im Marxschen Sinne, das heißt den Kampf um die prinzipielle und totale Ablösung der kapitalistischen Wirtschaftsordnung.

Wie ist dieses Mysterium, dieser Abfall von der Marxschen Idee zu erklären? Die Antwort lautet: Die Schuld liegt bei Marx selber. Marx dachte in hierarchisch-militärischen Begriffen; er stellte der hierarchisch-herrschaftlich gegliederten Staats- und Kapitalmacht ein ebenso hierarchisch-herrschaftlich gegliedertes Proletariat entgegen. Alle Hierarchie aber ist nicht an der Mündigkeit, sondern an der Unmündigkeit, an der Führungsbedürftigkeit ihrer Klientel interessiert. Ganz anders Proudhon: er dachte anarchisch-föderal. Er erkannte den inneren, psychologisch-strukturellen Zusammenhang zwischen politischer, ökonomischer und religiöser Beherrschung: *«Nos trois ennemis sont: la magistrature* (= die Bürokratie), *la banque, l'église.»* In der Tat, diese drei Mächte haben ein Gemeinsames: sie werden von Auguren gelenkt. Auguren aber, sobald sie sich unbeobachtet wissen, lächeln in der ganzen Welt sich zu, reiben sich die Hände, arbeiten sich in die Hände und waschen ihre Hände in der bekannten Pilatusunschuld.

Deshalb hat Proudhon die Parole ausgegeben: Kampf um politische Befreiung heißt Kampf um ökonomische Befreiung, und Kampf um ökonomische Befreiung heißt Kampf um religiöse Befreiung, heißt Kampf gegen Bonzentum, Pfaffentum, Sophistentum, Kampf gegen das Repräsentativprinzip in jeder Form, Kampf gegen den Klerikalismus, Kampf gegen den Unterwürfigkeitskomplex. «*Seit 6000 Jahren sagen Euch Priester und Könige ein und dasselbe: Gebt uns das Recht des Lebens und Todes über Eure Person und über Euer Hab und Gut, und wir werden Euch frei machen.*» Aber seid Ihr nicht bis heute unfrei? fragt Proudhon. Und also haben jene Euch über den Löffel balbiert und werden es so lange tun, als ihr leichtfertigerweise ihnen Vollmacht erteilt.

Das ist nun aber erst das eine. Ein Zweites kommt hinzu: man mußte ja nicht nur zeigen, woran die Marxsche Auffassung krankte, vielmehr war es darüber hinaus notwendig, darzutun, daß es vom Kommunismus als seelischer Haltung noch andere Abstiegswege als den kollektivistischen in die organisatorisch-rechtliche Ordnung von Staat und Gesellschaft gab: nämlich *die Kommune und die Communio.* Beide finden sich bei Hegel und bei Proudhon, Marx glaubte sie übergehen zu können. Die Kommune ist bei Hegel in seiner Lehre von der «Korporation» (Rechtsphilosophie §§ 250–256), die Communio in seiner Lehre vom Überströmen (Phänomenologie, Abschnitt «Das Gewissen, die Schöne Seele, das Böse und seine Verzeihung») und in seiner Lehre von der freimachenden Funktion der Arbeit (Phänomenologie, Abschnitt «Herrschaft und Knechtschaft») vorhanden. Nur auf die Zuletztgenannte kann hier kurz eingegangen werden.

Bei Hegel kommt der Arbeit eine ganz besondere Funktion zu: sie bildet, und sie macht frei. Arbeit ist die sanfte Gewalt, die «*zu dem Bau der Ewigkeiten zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht, doch von der großen Schuld der Zeiten Minuten, Tage, Jahre streicht*» (Schiller). Diese Funktion der Arbeit, gewissermaßen ihre sittliche, innere Seite, wollte Marx nicht anerkennen, er wollte nur ihr Rationales, ihr Meßbares gelten lassen. Den Unterschied hat Kierkegaard einmal so dargestellt: «*Denke dir eine einfältige ärmliche Waschfrau, die sich ihr Auskommen durch die geringste Arbeit verschafft. Sie hat christlich verstanden das Recht, unter ihrer Arbeit mit sich selbst und mit Gott zu reden (wodurch ihre Arbeit ja keine Unterbrechung erleidet) und zu sagen: Ich tue diese Arbeit um den Taglohn; daß ich sie aber so pünktlich ausführe, wie ich es tue, das tue ich gewissenshalber.*» An diesem «gewissenshalber» hat Marx Anstoß genommen, wie folgende Stelle aus der «Deutschen Ideologie» zeigt: «*Der mittelalterliche Handwerker ging in seiner Arbeit auf, hatte ein gemütliches Knechtschaftsverhältnis zu seiner Arbeit und war viel mehr als der moderne Arbeiter, dem seine Arbeit gleichgiltig ist, unter sie subsumiert.*» Proudhon nun ist nicht nur zur Hegelschen Wertung der Arbeit zurückgekehrt, er ist

vielmehr noch wesentlich über sie hinausgegangen. In den «Contradictions», jener Schrift, die Marx durch seine Gegenschrift «Das Elend der Philosophie» so grausam verhöhnte, heißt es: «*Es handelt sich nicht darum, die Erde auszubeuten, sondern sie zu bebauen, zu verschönern, zu lieben. Wie wäre dieser Zweck anders zu erreichen als durch die Umwandlung des Monopols in Eigentum und des Konkubinats in Ehe.*» Schon hier bringt Proudhon Arbeit und Ehe in eine besondere, innere Verbindung. Monopol ist Ernten ohne die Mühe des Säens, Konkubinat ist Genuß ohne seelische Deckung. Beides ist Raub und gehört wesentlich einem jetzt zu Ende gehenden Äon an. «*Der Mensch liebt die Erde nicht mehr*», ruft Proudhon in «La Justice» aus. In einer anderen Schrift («Idée générale de la Révolution») beschäftigt er sich mit der Art der Durchführung des Kommunismus in der Landwirtschaft: er könne sich, so sagt er, weder mit der Kolchose noch mit dem Staatsdomänenpächtertum einverstanden erklären. Was soll das: Obereigentum am Boden für ein Fiktivwesen wie den Staat, ohne Genie, ohne Leidenschaften, ohne Sittlichkeit und ohne Gewissen? «*Ist es nicht, als ob die Scholle dem Pächter zuriefe: Du bist nur der Hausknecht des Fiskus, ich kenne dich nicht.*» Und Proudhon zeigt den Gegensatz zum bloßen Nutznießer: «*Der Bauer liebt die Erde grenzenlos, die Erde will kein Konkubinat, sie will die Ehe.*» In den «Contradictions» ruft er aus: «*Es ist ein unwiderrufliches Bedürfnis des Menschen, seine Frau wie seine Arbeit spiritualistisch zu lieben, sie zu bilden, zu schmücken, zu verschönern. Je mehr er sie liebt, desto stärker brennt er darauf, daß sie glänze, tugendhaft sei und verständig; er will aus ihr ein Meisterwerk, eine Göttin machen.*» Sind das nicht Worte aus Platons «Gastmahl»? Ist es nicht das Schön-Gute, was er beschreibt, wenn er zusammenfassend sagt: «*Die Kunst, das heißt das Suchen des Schönen, die Vollkommenheit des Wahren, in seiner Person, in seiner Frau und seinen Kindern, in seinen Worten, seinen Handlungen, seinen handwerklichen Hervorbringungen, seinen Gedanken – das ist die letzte Stufe der Entwicklung des Schaffenden. Das Schöne, und oberhalbt des Schönen das Gute – das ist der Schlußstein des ökonomischen Gebäudes.*» Wenn Nietzsche dem Christentum vorwarf, es habe dem Eros Gift zu trinken gegeben, so liegt das auf derselben Linie, wie wenn Proudhon sagt, die Kirche habe dem Menschen seine Freude an der Erde vergällt. In der wirklichen Ehe ist der Priester überflüssig, weil Mann und Frau sich wechselseitig Priester sind:

Komm als Priester ich zu dir gegangen,
Hast du Brot und Wein von mir empfangen,
Kannst du's wandeln in erneutes Leben,
Ihm im voraus seine Schuld vergeben.

Laß mir Priester nur die Tat des Handelns,
Heil'genbild, dir bleibe die des Wandelns,
Laß mich Priester meines Amts gewähren,
Offenbaren sei deins und Verklären.

(Christian Wagner)

Weite Zusammenhänge tun sich hier auf: aus Luthers Abendmahlslehre wissen wir, daß er die Verbindung des Hürleins Seele mit ihrem Christus als eine Hochzeit auffaßt, bei der der Seelenbräutigam die Braut so reichlich beschenkt, daß diese gar nicht anders kann, als im Überschwang ihres Reichtums das Geschenkte und von der irdischen Habe noch dazu an die bedürftigen Brüder weiterzugeben: «Kommunismus der Geister» – communio! Und in der geschichtlichen Perspektive noch hinter Luther zurückreichend, taucht die Gestalt des Dichters der «Commedia», taucht Dante auf, noch revolutionärer als Luther, weil er schließlich die irdische Geliebte, Beatrice, an die Stelle des Christus treten läßt.

4. *Hegels Phänomenologie als Zeitalterwende*

Kein Zweifel: wenn wir der Christiana Civilitas des Novalis die Humana Civilitas des Karl Marx und des Pierre-Josephe Proudhon gegenüberstellen, so dürfen wir die Phänomenologie Hegels vom Jahre 1807 nicht übergehen; ist sie doch die Grundschrift der Humana Civilitas! Und steht sie doch zeitlich haarscharf an dem Punkt, wo die Christiana Civilitas endet! 1807 ist die Phänomenologie erschienen, 1806 hat das Heilige Römische Reich Deutscher Nation zu bestehen aufgehört. Was ist an dessen Stelle getreten? Novalis hatte schon ein richtiges Empfinden davon gehabt, daß ein radikal Neues vor der Türe stand. Aber er sah nur das Spiegelbild der Vergangenheit. Hölderlin, der für alle Schwingungen aus der Tiefe des Völkergeistes so Sensible, kam den wirklichen Vorgängen schon viel näher in seinem Brief von «Anfang 1801» an seinen Bruder Karl Gock: *«Nimm zum Abschied die stille, aber unaussprechliche Freude meines Herzens in dein Herz und laß sie dauern, bis sie nicht mehr so die einsame Freude von Freund und Bruder ist. Du fragst welche? Diese, teure Seele, daß u n s e r e Zeit nahe ist, daß uns der Friede, der jetzt im Werden ist* (gemeint ist der Friede von Luneville), *gerade das bringen wird, was er und nur er bringen konnte. Denn er wird vieles bringen, was viele hoffen, aber er wird auch bringen, was wenige ahnden: nicht daß irgend eine Form, irgend eine Meinung und Behauptung siegen wird, dies dünkt mir nicht die wesentlichste seiner Gaben. Aber daß der Egoismus in allen seinen Gestalten sich beugen wird unter die heilige Herrschaft der Liebe und Güte, daß Gemeingeist über alles in allem gehen und daß das deutsche Herz in solchem Klima unter dem Segen dieses neuen Friedens erst recht aufgehen und geräuschlos, wie die wachsende Natur, seine gehei-*

men weitreichenden Kräfte entfalten wird, dies mein' ich, dies seh' und glaub' ich, und dies ist's, was vorzüglich mit Heiterkeit mich in die zweite Hälfte meines Lebens hinaussehen läßt.»

So also noch einmal: Was ist damals erschienen? Das Joachimitische Dritte Reich des Geistes ist erschienen, die *Humana Civilitas*. Hegels Phänomenologie des Geistes ist ihr Neues Testament, weil in diesem Werke die Metanoia als der Erleidensweg des menschlichen Selbstbewußtseins durch alle Wirrungen, Irrungen und Verwandlungen einer 6000jährigen Geschichte hindurch rational nachvollzogen wird. Die Phänomenologie – Hegel hatte ein deutliches Bewußtsein davon – ist die «Divina Commedia» des neunzehnten Jahrhunderts. Auch in ihr ereignet sich ein Gang durch Hölle und Fegfeuer zum Paradies, und wie dort im 27. Gesang des Purgatorio wird auch hier der Mensch, der das Gesetz in sich gefunden hat, des Papstes und des Kaisers ledig gesprochen:

Nun bist am Ziel du, weißt das Maß zu finden,
Bist frei und kräftig, auch dich selbst zu binden,
Nun endet Vormundschaft! Laß deß' zum Zeichen
Mich drum dir Krone jetzt und Mitra reichen.

Daß Mitra und Krone ihren transzendenten Glanz verlieren und in den Schrein gestellt werden können – das ist Humana Civilitas. Sie hat den Joachimiten und Drittordensmann Dante zu ihrem ersten großen, über die Jahrhunderte hinwegreichenden Verkünder. Hegel und Proudhon sind seine Erneuerer und Vollstrecker!

Sprechen wir also das Entsetzliche nun ruhig aus: Hegels Phänomenologie lehrt die Selbsterlösung des Menschen. Vor kurzem hat Heinrich Weinstock in einem geistvollen Werk «Die Tragödie des Humanismus» den Versuch unternommen, die Humana und die Christiana Civilitas in eins zu sehen. Dies ist nach seiner Meinung möglich, wenn man zwei Arten von Humanismus unterscheidet, den an die Selbsterlösung des Menschen glaubenden und den tragisch gebrochenen der griechischen Tragödie. Mir will eine andere Unterscheidung richtiger erscheinen. Nicht ob Gott bejaht oder verneint wird, auch nicht tragische Gebrochenheit, die in das «nihil humanum a me alienum» des Seneca doch wohl eingeschlossen ist, machen den großen Einschnitt aus, sondern ob der Mensch unmittelbar zu Gott ist oder einen *menschlichen* Mittler, einen Führer und Seelenleiter braucht.*

* Hier wäre des höchst eigenartigen Versuches einer Synthese von Humana und Christiana Civilitas zu gedenken, wie er durch den Namen *Comte* gekennzeichnet ist. Aber Comte führt im letzten auf die Blühersche Lehre von der Allogenität des Menschengeschlechtes, das heißt zu der Lehre, daß die Menschheit in zwei «Rassen», die primäre und die sekundäre, zerfalle, von denen die erstere, die Elite, die zweite, das Fellachenvolk, zu dirigieren habe. Unschwer, einzusehen, daß hier jegliche Metanoia, die sowohl christlich als humanistisch ist, hinauskomplimentiert wird.

Der Atheismus kann – Berdiajew hat es immer wieder ausgesprochen – durchaus als ein «dialektisches Moment im Prozeß der Reinigung des Gottesbegriffes» aufgefaßt werden. Der antike Humanismus, ja der Humanismus überhaupt ist durch das eine gekennzeichnet: daß er ohne Priester auskommt. Ödipus reinigt sich selbst durch das Überströmende, Orestes wird bei Äschylos durch die Einsetzung und den Rechtsspruch des Areopags, also der Polis, bei Goethe durch die schwesterliche Treue (vielleicht darf man sagen: durch die Geschwisterehe – Gegensatz: Thoasehe, welcher Iphigenie sich entzieht!) gereinigt. Es wäre übrigens sehr falsch, anzunehmen, daß nur der Protestantismus in Kant, Schiller, Goethe, Hegel, Hölderlin und Kleist mit der Selbsterlösung des Menschen geendigt habe. Wer mit menschlichem Ohr Mozart, etwa die Arie der Gräfin aus dem dritten Aufzug der «Hochzeit des Figaro», das menschlich Überwältigendste, was die Tonkunst hervorgebracht hat, wirklich zu vernehmen vermag, der wird bekennen müssen, daß bei dem Katholiken Mozart – und dasselbe dürfte von dem Katholiken Beethoven gelten – der Vox humana gleiche Erlösungskraft innewohnt. Sowohl Gott wie die Christussonne sind von winterlichen Mächten geraubt, die sich zu deren Verwaltern aufgeworfen haben. Aus dieser Haft muß der Gott befreit werden, und das kann nur der Mensch tun! So hat Richard Wagner den germanischen Mythos gedeutet. Siegfried steht für die Humanitas; sie hat ihre höchste Legitimation gerade darin, daß sie dem Gott seine Freiheit zurückgibt.

Daß Gott sich heute in babylonischer Gefangenschaft befindet, sehen wir an der Gottlosigkeit der christlichen Staatenwelt, die mit dem christlichen Namen ihr Manko an christlicher Kraft verbirgt. So ist denn die Kraft der Humanitas, wenn nicht bereits an Intensität, so doch an Universalität die Kraft der Christianitas weit überragend. Vom Drittorden des heiligen Franz sagte ein Philosoph der neueren Zeit, er habe die Tartarenstürme des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts gebrochen und Europa gerettet. Heute gibt es keinen heiligen Franz mehr. Wenn nicht Pius XII., so doch seine streitbaren Kardinäle, die Spellmans und die Frings, setzen ihre Hoffnung auf die Überlegenheit der amerikanischen Wasserstoffbombe; die Heiden, das Land Gandhis und die Nation des Kungtse, vertrauen auf den Geist. Die Humana Civilitas Goethes erlöst durch die Reinheit Iphigeniens nicht nur den schuldbeladenen Bruder, sondern auch den – bezüglich der Ehe und bezüglich des Völkerrechts – noch barbarisch empfindenden Thoas. Wenn die Christianitas einen Kreuzzug gegen den Bolschewismus zuläßt, der Humanismus stellt dem Skythen in Iphigenie seine Demeter-Maria entgegen. In ihrer Gestalt hat Goethe unsere Haltung dem Osten gegenüber seherisch vorweggenommen und – noch einmal

von Mozarts gewaltiger «Zauberflöte» bestätigt – als Glaubensbekenntnis der Humana Civilitas verkündet:

Alle menschlichen Gebrechen
Sühnet reine Menschlichkeit.

Thesen

zu «Europa als Christiana oder als Humana Civilitas?»

1.

Das Abendland hat das Christentum in einer teilweise der Welt bereits angepaßten Form übernommen. Ungefähr seit dem vierzehnten Jahrhundert setzt dann eine neue Anpassungswelle ein: an die Stelle von Weltabkehr und Weltüberwindung treten Weltzukehr und Weltdurchdringung, an die Stelle des Gemüts tritt die Ratio. Die neue Zeit endlich hat die Verweltlichung über jedes früher auch nur denkbare Maß hinausgetrieben. Den heutigen Zustand kennzeichnet das Wort Gandhis: «Europa ist nur noch dem Namen nach christlich, in Wirklichkeit betet es den Mammon an.» Die christliche Kirche ist immer noch eine gewaltige Macht, ihre Wirksamkeit geht aber – vom Geiste her gesehen – über die Verabreichung homöopathischer Moralindosen, vom Staate her gesehen: über die Ausübung einer besseren Art von Polizeifunktion nicht hinaus.

2.

Die Frage ist, ob sich – der eben geschilderten religiösen Entleerung zum Trotz – altchristlicher Geist nicht in anderen Strömungen der neueren Zeit niedergeschlagen hat, im Sozialismus und im Humanismus.

a) Was den Sozialismus anbelangt, so haben wir zu unterscheiden: einen humanistischen Sozialismus, der so wesentlich Humanismus ist, daß er dessen Bestimmung und Schicksal teilt, und einen materialistischen Sozialismus, dem es wesentlich um die Wohlfahrt, um «das Glück der größten Anzahl», geht; dieser Sozialismus hat zwar im Laufe von hundert Jahren den Lebensstandard der breiten Masse zu heben vermocht, dafür aber den sehr hohen Preis einer Anpassung an die bürgerlichen Vorurteile des Jahrhunderts bezahlt; er steht daher in Gefahr, in den Niedergang der bürgerlichen Vorstellungswelt mitverstrickt zu werden.

b) Der Humanismus, welcher antik-klassische Weltheiligung zum Vater, abendländisch-christliche Weltenthobenheit zur Mutter hat, kann sich auf eine fast ununterbrochene Reihe hoher und höchster Ahnen von Platon bis Goethe berufen. Um aber sowohl dem Väterlichen als dem Mütterlichen wirklich Genüge zu tun, ist ein Ausmaß an geistiger und sittlicher Kraft erforderlich, dem zu allen Zeiten nur

wenige gewachsen waren. Der Humanismus ist daher entweder auf diese «happy few» beschränkt geblieben oder er hat, wo er eine gewisse Breitenwirkung zu erzielen vermochte, sich mit scheinhumanistischen Zeitströmungen amalgamiert. Man kann heute beispielsweise einer Hölderlin-Gesellschaft angehören und gleichzeitig an der Börse spekulieren; man kann Menschenschlächter sein und sich für Bach begeistern (Fall Heyderich!).

3.

Der wahrhaft religiöse Mensch ist ambivalent, wie schon die Mystik Meister Eckehards und des Frankfurters erkannte. In Kapitel 7 des «Büchleins vom vollkommenen Leben» (1498) ist Ambivalenz wie folgt beschrieben: «Nun hat auch die erschaffene Seele des Menschen zwei Augen: das eine ist das Vermögen zu schauen in die Ewigkeit, das andere zu schauen in die Zeit und in die Kreaturen, darin Unterschiede zu erkennen, dem Leibe Leben und Notdurft zu geben und ihn zu richten und zu regieren auf das allerbeste. Aber diese beiden Augen vermögen nicht miteinander *zugleich* ihr Werk zu verrichten, vielmehr: Soll die Seele mit dem rechten Auge in die Ewigkeit sehen, so muß das linke Auge sich all seines Tuns enthalten und begeben. Soll dann das linke Auge seine Werke nach außen üben, nämlich wirken mit der Zeit und Kreatur, so muß das rechte Auge an seinem Werke behindert werden, das ist an seiner Beschauung: Wer das Eine will, muß das Andere lassen fahren, denn niemand kann zweien Herren zugleich dienen.»

Eine ähnliche Ambivalenz liegt jenem Zusammenwirken zweier Triebe zugrunde, durch das Schiller in seinen berühmten «Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen» (11. Brief) die menschliche Persönlichkeit formiert werden läßt. Ambivalent ist die Religiosität Karl Christian Plancks, Richard Rothes, Lagardes, Christoph Blumhardts. Und endlich leuchtet ein Widerschein von Ambivalenz in dem Ausspruch Nietzsches auf, in welchem er «den Cäsar mit der Seele Christi» beschwört, der kommen soll, um eine aus den Fugen geratene Welt wieder einzurichten.

Die bürgerliche Welt von heute ist über den ambivalenten, das heißt religiösen Menschen zur Tagesordnung übergegangen, sie kennt nur den Einäugigen, der in die Zeit starrt, sie kann nur den nutzbaren Menschen gebrauchen: für ihn hält sie eine reiche Skala bereit, die vom Börsenschieber und Industriemagnaten bis herab zum Reiskuli reicht. Im Mittelalter gab es Stände, die bei aller Strenge ihrer Schranken doch durch eine große Gemeinsamkeit aufeinander bezogen waren. Heute gilt nur noch das «homo homini lupus» des Hobbesschen «bellum omnium contra omnes».

4.

Mit der religiösen Versteppung des Abendlandes geht offensichtlich eine geistig-sittliche Versteppung Hand in Hand. Auf jeden Fall dürfte

feststehen, daß die nichtchristlichen Völker des Ostens, allen voran das indische, der imperialistischen Zwecklüge und -propaganda stärkeren Widerstand entgegensetzen als die christlichen Völker des Abendlandes. So sind die letzteren beispielsweise unfähig, zu erkennen, daß nicht der in unwahrer Weise aufgebauschte Ost-West-Gegensatz die Menschheit bedroht, sondern das immer widerstandslosere Versinken der sogenannten führenden Nationen im Rationalismus. Der Chinese lehnte die Maschine ab, weil sie ein Maschinenherz erzeuge. Für uns ist der Roboter technisches Nonplusultra.

5.

Die Kreuzzugsidee des Westens ist, in der Hauptsache jedenfalls, aus dem Unvermögen zu verstehen, dem Osten eine eigene, überlegene Idee entgegenzustellen und ihn durch deren größere Mächtigkeit zu verwandeln. Die Christenheit müßte, so wurde mit Recht formuliert, den Bolschewismus «nicht totschlagen, sondern – taufen»! Übrigens geht es heute bereits nicht mehr um Sowjetrußland allein; der größere Osten sind Indien und China, und hier sind gewaltige spirituelle Kräfte am Werk.

6.

Das Abendland steht gegenwärtig vor der schwersten Probe seiner Bewährung während eines Jahrtausends; und mit ihm zugleich wird das Christentum gewogen. In der Offenbarung des Johannes ist die Diagnose für Europa unerbittlich gestellt: Laodizea ist die scheinchristliche Gemeinde: «Du sprichst: ich bin reich und habe gar satt und bedarf nichts. Und weißt nicht, daß du bist elend und jämmerlich, arm, blind und bloß. Ich rate dir, daß du Gold von mir kaufest, das mit Feuer durchläutert ist, und weiße Kleider, damit nicht offenbar werde die Schande deiner Blöße, und Augensalbe, damit du sehen mögest.» Mit dieser Augensalbe gegen das Scheinchristentum und alles andere Scheinwesen hätte der Heilungsprozeß zu beginnen. Von Augustinus stammt das erschreckende Wort: «Jerusalem und Babylon sind in der Zeit dergestalt miteinander vermischt, daß die Bürger Babylons die Geschäfte Jerusalems besorgen, die Scheinbürger Jerusalems aber die Dinge Babylons.»

7.

Der Atheismus ist nach Berdiajew ein «dialektisch notwendiges Moment im Prozeß der Reinigung des Gottesbegriffs». Der letzte Christ bei uns war Stifter, von Nietzsche geliebt. Von da an zieht sich Gott immer mehr aus der Welt zurück: die Lebensluft geht ihm sozusagen aus! Wirkliches Christentum und echter Humanismus sind dort am Werk, wo Menschen für Gott in dieser Welt wieder Raum schaffen – für Gott: wir wissen, was das Wort bedeutet – vor 2000 Jahren ist ja Gott Mensch geworden. *Alfred Daniel*

Europa zwischen West und Ost

Westeuropa, geographisch ein bloßes Anhängsel des eurasischen Riesenkontinents, war geistig, wirtschaftlich und politisch während Jahrhunderten die unbestrittene Führermacht der Welt. Im letzten Menschenalter hat es indessen an innerer Kraft, Ansehen, Reichtum und Ausstrahlungsmacht so rapid verloren, daß es sich heute in eine recht bescheidene Ecke der Zeitgeschichte gedrängt sieht und eigentlich nicht viel mehr als eine Dépendance Amerikas ist. Dank den beiden Weltkriegen sind ja die Vereinigten Staaten zum entscheidenden Machtzentrum der westlichen Erdhälfte aufgestiegen, mit dem nur noch die Sowjetunion (und ihr junger chinesischer Verbündeter) ernstlich wetteifern kann. So organisiert denn Amerika auch ganz planmäßig Westeuropa wirtschaftlich, militärisch und politisch gegen den Sowjetblock, nachdem es ihn am Ende des Hitlerkrieges sich bis an die Elbe und die Westgrenze Thüringens hatte vorschieben lassen. Westeuropa läuft so Gefahr, bei einem Zusammenstoß der beiden Machtkolosse regelrecht erdrückt und mindestens als Kulturlandschaft ausgelöscht zu werden.

Gleichzeitig erwachen die Völkermassen Asiens, Afrikas und Lateinamerikas, auf deren kolonialistischer Ausbeutung die Macht und der Reichtum Westeuropas größtenteils beruhten, aus jahrtausendelangem Schlaf immer mehr zum Bewußtsein ihrer Menschenwürde und ihres Menschenrechts. In urgewaltigem Aufstand gegen ihre heimischen und fremden Unterdrücker begriffen, bringen sie den westlichen «Herrennationen» Niederlage um Niederlage bei und drücken Westeuropa so erst recht zu Bedeutungslosigkeit und Ohnmacht herunter.

Das ist – mit ein paar raschen Strichen gezeichnet – unsere neue Lage. Müssen wir uns mit ihr einfach leidend abfinden? Oder wollen und können wir uns aus ihr tätig doch wieder ein eigenes, würdiges, verheißungsvolles Leben gestalten? Das ist die Frage.

Revolution und Gegenrevolution

Der Zweite Weltkrieg hinterließ Europa in einem fast trostlosen Zustand. Und doch regten sich schon wieder frische, zukunftsfrohe Kräfte. Während sich in Osteuropa die soziale Revolution, gegen Ende des Ersten Weltkrieges in Rußland durchgebrochen, weiterhin in kommunistischen Formen vollzog – vollziehen *mußte*, weil der Westen ihr gegenüber völlig versagt hatte –, erhob sich in Westeuropa eine Bewegung, die den radikalen Umbau von Wirtschaft und Gesellschaft im Geiste der freiheitlichen Überlieferungen unseres Erdteils zu bewerkstelligen trachtete. Eine sozialistische Grundwelle trug die britische Labourpartei zur fast unumschränkten Macht empor. In Frankreich, Italien und der Tschechoslowakei erwuchsen aus der Widerstands-

bewegung volkstümlich-revolutionäre Kräfte, die das Ruder in die Hand nahmen und scharf nach links steuerten. Und auch in den nordischen Ländern wie in Belgien, Holland und Österreich (in sehr bescheidenem Maße sogar in der stockkonservativen Schweiz) drang eine sozialistische Bewegung vor, die teils allein, teils in Gemeinschaft mit anderen Gruppierungen den Regierungskurs bestimmte. Westeuropa schien sozialistisch werden zu wollen.

Aber der Gegenstoß der alten Mächte ließ nicht auf sich warten. Er setzte bei der Wirtschaftsnot ein, in die die meisten Länder Westeuropas versunken waren. Wer anders sollte ihr abhelfen können als das kapitalstarke, aber eben auch hochkapitalistische Amerika? Kein Zweifel: die Wirtschaftshilfe der Vereinigten Staaten an Westeuropa (und außereuropäische Länder) in Form der UNRRA, der Marshallplan-Organisation usw. war ebenso großzügig wie notwendig und nicht einfach nur eine rentable Kapitalanlage. Aber sie war *auch* eine gute Kapitalanlage und auf jeden Fall ein ausgezeichnetes Werkzeug, um das «freie Unternehmertum» in Amerika selbst zu stützen und ihm den Weg auch wieder in die übrige Welt hinaus zu bahnen. Die sozialrevolutionären Kräfte, die der Zweite Weltkrieg entbunden hatte, mußten überall gebändigt werden, wenn nicht die «amerikanische Lebensform» in ihrem eigenen Stammlande gefährdet werden und der Rest des Erdballs dem Kapitalismus überhaupt verlorengehen sollte. Die Überlegung, welche die herrschende Klasse in den Vereinigten Staaten damals anstellte und noch heute anstellt, ist einfach genug:

«Wenn sich das Sowjetsystem weiterhin erfolgreich entwickelt, wenn der Kapitalismus auf dem europäischen Festland weiter bedroht ist und in Großbritannien unterhöhlt wird, wenn die national-revolutionären Bewegungen in den bestehenden Kolonialreichen wie in den Kolonial- und Halbkolonialländern an Stärke weiter zunehmen und fortschrittliche Elemente zur Macht kommen, dann würde natürlich das monopolkapitalistische System in den Vereinigten Staaten isoliert dastehen, und in dem Maß, da diese Entwicklung fortginge, würde die Gefahr wachsen, daß in Amerika selbst die Kräfte an Stärke gewännen, die eine Linksschwenkung erstreben, um das Land mit dieser Welttendenz in Einklang zu bringen.» (Fritz Sternberg: «The coming crisis».)

Das Ziel der amerikanischen Welt- und insbesondere Europapolitik mußte es darum sein, den Zug nach links zum Stehen zu bringen, die sozialistischen Kräfte einzudämmen, sie zurückzuwerfen und die bewährte alte Ordnung auf der ganzen Linie wiederherzustellen. Das Mittel dazu war die Wirtschaftshilfe an die notleidenden Länder, der sich bald eine womöglich noch umfassendere *Militärhilfe* im Kampf gegen den «roten Imperialismus» beigesellte. Und der Erfolg blieb denn auch nicht aus. Es darf als sicher gelten, daß ohne die Unterstützung, die die konservativ-reaktionären Kräfte Westeuropas aus Amerika bekamen, der Kapitalismus in Westeuropa sich nicht hätte halten können. Der zu einer sozialistischen Ordnung drängende Volkswille hätte

sich in den meisten Ländern durchgesetzt, und ein neues, wiedergeborenes Europa wäre erstanden, das seinen Weg nach eigener Notwendigkeit und Überlieferung gesucht hätte.

Das alte Europa wiederhergestellt

Wie verhängnisvoll das amerikanische Eingreifen die sozialistischen Kräfte in Westeuropa gelähmt hat, zeigt die Entwicklung in England. So sehr Großbritannien zuerst auf die Marshallhilfe angewiesen war, so sehr machte es sich durch ihre Annahme und die dadurch bedingte Finanz- und Wirtschaftspolitik von einem Amerika abhängig, das nicht gewillt war, «sozialistische Experimente zu finanzieren». Die Labourregierung sah sich immer mehr in ihrer Bewegungsfreiheit und sozialistischen Initiative behindert und mußte einen wesentlichen Teil der Wählerschaft enttäuschen, die sie 1945 mit so viel Hoffnungen ans Ruder gebracht hatte. Dies namentlich auch, weil Großbritannien durch die Finanzhilfe der Vereinigten Staaten mehr und mehr auch an die Militär- und Außenpolitik Amerikas gefesselt wurde; nicht zuletzt an seine Deutschlandpolitik. Unter amerikanischem Druck wich die Labourregierung Schritt um Schritt von dem Wege ab, der hätte zur «Entkartellisierung» und Sozialisierung der westdeutschen Schwerindustrie führen sollen, und ließ der amerikanischen Politik der Wiederherstellung des deutschen Monopolkapitalismus freie Bahn. Das stellte am letzten Kongreß des westdeutschen Gewerkschaftsbundes auch einer der Hauptreferenten, Dr. Viktor Agartz, unumwunden fest. Westdeutschland, so bemerkte er, war damals

«in seiner Entscheidungsbefugnis nicht frei. Seitens der britischen Regierung lag die bindende Erklärung vor, Kohle und Eisen zu sozialisieren. *Gegen* eine solche Neuordnung wandte sich die *amerikanische Militärregierung.* Sie forderte in Hessen eine getrennte Abstimmung über den Sozialisierungsartikel der Verfassung, der aber von über 70 Prozent der Abstimmenden gebilligt wurde. Nordrhein-Westfalen beschloß in seinem Landtag die Sozialisierung von Kohle und Eisen mit überwältigender Mehrheit, die aber wieder unter amerikanischem Einfluß nicht verwirklicht werden durfte.

Durch die Mißachtung dieser demokratischen Abstimmungen ist *die entscheidende Grundlage für das Wiedererstarken der Reaktion in Westdeutschland gelegt worden.* Man soll nicht immer zum Osten schauen mit der Behauptung, die Regierung der Deutschen Demokratischen Republik würde von russischen Panzern gedeckt. Die Struktur und die Ordnung der westdeutschen Wirtschaft sind sicherlich in gleicher Weise auf den Bajonetten der westlichen Besetzungsmächte geformt worden.»

Geplant wurde die Wiederherstellung des westdeutschen Kapitalismus in den Vereinigten Staaten, aber ihre Ausführung war nur möglich, weil Großbritannien dem amerikanischen Druck so willenlos nachgab. War das schon verhängnisvoll genug, so war die Zustimmung Englands zur amerikanischen Forderung nach Wiederaufrüstung Westdeutschlands – die freilich nur folgerichtig war, wenn man die Kriegs-

industrie wieder an ihre alten Besitzer auslieferte – noch bedeutungsschwerer. Die Verfasser der in den «Neuen Wegen» wiederholt erwähnten Schrift «It need not happen» (Bevan, Crossman und andere Labourabgeordnete) haben zur rechten Zeit wieder daran erinnert, wie Außenminister Ernest Bevin, zusammen mit Robert Schuman nach Neuyork beordert, im September 1950 von Staatssekretär Acheson ultimativ vor die Wahl gestellt wurden, entweder mit den Vereinigten Staaten zu brechen (also auf jede weitere Finanz- und Militärhilfe aus Amerika zu verzichten) oder die westdeutsche Wiederaufrüstung anzunehmen, und wie Bevin nach eiliger Verständigung mit London bedingungslos kapitulierte. Alles weitere, bis hin zu der Annahme der Pariser Verträge durch das britische Parlament, aber auch die schwere moralische Schwächung der Labourpartei und ihre Verdrängung von der Regierungsmacht, ergab sich daraus von selbst. Man kann keine sozialistische Wirtschafts- und Finanzpolitik und gleichzeitig eine Außenpolitik betreiben, die ausgesprochen kapitalistische und gegenrevolutionäre Ziele verfolgt!

Ähnlich rückschrittlich wirkte die amerikanische Intervention auf Frankreich. Das Bedürfnis nach USA-Dollars für die Wiederaufrichtung der französischen Wirtschaft und für die Kriegführung in Indochina drängte den Willen zu demokratisch-sozialistischer Erneuerung mehr und mehr zurück und machte die sich ablösenden Regierungsmannschaften in Paris immer gefügiger für die Wünsche Amerikas. «Die Gewährung der amerikanischen Kredite», so schrieb Claude Bourdet, der tapfere Chefredaktor des «Observateur», vor zwei Jahren, «hatte als Gegenstück die Ausschaltung der Kommunisten aus dem Kabinett.» Mit einiger Anstrengung und Opferwilligkeit hätte Frankreich, wie er glaubt, sich wirtschaftlich auf eigene Füße stellen und politisch den Weg gehen können, der ihm durch seine ganze Lage vorgezeichnet war. Aber das sei offenbar zu viel verlangt gewesen:

«Die Marshallhilfe ... erlaubte den Verzicht auf diese Anstrengung, ein gerechtes, strenges Regime zu führen, und machte es gleichzeitig unnötig, die Arbeiterklasse zur Leitung der Landesgeschicke heranzuziehen. Von diesem Augenblick an wurde eine Politik liberalen (das heißt kapitalistischen) Typs möglich, eine bequemere Politik — und in Frankreich wählt man immer das Bequemste. In einem Land wie dem unseren mußte eine solche Politik aber notwendig zum Schaden der ganzen lohnverdienenden Bevölkerung ausschlagen ... Das französische Bürgertum faßte im Gefühl, Rückendeckung bei den Vereinigten Staaten zu haben, wieder Mut und gedachte sehr bald sich mit seinen Gegnern zu messen — und dann sie zu erledigen. Von da an nahm die französische Politik jeden Tag eine etwas reaktionärere Wendung ... Die Sozialisten wurden so dazu getrieben, eine Politik zu machen, die allen Interessen der Arbeiterschaft zuwiderlief; das wirtschaftliche Ergebnis war die Preissteigerung, die trotz der Produktionserhöhung viel schneller vor sich ging als die Lohnsteigerung, und das politische Ergebnis war die Festigung der Kommunistischen Partei und die Flucht des größten Teiles ihrer Arbeiterelemente wie ihrer besten Vertrauensleute aus der Sozialistischen Partei.» («La Tribune des Peuples», März/April 1953.)

Wie der amerikanische Druck Frankreich immer stärker in den Westblock hineinzwang, wie die «Europäische Verteidigungsgemeinschaft» zuerst vom Parlament abgelehnt wurde – zur zornigen Bestürzung Washingtons – und dann die Regierung Mendès-France mit ihrer Zustimmung zu den Londoner und Pariser Abmachungen doch auf die Politik der Wiederbewaffnung Westdeutschlands einschwenkte und die Nationalversammlung hinter sich herzog – das ist noch so sehr in frischem Gedächtnis, daß darüber hier nichts weiter gesagt zu werden braucht.*

Nur ganz rasch sei auch an die massive Intervention der Vereinigten Staaten in Italien, durch Finanzhilfe, Wirtschaftslieferungen und politische Beeinflussung großen Stils, erinnert. Wenn *ein* westeuropäisches Land heute eine amerikanische Kolonie genannt werden kann, so Italien. Und so könnte man fortfahren, um zu zeigen, wie ein westeuropäischer Staat um den anderen durch wirtschaftliche Bindungen, politischen Druck und Erregung antikommunistischer Panikstimmungen dem amerikanischen Lager zugeführt und der planmäßigen Wiederherstellung der kapitalistischen Ordnungen dienstbar gemacht wurde. Eine Ausnahme machte einzig die Tschechoslowakei, die bereits auf dem gleichen Wege war, sich aber durch den berühmten «Staatsstreich» vom Februar 1948 der Eingliederung in die westmächtliche Koalition entzog und ihr Heil – nicht zuletzt im Blick auf ihr Sudetenland und die Wiedererstarkung des nationalistisch-reaktionären Deutschland – im Anschluß an den Ostblock suchte. Seither gehört es zum amerikanischen Programm – von Präsident Truman am 18. März 1948 ausdrücklich verkündet –, Westeuropa nicht nur gegen äußere, sondern auch gegen «innere» Angriffe zu schützen, daß heißt eine Wendung zum radikalen Sozialismus oder gar zum Kommunismus mit allen Mitteln zu verhindern – auch wenn diese Wendung ganz gesetzmäßig und nach den Spielregeln der bürgerlichen Demokratie erfolgen sollte. Der Atlantikpakt soll dafür offenbar die rechtliche Grundlage geben, wurde er doch von Staatssekretär Acheson seinerzeit so ausgelegt, daß «revolutionäre Tätigkeit in einem Mitgliedstaat, die von außen her inspiriert und unterstützt wäre, als bewaffneter Angriff betrachtet würde». Und daß hinter aller «revolutionären Tätigkeit» *immer* Moskau steht, das ist ja für Amerika von vornherein selbstverständlich.

Einigung mit falschen Vorzeichen

Es war nur die gegebene Folgerung aus dieser ganzen Entwicklung, daß die Vereinigten Staaten auch die wirtschaftliche und politische *Einigung* der westeuropäischen Länder anstrebten – in ihrem Sinne natürlich. Der damalige Leiter der Marshallplanorganisation, Paul Hoffmann, stellte den beteiligten Staaten am 31. Oktober 1949 gerade-

* Siehe auch die Weltrundschau.

zu ein Ultimatum: Entweder ihr schließt euch zu einer westeuropäischen Wirtschaftsunion zusammen, oder es gibt keine amerikanische Hilfe mehr! «Der Kern eines solchen Zusammenschlusses», so legte er dar,

«müßte die Schaffung eines einzigen großen Absatzmarktes sein, in dessen Bereich mengenmäßige Beschränkungen des Warenverkehrs, Währungsschranken für den Zahlungsverkehr und schließlich alle Zollschranken dauernd weggefegt wären ... Die Schaffung eines ständigen Freihandelsraumes mit 270 Millionen Verbrauchern in Westeuropa ... würde die Entwicklung großzügiger Industrien mit niedrigen Produktionskosten beschleunigen. Sie würde die wirksame Nutzbarmachung aller Wirtschaftskräfte leichter, die Erdrückung einer gesunden Konkurrenz schwerer machen.»

Der Kern des so geeinigten Westeuropa – auch darüber ließ man in Amerika keinen Zweifel – müßte Westdeutschland mit seiner großen Industriekraft und wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit werden. Und die Wiederaufrüstung der Bonner Republik auf Grund der Wiederherstellung ihrer vollen nationalen Unabhängigkeit und Souveränität wäre nur das natürliche Gegenstück dieser wirtschaftlichen Restauration. Der Kommunismus, so betonte Hoffmann immer wieder, werde Westeuropa so lange bedrohen, bis dieses seine Einheit gefunden und wirtschaftlich auf eine gesunde Grundlage gestellt sei. Auch wenn man alle anderen Umstände in Betracht ziehe, so bleibe «ein sehr bestimmter Zusammenhang zwischen wirtschaftlicher Erholung und antikommunistischer Stimmabgabe, wie die Wahlergebnisse vor und nach dem Marshallplan bezeugen». Und er führte zum Beweis dafür die Zahlen für die Produktionssteigerung einerseits und den Rückgang der kommunistischen Stimmen anderseits in verschiedenen Ländern (Belgien, Norwegen, Niederlande, Dänemark, Österreich usf.) an:

«In Italien half die bloße Ankündigung der ECA (Economic Cooperation Administration, Amt für Wirtschaftliche Zusammenarbeit) mit, die kommunistische Vertretung in der Nationalversammlung zu vermindern, und der seither eingetretene Aufschwung der industriellen Produktion um 27 Prozent ist ein harter Schlag für den kommunistischen Einfluß innerhalb der Gewerkschaftsbewegung gewesen. In Frankreich hat das Eingreifen des Marshallplanes höchst wahrscheinlich die Machtergreifung durch die Kommunisten verhindert.» (Siehe die Wochenschrift «Life», 26. Februar 1951.)

Man beachte, daß «gesunde Wirtschaft», «wirtschaftliche Erholung» usw. hier immer bedeutet: Entwicklung und Stärkung der Wirtschaft *auf kapitalistischer Grundlage*. Wirtschaftliche Einigung Westeuropas heißt für Amerika und seine Verbündeten immer Herstellung eines *kapitalistischen* Westeuropa mit dem entsprechenden politischen Überbau. Westeuropa soll wirtschaftlich, militärisch und politisch *gegen Osteuropa* zusammengefaßt und organisiert werden – das ist der immer wiederkehrende Grundgedanke dieser Politik. ECA, Kohlen- und Stahlgemeinschaft (Montanunion), Nordatlantikbund, Europäische Verteidigungsgemeinschaft, Europarat (in Straßburg niedergelassen) und nun zuletzt Westeuropäische Union – sie alle sind nur verschiedene Aus-

drucksformen dieses Gedankens, der auch von einer Reihe privater Organisationen propagiert und unterstützt wird.

Was das *Ergebnis* all dieser Pläne und Unternehmungen wäre, wenn sie voll verwirklicht würden, kann nicht zweifelhaft sein. Wir wollen nicht von den sehr ernst zu nehmenden Plänen reden, ein klerikal geführtes «Kleineuropa» zu schaffen, dem Westdeutschland, Österreich, Frankreich, Belgien, Holland, Italien, Spanien und Portugal angehören würden und dem das mehrheitlich protestantische England kein genügendes Gewicht entgegensetzen könnte. Für die nähere Zukunft verhängnisvoller wären die *wirtschaftlichen* Folgen. Die Wirtschaftsprobleme Westeuropas können ja auf die Dauer mit den Mitteln kapitalistischer «Sanierung» nicht gelöst werden. Das «westdeutsche Wirtschaftswunder» ist kein Gegenbeweis; die Einpumpung amerikanischen Kapitals in die Bonner Republik hat nur eine vorübergehende Scheinblüte hervorgebracht, die im wesentlichen einer (freilich nicht sehr dünnen) Oberschicht zugutegekommen ist, die große Mehrheit der von ihrer Hände und ihres Kopfes Arbeit lebenden Bevölkerung aber in Knappheit, ja weithin in Mangel und Armut gelassen hat. In Frankreich wird Mendès-France, wenn er dazu Zeit hat, im besten Fall eine gewisse Rationalisierung und Modernisierung der rückständigen Wirtschaft erreichen, nicht aber eine Steigerung des Volkseinkommens, an der *alle*, besonders die heute unterbemittelten und notleidenden Schichten, in gerechtem Ausmaß teilhaben könnten. Das Wirtschaftschaos in Italien vollends und die unbeschreibliche Elendslage namentlich seines ländlichen und städtischen Proletariats werden auf dem Boden des Kapitalismus niemals in wirkliche Ordnung und Wohlstand verwandelt werden können. Und was Großbritannien betrifft, so stellt ein so hervorragender Fachmann wie Professor Cole fest, daß «man die britische Wirtschaft nicht ernsthaft reorganisieren kann, ohne ihr eine stärkere Dosis Sozialismus einzugeben», mit Nationalisierung der Landwirtschaft und der großen Exportindustrien, planmäßiger Kapitalanlage durch die öffentliche Hand, scharfer Kontrolle der privaten Kapitalanlagen, Neuverteilung des Volkseinkommens durch eine sozialistische Steuerpolitik usw. Alle solchen Maßnahmen sind in einem kapitalistisch geeinigten und organisierten Westeuropa ausgeschlossen, zumal die militärische Aufrüstung die Wirtschaft aller Länder in einem Maße belastet, daß für durchgreifende Reformen, besonders auch sozialpolitischer Art (Wohnungsbau, Versicherungsschutz usw.), keine genügenden Mittel mehr übrigbleiben. Die wirtschaftliche Abschnürung Westeuropas vom Osten, die zu dieser ganzen Politik gehört, muß die Stockung des Blutkreislaufs, die mindestens in einem Teil der westeuropäischen Volkswirtschaften eingetreten ist, erst recht lebensgefährlich machen. Die enge Verbindung mit Amerika bietet dafür keinen ausreichenden Ersatz, namentlich wenn es wieder zu einer ernsteren Wirtschaftskrise in den Vereinigten Staaten kommen sollte.

Die *politischen* Gefahren der gegenwärtigen Organisierung (oder Desorganisierung) Westeuropas aber können in wenigen Worten zusammengefaßt werden, so augenscheinlich sind sie für jeden Sehen*wollenden* geworden: Fortschreitende Abhängigkeit von den Vereinigten Staaten und von Westdeutschland, das zur Vormacht Westeuropas zu werden und so zunächst auf «friedlichem» Wege zu erreichen droht, was Hitler mit Krieg gewinnen wollte; zunehmende Aushöhlung der politischen Demokratie und Schwächung aller freiheitlichen und sozialfortschrittlichen Kräfte bei gleichzeitiger Stärkung der Reaktion, des Nationalismus und des sturen Antikommunismus; weitere Verschärfung der Spannung zwischen den beiden Hälften Europas, verstärktes Wettrüsten und schließlich die neue kriegerische Entladung, die alles zerstören müßte, was wir von einem eigenständigen, sich selbst bewahrenden und wiederfindenden Westeuropa erwarten können.

Sozialistisches Westeuropa

Der Schluß aus dieser ganzen Tatsachenreihe ist gegeben: Ein unabhängiges Westeuropa mit eigenem Gesicht und würdiger Existenz zwischen dem amerikanischen und dem sowjetischen Kulturraum kann nur ein *sozialistisches* Westeuropa sein – ein Westeuropa, das mit dem Kapitalismus radikal bricht, den Sozialismus aber aus seiner so schwer errungenen freiheitlich-demokratischen Lebensform heraus gestaltet. Wir zählen zu den wesentlichen Bestandteilen dieser Lebensform: Achtung vor dem Einzelmenschen als einer unendlich wertvollen Persönlichkeit, vor seinem Gewissen, vor seinen unabdingbaren Rechten und Freiheiten; Schutz dieser Rechte und Freiheiten gegenüber den totalitären Mächten von Staat, Wirtschaft und Gesellschaft; Selbstregierung in Staat und Wirtschaft; soziale Sicherheit und Wohlfahrt für alle; Erziehung nicht nur zu leistungsfähiger Berufsausübung, sondern noch mehr zu Charakter und Selbsttätigkeit, und zwar ohne Behinderung durch finanzielle Schranken; Gründung des persönlichen wie des gesellschaftlichen und politischen Lebens auf das Sittengesetz, dem alle Tätigkeitsäußerungen des Menschen unterstehen.

Ein Westeuropa, das in solchem Geiste die soziale Revolution vollzöge, hätte einen durchaus genügenden Spielraum, um sich zu entfalten. Es könnte wirtschaftlich sowohl mit den Vereinigten Staaten wie mit der Sowjetunion in Wettbewerb treten. Es könnte und müßte eine geplante Einheit bilden, mit freier Bewegung von Menschen, Gütern und Kapitalien. Seine Industrie und sein Handel, seine Landwirtschaft und sein Gewerbe, sein Verkehrssystem und seine Kraftquellen könnten großzügig entwickelt werden und sein Erziehungs- und Bildungswesen wie seine sozialpolitischen Einrichtungen eine Festigkeit und Ausdehnung gewinnen, die in der heutigen Zersplitterung fast undenkbar sind. Vollbeschäftigung, Wohlstand für alle und dauernder Frieden

wären keine utopischen Ideale mehr, sondern lebendige Wirklichkeiten, die das Alltagsdasein von ein paar hundert Millionen Menschen beherrschen würden. Wobei an dieser Stelle auf Einzelheiten, wie politische Verfassung des zu vereinigenden Westeuropa und wirtschaftliche Organisation oder Methode und Tempo der Einigung selber, natürlich nicht eingetreten werden kann.

Voraussetzungen und Wirkungen

Das Wesentliche wäre also, daß Westeuropa seine eigenständige Entwicklung dort wieder aufnähme, wo das Eingreifen des kapitalistischen Amerika sie nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges abgebrochen hat. Das setzt voraus, daß die Erkenntnis endgültig durchdringt: Auf dem Boden der kapitalistisch-bürgerlichen Wirtschafts- und Gesellschaftsverfassung kann Westeuropa weder seine Wirtschaftsprobleme lösen noch eine neue, selbständige und würdige Rolle im Raum zwischen den beiden großen Weltreichen der Gegenwart spielen, ja nicht einmal den Frieden und damit seine bare äußere Existenz gesichert bekommen. Und es setzt zweitens voraus, daß sich Westeuropa von der Hypnose befreit, die ihm vorspiegelt, es sei von der Gefahr eines kriegerischen Einbruchs der «kommunistischen Barbarei des Ostens» bedroht und müsse und könne diese Gefahr durch militärische Hochrüstung, verbunden mit der entsprechenden «Politik der Stärke», abwehren. Die klare Einsicht muß durchbrechen, daß bei allen Fehlhandlungen der Sowjetunion seit Kriegsende nicht sie es ist, die einer militärisch-politischen Kraftprobe entgegensteuert, sondern die Vereinigten Staaten und ihre Verbündeten, und daß die *wirkliche* Drohung und Herausforderung des Kommunismus nicht militärisch-machtpolitischer Art ist, sondern geistiger und sozialer Art, also auch nicht mit militärischen und machtpolitischen Mitteln abgewehrt werden kann, daß also nicht der Kommunismus uns in erster Linie bedroht, sondern ein Antikommunismus, der die wirkliche und wirksame Abwehr versäumt und durch seine *falsche* Abwehrmethode Westeuropa in unmittelbare Lebensgefahr bringt.

Dieser Einsicht sollten sich vorab die *sozialistischen* Kräfte Westeuropas weit öffnen. Von den kapitalistisch-konservativen Kräften kann man sie par définition nicht erwarten. Diese Kräfte *müssen* sich an Amerika – das gegenwärtige Amerika – anklammern, um sich auch in Europa noch halten zu können. Sie *können* nicht sehen, wo die wirkliche Stärke der kommunistischen Weltbewegung liegt: in ihrem revolutionären Willen und in der Erkenntnis, daß die Zeit des Kapitalismus und Feudalismus, der Kolonialherrschaft und der Ausbeutung der «rückständigen» Völker endgültig vorbei ist. Und sind darum auch nicht imstande, dem Kommunismus mit *den* Waffen entgegenzutreten, mit denen er mindestens in Westeuropa allein geschlagen werden kann:

mit einer überlegenen Welt- und Lebensanschauung und einer *freiheitlich* durchgeführten sozialen Revolution. Sie verlegen deshalb den Kampf auf dasjenige Feld, wo sie noch am ehesten Erfolg zu haben meinen, auf das militärische, obwohl auch das – die Zurückdrängung oder Zerschlagung des kommunistischen Machtbereiches mit militärischem Auftrumpfen oder gar mit Krieg – eine selbstmörderische Täuschung ist. Sie reden deshalb auch von einem politischen «Vakuum», einem «Leerraum», der entstehen müsse, falls Westeuropa militärisch abgerüstet und neutralisiert würde, und bilden sich ein, das Einströmen des Kommunismus in diesen Leerraum könne verhindert und der kommunistische «Sog» (das ist jetzt besonders in Westdeutschland das Schlagwort) gestoppt werden, wenn Westeuropa nur recht eng mit Amerika verbunden bleibe und werde – wirtschaftlich wie militärisch und politisch.

Im sozialistischen Lager sollte man es anders wissen. Man sollte wissen, daß die einzige Möglichkeit, den Kommunismus von Westeuropa fernzuhalten, darin besteht, die Umwälzung, die er mit *seinen* Mitteln und Methoden erstrebt, besser und gründlicher zu machen, als er das kann. Man sollte ferner wissen, daß eine Sowjetunion, die kein von Amerika organisiertes, finanziertes und aufgerüstetes Westeuropa neben sich hätte, von der großen Furcht befreit wäre, die es seit den gegenrevolutionären Interventionskriegen, seit der Förderung und Ausspielung des Nazismus und Faschismus gegen die Sowjetunion und seit der deutschen Invasion in Rußland – die die Sowjetunion an den Rand des Todes brachte – ständig beherrscht: der Furcht vor einer Zusammenballung der westlich-kapitalistischen Mächte zur Zerstörung des Herdes der sozialen Revolution. Und man sollte schließlich daran denken, daß das Diktatur- und Terrorregime in der Sowjetunion, das weithin nur eine Waffe der Abwehr gegen die äußere Bedrohung ist und war, in dem Maße gemildert, ja abgebaut werden müßte, in dem diese Bedrohung verschwände. Die so weitverbreitete Furcht, daß ein abgerüstetes, von Amerika unabhängiges, auf den Sozialismus ausgerichtetes Westeuropa von der Sowjetunion angegriffen oder aufgesogen würde, erscheint mir tatsächlich völlig unrealistisch. Der Durchbruch einer «Los-von-Amerika»-Bewegung in Westeuropa würde vielmehr aller Voraussicht nach eine entsprechende Unabhängigkeitsbewegung auch unter den osteuropäischen Völkern auslösen, die nun keinen Grund mehr hätten, sich aus Angst vor dem Westen, insbesondere auch vor Deutschland, einem kommunistischen Gewaltregime zu unterwerfen, bei aller Entschlossenheit, ihrerseits den Weg zum Sozialismus weiterzugehen.

Ein sozialistisches Westeuropa würde also die haltbarsten Grundlagen für die vielberedete Koexistenz, für das friedliche Zusammenleben und den friedlichen Wettbewerb der westlichen mit der östlichen Welt schaffen. Es würde so zur entscheidenden Friedensmacht unserer

Zeit werden, zur *Brücke* zwischen Ost und West, statt des Sturmbockes gegen den Osten, den es jetzt im Sinne der amerikanischen Weltpolitik abgeben soll. Im Rahmen eines sozialistischen Westeuropa mit *gemeinsamer* Friedenssicherung, also ohne nationale Armeen, kann allein auch die *deutsche* Frage friedlich, also überhaupt gelöst werden. Ihm würde der Sowjetblock gefahrlos Ostdeutschland überlassen können, das jetzt der Westen für sich beansprucht, um es in den Kampf gegen den Osten einzusetzen. In ihm würde darum auch jeder Grund für eine besondere deutsche Aufrüstung wegfallen – *der* Grund mindestens, der jetzt für Amerika und Westdeutschland die Hauptrolle spielt: die angebliche Notwendigkeit, dem Einbruch des Kommunismus mit den Mitteln entgegenzutreten, die diesem allein imponierten. Ob ein sozialistisches Westeuropa überhaupt noch eine militärische Rüstung brauchte, sei jetzt gar nicht untersucht; *diese* Frage, so glauben wir, löst sich ohne große Schwierigkeiten im gleichen Maße, in dem das neue, vereinigte Westeuropa zur Wirklichkeit wird.

Wir glauben an Europa

Utopie? Die Utopie von heute ist bekanntlich die Wirklichkeit von morgen. Wir sind uns natürlich klar über die mächtigen Widerstände, die sich gegen ein sozialistisch föderiertes Westeuropa erheben. Interessenten aller Art der europäischen Zersplitterung, Gläubige und Nutznießer der «freien» Wirtschaft, Verteidiger der nationalen Souveränität (oder der «ewigen Neutralität»), überhaupt Konservative und Reaktionäre jeden Schlages, dazu zaghafte, vorsichtige «Realisten», die sich nicht entschieden vorwärts wagen – sie alle sind nicht als Mitkämpfer für das neue Europa zu gebrauchen, arbeiten ihm sogar vielfach direkt entgegen.

Das Schlimmste aber sind wohl jene Sozialisten, die tatsächlich die alte, kapitalistische Welt stützen helfen, die sie nach ihrem Lippenbekenntnis aus den Angeln heben wollen. Die Mehrheit der sozialdemokratischen und Arbeiterparteien Westeuropas – oder doch ihr offizieller Apparat und ihre Presse – ist ja auf jenes *falsche* Westeuropa festgelegt, das nur ein Anhängsel und Werkzeug des kapitalistischen Amerika ist und unter die Herrschaft eines neu ausstaffierten Alldeutschland zu geraten droht. Wer sich aber als Sozialist diesem Auch-Europa entgegenstemmt, der wird als «moskauhörig» verfemt, verleumdet und ausgestoßen – im Namen der «Freiheit», die es gegen den Kommunismus zu verteidigen gelte . . . Das ist neuerdings besonders auch die Tendenz innerhalb der britischen Labourpartei, die sonst so weitherzig und duldsam gegenüber nichtorthodoxen Meinungen war. Ihre Leitung ist, wie gegen Ende des letzten Jahres der «New Statesman» schrieb, mehr und mehr dazu übergegangen, «Bewegungen im Parteivolk auszumerzen mit der Begründung, es handle sich da um

bevanistische, trotzkyistische, kommunistische oder gar pazifistische Verschwörungen». Mit Recht kennzeichnet das Blatt dies als «erschreckend rasche Entartung in einer Partei, die noch vor neun Jahren den Beweis leisten zu können schien, daß der demokratische Sozialismus die Antwort sowohl auf die kommunistische Herausforderung als an die kapitalistische Welt ist».

Aber die gleiche Entartung hat ja längst auch die meisten kontinentalen Arbeiterparteien ergriffen. Ihre fortschreitende Verbürgerlichung zeigt sich gegenwärtig vor allem in jenem blindwütigen Antikommunismus, der sie automatisch auf die Seite der Westmächte treibt und sie nun – ausgenommen vielleicht die westdeutsche Sozialdemokratie selbst – vielfach sogar zu Fürsprechern der Wiederaufrüstung der Bonner Republik als des «kleineren Übels» macht. Trotzdem verlieren wir weder den Glauben an eine Erneuerung des westeuropäischen Sozialismus noch an das Kommen des neuen Europa, dessen natürliche Träger die sozialistischen und Arbeiterparteien unseres Erdteils sein werden. «Weil wir an Europa glauben», so bekennt Jean-Marie Domenach im «Esprit» (April 1953), und wir schließen uns ihm an, «weil es eines der Ziele und Mittel der Unabhängigkeit ist, die wir wollen, lehnen wir die Ersatzgebilde ab. Europa wird kommen; es liegt auf der Linie der modernen Entwicklung. Aber es wird als wirklich übernationaler Staat (und nicht als Protektorat) nur kommen, wenn es sich seiner Berufung, seiner geschichtlichen Bedeutung bewußt wird. Das ist der wahre Sinn unseres Widerstandes, unserer zweiten Weigerung, Bürger eines Trugvaterlands zu werden, Menschen ohne Wert, Hilfstruppen eines Imperiums und Soldknechte fremder Armeen.» *Hugo Kramer*

Europa und Rußland

I

Anfang September vorigen Jahres gab es eine große internationale Tagung der Europäischen Bewegung in meiner Wohnstadt, Arnheim. Eben war der EVG-Vertrag von dem französischen Parlament abgewiesen worden. Fast alle Redner merkten diesen Umstand als ein ungünstiges Vorzeichen und als einen schweren Schlag gegen den Europagedanken an. Anscheinend war also der Europagedanke für die Mehrzahl dieser Europäer untrennbar mit dem Gedanken einer rein militärstrategischen Einigung der Sowjetunion gegenüber verknüpft.

Es gab fast keinen der Anwesenden, der im Gegenteil froh darüber gewesen wäre, daß jetzt die Möglichkeit größer werde für eine von machtpolitischem und militärischem Denken freie Besinnung auf den Begriff Europa.

Der Militarismus und die politische Zerspaltung Europas stehen unseres Erachtens gerade der Wiedergeburt eines europäischen Denkens und Schaffens im Wege. Im folgenden werden wir dieses Thema anwenden auf die spezielle Frage von «Europa und Rußland».

Im allgemeinen läßt sich schon im voraus ein Doppeltes sagen: Erstens: Die in der westlichen Propaganda der großen Presse geläufige Ideologie der «freien Welt» schmückt sich bisweilen mit Kostbarkeiten aus dem geistigen Erbe Europas, aber sie läßt Rußland aus dem europäischen Gewissen und Bewußtsein fallen. Dies ist nicht nur falsch in geistesgeschichtlicher Hinsicht, wie wir noch zeigen werden, sondern es bedeutet auch eine Gefahr für den Europagedanken selbst; der Europabegriff wird auf diesem Wege dem Inhalt nach mehr und mehr negativ. Zweitens: Europa ist seinem geistigen Wesen und seiner kulturellen Tradition untreu, wenn es nicht mehr das Vaterland des nuancierten Denkens, des dialektischen Menschen, des fruchtbaren Dialogs ist. Verfällt Europa der Monotonie und dem Monolog einer östlichen oder westlichen Ideologie, dann hört es damit auf, den europäischen Geist zu vertreten. Europäischer Geist ist der Geist des fruchtbaren Widerspruchs, der gegen jede Position die Gegenposition entwickelt. Wenn, wie es fast schon der Fall ist, die wesentliche Auseinandersetzung mit dem Kommunismus innerhalb Europas nicht mehr stattfindet, weil man den Kommunismus aus Europa nach «Moskau und dem Osten» verweist, sieht man ganz daran vorbei, daß die Wurzeln des Kommunismus eben in Westeuropa liegen. Marx und Engels waren nicht einmal Ostdeutsche, wie ein Witz in der DDR besagt!

Die Auseinandersetzung mit dem Kommunismus, auch mit dem russisch gefärbten Kommunismus, ist also für manche eine Auseinandersetzung Europas mit irgendwelcher europafremden Gedankenwelt. Umgekehrt ist auch die Auseinandersetzung des kommunistischen Teils Europas mit dem westlichen Personalismus, zum Beispiel im wesentlichen in Osteuropa, in derselben Weise verstummt. Auf beiden Seiten erledigt man geistig den Gegner, man nimmt ihn nicht mehr als denkenden und lebenden Mitmenschen ernst.

Diese Situation ist verhängnisvoll für Europa. Wir können schon etwas daran bessern, wenn wir uns daran erinnern, wie in geschichtlicher Hinsicht Westeuropa und Rußland eine nicht zu verneinende Familienverwandtschaft zeigen.

II

Geschichtliches

Die westeuropäische Schulbildung macht schon Jahrhunderte hindurch den Fehler, daß sie die Geschichte des Oströmischen Reichs und des östlichen Christentums fast außer acht läßt. So wird schon die Grundlage für ein westeuropäisches Überlegenheitsgefühl gelegt, als ob

nur der Westeuropäer mit seinen Sitten und Kirchen, seinen Staatsverfassungen und sozialen Verhältnissen der einzig berechtigte Erbe des Römischen Reiches, der griechischen Weisheit und der jüdisch-christlichen Religion wäre. Genau das selbe Bewußtsein, der wahre, einzig berechtigte Erbe zu sein des Urchristentums und der antiken Kultur, gibt es die Jahrhunderte hindurch in Byzanz und Moskau.

Die Wahrheit ist, daß der geistige Begriff Europa als schöpferische Synthese nur dem erscheint, der die *beiden* Brennpunkte, Rom *und* Byzanz, Westeuropa *und* Rußland, im Auge behält.

Die Anfänge der russischen Kulturgeschichte liegen, wie die der westeuropäischen, in Israel, im Christentum und in Hellas. Man ist daran gewöhnt, zu betonen, daß die russische Geschichte keine mittelalterliche kirchliche Kultur, keine Kreuzzüge, keine Renaissance, Reformation und Aufklärung, keinen Liberalismus und keine Demokratie aufweist. Die Slawophilen im russischen neunzehnten Jahrhundert erwiderten, daß eben deshalb das ursprüngliche Christentum nicht so von Rationalismus, Individualismus, Bürgerlichkeit deformiert sei. Sie idealisierten die Frömmigkeit der russischen Bauernmasse, aber hatten doch nicht ganz unrecht. Auf der Ebene der Nachfolge Christi, der Torheit um Christi willen, haben die Christen von Ost und West niemals aufgehört und werden niemals aufhören, einander zu verstehen. Ununterbrochen läuft diese Verwandtschaftslinie der heiligen und der ganz einfachen und namenlosen Christen von Ost und West durch die vielfach zerspaltene Geschichte eines in Rußland und Westeuropa geteilten Europa!

Das kirchliche Schisma zwischen dem lateinischdenkenden Westen und dem griechischdenkenden Osten hat aber auch Ost und West einander entfremdet. Diese Entfremdung wurde in fataler Weise vertieft in den Jahrhunderten der Tatarenherrschaft, als die russische Christenheit den letzten Kontakt mit dem Westen verlor. Nach der Befreiung von dem Tatarenjoch geht Rußland seinen eigenen Weg. Von Iwan dem Schrecklichen bis auf Peter den Großen ist Rußland ein großes Gefängnis, abgeschlossen von der westeuropäischen Welt. In dem Dunkel der Leibeigenschaft leuchtet trotzdem das Licht der christlichen Brüderlichkeit und Liebe, in den Waldsiedlungen der Mönche bewährt sich die tiefe Gotteserkenntnis und Menschenkenntnis des christlichen Ostens. Die unzivilisierten Zaren, Bojaren und Bauern, Popen und Mönche dürfen uns nicht an der Kultur des Herzens vorbeisehen lassen, die das Evangelium in Rußland immer ermöglicht hat.

Wenn dann Peter der Große endlich «das Fenster nach dem Westen» öffnet, strömen die jungen Leute der allmählich sich heranbildenden russischen Intelligenz durch dieses Fenster nach dem Westen in allen Richtungen, und man findet sie in Italien und Holland, in der Schweiz und in Paris, in London und Berlin. In einigen Jahrzehnten hat sie den in bezug auf Renaissance, Reformation, Aufklärung und

Demokratie, Wissenschaft und Sozialismus oben erwähnten Rückstand des Ostens überholt. Zumal im neunzehnten Jahrhundert haben die Vertreter der russischen Intelligenz, ob sie sich Slawophilen oder Westler nannten, ob sie Rußland europäisieren oder Westeuropa russifizieren wollten, am tiefsten über das Schicksal und die Zukunft Europas nachgedacht. Sie haben die westeuropäischen Denker und Dichter in sich aufgesogen, und dennoch blieben sie Kinder der russischen uferlosen Erde. Ich möchte hier eine Stelle aus Dostojewskijs «Idiot» anführen: «. . . Sobald wir Russen ans Ufer gelangt sind und auch wirklich den Glauben gewonnen haben, daß es das Ufer ist, dann freuen wir uns so darüber, daß wir zugleich bis zur letzten Grenze gehen. Woher kommt das? . . . Nicht nur wir allein, ganz Europa wundert sich in solchen Fällen über unseren plötzlich so leidenschaftlichen Eifer: wenn von uns jemand zum Katholizismus übertritt, so wird er doch gleich nichts weniger als Jesuit, und noch dazu der allerschwärzeste von allen; wird er Atheist, so wird er sogleich verlangen, daß der Glaube an Gott, falls nötig, mit Gewalt ausgerottet werden soll! Wie kommt das, woher dieser jähe Fanatismus? Wissen Sie es wirklich nicht? . . . Er hat ein Ufer, er hat Land gefunden – und da wirft er sich denn hin und küßt es in Ekstase. Es ist doch nicht der Ehrgeiz, nicht nur schlechtes Gefühl, das die russischen Atheisten und russischen Jesuiten hervorbringt, sondern es ist ihre Seelenpein, die Sehnsucht ihres Geistes, ihre Sehnsucht nach einer höheren Betätigung, nach einem festen Ufer . . . Zeigen Sie dem Russen in der Zukunft die Erneuerung und Auferstehung der ganzen Menschheit vielleicht einzig durch den russischen Gedanken, den russischen Gott und Christus, und Sie werden sehen, welch ein mächtiger und treuer, weiser und frommer Riese vor der verwunderten Welt emporwachsen wird, vor den verwunderten und erschrockenen Völkern Europas, denn was sie von uns erwarten, ist doch nur das Schwert und die Gewalt, weil sie sich uns, da sie uns nach sich selbst beurteilen, gar nicht ohne Barbarei vorstellen können. Und das tun sie bis jetzt noch und je länger, desto mehr!» Leider hat es des Fehlens einer wahrhaft christlichen Kirche Europas wegen in und außer Rußland nicht diejenige Kirche gegeben, die der Idiot dem russischen Menschen geben möchte, die ihm die Gerechtigkeit des Reiches Gottes zeigen würde, und es ist ein anderer Riese emporgewachsen. Und wir beurteilen, wie der Idiot sagt, diesen russischen Menschen immer nach uns selbst und können ihn uns nicht ohne Barbarei vorstellen, ohne Gewalt und Geheimpolizei, *weil wir ihm nichts anderes zeigen, nicht in glaubwürdiger Weise die bessere Gerechtigkeit als die der Pharisäer zeigen!*

Aber wenigstens die russische Literatur des neunzehnten Jahrhunderts, die mit dem Wunder Puschkin anfängt und über Gogol, Dostojewskij, Tolstoij bis auf Gorkj eine der größten Schatzkammern der europäischen Kultur darstellt, wie es der voreingenommenste Mensch

einfach einzugestehen hat, hat etwas geleistet, was die Kirche damals nicht leisten konnte: *sie ist die Stimme derer gewesen, die keine Stimme hatten, weil sie in dem Schatten der Geschichte lebten*; sie hat die Frage nach der Rechtfertigung des Menschen beantwortet mit der Hingabe an den Mitmenschen aus einer Liebe heraus, die nur vorhanden sein kann in einer Welt, in der Jesus Christus geboren ist, gelebt, gelitten hat und gestorben und auferstanden ist, ob man von ihm wissen wollte oder nicht.

III

Warum wählte die russische Intelligenz den Kommunismus?

Seit Peter dem Großen war die Kirche unter die völlige Knechtschaft der zaristischen Autokratie geraten. Die prophetische Stimme der Kirche, die vor Peter bisweilen gehört wurde, war fast verstummt. Nur bei den in stetiger Verfolgung aufgepeitschten Sektierern, oft unter apokalyptischer Beleuchtung, standen die Propheten auf, die Gottes Gerechtigkeit in Urteil und Verheißung verkündeten. In der offiziellen Kirche aber wurde das prophetische Wort vom Liturgismus verschlungen. Ausnahmen, wie Bucharew, Solowjow, Berdiajew und die ganz kleinen religiös-sozialen Kreise, veränderten diese fatale geistige Lage nicht. Und so sind es die oft atheistischen, vom westeuropäischen säkularisierten Humanismus Feuerbachs, Proudhons, Comtes begeisterten Schriftsteller gewesen, die die prophetische Anklage gegen Leibeigenschaft, Tyrannei, Zensur erhoben haben. Fast alle sind Märtyrer geworden. Eine Auswahl aus dieser Märtyrologie der russischen Intelligenz:

Alexander Radischtschew, der in seiner «Reise von Petersburg nach Moskau» Leibeigenschaft und Autokratie im Namen der Menschlichkeit kritisierte, wurde von Katharina II. (Freundin Diderots und Voltaires!) verhaftet, zum Tode verurteilt, zu zehn Jahren Sibirien begnadigt, kam als gebrochener Mann zurück und beging Selbstmord, als man mit neuen Verfolgungen drohte. Der Dichter *Ryljejew* wurde vom Zaren Nikolaus I. wegen Teilnahme am Dekabristenaufstand im Jahre 1825 gehängt. *Puschkin* durfte jahrelang die Städte Rußlands nicht betreten und blieb immer Opfer der Zensur. Der Philosoph *Peter Tsjaadajew* wurde seiner «Philosophischen Briefe» wegen offiziell als irrsinnig erklärt, der Herausgeber seiner Zeitschrift nach Sibirien verschickt. Manche Dichter und Schriftsteller wurden in Infanterieregimenter «strafversetzt», manche andere flohen ins Ausland *(Herzen, Bjelinski, Turgenjew)*, manche wurden Jahre in Einzelhaft in der Peter-und-Pauls-Festung gehalten und nach Sibirien deportiert *(Tsjernisjewski, Pisarew, Dostojewskij)*.

Leidenschaftlich hat die Intelligenz die Gerechtigkeit und Wahrheit gesucht, sie hat geträumt und unterirdisch gekämpft, hat gelitten und gehofft, und alle waren Europäer im besten Sinne. Die Idee eines vereinigten Europa finden wir schon bei Tsjaadajew, bei Solowjow, und

auch Lenin nimmt sie wieder auf, als er während des Ersten Weltkriegs schrieb: «Parole dieses Krieges kann nur die Bildung der Vereinigten Staaten von Europa sein. Doch müssen wir der Menge einhämmern, daß diese Parole ohne Sturz der deutschen, österreichischen und russischen Monarchie Lüge und Sinnlosigkeit wäre.»

Mit dem Namen Lenins sind wir beim russischen Marxismus angelangt. Im letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts hat der aktivste Teil der russischen Intelligenz im Marxismus endlich den Ausweg aus der Knechtschaft erblickt. Nach dem Vorhergesagten ist es leicht zu verstehen, daß der russische Marxismus gleich zu einer Art Glaubensbekenntnis wurde und daß man hier die gesuchte Verbindung von Theorie und Praxis, von Wissenschaft und Tat gefunden zu haben meinte. An der Idee des Marxismus ist der von Dostojewskij in der oben angeführten Stelle aus dem «Idiot» erwähnte Riese gewachsen, hier hat man das ersehnte Ufer gefunden, hier hat man die Erfüllung des Menschheitstraumes erwartet. *Daß es eben der Marxismus war und nicht das christliche Evangelium oder der demokratische Humanismus, zeugt nicht gegen den Marxismus oder gegen den europäischen Geist der russischen Intelligenz, sondern gegen die soziale Blindheit der Kirchen Europas von damals und gegen den Mangel an wirklich begeisternder Demokratie in demselben Europa.*

Wie enttäuscht waren schon Herzen und Dostojewskij über die westeuropäische Demokratie! Wie scharf sahen sie schon die Macht des Geldes in dieser Demokratie! Die sich selbst schützende Bürgerlichkeit hat der westlichen Demokratie alle Anziehungskraft bei den Russen genommen, schon lange bevor sie dem Marxismus erlagen. *Es ist nun einmal von altersher im moralischen Fühlen des russischen Menschen eine viel tiefere Unsittlichkeit, der Macht des Geldes als der Macht eines Menschen unterworfen zu sein.* Dies ist nicht bolschewistische Ideologie, sondern gute russisch-christliche Tradition.

Abneigung gegen das westeuropäische Muster einer bürgerlichen Gesellschaft und einer parlamentarischen Demokratie, die die ökonomische Macht des Kapitals nicht anzugreifen wagte, hat die Mehrzahl der russischen Sozialisten auf den Weg Lenins und der Bolschewiki gebracht. Die Frage auf dem russischen Sozialistenkongreß in Brüssel und London 1903 war, ob man in Rußland als Sozialist das Sichdurchsetzen der Industrialisierung, Parlamentarisierung, Verbürgerlichung zuerst abwarten und sogar dazu verhelfen sollte oder aber sogleich die Niederwerfung des Zarismus und die Machtergreifung einer zahlenmäßig kleinen Sozialistischen Partei vorbereiten und also die Industrialisierung und (dies war damals ernstlich gemeint) Demokratisierung im Zeichen des Sozialismus «von oben», das heißt vom Staate her, durchführen sollte. Die letztere Ansicht hat den Sieg davongetragen. Die Revolution «von unten» hat den Bolschewiken im November 1917 die Machtergreifung ermöglicht. Die programmatisch vorgesehene gesell-

schaftliche Revolution «von oben» hat den russischen bolschewistischen Staat geschaffen, ein Ungeheuer, das sein von Marx gemeintes «Absterben» ins Endlose verschiebt und damit auch den dialektischen «Sprung ins Reich der Freiheit», der nach marxistischer Anschauung bekanntlich am Ende der gesellschaftlichen Entwicklung steht. Die in Europa, namentlich in Westeuropa, erfundene macchiavellistische Staatsräson, der ebenfalls in Westeuropa gewachsene ökonomische Rationalismus, in Verbindung mit zaristischer, autokratischer und bürokratischer Technik und dazu noch primitiver Magie, hat den Stalinismus mit Geheimpolizei, Zensur, Stalinkult, Rücksichtslosigkeit, Menschenverachtung geschaffen. Im Zeichen dieses Stalinismus ist Rußland umgebaut worden, hat in Jahrzehnten die Entwicklung durchstürmt vom Mittelalter zum Hochindustrialismus. Wer zählt die Opfer, die Menschenopfer? Er soll aber auch die Opfer zählen, die dieselbe Entwicklung des Kapitalismus und Imperialismus in Westeuropa und den Kolonien gekostet hat.

Marxistisch gesprochen zeigt sich jetzt in Sowjetrußland die merkwürdige Tatsache, daß *der alte Stalinismus als politische Ideologie und als politisches System auf den durch eben diesen Stalinismus veränderten ökonomischen und gesellschaftlichen «Unterbau» nicht mehr paßt.* In dieser Sicht sollte man die tatsächlichen Änderungen, die nach dem Tode Stalins eingetreten sind (Verschwinden des Stalinkultes, Amnestien, Beschränkung der Tätigkeiten der Geheimpolizei, größere Mitverantwortlichkeit der Betriebsleiter, mehr Anerkennung der Konsumentenbedürfnisse, eine gewisse Liberalisierung auf kulturellem Gebiet, auf ökonomischem und geistigem Gebiet, um der Frage nach Qualitätsproduktion entgegenzukommen, usw.), verstehen. Aber die Nachhaltigkeit des stalinistischen Staates ist gewiß sehr stark, zumal solange der Kalte Krieg dauert!

IV

Schlußfolgerungen

Der Übersichtlichkeit wegen möchte ich die Hauptgedanken aus dem Vorhergehenden noch einmal zusammenfassen und betonen:

1. Rußland gehört zu Europa, und der russische Kommunismus weist eine auch in Europa zu lösende und noch nicht gelöste soziale Frage auf.

2. Die kapitalistische Gesellschaftsordnung hat den Prozeß der Entmenschlichung in die Wege geleitet, den Menschen in eine Ware verwandelt, den Menschen, Arbeiter und Unternehmer dem Interesse ausgeliefert, der Macht der Wirtschaft und dem Geld aufgeopfert. Der Kommunismus teilt diese Sünde der Entmenschlichung des Menschen mit dem Kapitalismus. In Rußland ist vielfach der Kommunismus der Vollzieher gewesen der selben Unmenschlichkeiten, die im Westen der

Kapitalismus, zumal im vorigen Jahrhundert, vollzog, weil der Kommunismus, genau wie der westliche Kapitalismus, bis auf diesen Tag an das Primat der Produktion glaubt und sich erst nachher nach einem Raum für die Menschlichkeit umsieht.

3. Das Leiden des russischen Volkes ist daher zum größten Teil ein Leiden unter der ganz Europa bedrohenden Entmenschlichung, die durch den Aberglauben an Staatsräson, Militarismus, Primat der Produktion gefördert wird in Ost und West.

4. Der russische Kommunismus ist auch, aber nicht an erster Stelle, eine neue Form der alten russischen messianischen Idee, hat aber auch als solche viele Verbindungen mit der Geistesgeschichte Westeuropas, wie ein Studium der russischen Orthodoxie und der russischen Literatur jedem zeigen kann.

5. Wer also den Europagedanken pflegt, darf Rußland in diesem Gedanken nicht ausschließen, sonst verliert er das Wesen Europas als Vaterland des Dialogs.

6. Der Europagedanke wird am meisten bedroht von der in Ost und West üblichen Projizierung der eigenen Sünden auf die andere Hälfte Europas.

7. In dieser Epoche der Wasserstoffbombe, des totalen Krieges und der Technisierung des Menschen ist es an der Zeit, die gemeinschaftliche Gefahr zu sehen, die Ost und West bedroht, und sich in der in Ost und West noch lebendigen geistigen Tradition eines lebendigen Christentums nach den Bedingungen einer Wiedergeburt zu bemühen. Wie der russische Philosoph Berdiajew einmal geschrieben hat:

«Bedroht, aufs äußerste bedroht ist die Welt in unserer Zeit von der Gefahr der Entmenschlichung des sozialen Lebens und des Menschen selbst. Das Dasein des Menschen, die Menschlichkeit seiner Existenz, kann durch die sich in der Welt vollziehenden Prozesse fraglich werden. Schon einmal, bei seinem ersten Erscheinen, hat das Christentum den Menschen vor den Gefahren gerettet, die mit der Versklavung an die dunklen Mächte verbunden waren. Damals war der Mensch der Gewalt der kosmischen Mächte und der Naturkräfte ausgeliefert. Das Christentum hat dann die geistige Sammlung des Menschen vorbereitet und verwirklicht und das menschliche Schicksal an Gott gebunden. Erst dadurch ist die Herrschaft des Menschen über die Natur möglich geworden. Jetzt ist das Christentum berufen, den Menschen und seine ganzheitliche Persönlichkeit von einem neuen Dämonismus zu retten: vor der Verknechtung durch die alten kosmischen und die neuen technischen Mächte zugleich. *Zu dieser Tat aber ist nur ein Christentum fähig, das eine Wiedergeburt erfahren hat, sich zu seinem prophetischen Geist von neuem bekennt und sich unter das Zeichen des Reiches Gottes gestellt hat.»* *J. de Graaf*

Dem Atomkrieg entgegen! Unsere Monatsschau muß diesmal, mit Rücksicht auf den besonderen Charakter des vorliegenden Heftes, kürzer als üblich sein. Die wichtigsten Weltereignisse sollen aber doch wenigstens in ihren Umrissen beleuchtet werden, damit der Zusammenhang unserer Darstellung einigermaßen gewahrt bleibt und zwischen Dezember- und Märzheft nicht ein allzu großer Unterbruch entsteht.

Das weitaus wichtigste Ereignis der Berichtszeit – die ja noch ins alte Jahr zurückreicht – ist der an der Pariser Tagung des *NATO-Rates* gefaßte Beschluß, einen künftigen Krieg mit den Ostmächten unter allen Umständen mit dem Einsatz von *Atomwaffen* zu führen, einerlei, mit was für Waffen der Gegner zunächst angreife. (Was selbstverständlich die Ostmächte veranlassen müßte, ihrerseits von Anfang an Atomwaffen einzusetzen, *wenn* sie überhaupt angreifen wollten.) Die Entscheidung über die Anwendung der *strategischen* Atomwaffen (zur Zerstörung des Hinterlandes) bleibe immerhin den Regierungen vorbehalten, die allein darüber zu befinden hätten, ob und wann der Kriegsfall vorliege; der Einsatz *taktischer* Atomwaffen (im Kampf gegen die feindlichen Armeen) sei Sache der Generäle.

Damit ist endgültige Klarheit über den Charakter eines neuen Weltkrieges geschaffen – eine grauenhafte, aber doch notwendige und vielleicht heilsame Klarheit. «Man überlege», so schreibt Bertrand Russell, der berühmte englische Mathematiker und Philosoph, in der Neuyorker «Nation» (18. Dezember 1954), «was in der ersten Woche eines Weltkrieges wahrscheinlich geschehen wird:

> Neuyork, Washington, London und Moskau werden vermutlich ausgetilgt werden. Ein großer Teil des Kaukasus-Öls wird in Flammen gesetzt, und die Verkehrswege in Rußland wie in Westeuropa werden zerrissen werden. Die Bevölkerungsteile, die etwa die Bombardierung überleben, werden verhungern, und jede geordnete Regierung wird durch anarchische Gewalt ersetzt werden. Alle Großstaaten werden zerfallen, wie Rom im 5. Jahrhundert zerfallen ist. Der Kommunismus wird ebenso verschwinden wie der moderne Kapitalismus. Die Vereinigten Staaten, Westeuropa, Rußland und China werden alle auf katastrophale Art zu leiden haben, und nichts wird dabei herauskommen, was irgendeine der Regierungen dieser Länder jetzt erstrebt.»

Die fürchterlichsten Verheerungen wird die *Wasserstoffbombe* anrichten, die an Wirkungskraft 25 000mal so stark ist wie die Atombombe von Hiroshima und doch leichter, schneller und billiger herzustellen ist als die 400 *modernen* Atombomben, denen eine einzige Wasserstoffbombe an Zerstörungskraft gleichkommt. Jules Moch, der französische Sozialist und Physiker, stellt in seinem Buch «La Folie des Hommes» fest, daß eine einzige H-Bombe Paris oder das Zentrum

von Neuyork vernichten könnte und fünfzehn zweckmäßig verteilte H-Bomben fast in allen Gemeinden Frankreichs Verwüstungen und Verluste bewirken müßten, die so groß wären wie diejenigen, die 6000 Atombomben hervorrufen würden. Andere Fachleute bezweifeln, ob die radioaktiven Stoffe, die durch die Explosion einer größeren Anzahl H-Bomben freigesetzt würden, überhaupt noch organisches Leben auf unserer Erde übrig lassen würden. Kurz: Krieg ist von jetzt an nichts anderes mehr als organisierter Selbstmord der Kriegführenden. Denn *beide* Militärlager, wie sie sich heute gegenüberstehen, haben ja sowohl die A- als die H-Bombe (und die sonstigen Massenvernichtungswaffen auch) und könnten, ja würden sich gegenseitig ausrotten, wenn es wirklich zum Krieg zwischen ihnen käme.

Kriegstechnik und Kriegführung sind im letzten Jahrzehnt einfach vollkommen revolutioniert worden. Und daraus ergeben sich auch für die Politik und das Völkerverhältnis revolutionäre Folgerungen. Vor allem die, daß alle *Rüstung* auf einen kommenden Krieg hin nunmehr *sinnlos*, ja ganz unmittelbar *lebensgefährlich* geworden ist[1]. Kein Staat darf mehr wagen, es auf einen Krieg ankommen zu lassen, ganz gleichgültig, welchem Zweck der Krieg dienen sollte. Wenn man aber weiß, daß man ja doch keinen Krieg mehr führen darf, ohne sich selbst zu vernichten – was für einen Sinn hätte es dann noch, sich auf einen solchen Krieg vorzubereiten? Wenn man die Waffen, mit denen heute ein Krieg geführt werden müßte, ja doch nicht anwenden kann – wozu sollte man sie dann überhaupt noch bereitstellen?

Nun sagt man zwar, die Atomwaffen, die man hüben und drüben aufstapelt, hätten ja gar nicht den Zweck, im Ernst eingesetzt zu werden; sie dienten lediglich der Abschreckung des möglichen Gegners, der wissen müsse, daß er mit einem Angriff seinen eigenen Untergang herausfordere. Aber entstehen Kriege nur aus vorbedachtem Angriffswillen? Weiß man nicht, daß die Kriegsmaschinen ihre eigenen Gesetze haben und sozusagen von selber in Gang kommen, wenn sie einmal fertig aufmontiert sind und damit die politische Lage und die politi-

[1] Nur die Atomwaffen verbieten zu wollen, genügt nicht. Auch wenn man das fertigbrächte, blieben die «konventionellen» Waffen übrig, die noch friedensgefährlich genug wären. Warum also nicht gleich ganz abrüsten? *Wenn* man schon den Atomkrieg verbieten könnte, so könnte man auch gleich den Krieg überhaupt verbieten; es wäre psychologisch nicht schwieriger als wenn man nur die heute wichtigste Kriegswaffe verbieten wollte. Aber man *kann* gar nicht allein die Atomwaffen herausgreifen. Die Westmächte erwidern ja sofort, ohne Atomwaffen seien sie der Sowjetunion und China mit ihren gewaltigen Infanteriemassen hoffnungslos unterlegen. Und die Russen und Chinesen erwidern dann *darauf* wieder, die Westmächte hätten dafür eine weit überlegene Kriegsflotte und Luftwaffe und eine ungleich leistungsfähigere Wehrwirtschaft. Man müßte also sämtliche Wehrmachtzweige in einen Plan für die Rüstungsverminderung einbeziehen, damit die Spieße gleich lang würden — und über einen solchen Plan wird sich nie eine Einigung erzielen lassen. Jeder wird meinen, der andere komme eben doch besser weg. Somit bleibt keine andere Wahl als die völlige Abrüstung.

schen Entscheidungen verhängnisvoll beeinflussen, statt nur ein Werkzeug in der Hand der Regierungen zu sein? Kann nicht ein dritter Weltkrieg ausbrechen, auch wenn keine der beiden Mächtegruppierungen ihn will – zum Beispiel im Gefolge eines «begrenzten», nur regional gedachten Krieges, der lediglich mit den hergebrachten, also den nichtatomischen Waffen oder doch höchstens mit *taktischen* Atomwaffen geführt wird? Wäre nicht die Gefahr eines Weltkrieges riesengroß gewesen, wenn Amerika, wie es höchstgestellte Militärs und Staatsmänner wollten, mit taktischen Atomwaffen in den Schlußkampf um Indochina eingegriffen hätte? Überhaupt: wo ist die Grenze zwischen taktischen und strategischen Atomwaffen? Liddell Hart, der bekannteste englische Militärschriftsteller, bemerkte erst letzthin in einem Brief an die «Times»:

«Es ist schwer und wird immer schwerer, eine Grenzlinie zwischen ‚taktischer' und ‚strategischer' Aktion mit solchen Waffen zu ziehen und aufrechtzuerhalten. Es ist daher äußerst zweifelhaft, ob diese Waffen eingesetzt werden könnten, ohne einen allgemeinen Krieg mit Wasserstoffbomben auszulösen. In einem solchen Krieg hätten die Armeen (mit ihren taktischen Luftstreitkräften) nur wenig Wert, die die Nordatlantikpaktorganisation zur Verteidigung Westeuropas aufbaut.»

Die ganze westdeutsche Aufrüstung wird dadurch von vornherein militärisch sinnlos; angesichts der Gewißheit, daß ein Krieg zwischen Ost- und Westblock vom ersten Tag an mit Atomwaffen geführt würde, kommt ein paar Dutzend westdeutschen Divisionen für die «Verteidigung des Westens» ebensowenig Bedeutung zu wie den berüchtigten 175 russischen Divisionen für einen Angriff gegen den Westen.

Es bleibt also dabei: Alle Rüstung auf einen neuen Krieg hin, den kein Staat mehr wollen und zweckvoll führen kann, ist überlebt, und zwar gleichgültig, ob sich nun die Rüstung nur auf die «konventionellen» Waffen oder auch auf Atomwaffen bezieht. Das gilt nicht zuletzt auch für die *Schweiz*. Man will uns zwar einreden (siehe zum Beispiel «Neue Zürcher Zeitung» 1954, Nr. 1928), es gebe wahrscheinlich in Zukunft nur noch «kleine Kriege», etwa im Maßstab der Kämpfe um Korea und Indochina, und da könne und müsse «auch der Kleinstaat mit seinem beschränkten Ziel der Verteidigung des eigenen Bodens mit der Umwelt Schritt halten», besonders wenn er ebenfalls taktische Atomwaffen zur Verfügung habe. Und tatsächlich stand ja, wie die Zeitungen berichteten, die jüngste operative Jahresübung, die in Bern unter Leitung des Generalstabs und des Militärdepartements stattgefunden hat, diesmal ganz im Zeichen des Atomwaffeneinsatzes. Aber wir fürchten, unsere «Verteidigungsplaner» seien noch so sehr in den alten Vorstellungen von Kriegsrüstung und Kriegführung befangen, daß sie – trotz allen Neuerungen, auf die sie erpicht sind – der neuen Wirklichkeit gegenüber einfach blind sind. Wenn sich einmal der

Atomkrieg – und es gibt keinen anderen europäischen Krieg mehr, auf den sich die Schweiz einstellen müßte – unseren Grenzen entgegenwälzen würde, dann würden wir in den allgemeinen Untergang Europas auch dann hineingezogen werden, wenn die Schweiz militärisch gar nicht bedroht wäre. Eine mit strategischen wie taktischen Atomwaffen kämpfende Großmachtsarmee aber mit unseren Kleinstaatsmitteln vom Einbruch in die Schweiz abschrecken oder gar einen bereits eingebrochenen Feind mit Kavallerie, Centurionpanzern und Venomflugzeugen zurückwerfen zu wollen, das wäre nicht viel sinnvoller, als wollte man einen Vulkanausbruch mit seinen Lavaströmen und Aschenregen durch einen Lattenhag abwehren. Auch aller Luftschutz müßte in einem Zukunftskrieg wirkungslos bleiben. Um nochmals Liddell Hart anzuführen:

«Um solch einer Katastrophe (der Zerstörung eines Landes durch H-Bomben) vorzubeugen, müßte es die Luftabwehr gleich im Anfang auf einen fast hundertprozentigen Erfolg im Abfangen von Flugzeugen bringen, und das ist beinahe unvorstellbar ... Auf jeden Fall gibt es jetzt und in absehbarer Zukunft kein Mittel, um ferngelenkte Atomgeschosse abzufangen.»

Wenn das für eine militärische Großmacht zutrifft, wie viel mehr für unsere kleine Schweiz!

Bankerott der „Politik der Stärke" Soviel über den Wert von defensiven Kriegsrüstungen im Blick auf den wirklichen Charakter eines künftigen Völkerkrieges. Aber die Westmächte verstehen ja ihre Kriegsrüstung keineswegs in erster Linie als Abschreckungs- und Verteidigungsmittel gegenüber einem russischen Angriff, der sonst käme (daran glaubt kein ernstzunehmender Staatsmann in Europa oder Amerika); sie wollen die Rüstung vor allen Dingen als *Druck- und Drohmittel* benützen, um gewisse weitreichende politische Forderungen gegenüber der Sowjetunion durchzusetzen, ja diese zur Kapitulation zu zwingen und den Ostblock aufzulösen. Vor allem hatte die *Atombombe* und nachher die Wasserstoffbombe diesen Zweck – solange mindestens, als die Westmächte, das heißt die Vereinigten Staaten, im Alleinbesitz dieser Waffen waren. Aber diese Voraussetzung ist ja dahingefallen, seit auch die Sowjetunion A- und H-Bomben herzustellen weiß. Die Russen, so stellt der «New Statesman» fest (18. 12. 54),

«... produzieren jetzt H-Bomben von fast unbegrenztem Ausmaß und in fast unbegrenzter Menge, und in ein paar Jahren werden sie imstande sein, diese Bomben in jedem Teile der westlichen Welt, eingeschlossen Nordamerika, abzuwerfen. Die Krise, vor die sich die NATO-Minister ... gestellt sehen, besteht in der Erkenntnis, daß ihre Hauptverteidigungslinie, die gerühmte westliche Überlegenheit an nichtkonventionellen Waffen, plötzlich und dramatisch zusammengebrochen ist ... Da sich der Westen nicht mehr länger auf seine Atomwaffen als erste Verteidigungslinie verlassen kann, so ist das Nettoergebnis des Wettrüstens, das von allen NATO-Mäch-

ten im Jahr 1950 eingeleitet worden ist, eine entscheidende Verschiebung des militärischen Machtgewichtes zugunsten der Sowjetunion. Der Westen war im Jahr 1949 relativ ein gut Teil stärker, als er 1954 ist. Und solange das Wettrüsten weitergeht, wird sich das Gewicht nur immer mehr zugunsten der Russen verschieben. Die Zeit für Verhandlungen über die Bedingungen einer Koexistenz ist jetzt gekommen (und dauert vielleicht nicht lange an) — nicht weil wir, wie man gewöhnlich behauptet, so stark geworden sind, sondern weil unsere Stellung gegenüber den Russen mit solcher Schnelligkeit schwächer wird.»

Das ist die ganz einfache Wahrheit. Die berühmte «Politik der Stärke», von der noch immer in jeder Rede westlicher Politiker und Militärs, in jedem Artikel der «freien» westlichen Presse als der einzig möglichen Haltung gegenüber den kommunistischen Oststaaten die Rede ist, diese ganze Politik ist tatsächlich bankerott, weil ihre militärischen Voraussetzungen dahingefallen sind und sich die waffenmäßige Überlegenheit der Westmächte immer mehr in Unterlegenheit verwandelt. Die Russen haben gar keinen Grund mehr, sich durch die Drohung mit dem Atomkrieg einschüchtern zu lassen; sie können ihn *auch* führen, wenn's nötig ist, und damit wenn nicht Amerika, so gewiß dessen europäische Verbündete viel schwerer treffen, als sie selber – bei der Größe ihres Landes – durch Atombomben irgendwelcher Art zu treffen sind.

Wenn diese Erkenntnis – und die Einsicht in die Nutzlosigkeit, ja tödliche Gefährlichkeit aller, auch der defensiven Kriegsrüstungen im Zeitalter des Atomkrieges – noch nicht Allgemeingut der Völker und Volksvertretungen geworden ist, so ist daran eine Reihe von Umständen schuld. Zunächst die Trägheit unserer Phantasie, die sich nur schwer und langsam die ungeheure Bedeutung der Revolution in der Kriegstechnik vorstellen kann. An dieser Trägheit nehmen besonders auch die Militärs teil, die als «Fachleute» doppelt blind in die alten Methoden der Kriegführung verrannt sind und für die der Verzicht auf die Ausübung ihres Handwerkes fast der Preisgabe ihres Lebensinhalts gleichkäme. In geringerem Maße gilt das aber auch für das Soldatentum und das militärische Denken und Fühlen überhaupt, hinter dem eine jahrhundertealte Überlieferung mit all ihrem Glanz und Ruhm steht. Für den Durchschnittsschweizer zum Beispiel ist ja eine Schweiz, die keine Armee mehr hat, überhaupt keine Schweiz mehr. Vergessen wir ferner nicht das Interesse, das die herrschenden Klassen an der Aufrechterhaltung des Militärs als sicherster Stütze ihrer «Ordnung» haben, und an das womöglich noch stärkere Interesse des Spätkapitalismus an massiven Kriegsrüstungen als Mittel, um dem sonst unvermeidlichen Zusammenbruch des «freien Unternehmertums» zu entgehen. Und schließlich mag bei den Westmächten immer noch die Hoffnung bestehen, man werde mit den kommunistischen Oststaaten militärisch doch noch fertig werden, wenn man nur rechtzeitig zum Schlag komme und nicht warte, bis die Russen, Chinesen usw. endgültig unbesiegbar geworden seien.

So wird nun eben die «Politik der Stärke» unverdrossen weiter betrieben, gleich als ob eine Realität dahinter stünde und nicht nur ein Trugbild. Vor allem wird die *Wiederaufrüstung Westdeutschlands* mit einer Entschlossenheit und Zähigkeit ins Werk gesetzt, die wahrlich einer besseren Sache würdig wären. Der Hauptkampf spielt sich dabei in Westdeutschland selbst und in *Frankreich* ab; die anderen Vertragsstaaten der «Westeuropäischen Union» bieten keine ernstlichen Schwierigkeiten für die Ratifizierung der Pariser Abkommen mehr. Auch Frankreichs Zustimmung schien zuerst gesichert, hatte es Mendès-France doch verstanden, der «Europäischen Verteidigungsgemeinschaft» Nr. 2 ein annehmbareres Gesicht zu geben als ihrer mißratenen Vorgängerin. Innenpolitische und persönliche Gründe wirkten aber dann mit der außenpolitisch begründeten Gegnerschaft gegen die Pariser Verträge so merkwürdig zusammen, daß eine erste Abstimmung in der französischen Nationalversammlung eine allgemein überraschende Mehrheit *gegen* die Vorlage ergab. Nur dem Hochdruck aus Washington und London, der sofort in der gröbsten Form einsetzte, verdankt es Mendès-France, daß in der endgültigen Abstimmung, zwischen Weihnachten und Neujahr, doch noch eine wenn auch geringfügige Mehrheit *für* die Wiederaufrüstung Westdeutschlands zustande kam. Trotzdem war es infolge von Enthaltungen und Abwesenheiten nur eine Minderheit von Abgeordneten, die tatsächlich die Pariser Verträge guthieß, weil ihr ein gespaltenes Deutschland, dessen eine Hälfte (vermeintlich) unter westmächtliche Kontrolle zu stehen komme, immer noch als das kleinere Übel erscheint gegenüber einem zwar vorderhand entwaffneten und neutralisierten, aber einigen und für die Zukunft ganz unberechenbaren, vielleicht mit der Sowjetunion verbündeten Deutschland. Und natürlich fürchteten diese Politiker, durch Ablehnung der Wiederaufrüstung Westdeutschlands werde sich Frankreich die militärische und wirtschaftliche Hilfe Amerikas endgültig verscherzen und in eine Vereinsamung gedrängt werden, die es vollends jeden maßgebenden Einflusses auf die Gestaltung der Geschicke Europas berauben müsse.

Eine grundlose Furcht – wenigstens vom Standpunkt des nationalen Gesamtwohles Frankreichs aus, wenn schon nicht von demjenigen klassenmäßiger Sonderinteressen! Denn Amerika ist militärisch und politisch mindestens so sehr auf Frankreich angewiesen wie dieses auf Amerika, das ja seine Europapolitik überhaupt nicht mehr fortsetzen und erst recht keinen Krieg in Europa führen könnte, wenn es nicht Frankreich fest und mit vollem Einsatz auf seiner Seite hätte, schon der über Frankreich führenden Nachschublinien wegen. Und was die französische Wirtschaft anbelangt, so hängt deren Erneuerung und künftiges Gedeihen entscheidend gerade davon ab, daß sich Frankreich aus der Abhängigkeit vom amerikanischen Kapitalismus mit seiner

ständigen Krisenanfälligkeit freimacht und den Weg zu einer sozialistischen Planwirtschaft entschlossen wieder beschreitet, von dem es durch das Eingreifen Amerikas nach Kriegsende abgedrängt worden ist. Frankreich könnte damit geradezu Führerin einer großen Widerstands- und Befreiungsbewegung werden, die Westeuropa seine Unabhängigkeit zurückgäbe und ihm auf neuen Grundlagen eine würdige Stellung in der Welt sicherte. Diese wohl einzigartige Gelegenheit hat Frankreich aus der Hand gegeben, indem es sich abermals, und fester als je, vor Amerikas Kampfwagen spannen ließ. Die Verantwortung dafür fällt vor der Geschichte in erster Linie auf Ministerpräsident Mendès-France, der aus den verschiedensten Beweggründen, unter denen seine Eitelkeit – der Wunsch, als Retter und sichere Stütze des Atlantikbundes zu gelten – nicht der schwächste ist, die Kapitulation Frankreichs vor Amerika unterzeichnet und in der Nationalversammlung durchgedrückt hat. (Der Senat wird wohl folgen müssen, wenn er auch vielleicht neue Schwierigkeiten für die Ratifikation schafft.)

Ob Mendès-France damit viel gewonnen hat, erscheint allerdings fraglich. Er hat – vorläufig – wohl *politisch* triumphiert, aber *moralisch* eher eine Niederlage erlitten. Denn das kann man ja mit großer Sicherheit sagen: die Volksmehrheit steht in der Deutschlandfrage nicht hinter ihm. «Cité Nouvelle», das Organ des französischen Christianisme social, stellt (13. 1.) unumwunden fest, «daß die Verträge mit ihrem Kernstück, der Wiederaufrüstung Westdeutschlands, abgelehnt worden wären, wenn sie einer Volksabstimmung unterbreitet worden wären. Aber die Nationalversammlung ist eben zum großen Teil aus beeinflußbaren Menschen zusammengesetzt und vor allem aus einem unmoralischen Wahlverfahren hervorgegangen, das aus ihr ein verzerrtes und falsches Abbild der Nation macht, die sie zu vertreten beansprucht.» Ohne dieses erst vor wenigen Jahren eingeführte Wahlverfahren, das beispielsweise die kommunistische Fraktion künstlich von 182 auf 97 Abgeordnete herabgedrückt hat, wären tatsächlich die Pariser Verträge niemals angenommen worden. Und nun will Mendès-France gar eine weitere «Wahlreform» durchsetzen, die durch Rückkehr zur Mehrheitswahl in Einerkreisen, neben einer Schwächung der katholischen Volksrepublikaner, nach den bisherigen Berechnungen den Kommunisten höchstens noch 25 Sitze lassen würde! Ob die von der Regierung in Aussicht gestellte Vorlage im Parlament durchgehen wird, ist noch die Frage. (Nebenbei: seine Gesetze zur Bekämpfung des Alkoholismus hat Mendès angesichts der ohnehin zunehmenden Widerstände gegen seine Politik sang- und klanglos zurückgezogen...). Sicher verbessert aber die Regierung auf weitere Sicht ihre innenpolitische Stellung durch einen solchen Betrug – man kann es nicht anders heißen – in keinerlei Weise, ganz im Gegenteil. Und für Amerika vollends verliert ein Bundesgenosse (oder Satellit), dessen Macht im

Volke selbst der echten Verwurzelung entbehrt, sowieso immer mehr an Wert. Es muß sich wohl oder übel im gleichen Maße, da Frankreich ein zweifelhafter Posten wird, stärker auf England und auf Westdeutschland stützen – vorausgesetzt, daß im Bonner Parlament die Ratifikation der Pariser Verträge infolge des Zusammengehens der bürgerlichen Opposition gegen die Saarabmachungen mit der sozialdemokratischen Opposition gegen die sofortige Wiederaufrüstung nicht überhaupt scheitert.

Wie dem aber auch sei: die «Politik der Stärke», mit der die Sowjetunion auf die Knie gezwungen werden soll, ist bereits verurteilt. Moskau wird sich auch durch die Wiederbewaffnung Westdeutschlands nicht zur Räumung Ostdeutschlands bewegen lassen, ohne Sicherheit zu haben, daß ein geeinigtes Deutschland nicht den westmächtlichen Militärblock verstärken werde. Die jüngste Erklärung der Sowjetregierung hat das abermals unmißverständlich klar gemacht, und wir glauben, daß sie durchaus ernst zu nehmen ist. Eine Viermächtekonferenz *nach* der Inkraftsetzung der Pariser Verträge kann darum wirklich keine echte Entspannung des West-Ost-Verhältnisses bringen; sie kann höchstens zu jener vorläufigen Scheinkoexistenz der beiden feindlichen Hälften Europas führen, die wir in unserer letzten Rundschau bereits gekennzeichnet haben. Und das heißt, daß die Gefahr weiterbesteht, ja durch die Bildung einer neuen westdeutschen Wehrmacht noch gesteigert wird, der kalte Krieg werde über kurz oder lang in den heißen Krieg umschlagen, der nicht die Unschädlichmachung des Kommunismus bringen würde, wohl aber die Zurückwerfung Europas in Barbarei und Chaos, mindestens aber das Ende des Kapitalismus in unserem Erdteil – und darüber hinaus.

Dritter Weg! Die *Gefahr* besteht weiter, sagten wir; aber sie muß nicht zur Tatsache werden. Unsere große Hoffnung bleibt, daß die Gegenkräfte gegen das blinde, schicksalshafte Walten der Kriegsmächte noch rechtzeitig stark genug werden, um das Ärgste zu verhindern. Wir rechnen dazu namentlich auch die Bildung einer *«Dritten Kraft»* (aber nicht eines dritten Machtblockes) neben den beiden großen Weltblöcken, mit den fünf *südostasiatischen* Staaten Indien, Pakistan, Burma, Ceylon und Indonesien als Kern und Jugoslawien als «zugewandtem Ort» in Europa. Titos Asienreise war bereits eine wohlüberlegte Demonstration des Willens zur Organisierung dieses neutralen Lagers, das den Zusammenstoß von Ost und West verhindern will; und die von den erwähnten fünf Staaten auf Ende April einberufene Konferenz der Völker Asiens und Afrikas kann geradezu ein Weltereignis werden, wenn sie wirklich zu dem Block der einstmaligen Kolonialländer führt, der ihren Initianten vorschwebt. Natürlich stößt diese Bewegung vor allem auf den Widerstand der Vereinig-

ten Staaten, die Asien und mehr und mehr auch Afrika planmäßig zu *ihrer* Domäne zu machen streben. Es ist so, wie unlängst auch ein sozialdemokratisches Blatt, die «Freie Innerschweiz» in Luzern (4. Januar), feststellte:

«In vier großen Ländern des Orients, in der Türkei, in Ägypten, Persien und Pakistan haben die USA alsbald nach der Amtsübernahme der Republikaner den Kurs einer *diktatorischen Lösung der «orientalischen Frage»* entschlossen verschärft. In allen vier Ländern haben sie darauf bestanden, daß jede den Zielsetzungen Washingtons entgegenstehende Opposition, gleichviel ob links- oder rechtsorientiert, ausgeschaltet und notfalls mit außerordentlichen Maßnahmen liquidiert wird . . . Die Militärs unterstützen diese «Politik der Stärke» und halten sie, wie Admiral Radfords Erklärungen gezeigt haben, aus strategischen Gründen für notwendig. Nach ihrer Meinung stehen die USA weltpolitisch im Hinblick auf Asien heute vor derselben Situation, die sie von 1845 bis 1914 in Amerika durch die «Zähmung» Mexikos und durch die Unterwerfung der lateinamerikanischen Länder zu meistern hatten und der sie nach Errichtung von Militärstützpunkten bis Portorico und Panama ja auch tatsächlich Herr geworden sind.»

Die «Amerikanisierung» Asiens, so glaubt der Verfasser des Artikels, werde freilich kaum so leicht gelingen:

«Allzusehr und selbst für alte orientalische Begriffe allzu ausschließlich ist jetzt in den vier Ländern die Regierung ein Polizei- und Militärregime geworden, dessen amerikanische Herkunft unverkennbar ist und das wenig Aussicht hat, in Asien den gleichen Nährboden zu finden wie in Lateinamerika.»

Dem Block der Antikolonialisten, der im Entstehen ist, bietet sich hier auf jeden Fall gleich eine dankbare Aufgabe, deren Lösung nur dadurch erschwert wird, daß die *Regierungen* der vier Länder, in denen die Opposition ausgeschaltet ist, mit bisheriger Ausnahme Ägyptens, weltpolitisch bereits im amerikanischen Lager stehen und insofern keine neutrale Rolle zu spielen vermögen. Die «Dritte Kraft» kann schon darum nicht allein auf territorialer Grundlage gebildet werden; sie muß vor allem *grundsätzlichen, weltanschaulichen* Charakter bekommen. Das ist es in der Tat, was eine junge Gruppierung anstrebt, die sich die Bewegung des *«Dritten Weges»* nennt und in den letzten Tagen des Jahres 1954 in Laren bei Amsterdam eine erste europäische Konferenz abgehalten hat. Der Schreibende nahm an ihr als Vertreter der «Neuen Wege» teil und möchte auch hier ein paar Worte dazu sagen.

In Holland besteht schon seit etlichen Jahren eine Vereinigung «Dritter Weg», die, unabhängig von den beiden Weltblöcken und ihren geistigen wie sozialen Antriebskräften, eine Lösung der internationalen Konflikte etwa in der Richtung eines sittlich begründeten freiheitlichen Sozialismus sucht. (Ihr Gründungsaufruf ist seinerzeit auch in den «Neuen Wegen» veröffentlicht worden.) Die eigentliche Anregung zu der Konferenz von Laren ging aber von der Tagung der Kriegsdienstgegner (War Resisters International) aus, die im vergangenen Sommer in Paris stattfand. Das antimilitaristische Element, namentlich durch Engländer vertreten, herrschte denn auch an der

Konferenz durchaus vor. Natürlich konnten die dreitägigen Aussprachen noch keinerlei Einigung auf bestimmte Richtlinien und Aktionen bringen; dafür sind die Probleme zu mannigfaltig und zu verwickelt. Immerhin wurde beschlossen, eine Stelle für die Sammlung und Weitergabe von Material über die Entwicklung zu einem «Dritten Weg» hin («Dokumentationszentrum») zu schaffen, ein europäisches Verbindungskomitee zu begründen und im kommenden Herbst in London eine Weltkonferenz des «Dritten Weges» abzuhalten.

Grundsätzlich herrschte in Laren wohl Übereinstimmung über die drei leitenden Gedanken der Bewegung: Radikale Strukturänderung auf sozialem, wirtschaftlichem und politischem Gebiet; Ablehnung aller Gewaltlösungen; Unabhängigkeit ebenso von der amerikanisch-kapitalistisch orientierten Mächtekoalition des Westens wie vom russisch-kommunistisch eingestellten Machtblock des Ostens. Die Schwierigkeiten begannen erst bei der praktischen Anwendung dieser Grundsätze. Zunächst besteht noch keine einheitliche Auffassung darüber, ob der «Dritte Weg» (dessen britischer Zweig sich übrigens bisher «Drittes Lager» genannt hat) nur die Schaffung der Grundlagen für eine neue Welt- und Gemeinschaftsordnung und damit für einen dauernden Frieden als Ziel haben soll (wie von englischer Seite erklärt wurde), oder ob er auch (wie der Schreibende annahm) konkret an der Verhinderung eines neuen Weltkrieges, an der Sicherung eines, wenn auch nur vorläufigen Nichtkriegszustandes mitarbeiten soll. Darüber muß erst noch Klarheit werden.

Die Hauptfrage scheint mir aber zu sein, wie sich eine Bewegung des «Dritten Weges» zu den beiden großen Machtlagern unserer Zeit verhalten soll.

Entsprechend der vor allem pazifistisch-gewaltgegnerischen Einstellung der Initianten der Larener Konferenz schien die Mehrheit der Teilnehmer den Gegensatz der beiden großen Weltlager allzusehr als bloßen Machtkampf zweier militärischer Koalitionen anzusehen, die zwar entgegengesetzte soziale und politische Ziele verfolgten, aber als Gewaltgebilde doch auf die gleiche Linie zu stellen und in gleicher Weise abzulehnen seien. Der eigentliche Inspirator des «Dritten Weges», der amerikanische Pazifist A. J. Muste, bringt diese Auffassung immer wieder in seiner kürzlich erschienenen Schrift «The Camp of Liberation» («Das Befreiungslager») zum Ausdruck. «Auf der einen Seite der hochgerüstete amerikanische Machtstaat und das ‚privatkapitalistische' sozialwirtschaftliche Regime, das mit ihm verbunden ist, und auf der anderen Seite der hochgerüstete russische Machtstaat mit seinen Verbündeten oder Satelliten und das sozialwirtschaftliche Regime des totalitären Kommunismus» – das seien die beiden Lager, über die der «Dritte Weg» hinausführen müsse, hin zu «einem Regime, einer Lebensform, die vom amerikanischen Kapitalismus und vom

totalitären Kommunismus gleichermaßen unterschieden sind». Und diese Auffassung – gleichmäßiger Abstand von beiden Lagern, keinerlei «einseitige» Stellungnahme, Brückenschlagen zwischen Ost und West – kam auch an der Konferenz, in privaten Gesprächen wie in der allgemeinen Diskussion zum Ausdruck. Als beispielsweise eine Resolution vorgeschlagen wurde, die die vier Besetzungsmächte aufforderte, die Einigung Deutschlands auf Grund von freien Wahlen, Neutralität und Abrüstung zu suchen, da bemerkte der Schreibende, die Aufforderung könne sich eigentlich nur an die drei Westmächte richten, die eine *solche* Lösung der deutschen Frage ja gerade *nicht* wollten, während die Sowjetunion sie immer wieder anbiete. Aber sofort wurde erschrocken abgewunken, besonders von den beiden deutschen Pazifisten, die befürchteten, der «Dritte Weg» werde als kommunistenfreundlich denunziert, wenn die Entschließung nur an den Westen adressiert werde. Und so wurden eben auch wirklich alle vier Mächte in gleicher Weise angesprochen, womit die strikte Unparteilichkeit und Neutralität des «Dritten Weges» bewiesen war . . .

Unsere Leser wissen, daß ich diese Art von Abstandhalten und Gleichbehandlung nicht mitmachen kann. Das ist Geometrie (oder, wenn man will, Equilibristik), nicht lebendige Stellungnahme, die eben immer eine *Entscheidung für das Rechte* fordert – auch wenn diese Entscheidung, wie in einem vor Gericht ausgetragenen Rechtshandel, für die eine Partei günstiger ausfällt als für die andere. Ich kann tatsächlich West- und Ostblock nicht auf die gleiche Linie stellen, mindestens nicht in bezug auf die Kriegsgefahr, die ich vor allem als vom Westblock her drohend ansehe. Und auch darüber hinaus ist für mich das, was wir am Kommunismus verwerfen müssen – sein Materialismus, sein Gewaltwesen, sein Totalismus – zum großen, wenn nicht überwiegenden Teil nur die Wirkung der gleichen Sünden des westlichen Kapitalismus, Militarismus und Imperialismus, die Wirkung namentlich auch des Versagens der westlichen Demokratie und des westlichen Christentums gegenüber der sozialen Frage bei den «fortgeschrittenen» wie bei den «rückständigen» Völkern. Das, so glaube ich, müssen wir ganz klar erkennen und ohne Rücksicht auf die Folgen für unsere Respektabilität offen bekennen. Dann finden wir allein jenen dritten Weg, der über den Kampf der beiden Machtgruppierungen hinausweist und auf den wir beide Teile zu führen suchen müssen. Und dann allein können wir wirklich zur Brücke zwischen West und Ost (wenn man schon diese nun einmal weltläufigen Begriffe gebrauchen will) werden, während wir unsere Aufgabe nicht erfüllen können, wenn wir uns von vornherein, gleichsam dogmatisch, einer «Unparteilichkeit» befleißigen, die nur auf Kosten einer Verkennung oder künstlichen Zurechtbiegung der Tatsachen des Weltkampfes unserer Zeit gehen kann. Daß sich diese Haltung auch in der Gruppierung des

«Dritten Weges», wie sie in Laren eine erste Form zu ertasten suchte, durchsetzen möge, ist unser lebhafter Wunsch.

22. Januar. *Hugo Kramer*

Nachtrag. Seit dem Abschluß der vorliegenden Weltrundschau hat sich die Lage in *Ostasien* alarmierend verschärft. Präsident Eisenhower hat sich vom amerikanischen Parlament die Vollmacht geben lassen, nötigenfalls USA-Streitkräfte zur Verteidigung von *Formosa* einzusetzen, während sich die Regierung der Chinesischen Volksrepublik auch durch die amerikanische Kriegsdrohung nicht von der gewaltsamen Angliederung Formosas abhalten lassen will. Natürlich hat China ein Recht auf Formosa, das die Westmächte selbst ihm längst zugesprochen haben, und die beständige Drohung der Regierung Tschiang Kai-schek mit einem Angriff auf «Rotchina» verleiht dem Anspruch Pekings noch mehr Recht. Amerika setzt sich darum klar ins Unrecht, wenn es jetzt schützend seine Hand über das korrupt-reaktionäre Regime von Formosa hält und die Insel als Stützpunkt für eine spätere militärische und/oder politische Aktion gegen das kommunistische China benützen will. Die Verantwortung für einen kriegerischen Zusammenstoß, falls es wirklich soweit käme, würde so in erster Linie auf die Vereinigten Staaten fallen.

Aber anderseits könnte auch China es nicht verantworten, der amerikanischen Drohung zum Trotz nun erst recht gegen Formosa loszuschlagen. Es müßte sich zwar vor Amerika demütigen und vor seinem Waffengerassel zurückweichen, aber diese Selbstüberwindung *muß* man von ihm verlangen. Das letzte Wort werden ja die amerikanischen Kriegsschiffe und Atombomber doch nicht sprechen; Formosa wird früher oder später zu China zurückkehren und China in die Vereinten Nationen aufgenommen werden. Solange heißt es eben die Geduld bewahren, für die die Chinesen so berühmt sind. Zwischen amerikanischer Gegenrevolution und chinesischer Gewaltrevolution gibt es einen dritten Weg, auf den die beiden Parteien zu leiten das innigste Anliegen aller Friedensgeister auf der Welt sein muß.

29. Januar. *H. K.*

Hinweis auf Literatur

Über die Europafrage gibt es bereits ein sehr ausgedehntes Schrifttum. Die allermeisten Bücher und Zeitschriften, die sich mit einer Neugestaltung Europas beschäftigen, suchen indessen die europäische Einigung in einer Richtung, die wir im vorstehenden Aufsatz abgelehnt haben. Von den uns bekannten Büchern und Schriften über die Europafrage sind es nur ganz wenige, die sich dem von uns entwickelten Gedankengang nähern. Wir nennen insbesondere:

G. D. H. Cole, «Labour's Foreign Policy» (1946);
G. D. H. Cole, «The Intelligent Man's Guide to the Post-War Problems» (1947);
K. Zilliacus, «Mirror of the Present» (ohne Jahreszahl);
Walter Fließ, «Die Wirtschaft im Neuen Europa» (1944);
J. C. Rossaint, «Zur Außenpolitik Deutschlands» (1954).

Von neueren Zeitschriftenaufsätzen seien erwähnt:

Jean Duret, «Vers l'Europe allemande?» («Cahiers Internationaux», Paris, Nr. 49);
Jean-Marie Domenach, «Quelle Europe?» («Esprit», Paris, Novembre 1948);
Jean-Marie Domenach, «La fausse Europe» (ebenda, Avril 1953);
J. Alvarez del Vayo, «Little Europe and Big Germany» («The Nation», New York, October 10, 1953).

Außer in den soeben genannten Zeitschriften finden sich fortlaufend in unserem Sinn gehaltene Artikel über die Europafrage im «*New Statesman*» und in den «*Peace News*» (beide in London erscheinend), in der «*Monthly Review*» (Neuyork) und im «*Zeitdienst*» (Zürich). *H. K.*

Zu Ostern!

Ich erachte es für eine Geringschätzung des Berufes in Christo, wenn wir uns der darin liegenden Aufgabe entziehen mit dem faulen Gerede: Was kann doch ein Mensch tun in diesen hohen Verheißungen? Wir haben nicht zu fragen, ob wir wollen oder nicht wollen, können oder nicht können, sondern wir haben zu *folgen*, denn Gott ist es, der beides schafft, das Wollen und das Vollbringen, daß die Errettung an uns sich vollende. Und nicht menschlicher Weise reden die Apostel und ermahnen uns, daß wir warten und eilen sollen auf solche Zukunft Jesu Christi hin, sondern sie reden in der Kraft Gottes, welche sie auch befähigt hat, der Auferstehung wenigstens soviel Raum unter den Menschen zu verschaffen, daß wir bis auf den heutigen Tag davon reden dürfen ohne Scheu. Wollten wir so treu und so kindlich sein wie die Apostel, so dürften wir wohl noch mehr erleben als nur das, daß wir von solchen Dingen *reden* können. Aber es muß zuerst allerdings in der Stille wieder ein Sinn dafür aufkommen, daß man sich mag hergeben für ein weiteres Tun Gottes. Wenn man immer sagt: das ist nicht möglich! oder: das ist viel zu hoch für die Leute! oder: das könnte ja schwärmerisch werden! dann kommt man eben nie zur Sache; bewegt man aber den Willen Gottes in einem feinen guten Herzen, dann wird auch das Wort der Auferstehung zu einem fruchtbaren Keim, welcher allerlei Zweige treibt, an denen doch Früchte des Lebens zum Vorschein kommen dürfen. Ohne daß *wir* dann ein auffallendes Gerede oder Gebaren annehmen, sondern dadurch, daß wir in der Furcht Gottes den *ganzen* Menschen willig machen und mit dem *ganzen* Menschen glauben und im Glauben gehorsam werden, bekommt der liebe Gott Freiheit, uns dem Ziele näher zu rücken . . .

So wollen wir denn in diesen Wochen, da gerade das Unglaublichste wieder gepredigt wird, glaubend werden und wollen es uns möglich denken, daß wir schon heute etwas erleben dürfen vom auferstandenen und in den Himmel zur Rechten Gottes erhöheten Heiland. Ich sage: *heute*; ich weiß wohl, viele warten auf das Reich Gottes und auf die Zukunft Jesu Christi und denken sich dann alles mögliche dabei; sie rechnen es auch aus, wann das etwa eintreten könnte, und in neuerer Zeit fängt man an, auf das Jahr 2000 zu warten. Ich muß mich immer wundern, wie alle diese Leute alles immer hinausschieben in eine Zeit, in der sie gewiß nicht mehr leben. Ich sage aber: *heute*, Mensch! und wenn es nicht heute ist, dann ist es morgen auch nicht. Rechnet solange ihr wollet, heute muß es sein, heute muß der Keim in dein Leben hinein und in deinen Leib hinein; heute muß die Auferstehung in dir etwas sein, daß du wenigstens mit Seufzen diesem Tun Gottes entgegengehst. So kann im Hunger und Durst nach dieser

Gerechtigkeit ein Volk entstehen, welches in Wahrheit genannt werden kann ein Zion Gottes und in welchem das Licht der Herrlichkeit aufgehen kann in lauter wahren Lebensströmen . . .

Christoph Blumhardt:
Etwas von der Auferstehung

Leonhard Ragaz zum Gedächtnis

II.

Der Sozialismus und die persönliche Freiheit

Die höchste Freiheit, die es gibt, ist zugleich höchster Gehorsam (1908). Was wir nötig haben, ist also zunächst eine Vertiefung des Freiheitsbegriffs. Es könnte wohl sein, daß die größere Rücksicht auf den Mitmenschen, die die neuen sozialen Ordnungen fordern, die innigere Einordnung in das größere Ganze, daß, um das edelste Wort zu brauchen, das *Dienen* gerade der höchste Weg zur Freiheit wäre.

Die Befreiung des Menschen aus der Macht der Sachen, die Unterwerfung auch der wirtschaftlichen Mächte unter das sittliche Recht der Persönlichkeit – kann es einen größeren Freiheitskampf geben? Die soziale Bewegung ist die Inthronisation des Menschen und die Dethronisation des Mammons. Wenn aber einmal die Mammonsherrschaft abgeschüttelt ist, dann ist das Erdreich bereitet für die Entfaltung jeglicher echt menschlichen sittlichen Freiheit.

Die Demokratie ist eine Schöpferin und Erzieherin reichen, freien Menschentums ohnegleichen, allerdings nur, wenn sie getragen von frischen, sittlichen Kräften.

Aber die Demokratie ruht ja überall auf Glauben. Wer vom Menschen gering denkt, kann nie von Herzen demokratisch sein; er wird auf autoritäre Formen sinnen, die ihn möglichst in Zucht halten; das macht umgekehrt die Größe der Demokratie aus, daß sie auf Vertrauen zum Guten in der Menschennatur und damit auch zu ihrem Schöpfer ruht.

Es ist vielleicht doch weiser, wenn wir die Freiheit *vor* uns suchen, statt *hinter* uns.

Der Individualismus . . . Er ist gut als *Korrektiv*, nicht als Lebensprinzip.

Das Problem, wie der Einzelne und das Ganze, dem er eingegliedert ist, sich zueinander verhalten und verhalten sollen, gehört zu denen, die theoretisch und praktisch immer wieder von neuem gelöst werden müssen. Die soziale Bewegung der Gegenwart und Zukunft

bedeutet offenbar eine besonders wichtige Phase in dieser Auseinandersetzung.

Die Entwicklung der Menschheit geht sicherlich nicht dem Herdentum, sondern der Herausbildung eines wachsenden Reiches sittlicher Persönlichkeiten entgegen. Aber diese Entwicklung vollzieht sich nicht mit mechanischer Notwendigkeit. Sie wird bestimmt durch den *Willen*, die *Tat*. Darum kommt es allerdings darauf an, wie das Geschlecht, das die sozialistische Periode erlebt, sich dazu stellen wird. Sie *könnte* ja schließlich der Vermehrung des Herdenmenschentums dienen – es fehlt dazu nicht, wie mehrfach gezeigt wurde, an Möglichkeiten –, soll sie aber zu einer Hebung persönlichen Lebens führen, so müssen möglichst viele Menschen an ihr teilnehmen, die die Freiheitsgedanken, die darin walten, verstehen, herausarbeiten und durchkämpfen. Dazu eignen sich allerdings nur solche, die glauben und hoffen können. (1908.)

Die Menschwerdung Gottes

Gott will Wohnung machen auf Erden in einer Menschenwelt, die sein Wesen widerspiegelt in Reinheit, Freiheit, Hoheit und Liebe, will, ohne sich aufzugeben, doch völlig in die Menschheit eingehen, daß sie seiner Herrlichkeit, seines Lebens, seiner Freude voll werde. Wenn daraus einmal eine sichtbarere, vollere Realität geworden ist als heute, wenn der Vater Jesu Christi offenbar geworden ist in einer freieren, gütigeren, reineren, stolzeren Menschheit, Jesus Christus offenbar in vielen Brüdern und Schwestern, dann können wir aufhören, Beweise für Gottes Dasein und für die Wahrheit Jesu Christi vorzutragen, die doch wenig fruchten, dann sehen ihn auch die, die ihn jetzt nicht sehen wollen. (Und mit Recht! Denn was sind Theorien?) Gott muß und will verständlich und anschaulich werden in einer Welt, einer Menschenwelt insbesondere, in der seine Heiligkeit und Liebe Fleisch geworden ist. Und er will es auch. Er hat es versprochen und hat es begonnen; er wird es vollenden. (1908.)

Aus dem in die Welt strömenden Leben Gottes soll werden das *Gottesreich* auf Erden.

Durch die Christenheit zuckt die Ahnung und ist da und dort, diesseits und jenseits des Ozeans, in katholischen und protestantischen Landen, ja über den Kreis der Christenheit hinaus schon helle, starke Erkenntnis und Forderung geworden, daß die in Jesus erschienene Wahrheit Gottes und des Gottesreiches aus Worten, Stimmungen, Träumen, Dogmen Wirklichkeit, greifbare, sichtbare, auch materielle Wirklichkeit werde. Ja, wir dürfen es hoffen, daß uns noch einmal wieder die alte, hohe Weihnachtsfreude aufgehen, daß noch einmal die Welt auflauschen, in Glück erzittern werde ob der neu verstandenen, vielleicht durch Gottes Gabe besser noch als früher verstandenen guten Botschaft: «Gott kommt, Gott ist da!»

Direkt oder indirekt leben?

Die Seele muß sich an eine Sache verlieren, um sich zu finden. Aber lebt man dann nicht wieder aus einer Sache, statt aus sich selbst? Ja, wenn die Sache uns *fremd* ist. Wer von den Sachen lebt, die das Neue Testament unter das Wort «Welt» zusammenfaßt, ist immer am «Anderen» orientiert, wird nie frei. Das könnte nur geschehen, wenn es eine Sache gäbe, an die uns hingebend wir doch nur unserem wahren Sein näher kämen. Wir würden ganz frei, wenn der Grund der Dinge eigentlich zugleich die Wahrheit unseres Selbst wäre. Wer also aus ihm lebte, müßte am direktesten leben. Wenn wir von dieser Quelle tränken, müßten wir uns in herrlicher Reinheit, Gradheit und Schlichtheit aufrichten, strahlend von Leben und Freiheit. Wir kennen einige, die uns dieses Leben vorgelebt haben, und einige, die es unter uns leben. Wie heißt das Größte ihres Wesens? *Kindlichkeit.*

Davon hat Nietzsche eines seiner schönsten Gesichte gehabt. Die letzte der drei Verwandlungen des Menschen ist ihm das Kind. «Unschuld ist das Kind und Vergessen, ein aus sich rollendes Rad, eine erste Bewegung, ein heiliges Jasagen.» Aber wie so oft hatte Nietzsche auch hier nur Wahrheit wieder entdeckt, die Er gelehrt und gelebt hatte, von dem das Wort von der Rückkehr zum Kind zuerst gesprochen worden ist. Das ist nun freilich nicht mehr jene naturhafte Kindlichkeit, von der vorhin geredet wurde, sondern eine auf höherer Stufe stehende, eine wiedergeborene Kindlichkeit. (1909.)

*Der Kampf um Jesus Christus**

Das Bild des Jesus in der Bergpredigt, des Jesus der Armen und Kranken, der «Zöllner und Sünder», des kämpfenden Jesus, des Jesus, der gegen Pharisäer und Priester steht, des Jesus in Gethsemane – kurz das Bild des wirklichen Menschen Jesus, in dessen menschlichem Tun und Wesen Gottes Tun und Wesen uns anschaulich und verständlich wird, muß unverdrossen herausgearbeitet und gezeigt werden. Vor allem aber: Jesus muß unter uns *praktisch* lebendig werden. Das wird unendlich mehr wirken als alle wissenschaftlichen Beweise. Jesus muß von den Wolken des Himmels herabsteigen und als Mensch unter Menschen gehen, daß er die Sonne der Menschenwelt werde, die zu leugnen niemand Lust hat; er muß eine ungleich mächtigere Realität werden, als er jetzt ist. Er muß Gestalt gewinnen in einer Menschenwelt, die seinen Geist und Willen verkörpert. Daran mahnt der Sturm, der uns jetzt umbraust – es ist Frühlingssturm! (1910.)

Wir müssen bedenken: fast anderthalb Jahrtausende hat die Zwangsreligion gedauert, darum muß auch die Reaktion dagegen Zeit haben und wir darum Geduld mit ihr. Sie ist ein Gesundungsprozeß. In die-

* Wir bringen diese größere Auswahl aus einem Aufsatz, weil diese Fragen (in etwas abgewandelter Form) heute noch ebenso bedeutsam sind.

sen vulkanischen Ausbrüchen des Kirchenhasses und scheinbaren Religionshasses, ja Antichristentums müssen Angst, Zorn, Gift und Fluch, die in der langen Zeit der Mußreligion sich angesammelt haben, herausgeschafft werden. Dann wird eine Zeit kommen, wo die Menschen in der Atmosphäre vollkommener Freiheit sich wieder dem Heiligen zuwenden werden, wo sie sich freuen werden an Gott, weil er ihnen nicht mehr Druck und Qual ist, nicht mehr Belastung des Wahrheitssinnes und Hemmung des Denkens, sondern das Aufatmen der Seele in Höhenfreiheit und die Rettung des Geistes vor der Vernichtung, womit die Natur ihn bedroht. Dann wird die kindische Freude an der radikalen Negation aufhören. Der Trieb nach Negation wird sich ersättigt haben. Er wird namentlich dann aufhören – ich meine, als *Leidenschaft* und *Krankheit* aufhören –, wenn Religion und vollkommen freies Denken einmal endgültig verbündet sind und das Christentum seine *vorwärtsgekehrte* Haltung gefunden hat, um sie nicht mehr zu verlieren. Freies Denken und neue Erkenntnis sind dann keine verbotene Frucht mehr; sie werden von der Frömmigkeit selbst angeboten, gefördert, als Gottesgabe begrüßt. Darum werden die Menschen auch nicht mehr aus dem Hang zum Verbotenen gierig nach allen Torheiten greifen, wenn sie nur radikal und negativ erscheinen, sondern im Denken männlicher werden.

Denn das ist uns doch klar, daß der wirkliche Jesus, das wirkliche Evangelium vom Gottesreiche zwar wohl auch eine Forderung bedeuten, aber keine Belastung des Wahrheitssinnes, keine Unfreiheit, sondern daß sie vielmehr der Ruf zur vollkommenen Freiheit sind, der höchste, den die Menschheit vernommen hat und vernehmen kann. Hier ist nichts von Dogma und Kirchentum, nichts von Muß- und Zwangsreligion, nichts von Aufdrängen, Anpredigen, Anlehren, sondern das sonnige Aufleuchten der Gabe Gottes, Gottes selbst, für die Menschenherzen. Und es ist uns ja auch klar, daß das Reich Gottes, das Jesus verkündigt und das in ihm *da* ist, nicht einen Kultus der Vergangenheit bedeutet, sondern den Dienst des lebendigen Gottes, der heute so gut schafft wie vor zweitausend Jahren, und daß dieses Reich zwar seinen Zusammenhang mit der Vergangenheit mit starken Klammern festhält, aber doch von diesem Blick nach rückwärts bloß Kraft holt, *vorwärts* zu schauen und zu schaffen dem großen Ziel entgegen: daß Gottes Wille geschehe auf Erden wie im Himmel und Er alles in allem sei. Daß diese Wahrheit erwache, noch völliger erwache als bis anhin, und die christliche, ja auch die übrige Welt erhelle mit dem Glanz der Freiheit und des Lebens, das ist's nach meinem Gefühl, was der heutige Sturm will. Es ist Ostersturm. Jesus soll auferstehen, soll *wieder* auferstehen, wie er so oft schon in der Geschichte auferstanden ist, und verjüngt, in neuer Herrlichkeit, über eine aufgrünende Erde schreiten.

Wir können nicht bloß vom Historischen leben, am wenigsten in

HOLBROOK LIBRARY
PACIFIC SCHOOL

der Religion. Wir wollen aus frischen Quellen trinken, wenn unsere Seele nach Gott dürstet, dem lebendigen Gott. Wir bedürfen des Gottes, der *heute* schafft und heute spricht. Und so bedürfen wir auch eines *lebendigen* Christus, eines Christus, der auf den *heutigen* Wegen mit uns geht, der mit uns durch die *heutige* Welt wandert, der uns Licht ist für die *heutigen* Dunkelheiten; wir bedürfen eines Christus, der uns aus der *Zukunft* entgegenkommt als Verkörperung aller großen Gedanken Gottes und aller Verheißung des Menschentums.

Was wir nötig haben, ist, daß der historische Jesus uns zugleich ein gegenwärtiger wird.

Die Geschichte wird nur von der Gegenwart aus verstanden; fehlt es der Gegenwart an Leben, so ist auch die Geschichte tot. Da wir nun verlernt hatten, Gott in der Gegenwart zu sehen, so sahen wir ihn auch in der Geschichte, also auch in der Geschichte Jesu, nicht mehr recht. Und so erblaßte für viele das Licht Christi, das aus dem Evangelium leuchtet, und es fiel ihnen leicht, diese größte und konkreteste Realität der Geschichte als Mythus zu erklären.

Wir müssen besser lernen, Gott in der Gegenwart zu verstehen. Wir müssen die Gegenwart ins Licht Gottes rücken, in ihr Licht Gottes *suchen.* In ihren Entwicklungen, Katastrophen, Kämpfen, Hoffnungen, Nöten und dazu in unserem eigenen Herzen und Leben müssen wir das Schaffen Gottes zu erkennen suchen, anders ausgedrückt: wir müssen den gegenwärtigen und kommenden *Christus* zu erkennen suchen. Dann müssen wir uns mit dem so gewonnenen Lichte der Vergangenheit zuwenden und damit den Christus zu erkennen suchen, der uns in *Jesus* erschienen ist. Dann erst wird er uns lebendig. Dann aber ist er auch nicht mehr ein vergangener, ein «historischer», sondern ein gegenwärtiger und künftiger Christus, der Christus, der heute mit uns geht, der heute uns hilft, heute uns Gottes Gedanken klar macht, heute uns Offenbarung ist und uns weiteren Offenbarungen entgegenführt. Das ist dann das lebendige Verhältnis, worin Geschichte und Gegenwart zusammenwirken: *Gerade weil wir einen gegenwärtigen Christus brauchen, wenden wir uns dem Christus der Geschichte zu, um von ihm Licht zu holen, und je mehr wir ihn verstehen, desto mehr wird er uns ein lebendiger und gegenwärtiger.*

Ich meine: die Erkenntnis Jesu ist noch nicht abgeschlossen, vielmehr müssen gerade die jetzigen Stürme in uns die Ahnung erwecken, *daß wir in eine neue Phase des Verständnisses Jesu eingetreten sind,* daß wir eine Stufe höher hinauf müssen zu ihm, daß auch von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet eine Auferstehung Jesu sich vollzieht.

Die ganze christliche Geschichte, auch Paulus, Johannes, die Synoptiker, das heißt die drei ersten Evangelien, Jesus selbst, das heißt sein Leben, seine Person, sein Los, seine Wirkung auf die Jünger, *ist nur zu verstehen, wenn Jesus viel, viel mehr gewesen ist, als wir heute anzunehmen geneigt und zu verstehen fähig sind.* Ich glaube, daß das

alte Dogma in dieser Beziehung viel wahrer ist als unsere modernen Vorstellungen, daß die Orthodoxie einen Schatz hütet, den der Liberalismus nicht kennt. Freilich kennt sie selbst ihn auch nicht mehr recht. Sie hütet ihn bloß, aber sie benutzt ihn nicht, prägt ihn nicht aus. Darum mag der Liberalismus, der weniger tiefe Wahrheit besitzt, aber dafür lebendigere, verständlichere, *heute* noch im Recht sein. Es ist auch nicht meine Ansicht, daß das alte Dogma als solches sich je wieder *auf die Dauer* erneuern lasse. Wohl aber die Wahrheit, die in ihm verschlossen liegt. Sie wird in neue Formen gefaßt werden müssen, und diese mögen viel einfacher, menschlicher und gleichsam natürlicher sein als die alten, aber es wird in dem schlichteren Gefäß die alte große Wahrheit Jesu Christi wieder besser zur Erscheinung kommen. Das ist aber die volle Wahrheit Gottes und des Menschen, die sich vollendet in der Vereinigung von Gott und Mensch zum Gottesmenschen und zu einer gottesmenschlichen Welt.

Wir werden diesen *größeren Jesus* suchen müssen, diesen Jesus, der das unbegreiflich hohe Wunder der christlichen Geschichte und im Grunde der Menschengeschichte überhaupt erklärt, weil er selbst ein unbegreiflich hohes Wunder ist, und dabei doch so selbstverständlich, wie alle höchsten Wunder Gottes sind, wie Gott selbst ist. Diesen Jesus müssen wir entdecken, Stück für Stück, Klarheit für Klarheit, Wunder für Wunder. Darum müssen wir aber wissen, daß er uns noch nicht ein Fertiger, sondern ein Werdender ist, daß wir um ihn zu ringen haben und daß wir ihn immer nur in dem Maße finden, als wir höher hinaufsteigen und doch zugleich einfacher, kindlicher werden. Jesus Christus ist das große Geheimnis der Geschichte. Wir arbeiten unter Schmerzen und Freuden daran, es zu enthüllen. Die Geschichte, Gott in der Geschichte arbeitet selbst daran. Am Ende der Geschichte wird es strahlen wie die Sonne. Aber er ist doch auch schon jetzt nicht nur Geheimnis, sondern zugleich klares Licht, Licht des Gottes, der uns als Verborgener ebenso offenbar ist wie als Offenbarer verborgen, der im Suchen sich schon gibt und im Sichgeben sich immer noch suchen läßt. So werden wir mitten im Ringen mit diesem Geheimnis doch mit Licht überströmt, und wir rängen gar nicht mit ihm, wenn wir nicht schon Licht hätten.

Will uns *Jesus* selbst an ein historisches Faktum binden, etwa an seine Person? – Diese Frage muß, wie mir scheint, *verneint* werden. Jesus will uns nicht an seine Person binden, sondern an den Vater und sein Reich. Zwar sprechen mannigfache und deutliche Anzeichen und Tatsachen, auch direkte und nicht zu bezweifelnde Aussprüche Jesu (der bekannteste ist Matth. 11, 27. Doch vergleiche man damit zum Beispiel auch Matth. 12, 2–6; 10, 32–34, 37–38; dazu alle die Stellen, die das Messiasbewußtsein Jesu ausdrücken, vor allem Matthäus 16, 13–20) dafür, daß er sich bewußt gewesen ist, in einem ganz besonderen Verhältnis zu Gott zu stehen und eine ganz besondere

Sendung für das Kommen des Reiches Gottes zu haben, aber das alles hat doch nur einen *provisorischen* Sinn, als Mittel und Weg – das *Ziel* ist des *Vaters* Reich. Der Vater aber ist ein *lebendiger* Gott. Seine Offenbarung ist nicht an einen bestimmten Punkt der Geschichte gebunden; er ist stets denen zugänglich, die reinen Herzens sind; die Pforten seines Hauses sind stets offen für seine Kinder; der Strom seines Lebens fließt durch *alle* Zeiten, und in der *Zukunft* warten seine größten *Offenbarungen*.

Das scheint mir deutlich die Meinung des Evangeliums zu sein. Dafür sind das Unservater, die Bergpredigt und die Gleichnisse ein schwer zu widerlegender Beweis. Es ist also falsch, das Christentum zu einer bloßen Vergangenheitsreligion zu machen. Das Evangelium wenigstens ist eine Anweisung, Gott, den Vater, in der lebendigen Gegenwart zu suchen und zu finden. Wenn wir es trotzdem eine geschichtliche Bewegung nennen, so schließen wir dadurch in den Begriff «Geschichte» Gegenwart und Zukunft ein und drücken den Gedanken aus, daß wir das Evangelium vom Reiche Gottes nicht in eine bloße philosophische Idee auflösen lassen wollen, sondern es als eine schöpferische *Kraft* fassen, die auf persönliche Weise wirkt. In diesem Sinne sagen wir: *Wir glauben als Christen gar nicht in erster Linie an Jesus, sondern an Gott, den Lebendigen, und sein Reich.*

Der Weg zu Gott ist der freieste Weg, den es gibt. Das lehrt *uns* Jesus. War es doch sein Kampf, den Weg zu Gott frei zu machen von den Hemmungen der Theologie, des Gesetzes, des Kirchentums, von allem gekünstelten und komplizierten Wesen, und zu zeigen, wie *einfach* er ist, wie er das Menschlichste, Kindlichste ist, was es gibt: Gehorsam gegen die reinsten Impulse des Herzens, Vertrauen, Herzensreinheit, Güte.

Es galt, dem Christentum seinen Gegenwartscharakter und freien Atemzug zu sichern. Aber ganz falsch wäre es, daraus den Schluß zu ziehen, daß damit *Jesu* Bedeutung für die Erkenntnis Gottes und des Kommens seines Reiches herabgesetzt werde. Ein anderes ist die prinzipielle und ein anderes die *Tatsachenfrage*. Und nun behaupte ich zum ersten: Jesus steht nun einmal als Tatsache vor uns, als die zentrale Tatsache der Geschichte, und wir müssen uns mit ihr auseinandersetzen. Oder sollte diese Tatsache etwa weniger wichtig sein als eine aus der Gegenwart oder als irgendwelche Erscheinung der Natur?

Tatsache ist, daß der Glaube an Gott, den Vater, und an sein Reich durch Jesus die Macht geworden ist, die der Geschichte seither die Richtung gegeben hat – trotz allem! –, und daß daher der Glaube an Jesus, den Christus, der Ausdruck geworden ist für die konkreteste und lebendigste Form des Glaubens an Gott und sein Reich. Dieser Glaube an das Reich Gottes und den Christus war ja schon *vor* Jesus da und ist auch jetzt noch außerhalb des Christentums da, nämlich im *Judentum*, das noch immer auf den Christus (gleich Messias) und sein

Reich wartet; das Spezifische des *Christentums* aber, *seines* Glaubens an Gott und sein Reich ist ausgedrückt in dem Bekenntnis, daß in Jesus der Christus, das heißt Gottes volle Wahrheit in Menschengestalt, erschienen sei. Und das Christentum hat bis jetzt seine Eigenart nur dadurch behaupten können, daß es an Jesus immer wieder sein Selbstverständnis herstellte und vertiefte, daß es an ihm Gott und Mensch verstehen lernte; es hat seine Eigenart behauptet und weltbesiegende Kraft besessen genau in dem Maße, als ihm dies gelang.

Gewiß ist das Christentum Glaube an den lebendigen Gott und sein Reich, gerade nach dem Sinne Jesu selbst; gewiß ist das Reich Gottes nicht gleichsam *dogmatisch* an Jesu Person gebunden; gewiß ist der Weg zu Gott frei – das alles soll nicht etwa zurückgenommen werden, *aber:* es ist daneben eine gewaltige und einfach nicht zu übersehende Tatsache, daß der Glaube an das Reich Gottes und, was damit eigentlich gleichbedeutend ist, an Gott selbst durch die Gestalt Jesu eine Macht in der Welt geworden ist, durch diese persönliche, konkrete Darstellung sich der Geister bemächtigt hat. Sollten wir nun das Licht, das an ihm erschienen ist, nicht sehen wollen? Sollten wir diese unvergleichliche Gabe Gottes ignorieren, nur um des Dogmas von der Gegenwartsreligion willen? Wäre dieser Dogmatismus besser als der andere? Sollten wir den Reichtum, den uns die Geschichte anbietet, verschmähen, nur um immer wieder von vorne anfangen zu können, anstatt auf Grund dieses Reichtums weiter zu schreiten immer tiefer in Gottes Reich und Wahrheit hinein?

Wir lassen dem Reiche Gottes, dem Leben mit Gott seine Freiheit und nehmen uns nur auch unser eigenes Recht. Wir machen das Christentum nicht wieder zur bloßen Geschichtsreligion; Jesus Christus ist uns vielmehr eine der größten Tatsachen, ja die größte Tatsache derjenigen Wirklichkeit, *in die wir heute gestellt sind.* Und gerade er lehrt uns, mit Gott in der *Gegenwart* zu leben, gerade er macht uns von sich frei, indem er uns zum Vater führt, zum Vater allein. Er ist uns nicht Last, sondern Lust, ist uns der Befreier – auch von der Geschichte wie von der Theologie, ja, wenn wir es wünschen, auch von sich selbst.

Um Jesus zu verstehen, bedarf es keines gelehrten Wissens, keines kritischen Scharfsinns, auch keiner sogenannten Bildung, sondern einer gewissen, ich möchte sagen Verwandtschaft mit ihm, einer religiösen und sittlichen Empfänglichkeit; es ist dazu vor allem nötig, daß man im Kleinen oder Großen *seinen Weg gehe* oder doch zu gehen versuche. Es verstehen ihn die am besten, die etwas vom Leben mit dem Vater wissen, ein Verständnis für den Vater haben. Die Erkenntnis Jesu Christi ruht auf der Erkennntis Gottes, wie freilich auch umgekehrt aus der Erkenntnis Christi Erkenntnis Gottes wird. Jesus verstehen solche, die mit Gott eine große Sache haben und an sie ihr Leben setzen; die, wie er, sich zu den Armen und Geringen, den

«Zöllnern und Sündern» gezogen fühlen und wie er mit den «Pharisäern und Sadduzäern» zusammenstoßen, und die mit ihm schließlich den Weg gehen, der zu einem Kreuze führt. Ihnen wird Jesus unendlich viel. Er wird ihnen die gewisseste und konkreteste der Wirklichkeiten. Sie könnten eher an ihrer eigenen Existenz zweifeln als an ihm. Alle kleinsten Züge seines Wirkens werden unendlich lebendig; aus ihrem eigenen Erleben wissen sie, wie wahr und unerfindlich sie sind; scheinbar nebensächliche oder dunkle Worte gewinnen einen überraschenden Sinn. In Jesus entfaltet sich ihnen die ganze Wahrheit des Menschentums, aber doch nicht in schablonenhafter Weise, sondern in allerkonkretester Gestalt.

Diese Wahrheit Jesu aber ist *jedem* zugänglich, der dafür irgendwie das Auge hat.

Die Wahrheit Jesu ist so gut allgemein zugänglich wie die Sonne; schlicht und gewaltig strahlt sie jeden an, der sich ihr in der rechten inneren Haltung zuwendet.

Eine Auferstehung Jesu ist uns nötig. Aber wir erwarten sie nicht von der Wissenschaft, sondern von einer andern Gegend her – von Menschen her, die ihn verstehen, weil sie von seiner Art sind, in deren Reinheit, Kraft und Güte, deren Freiheit und Hoheit, verbunden mit Kindlichkeit und Natürlichkeit, sein Glanz aufleuchtet, der Glanz des Christus, des gottmenschlichen Wesens. *Sie* werden seine Zeugen sein, werden uns die neue Erkenntnis und Liebe Jesu Christi bringen; auf sie warten wir; gewiß werden sie aber nicht Philosophen und Theologen, sondern sehr schlichte, laienhafte Menschen sein, wie er war. Eine religiöse Erneuerung wird uns Jesus Christus neu schenken – ihr Morgen glänzt schon auf.

Wir müssen von Wahrheiten leben können, die *angefochten* sind. Auch darin liegt ein Segen. Rauhe Luft ist manchmal gesund. Angefochtene Wahrheiten können uns besonders lieb werden. Vielleicht, daß diese ganze Epoche der Kritik eben den Sinn hat, daß wir, was einst sicheres Vätererbe war, erwerben, um es zu besitzen, daß das, was den Menschen infolge der Muß- und Zwangsreligion vielfach zur Last geworden war, nun scheinbar verlorengeht, damit sie es nachher mit neuer Liebe als etwas gleichsam Neues umfangen. In diesem Prozeß muß die religiöse Wahrheit, müssen Gott, Christus, Gottesreich aus Institutionen und Dogmen zu persönlichen Erlebnissen und persönlichen Heiligtümern werden. Die Frucht dieser Entwicklung ist schon teilweise gereift. Unser Gottesglaube ist durch die Anfechtung nicht zerstört worden. Ich möchte sogar behaupten, daß wir heute mehr Gottesglauben haben als vor zweihundert Jahren. Wir haben auf der einen Seite zwar mehr offene sogenannte Gottesleugnung, auf der andern aber sicher auch einen viel persönlicheren, viel mehr auf eigenem Suchen und Erleben gegründeten Glauben, einen Glauben, der vor allem auch Gott mehr zutraut in bezug auf die Umgestaltung

des Weltwesens. Aus dem zerfallenden Kirchentum wächst die Hoffnung auf das Gottesreich empor, allüberall in der Christenheit. Nun hat die Bewegung das Zentrum ergriffen: Jesus Christus. Aber wir dürfen glauben, daß sie auch hier nur den Sinn habe, Jesus uns auf eine lebendigere, persönlichere Weise zum Eigentum zu geben, als er bisher war. Das Ende der großen Bewegung und zugleich ihre Vollendung wird die neue Auferstehung Jesu sein.

Uns kommt es nicht auf Ideen an, sondern auf Kräfte, nicht auf Symbole, sondern auf Gottestaten. Und die Kraft von Gott, die unsere Geisteswelt trägt, die Gottestat, in der wir Gott erkennen, erleben als den Gott, der uns *hilft*, ist allein Jesus, der wirkliche Jesus des Neuen Testamentes, der uns zugleich der gegenwärtige Christus sein muß, dies aber auch sein kann.

Nicht die großen Gelehrten haben uns geschenkt, was wir von Erkenntnis Jesu besitzen, sondern die großen Frommen. Die Nachfolge Christi ist und bleibt der einzige Weg zu einer wirklichen Erkenntnis Christi.

Ich halte dafür, *daß wir mit aller Klarheit, die nötig ist, aus den Evangelien zu erkennen vermögen, was Jesus ist und will.* Es kommt bloß darauf an, daß wir richtig sehen und suchen.

Diese Botschaft tritt in sehr deutlicher und einheitlicher Gestalt hervor. Alle ihre wesentlichen Züge sind durchaus klar. Wir erkennen leicht, daß es die Botschaft der großen Propheten Israels ist, die nur in Jesus ihre volle Höhe und Tiefe erreicht.

Wir sehen, daß es die Botschaft ist von der Erlösung der Welt von allem Übel und aller Knechtschaft unter die Welt- und Todesmächte zur Freiheit und zum ewigen Leben der Kinder Gottes durch das Leben, die Macht und Liebe, die vom Vater her kommen. Wir sehen ebenso deutlich – nur Voreingenommenheit kann es leugnen –, daß dieses Reich *auf die Erde* kommen («Dein Reich komme zu uns!»), daß es nicht erst jenseits des Grabes anbrechen soll, aber freilich auch, daß es nicht *von* dieser Welt ist, sondern von oben her kommt, und daß es nicht eine bloße Verklärung der Welt ist, sondern ihre Besiegung und Verwandlung durch Gottes Kraft und Herrlichkeit – die Überwindung des Todes inbegriffen. Wir sehen, daß es ein *kommendes* Reich ist, also eine große Hoffnung, nicht eine bloße Anweisung zur Abfindung mit der vorhandenen Welt; aber wir sehen ebensogut, daß es auch schon ein gegenwärtiges ist für jeden, der es zu ergreifen vermag. Wir sehen klar, daß es beim Inneren des Menschen ansetzt, seiner Gesinnung, seinem Herzen und Gewissen und eine völlige Umkehr («Buße») fordert; aber nicht minder klar sehen wir, daß es von innen (und von oben) her *alle* Lebensverhältnisse ergreifen will, den Leib wie die Seele, die materiellen wie die spirituellen Dinge, auf daß alle des Vaters Reich werden. Es ist ganz deutlich, daß in dieser Botschaft ein allerkühnster und allertiefster Individualismus enthalten ist:

die Gotteskindschaft oder -sohnschaft ist aller Freiheit denkbar höchstes Gut, aber ebenso deutlich, daß damit verbunden ist ein Sozialismus, wie er völliger nicht gedacht werden kann: denn durch Gott ist das Gotteskind mit dem Bruder absolut verbunden, es kann nichts von sich aussagen, das es nicht auch von ihm aussagen müßte, nichts sein eigen nennen, was nicht auch ihm gehörte. So ist das Evangelium weltbejahend in einem höheren Sinne: es bejaht die Welt, wie Gott sie will, aber zugleich weltverneinend, denn es verneint damit die vorhandene Welt – also reicht es über den gewöhnlichen Optimismus und Pessimismus hinaus, indem es beide auf höherer Stufe verbindet. Es ist dualistisch, da es einen Kampf zwischen Gott und Welt, Geist und Fleisch, Gut und Böse fordert und für nötig hält, und es ist doch monistisch, indem es auf den vollen Sieg Gottes und des Guten wartet und eine Welt im Auge hat, da Gott alles ist und in allen.

Je mehr wir uns in den lebendigen Mittelpunkt des Evangeliums zu stellen vermögen, desto mehr gehen uns auch die Augen auf für ihn selbst, für seine Art, den Sinn seiner Worte, ihren sehr individuellen und konkreten Charakter. Der Nebel der «Ideen», des «Mythus» verfliegt, und die am klarsten umrissene Gestalt der Menschengeschichte steht vor uns. Denn es bleibt bei dem Wort Rankes, daß wir, was sein Wesen und Wollen betrifft, von Jesus mehr und Genaueres wissen als von irgendeiner Gestalt des Altertums. Wir wissen bei diesen vielleicht mehr vom Detail ihres Lebensganges, aber keinem können wir so nahe kommen, keinem so ins Herz schauen wie Jesus.

Das Reich Gottes ist die große Kunde, die das Neue Testament enthält, in Jesus aber ist dieses Reich Mensch geworden. Durch seine Tat hat es einen entscheidenden Sieg errungen; er ist der Christus – der Anfänger einer Christuswelt, die eben das Reich Gottes ist (1910).

Christentum als Theokratie*

Berichtigung: In unserer Vorbemerkung zu Carl Dallagos Arbeit im Januar-/Februarheft 1955 ist ein Druckfehler stehengeblieben. Carl Dallago hat dieses Kapitel «Christentum als Theokratie» nicht im Jahre 1953 (er starb 1948), sondern im Jahre 1935 beendet, was ja auch aus dem Zusammenhang hervorgeht. *D. R.*

3.

Mein Bemühen, dem Buche Bubers zu entnehmen, was mir als geeignet erscheint, das Christentum als Theokratie darzutun, hat sich reichlich gelohnt. Die Herkunft des Christentums aus dem Judentum

* Vergleiche «Neue Wege», Nr. 12, 1954, und Nr. 1/2, 1955.

läßt sich eben nicht nichtig machen. Es ist doch der unerschütterliche Gottesglaube Abrahams, der diesem Nomaden aus Gehorsam Gottesfreundschaft und seinem Volke die Auserwähltheit und mit ihr auch die Verheißung des Messias gebracht hat. Das sagt uns die Bibel und wird gehalten vom Glauben.

Die Forschung Bubers setzt zur Zeit der «*Richter*» ein, deren Amt immer einem Auftrag Gottes zu dienen hat, der einmalig ist und mit der Ausführung auch als beendet erscheint. Das ist für den Richter-Charakter im alten Israel das Entscheidende; ihm liegt ja zugrunde, wie von Buber dargetan, daß der Führung Israels zu dieser Zeit der theokratische Verfassungswille noch das Gepräge gibt. So haftet diesem Richterberuf zum Unterschied von dem des Königs, der Machtdauer hat und dessen Erfüllung in der Dynastie liegt, das Sichbescheiden an. Der Berufene kennt auch keine priesterliche Mittlung, «er wird begabt nicht zu Macht und Würde, nur zu einem begrenzten Auftrag».

Nun haben wir dieses Sichbescheiden als das Höhere erkannt und hingestellt, denn es ist gehalten von theokratischer Haltung, die nicht herrschen will, die will, daß Gott allein über die Menschen herrsche. Mit dem Glauben an Gott, der notwendig den Glauben an Offenbarung in sich schließt, wissen wir auch von Geboten Gottes. Ihre Einhaltung müßte für die Gestaltung einer theokratischen Haltung zweifellos entscheidend sein. Es läßt als berechtigt erscheinen, die Schwächung und langsame Erlahmung des theokratischen Verfassungswillens im jüdischen Volke auf schlechte Wahrung der auferlegten Gebote zurückzuführen und dieses Verhalten auf Verfall des Glaubens. Mit dem Verfall des unmittelbaren Gottesglaubens tritt erst das Kirchliche mehr in den Vordergrund und erlangt wesentliche Wichtigkeit und mit ihm auch alles Hierarchische. Aber Priesterherrschaft ist niemals der Ausdruck für das Ingeltungsein der wahren Gottesherrschaft bei den Menschen. Wo angebliche Gottesherrschaft von Priesterherrschaft eigenmächtig vertreten wird, wo diese für ihre Machtstellung jene vorschützt, hat die Gottesvorstellung schon abgöttisches Gepräge angenommen, ist Gott schon arg weltlich vermenschlicht oder auch arg menschlich verweltlicht worden. Wir aber haben hier zu beachten, daß die hervortretende Einschiebung des Hierarchischen der vermehrten Machtstellung eines Menschen gewissermaßen göttliche Sanktionierung geben soll, um zu ersetzen, was in Verlust geraten ist. Dieser Vorgang spielte sich im alten Israel mit dem Enden der Richter ab; als Nachfolger erscheint der «menschliche König», der – wie Buber sagt – «als Gesalbter Jahves hervortaucht».

Wir haben hier festzuhalten, daß mit dieser Regimeänderung im alten Israel etwas verlorenging, das höher stand als das neugesetzte menschliche Königtum. Verloren ging im Volke der Wille zur Theokratie, die aufzurichten und zu halten des jüdischen Volkes Aufgabe

sein sollte seit dem Bund am Sinai. So gab es «im vorköniglichen Israel *keine politische Sphäre außer der theopolitischen», sagt Buber.* Nun wird mit dem erblichen Königtum die Sphäre notgedrungen politisch. Aber dem Politischen stand auch das Urchristliche völlig fern. So ergibt sich wieder, auch christlich gesehen, daß das Abkommen vom theokratischen Verfassungswillen ein Verlust ist und daß das erbliche Königtum und mit ihm die monarchische Regierungsform in keiner Weise als ein Analoges zur wahren Gottesherrschaft gesetzt werden kann (auch nicht im Geltungsbereich einer niedrigeren Ordnung), weil jene zu dieser Widerpart ist, und zwar um so mehr, je mehr sie absolutistisches Gepräge annimmt. Wenn das für das Judentum gilt, muß es auch für das Christentum gelten, weil Gott, wo es sich wirklich *um Gott* handelt, immer derselbe ist. Das Alte Testament hat keinen andern Gott als das Neue, nur des Menschen Verhältnis zu ihm ist im Neuen Testament durch das Beispiel und die Heilandstat des Vorbilds ein anderes geworden. So können wir das Gehörte vom jüdischen Forscher und Glaubensmenschen Buber auch für die Erörterung des Themas «Was ist Christentum?» gut verwerten und müssen beachten, daß er die Königsherrschaft Gottes schon aus dem Sinaibund hervorgehen sieht. Es ist das Höchste, was das alte Israel aufzuweisen hat. Seinem positiven Gehalt nach sollte es für die Juden bedeuten, Gott allein «auf Weltzeit und Ewigkeit zu ihrem König anzunehmen, seinem negativen Gehalt nach, daß kein Mensch König der Söhne Israels heißen soll». Von diesem Höchsten, dem Willen zur Theokratie, sind die Juden mit ihrem monarchischen Regime, dem die priesterliche Beglaubigung göttliche Weihe verleihen sollte, immer mehr abgekommen, schließlich bis zu dem Grade, daß sie alles Verständnis für wahre Theokratie verloren hatten. In diese Zeit fällt das Auftreten Jesu.

Besinnen wir uns hier auf die Verheißung des Messias, die im Alten Testament immer wieder hervortritt, zunächst in der Verheißung an Abraham, angedeutet in den Worten: *«In Dir sollen gesegnet werden alle Geschlechter auf Erden»*, dann klarer angekündigt von den großen Propheten, so müssen wir diesem Messias als der «großen Person» auch eine Aufgabe zuerkennen, die zunächst seinem Volke und dann allen Völkern und allen Menschen Heil bringen soll. Indem wir nun in seinem Volke den Willen zur Aufrichtung der Theokratie als das Höchste erkannt und vorgefunden haben, müssen wir auch von diesem Messias das Heil erbracht sehen mit der Erfüllung dessen, was seinem Volke das Höchste war: *mit der Aufrichtung der Theokratie.* Als die zu erbringende Heilstat Jesu ergibt sich demnach die Aufrichtung der Theokratie. Damit übereinstimmend ist auch sein Nichtaufgenommenwerden von seinem Volke, den Juden, an denen wir ja den Verlust jeglichen Verständnisses für wahre Theokratie zur Zeit Jesu konstatiert haben. So zeigt sich uns Christentum als Theokratie.

Mit diesen Folgerungen und Schlüssen habe ich freilich nur meine eigenen Gedankenwege betreten, die einem immer noch die freiesten sind; so begeht man sie vielleicht oft in Übermaß. Die Berechtigung, sie offenkundig zu machen, ist immerhin gegeben; ich trete ja nicht autoritativ auf. Meine gläubige Einstellung sieht in den Berichten auch des Alten Testaments wirklich «Geschichtstradition», daß heißt eine aus dem – wenn oft auch mythenhaft gestalteten – «Bericht einer Begebenheit entstandene Überlieferung» und nicht «Überlieferungsfiktion» – nicht Erdichtung, ohne daß ersteres erst erwiesen werden muß.

4.

Für mich noch übersinnend die Ausführungen Bubers, werde ich immer mehr inne, daß es Verfall an wahrer Gottesgläubigkeit ist, der ein Volk den theokratischen Verfassungswillen aufgeben und das menschliche Königtum begehren läßt. Wir hören zwar von Buber in Hinsicht auf den Krisenzustand, der dem Volksverlangen nach einem König vorausging, gesagt: «Nicht aus einer Entwicklung der inneren Gegensätzlichkeit ist dann der Ausbruch der Krisis gekommen. Die starken Rivalen Israels, die Philister, mit der überlegeneren Straffheit ihrer politischen und militärischen Organisation, bemächtigten sich der Hegemonie in Kanaan. Nun sind nicht mehr einzelne Stämme, sondern das Volk in seinem Anspruch auf dieses Land und damit offenbar in seiner Existenz bedroht.» Der einsetzende Guerillakrieg bringt keine Erfolge von Bedeutung. «Da erst lehnt sich das Volk gegen den Zustand auf, den seine urprophetischen Führer immer neu und immer gleich vergeblich mit theokratischem Verfassungswillen durchzuführen versucht hatten; der Gedanke der monarchischen Einung wird geboren und erhebt sich den Vertretern des Gotteskönigtums entgegen.»

Hier ist, meines Erachtens, der gottesgläubige Standpunkt, der für das richtige Verständnis der Gottesgeschichte der Juden zu wahren ist, etwa außer acht gelassen. Das 10. Kapitel des Richterbuches hat in der Bibel die Überschrift: «Die Philister und Ammoniter bedrängen das abgöttische Israel.» Das Volk in seiner Auserwähltheit hatte eben nicht nur seine Verheißungen, sondern stand auch beständig unter Gottesdruck. Betraut mit dem Richter- und Henkeramt, hat es öfters Strafaktionen auszuführen, und das alles in höherem Auftrag. Und dennoch ist es so, daß seine eigenen Verfehlungen noch strengere Bestrafung finden, weil seine Verpflichtungen Gott gegenüber größer sind. Den Ausführungen Bubers kann man das auch entnehmen, nur im letzten Zitierten scheint mir es nicht genügend beachtet worden zu sein. Denn am biblischen Volke ist es eigentlich wohl nicht die «überlegene Straffheit der politischen und militärischen Organisation» der Philister, die seine Existenz bedroht, sondern es ist der Verfall

des Gottesglaubens, das Aufkommen des Argweltlichen und Abgöttischen, was das Volk in eine innere Haltlosigkeit hineintreibt, so daß ihm nun erst die Straffheit der politischen und militärischen Organisation der feindlichen Nachbarvölker entscheidend überlegen und existenzbedrohlich wird. Zur Zeit der Richter finden wir ja schon den vielfachen Brudermörder Abimelech zur Macht gelangt, nebenher auch Baalsdienst und andere grobe Verfehlungen. So dürfen wir folgern, daß das Verlangen eines Volkes nach einem menschlichen König, also nach monarchischer Regierungsform – noch deutlicher für die Gegenwart : nach dem autoritären Staat – nicht von Vorzügen, sondern von den Mängeln eines Volkes ausgelöst wird, daß es nicht von glaubensfesten, durch Dienstwilligkeit in sich starken, sondern von glaubensleeren, machtsüchtigen Menschen gestellt wird, daß es nicht einer Vervollkommnung, sondern einer Pervertierung des Menschen entspringt, daß es somit auch unmöglich als zum Christlichen gehörig angesehen werden kann und darf.

Das Verhalten Abimelechs gibt für diese Auffassung ein drastisches Beispiel. Buber sagt: «In Abimelech ersteht dem Gedanken des ausschließlichen Gotteskönigtums der dämonisch gemeinte Widersacher.» Als Sohn eines Nebenweibes Gideons, wohnend bei der Sippe seiner Mutter, reift in ihm der Plan, seine Brüder, die dem Vaterhause angehören, zu ermorden, um sich zum Herrscher aufzuwerfen. Und so warb er bei den Brüdern seiner Mutter für seinen verruchten Plan: «Redet doch vor den Ohren aller Männer zu Sichem: Was ist auch besser, daß 70 Männer, alle Kinder Jerubaals, über euch Herren seien, oder daß *ein* Mann über euch Herr sei? Gedenkt auch dabei, daß ich euer Bein und Fleisch bin.» Und die Brüder seiner Mutter trugen das den Männern von Sichem vor, und Abimelech gewann lose Leute von Sichem für sich und zog mit ihnen zu seines Vaters Haus und erwürgte seine Brüder, 70 Mann auf *einem* Stein. Es blieb nur übrig Jotham der Jüngste, der versteckt war. Das ist der Bibelbericht, gekürzt.

Ich habe Abimelech herangezogen, um ersichtlich zu machen, in welch einem verbrecherischen Menschen im alten Israel die monarchische Idee zuerst aufkam und Tat wurde. Buber sagt auch: «Der Erzähler will 8/23 und 9/2 (Buch der Richter) aufeinander bezogen wissen: also aufeinander bezogen den theokratischen Verfassungswillen Gideons, der will, daß Gott allein walten soll, und den hemmungslosen Machtwillen Abimelechs, dem Verderbtheit ersichtlich zugrunde liegt.» Den Bibelbericht stellt Buber auch ins richtige Licht mit der Bemerkung: «Er läßt die fast antichristhaft anmutende Gestalt seines Abimelech den Vater desavouieren: ‚Der Schwärmer hat für sich und seine Söhne die Macht abgelehnt, weil sie seinem Gott allein zukomme – was ist daraus geworden? Dieses Rudel von Söhnen und

Sohnessöhnen hat die Macht in Händen, wenn wir ihnen nicht zuvorkommen und das gesunde monarchische Prinzip in meiner Person einsetzen!'»

Ja, so ist es! Die Gestalt des Abimelech mutet wirklich antichristlich an, wenn wir (was wir folgern dürfen und was ich auch schon in meiner Schrift: «*Es geht um die anima naturaliter christiana*», ausgesprochen habe und noch weiter dartun werde) – als die zu erfüllende Lebensaufgabe Jesu, der, seinen eigenen Worten nach, gekommen ist nicht aufzulösen, sondern zu erfüllen, eben die Aufrichtung der Theokratie des Königtum Gottes ansehen. So erscheint als antichristlich aber auch die Herleitung des monarchischen Prinzips, und es wird verständlich, wie nötig es sich machte, die Beihilfe der Priester, also hierarchische Unterstützung zu erlangen, um dieser Regierungsform als dem eigentlichen Widerpart der Theokratie Weihe und damit einen Schein höheren Rechtes zu verleihen. Denn wahre Gottesgläubigkeit gestaltet des Menschen Seelengrund anarchistisch jeder Menschenherrschaft gegenüber, die eigenmächtig Gewalt übt. Und es gibt keine Menschenherrschaft, die nicht eigenmächtig Gewalt übt, denn dadurch wird sie erst Menschenherrschaft. So erscheint das Imperium Romanum auch als die Höchstform des Widerparts zur Theokratie, und es ist ganz folgerichtig, daß Vergehungen gegen es zu den ersten Christenverfolgungen geführt haben. Das Christliche macht eben den Menschen weder römisch noch imperialistisch, weil das Christentum weder römisch, noch griechisch, noch germanisch ist, überhaupt nichts mit Nationalismus und Rasse, noch mit weltlichem Imperium irgendwie zu tun hat, sondern sich immer an den Menschen als Menschen wendet, sich an das Unveränderliche an ihm hält, das ihn als Gottesgeschöpf dartut, das besagt, daß er Eigentum Gottes ist. So tritt das Christentum als Theokratie auch an jede Menschenherrschaft heran, von ihr Rechenschaft fordernd über die Behandlung, die sie den Mitmenschen angedeihen läßt. Und welche angeblich christliche Regierung könnte solcher Forderung ruhig standhalten? Erweisen sie alle sich doch als tatsächliche Menschenherrschaften, die eigenmächtig Recht und Gewalt üben, ja die eigenmächtig die monarchische Regierungsform zur eigentlich christlichen und den autoritären Staat zur christlichen Staatsform gemacht haben. In Hinsicht auf die schon Jahrhunderte währende Seßhaftigkeit dieser Tatbestände innerhalb des Bereiches des offiziellen Christentums ist es eben nötig, hinzuweisen auf die Vorgänge im alten Israel (wie sie uns im Buche «*Königtum Gottes*» von Martin Buber aufgezeigt sind), auf den theokratischen Verfassungswillen, der in den Besten des israelitischen Volkes rege war, als ein Überkommenes und Resultierendes aus dem Bunde des Glaubensmenschen Abraham mit Gott, wobei von uns festzuhalten ist, daß mit der Verheißung des Messias, als des Erbringers der Erfüllung dessen, was

von den Besten des Volkes immer betrieben und ersehnt wurde, das ist die Aufrichtung der Theokratie, diese Aufrichtung auch als zur Messiastat gehörig angesehen werden muß. So haben wir die Worte Jesu von seinem Gekommensein, um zu erfüllen, nicht nur als für ihn als dem Messias zeugend aufzufassen, sondern auch dafür zeugend, daß Christentum als gelebtes Gottesverhältnis nach Jesu Art unmittelbare Theokratie ist.

Carl Dallago

(Fortsetzung folgt.)

Gedanken zu der Botschaft der protestantischen Kirchen in der Tschechoslowakei

(Wir verweisen auf den nachfolgenden Beitrag «Ein offenes Wort»)

Die Vertreter der protestantischen Kirchen in der Tschechoslowakei haben eine Botschaft an ihre deutschen Brüder und an die protestantische Weltöffentlichkeit geschickt, zum Kampf gegen die Wiederaufrüstung Westdeutschlands aufzufordern. Es muß befremdend anmuten, wenn Bürger eines hochgerüsteten Staates dies tun – Leute, die sich nie öffentlich gegen die schon bestehende Aufrüstung ihres eigenen Landes gewandt haben.

Die Entmilitarisierung Westdeutschlands kann nur für diejenigen eine Forderung des Glaubens sein, die sich grundsätzlich gegen jedes Rüsten stellen, weil es unvereinbar ist mit dem Geiste Christi. Dies ist bei den meisten Unterzeichnern dieser Botschaft nicht der Fall. Es hat vor dem Kriege in der Tschechoslowakei mehrere Friedensbestrebungen gegeben. Die Anhänger des grundsätzlichen Pazifismus waren in der tschechoslowakischen Gruppe des Internationalen Versöhnungsbundes in Prag zusammengeschlossen, in der Tschechen und Deutsche in gutem Einvernehmen zusammenarbeiteten. Keiner der Unterzeichner hat in dieser Bewegung mitgewirkt; die meisten standen der Friedensbewegung fern, manchmal sogar mit Geringschätzung. Woher nun auf einmal ihr Eifer für den sogenannten Friedenskampf? Es ist klar, daß sie einfach gezwungen sind, die Politik ihrer Regierung zu unterstützen, was auch daraus hervorgeht, daß sich die katholische und tschechoslowakische Kirche mit ähnlichen Botschaften an die Christen des Westens gewandt haben. Der Brief der tschechoslowakischen Protestanten ist ein politisches Werkzeug in religiösem Gewande.

Man muß wahrheitsgemäß zugeben: die Verfasser bemühen sich, Körner der Wahrheit in die ihnen auferlegten Aufgaben hineinzulegen. Leider ersticken diese in der Fülle des propagandistischen Materials. Als ich die sogenannte Botschaft an die deutschen Brüder im tschechischen Originaltext las – in der Weihnachtsnummer des evangelischen Wochenblattes «Kostnické jiskry» – fiel mir ein Absatz auf, der mich gleich als aufrichtiger Ausdruck des Reformationsgeistes ansprach. Umsonst suchte ich diesen Absatz in der Übersetzung, die den deutschen Glaubensbrüdern aus Prag zugeschickt worden ist. Gerade nur dieser Absatz ist darin ausgelassen, und dies nicht aus Platzmangel, denn die letzte Seite ist nicht einmal zur Hälfte bedruckt. Ganz deutlich hat hier die tschechoslowakische Zensur gewaltet, die offenbar für den deutschen, fürs Ausland bestimmten Text einen strengeren Maßstab anwandte als für das tschechoslowakische Blatt. Der konfiszierte Absatz des ursprünglichen Textes lautet in deutscher Übersetzung wie folgt:

«Sobald irgendeine Partei, Gruppe oder Regierung im vorhinein Bedingungen für die friedliche Zusammenarbeit stellt und nur das als Frieden anerkennt, was

ihrer eigenen Auffassung entspricht, und sobald sie willens ist, diese ihre neue Auffassung des Friedens den anderen aufzuzwingen, verleugnet sie die Sache des Friedens und mißbraucht die Friedenssehnsucht aller Menschen und der ganzen Welt als Deckmantel für ihre eigenen herrschsüchtigen Pläne.»

Diese Worte der tschechoslowakischen Protestanten wollten die kommunistischen Herrscher dem Auslande vorenthalten. Warum denn? Weil sie selbst fühlen, auf wen sich diese Worte in größtem Maße beziehen. Man könnte ja im Westen den Eindruck bekommen, daß die protestantischen Kirchen der Tschechoslowakei nicht ganz hinter ihrer Regierung stehen! Es sollte doch der trügerische Eindruck erweckt werden, daß alle tschechoslowakischen Protestanten die kommunistische Politik billigen.

Professor Hromádka billigt sie tatsächlich, aber er ist nicht maßgebend für die Masse der Gläubigen. Ich achte Professor Hromádka als Theologen und Menschen; aber er ist in seinen politischen Ansichten verhängnisvollen Irrtümern verfallen. Da er die Zeit des Hitler-Protektorates in den Vereinigten Staaten verbracht hat, hat er die Heimtücke der totalitären Diktatur nicht von nah kennengelernt und nicht direkt unter ihr gelitten und ist nun, da sie mit verlockenden übernationalen und sozialen Theorien auftritt, Opfer ihrer Propaganda geworden. In der genannten Nummer der «Kostnické jiskry» ist auch die Rede abgedruckt, die er in Prag gelegentlich einer ganzstaatlichen Manifestation der Nationalen Front im Namen der Kirchen hielt. Er spricht da von «unseren großen Regierungen», von «unserem großen Kampf um den Frieden», von «Millionen und Hundertmillionen asiatischer und afrikanischer Menschen, die in ihrem Kampf gegen Hunger, Leiden und Not und auch Ausbeutung zu uns aufschauen». Er spricht da ganz als Vertreter der Machthaber, verstrickt in ihre einseitige Propaganda.

Kürzlich kehrten fünf britische christliche Pazifisten, geleitet von Canon Raven aus Cambridge, von einem Besuch in der Sowjetunion zurück. Ihr bedrückendstes Erlebnis war, wie allgemein das russische Volk das unabhängige Denken verlernt hat und seiner Regierung glaubt, daß der Kampf um den Frieden mit dem Kampf gegen die westlichen Demokratien identisch ist. Es ist betrübend, daß sogar ein Denker wie Professor Hromádka dazu verleitet werden konnte, den Kampf für den Frieden mit der sowjetischen Politik gleichzustellen. Doch im allgemeinen ist die kommunistische Propaganda in der Tschechoslowakei lange nicht so erfolgreich wie in Rußland. Man ist zu nahe am «Eisernen Vorhang», und es sickern immer noch andere Ansichten durch. Die meisten Christen wissen dort wohl, daß weder diese noch jene Seite, Regierung oder politische Partei das Patent für die volle Wahrheit hat. Überall sind Kräfte des Friedens und Kräfte des Krieges am Werke. Für den wahren Jünger Christi kann es keine Barrikaden geben. Er sieht seine Aufgaben darin, überall das Wahre zu suchen und die *ganze* Wahrheit zu sagen, nicht nur gerade das, was den Herrschenden genehm ist. Wenn er nicht die volle Wahrheit sagen darf, zieht er sich lieber zurück und schweigt.

So gibt es heute viele Christen in der Tschechoslowakei, die unter den gegebenen Umständen lieber schweigen. Aber in ihrem Schweigen ist mehr vom Frieden Christi als in den großen Worten der «Friedenskämpfer». Wenn die Protestanten der Tschechoslowakei, die dem Vermächtnis der böhmischen Brüder treu geblieben sind, ihre Botschaft aussenden könnten, täten sie es etwa in dem Sinne:

«Tief betrübt darüber, daß wir heute in unserem eigenen Lande nicht offen für wahre Völkerverständigung wirken können, danken wir euch deutschen Brüdern, die ihr versucht, in dieser entseelten Welt die Forderungen des Gewissens hochzuhalten. Für uns sind nicht die Vereinbarungen von siegreichen Großmächten maßgebend, sondern die Lehre Christi, die uns *allen* gebietet, in Liebe miteinander auszukommen. Wir sind berufen, ein jeder *in seinem Volke* zu wirken, auf daß Haß und Gewalt verschwinden und alle Beziehungen auf gegenseitiger Achtung und Entgegenkommen aufgebaut werden.

Wir können nicht glauben, daß eine Macht, die unser Land gezwungen hat, seine besten Kräfte dazu zu verwenden, in unmenschlichem Tempo Waffen zu

schmieden, es mit ihren Friedensparolen ernst meint. Wir können nicht glauben, daß der aufbauende Geist Christi durch ein Regime spricht, das auf allen Gebieten des Lebens rücksichtslosen Zwang und Terror ausübt. Wir möchten euch, die ihr dies nicht aus eigener Erfahrung kennt – nicht einmal in der Ostzone – davor abhalten, euer Wirken mit dem unserer ‚Friedenskämpfer' zu verquicken. Sie sind Werkzeuge einer Macht, der die Nicht-Wiederaufrüstung Westdeutschlands bloß Köder im großen Machtspiel ist. Uns geht es um mehr als diese äußeren vergänglichen Dinge. Uns geht es darum, die Herzen und Gewissen der Menschen zu wecken, bis sie zu jener Erkenntnis der gemeinsamen Kindschaft Gottes gelangen, die ihnen die Waffen aus den Händen nimmt.

Nichts daran kann andauern, was Gottes Gesetzen widerspricht. Drum warten wir in Stille auf den Augenblick, wo Er uns wieder die Möglichkeit geben wird, Seinen Willen zu verkünden und zusammen mit euch eine bessere Völkergemeinschaft aufzubauen. Unterdessen liegt es an euch, den wahren Geist Christi hochzuhalten, frei von allen politischen Verlockungen, die nur vergänglichen Erfolg einbringen. Unsere evangelischen Kirchen in der Tschechoslowakei können heute nicht als Sauerteig wirken. Sie haben sich allzu viel weltlichen Einflüssen geöffnet. Möge euch Gott vor dieser verhängnisvollen Verlockung bewahren!»

So etwa würden meine Brüder sprechen, die heute in meiner Heimat zu schweigen verurteilt sind. Diese «Stillen im Lande» – so nennt man die Treuen, die zur Zeit der Protestantenverfolgungen im 17. und 18. Jahrhundert in Böhmen geblieben sind – sind auch heute Gottes verborgener Samen, und es sind ihrer viele. Sie können nicht in der Welt herumreisen – manche nicht einmal in der Heimat. Sie können nicht in großen Versammlungen sprechen – manche nicht einmal mehr von ihrer Kanzel aus. Sie können keine Botschaften ins Ausland verschicken – nicht einmal in ihr eigenes Land. Aber Gott weiß von ihnen. Die Treue und Liebe, die aus ihrer stillen Kleinarbeit strahlen, sie sind das Senfkorn, aus welchem Gott Sein Reich erwachsen läßt.

Premysl Pitter

Ein offenes Wort

Premysl Pitter hat uns vor einiger Zeit gebeten, seinen Artikel auch in den «Neuen Wegen» zu bringen. Da wir die Europa-Nummer schon vorbereitet hatten, mußten wir die Veröffentlichung und unsere Entgegnung dazu auf diese Nummer verschieben.

Eine notgedrungenerweise auf einige wichtige Punkte sich beschränkende Erwiderung scheint uns deswegen unumgänglich, weil Premysl Pitters «Gedanken zur Botschaft der protestantischen Kirchen in der Tschechoslowakei» zwar in bezug auf die persönlichen Voraussetzungen dazu menschlich begreiflich sind, in der Opposition gegen das politisch-geistige Zwangsregime des Kommunismus unsere ungeteilte Zustimmung haben, sachlich aber nach unserer Ansicht dem Kampf der *Wahrheit und des Friedens* kaum besser dienen als die von ihm angegriffenen Christen in der Tschechoslowakei.

Premysl Pitter war einmal Mitunterzeichner des Aufrufes zu einer Neuen Gemeinde (Christi), deren Glieder «den Dienst der Gerechtigkeit, Freiheit und Liebe» in ihrer Haltung und ihrem Tun vertreten

möchten. Ganz besonders gehört zu dieser Haltung auch der *Dienst der Wahrheit*. Christusglaube wäre ohne diesen Dienst nicht echt. Darin sind wir wohl mit unserem Freund Pitter einig. Es muß uns um die ganze, um die wirkliche Wahrheit gehen, wenn wir dem Herrn und seinem Auftrag dienen wollen, der uns in sein Reich und zu seinem Dienste berufen hat.

Aber gerade von dieser Grundhaltung aus, die ja nichts anderes sein kann als das immer neue Ringen des Glaubens, hat uns Pitters Artikel Bedenken erregt, ja, er fordert zu Widerspruch auf.

Greifen wir die wichtigsten Punkte heraus, die wir hier natürlich nicht erschöpfend diskutieren können, auf die wir aber hinweisen müssen. Premysl Pitter wendet sich gegen die «Botschaft der protestantischen Kirchen in der Tschechoslowakei», weil er findet, daß die «Forderung der Entmilitarisierung Westdeutschlands nur für diejenigen eine Forderung des Glaubens sein könne, die sich grundsätzlich gegen jedes Rüsten stellen, weil es unvereinbar ist mit dem Geiste Christi». Gewiß, in der heutigen Weltsituation der Zurüstung des totalen und atomischen Krieges mit der Vernichtungsbedrohung der ganzen Schöpfung Gottes, soweit sie die Erde betrifft, gewinnt diese Forderung des Glaubens einen entscheidenden Sinn. Wir glauben, daß ihre Stunde gekommen ist. *In Christus* ist sie auf alle Fälle vorhanden. In ihm war sie seit seinem Kommen vorhanden. Sie wird nun zur Entscheidung der Weltvölker zum Leben oder zum Tod, zum Heil oder zum Unheil, sie wird auch zur Forderung eines weit über jede berechtigte geschichtliche und grundsätzliche Kritik am anderen Weltblock, dem «Osten» oder «Westen», vorstoßenden *Rufes zur Umkehr*. Daran scheint uns Premysl Pitters Artikel vorbeizugehen. Ist er für oder gegen die westdeutsche Aufrüstung? Deckt er mit seinem Artikel gegen die Botschaft der tschechischen Kirchen als eines «politischen Werkzeuges in religiösem Gewand» die westdeutsche Aufrüstung und die westliche Rüstung überhaupt, oder steht er wirklich auf dem Boden jenes Kriteriums, das er den tschechischen Christen gegenüber anwendet? Sollte für Christenmenschen nur für den Gewaltglauben des Ostens und die ihn vertretende Politik begründete Besorgnis vorliegen, für den Gewaltglauben und die Politik des Kalten Krieges auf der westlichen Seite aber nicht? Und ist die deutsche Remilitarisierung für Menschen, die eine wirkliche Kenntnis der deutschen Geschichte, des deutschen Geistes, ja des deutschen Hanges zum Weltreich und zur Weltmacht kennen, die in keiner Weise von innen durch eine wirkliche Umkehr überwunden sind, wirklich nur das «kleinere Übel» und nicht vielmehr ein großes Verhängnis? Die Besten und Hellsichtigsten der Deutschen selbst empfinden es so und – vielleicht zum Heil! – ein größerer Teil des Volkes scheint es diesmal begriffen zu haben.

Um diese *Remilitarisierung Deutschlands* in diesem Zusammenhang der Weltlage und der Weltpolitik handelt es sich. Es ist die Re-

militarisierung eines Deutschland, das die Welt – nicht ohne große Mitschuld seiner Gegner, aber doch zur Hauptsache als der treibende Kriegsfaktor und der entschlossenste Kriegsmacher – in zwei Weltkriege gestürzt hat. Dazu hat der letzte Weltkrieg, der Krieg Hitlerdeutschlands, die Welt in eine so abgründige Katastrophe gestürzt, daß sie mit gutem Grund entschlossen war, dem Dämon des Gewalt- und Kriegsglaubens keine Gelegenheit mehr zu geben, sich des deutschen Volkes erneut zu bemächtigen. Wer diesem Dämon das Tor öffnet, öffnet ihn dem Geiste Hitlers und nicht Christi! Dies auch dann, wenn die im Augenblick treibende Kraft die «Verteidigung des christlichen Abendlandes» gegen den «gottlosen» Osten oder der Kreuzzug gegen diesen Osten ist. Wir kennen alle Argumente für die Remilitarisierung Deutschlands, kein einziges kann im Ernste auch nur für die Behauptung verwendet werden, diese Remilitarisierung diene wirklich dem Frieden. Sie verhindert die wirkliche Umkehr in Ost und West, sie verhindert den Kampf um den wirklichen Frieden und sein Kommen.

Diese Erkenntnis steht auch hinter der Botschaft der tschechischen Kirchen. Und gegen diese Remilitarisierung Deutschlands sollten sie sich nicht wenden dürfen, sogar auch dann, wenn nicht alle Unterzeichner auf dem Boden stehen, den Premysl Pitter fordert? Daß sie nicht «gleichgeschaltet» sind, vielmehr als entscheidende Instanz ihren Herrn und den Dienst seines Reiches kennen, beweist die Botschaft eindeutig. Und das ist zunächst das Entscheidende. Kann Premysl Pitter beweisen, daß die tschechischen Kirchen ihre Botschaft auf Befehl des Staates ausgehen ließen oder in der Freiheit und im Gehorsam Christi? Wenn das erstere der Fall wäre, dann wäre diese Botschaft auch für uns entwertet. Aber es scheint dem nicht so zu sein.

Wir fragen weiter: Kann Premysl Pitter uns eine westliche Regierung und ein westliches Volk nennen, die auf Gewalt, Rüstung, Politik der Stärke unter anderen Bedingungen zu verzichten bereit sind, als man sie billigerweise von den Russen und Chinesen und den Völkern ihres Einflußbereiches fordern kann? Erst dann halten wir diese Forderung für berechtigt. Unsere eigene Meinung ist darüber hinaus freilich die, daß Rußland das Wagnis einer klaren, unbezweifelbaren und kontrollierbaren Abrüstung um der Sache des Friedens und des Sozialismus willen auf sich nehmen sollte und vielleicht eher auf sich nehmen könnte als der Westen.

Der große Volks- und Völkermord Hitlerdeutschlands hat, mit dem Mord an den Juden zusammen, in den Ostvölkern in einer Weise getobt (gegen 30 Millionen Tote, darunter 14 Millionen Zivilpersonen!), daß die Botschaft der protestantischen Kirchen der Tschechoslowakei sich auf diesem Hintergrund sicher mit größerem Recht gegen die deutsche Remilitarisierung wendet, als der Westen sie zu seiner «Verteidigung» beanspruchen kann. Dieser Westen aber muß durch

seine politischen Leiter neben seiner Rüstungspropaganda und seinen Anklagen gegen den Osten seit Jahren zugeben, daß Rußland zumindesten für die nächsten Jahre keinen Krieg wolle, glaubt sich aber berechtigt, die große «Wendung», ja Bekehrung von Rußland verlangen zu dürfen. Wer so Entscheidendes verlangt, muß ebenso Entscheidendes geben! Sagen wir es ruhig mit den Worten der Bergpredigt, die wie zur Wahrheit und zum Weg der Gemeinde Christi, so sicher auch als Wahrheits- und Gerichtswort über aller Völkerpolitik stehen: «Alles, was ihr wollt, das euch die Leute tun, das tut ihr ihnen auch.» Verfolgt die westliche Politik diese Tendenz? Die Früchte dieser Politik in Afrika und Asien sehen nicht so aus!

Roosevelt hatte diese Grundhaltung im Kampf um den Frieden und gegenüber der kommunistischen Welt. Aber leider hat nicht Roosevelt die Grundtendenz der Nachkriegspolitik des Westens angegeben, sondern jene Politiker, die gleich nach seinem Tode (ja schon vorher, wie zum Beispiel Außenminister Dulles) und bis heute die «Politik der Stärke» und des deutschen Bündnisses gegenüber dem Kommunismus vertreten und – nicht ohne Schuld des Kommunismus – durchgesetzt haben. Aber diese Politik kann nicht als Friedenspolitik bezeichnet werden. Sie ist Kriegs- und Bürgerkriegspolitik und entspringt derselben Wurzel des Gewaltglaubens, wie er am Kommunismus und seinem Regime verurteilt wird, im Westen durch die Jahrhunderte regierte, in der Französischen Revolution Bürgerkrieg und Klassenkampf bestimmte, im wesentlichen geschichtlich von dorther in den Marxismus übergegangen ist und seither als Weltkrieg und Weltbürgerkrieg die Weltpolitik bestimmt. Haben wir Christen der Welt aus dieser verzweifelten Sachlage, die nicht zufällig zur Rüstung des Atom-, Wasserstoff- und Kobaltbombenkrieges führte, einen Weg der Rettung gewiesen? Aber von den «Gottlosen» verlangen wir ihn!?

Mit Deutschland und der Welt meint es nach unserer Ansicht nicht gut, wer sich im Zirkel dieser Politik bewegt und dabei die andere Seite moralisch verurteilen möchte. Ein Wort zu dieser Frage vermissen wir in den Ausführungen von Premysl Pitter. Es allein machte die Legitimation seiner Ausführungen gegen die Botschaft der tschechischen protestantischen Kirchen klar und eindeutig. Wir fragen darum noch einmal: Will Premysl Pitter mit seinen Ausführungen die deutsche Remilitarisierung decken, oder will er wirklich nach seinem und unserem Glauben «jedes Rüsten als mit dem Geiste Christi unvereinbar» bekämpfen?

In den Äußerungen des verzweifelten Jan Masaryk zu Fr. W. Foerster (vergleiche dazu Fr. W. Foerster «Erlebte Weltgeschichte», Seiten 255/256) über die Mitschuld des Westens am machtpolitischen Vorrücken des Ostens scheint uns die ganze Furchtbarkeit des Kriegs- und Friedensproblems auf der politischen Ebene viel klarer gesehen als bei Premysl Pitter. Die deutsche Aufrüstung wie die deutsche Remilitari-

sierung ist kein Bündnisfaktor gegen das totalistische Regime der kommunistischen Staaten. Sie ist vielmehr eine Verschärfung der weltpolitischen Tendenz zum *totalen Krieg und Weltbürgerkrieg*, das heißt aber zur totalen Vernichtung ganzer Völker, ja Kontinente nach der nackten Wahrheit, wie sie auch die Gewaltpolitiker jeder Art zugeben müssen. Es ist nicht das «Gesetz des Geistes des Lebens», in dem allein alle echte Freiheit und Menschlichkeit beschlossen ist und das noch keine Gewalt der Erde, auch die so gefürchtete kommunistische, nicht auszurotten vermochte – nicht der Cäsar und nicht der Großinquisitor vermögen den Christus Gottes und seine Sache unter den Menschen zu besiegen! –, es ist der Zwang und das Fatum des Krieges, das nicht nur in der östlichen, sondern auch in der westlichen Politik der Stärke liegt. Kann sich Premysl Pitter eine wirkliche Überwindung des kommunistischen Totalismus von der Seite des Westens her denken, solange in diesem die eigenen totalistischen Mächte: der Kapitalismus, der Kolonialismus und der Imperialismus die Herrschaft innehaben, und auch die Demokratie und die Freiheit dieser Herrschaft überall im Westen, wenn auch nicht völlig, doch sehr stark unterworfen ist? «Wenn ihr nicht umkehrt, werdet ihr auch also umkommen», steht in dieser Lage des Kalten Krieges über beiden Lagern. Die Mittel dazu haben beide nun zugerüstet. Das Schlimmste, was «Christen» in dieser Situation anrichten können, scheint uns dies, daß sie *die Aufgabe des Wahrheitszeugnisses, wie des Friedenszeugnisses nach beiden Seiten hin wie in beiden «Lagern» nicht voll und ganz zu erfüllen suchen* und einander in der echten Verantwortung, auch bei verschiedener Stellungnahme und Meinung, nicht Brüder sind und bleiben!

Ein Wort noch zu den Äußerungen über Prof. Hromadka. Wir haben hier nicht die Möglichkeit eines eigenen Urteils, haben uns aber brieflich um eine gewisse Klärung bei einem Manne bemüht, der Gelegenheit hatte, vor kurzem «alle strittigen Probleme» mit Professor Hromadka zu besprechen. Aus diesem Zeugnis scheint uns hervorzugehen, daß Prof. Hromadka Vertrauen in seine christliche Verantwortung verdient, viel mehr als Premysl Pitter aus seiner Opposition gegen den kommunistischen Staat heraus wahrhaben will. Das Ringen mit dem Kommunismus stellt uns auf eine Probe höchster Verantwortung und Freiheit und dauernden Wahrheitskampfes. Man kann die Wahrheit und das Recht des Kommunismus so betonen, daß man darüber seine Lüge auf dem ganzen Plan des Lebens nicht mehr sieht und damit «drinnen» und «draußen» von innen her nicht mehr ringt. Das ist bei Prof. Hromadka sicher nicht der Fall. Man kann aber diese Wahrheit und dieses Recht auch so bekämpfen, daß man damit nicht mehr der Wahrheit, auch nicht mehr der wahren Freiheit, sondern geschichtlichen Mächten dient, die offene oder geheime Gegner des Rei-

ches Gottes sind. Wir hoffen, daß das bei unserem Freunde Pitter nicht der Fall ist oder werde.

Damit sind wir zu einem letzten Wort gekommen. Wie stellt sich uns das «Schweigen der Stillen im Lande» dar? Wir wollen es nicht einfach verurteilen, wir wissen zu sehr, was in der heutigen Welt und unter einem politischen Zwangsregime die Vertretung des Wahrheitszeugnisses bedeutet. Es führt sicher irgendwie zum Kreuz der Nachfolge. Jesus, meinen wir nun, habe seine Jünger *mit* auf diesen Weg genommen und zu diesem Wege gerufen, damals unter dem totalistischen Menschgott-Regime des römischen Cäsars und des Satanisch-Frommen in dem Widerstreben Israels unter seinen religiösen und politischen Führern. Gewiß, die Gebete können und sollen aus dem «Verborgenen» aufsteigen, aber das Zeugnis der Wahrheit kann nicht stumm bleiben, es ergeht zur Zeit und zur Unzeit, und die Verantwortung für das Zeugnis der Wahrheit ist groß, wie schwer immer auch die Lage sei, und gerade weil die Lage so schwer ist. Von wem sollen die Kommunisten das Zeugnis der Wahrheit und der wahren Freiheit erfahren außer von denen, die die höchste Vollmacht zur freien Rede haben, wenn sie sich «Christen» nennen? Davon meinen wir, hänge im Osten und im Westen sehr viel ab angesichts der Lage, in der die Welt sich befindet. Möge uns alle das Wort bewegen, das den Beginn der Sendung Jesu und irgendwie auch seiner «Jünger» bezeichnet, das über allen «Zeiten» steht und in alle Zeiten eingreifen möchte: «Und nachdem Johannes überantwortet war, kam Jesus nach Galiläa und verkündete das Evangelium Gottes und sagte: Erfüllt ist die Zeit und nahe die Herrschaft Gottes; tut Buße und glaubt der Botschaft.» Und wir denken an Matthäus 24 und an das, was Jesus dort über die Katastrophe der Welt und das Geschick seiner Jünger sagt. Mögen die, die «stille» sind und die «reden», zum Worte und zum Leben Christi finden und zum wahren Zeugnis seiner Herrschaft an allen Orten der Erde! *Albert Böhler*

Berichtigung

In Heft 11/12, November/Dezember 1953, der «Neuen Wege» ist mein Beitrag «Das neue Gebot» veröffentlicht worden. Darin ist unter anderem folgender Satz enthalten: «Als Inhaber der Staatsgewalt besaßen sie (die Christen) dann das auch von Christus nicht in Abrede gestellte Recht, notfalls äußere Zwangsmittel gegen die ihrer ‚höheren Gewalt' Unterworfenen anzuwenden und das göttliche Gesetz gegen Widerstrebende zur Geltung zu bringen.» Ich kann heute, nachdem ich mich mit der Frage materieller Gewaltanwendung und den letzten Konsequenzen des «neuen Gebotes» sowie der christlichen Sinngebung der Strafgewalt noch eingehender beschäftigt habe, diese Behauptung *nicht* mehr aufrechterhalten. Wohl ist die Handhabung der Strafgewalt als *solcher* durchaus mit dem Allgemeingültigkeit beanspruchenden christlichen Liebesgebot vereinbar; aber die Anwendung materieller Machtmittel zu dem Zwecke, des Übeltäters habhaft zu werden und ihn auf *diese* Weise die Strafe

auf sich nehmen zu lassen, vermag ich nicht mehr mit der christlichen Sinngebung der Strafgewalt zu vereinbaren.

Die christliche Gemeinschaft soll ja die Gemeinschaft der *Freien* sein, die aus innerstem Antrieb heraus der Wahrheit Christi folgen. Zu dieser Freiheit der Gotteskindschaft aber jemanden durch materiellen *Zwang* hinführen zu wollen, ist in meinen Augen ein Widerspruch in sich. Wer aus Schwachheit gefehlt hat, wird die Sühnemittel, die ihn wieder zur vollen Beachtung des göttlichen Gesetzes hinführen sollen, auch *freiwillig* auf sich nehmen. Wer jedoch aus Bosheit oder infolge Unkenntnis des göttlichen Gesetzes fehlt, vermag eben seiner Gesinnung nach gar nicht zur Gemeinschaft der Freien zu gehören; ihm gegenüber können Christen nur die Konsequenz aus seinem eigenen Verhalten ziehen, die *Trennung* von der christlichen Gemeinschaft (wie es auch von dem Apostel Paulus bestätigt worden ist). Diese Trennung bedeutet aber nun nicht, daß die Vorsteher der christlichen Gemeinschaft den Übeltäter mit materiellen Machtmitteln von sich fernhalten (Gefängnis usw.), sondern ihn weiterhin frei gewähren lassen. Ob das gute Beispiel der christlichen Gemeinschaft in der Nachfolge Christi den Übeltäter zur freiwilligen Umkehr veranlaßt oder nicht, das muß der Gnade Gottes überlassen bleiben.

Mit dieser meiner Einstellung, die hier nur kurz angedeutet sei, mag ich zwar für das «Staatsdenken» des überwiegenden Teiles der heutigen Christenheit, deren Maßstab die «Sicherheit» statt des erlösenden Opfers ist, Ungeheuerliches, Unsinniges und «Schwärmerisches» bejahen; aber einmal kann ich mich dabei voll und ganz auf das Beispiel der urchristlichen Gemeinden berufen; und zum andern kommt die *«Torheit des Kreuzes»* ja auch in sämtlichen *anderen* Konsequenzen des im «Neuen Gebot» grundgelegten christlichen Liebesgebotes zum Ausdruck, was aber für einen Christen niemals ein hinreichender Grund dafür sein darf, dieses Liebesgebot zu mißachten.

Sie, sehr verehrte Frau Weingartner, sowie das Redaktionskollegium der «Neuen Wege» und auch die Leser Ihrer Zeitschrift werden, so hoffe ich, Verständnis dafür haben, daß ich mich für verpflichtet erachte, eine These, die ich öffentlich verfochten habe, ebenso öffentlich zu widerrufen, zumal dieser Widerruf ja nur beweist, daß ich auch vor den letzten Konsequenzen der erlösenden Frohen Botschaft nicht zurückzuschrecken gewillt bin – mögen sogenannte «Autoritäten», die das Gesetz der «Welt» gewöhnlich nur mit dem christlichen Namen verbrämen, dafür auch nicht das mindeste Verständnis aufbringen können. Diese «Autoritäten» sind ja schließlich, prinzipiell auf dem Machtwahn fußend, bei der Rechtfertigung der H-Bombe angelangt – und das im christlichen Namen. Ein zwangsläufiger Weg *dieses* «Christentums».

Welcher von beiden Wegen zu Christus führt, darüber ist kein Zweifel.

Johannes Fleischer

Resolution

Die am 6. März in Zürich tagende Mitgliederversammlung der *Schweizerischen Zentralstelle für Friedensarbeit* hat nach Kurzreferaten über die Wirkungen der ABC-Waffen und Kriegsmethoden im Rahmen der politischen Weltsituation und die Atomwaffen, den Atomreaktor und ihre Gefahren in Friedens- und Kriegszeiten, und nach gewalteter eingehender Diskussion einstimmig folgenden Aufruf an das Schweizer Volk und seine Räte beschlossen:

1. Da auch eine aufs höchste gesteigerte militärische Rüstung unseren Staat in Kriegszeiten nicht vor einer tödlich wirkenden und das

keimende Leben gefährdenden radioaktiven Fernwirkung zu retten vermag, ist das Schweizer Volk aufgerufen, auf Grund seiner demokratischen Rechte dahin zu wirken, daß die Schweiz den Rüstungswettlauf nicht mehr mitmacht, sondern seine zuständigen Behörden national und international sich bemühen, alles, was einem gerechten und dauernden Frieden dient, anzuregen und zu unterstützen. Denn nur durch die Vermeidung des Krieges kann die europäische Zivilisation verteidigt werden.

2. Deshalb sind die eidgenössischen Räte aufgerufen, gerade weil unser Staat neutral und nicht Mitglied der UNO ist, durch klärende und vermittelnde Schritte die Brücke zwischen den sich entgegenstehenden gegnerischen Haltungen zu bauen, damit an den geplanten Abrüstungs- und Atomkraftkonferenzen die Staaten förderlichst zu einem praktischen Abkommen über eine stufenweise und allgemeine Abrüstung als einem entscheidenden Schritt zur Überwindung des Krieges kommen.

3. Zudem wird der Bundesrat dringend ersucht, sofort auf ihm gutscheinenden Wegen Ost und West aufzurufen, während diesen Monaten der Abrüstungs- und Atomkraftkonferenzen jede Explosionsexperimente mit Atom- und Wasserstoffbomben zu unterlassen. Diese Unterlassung wäre eine Demonstration des Entschlusses beider Blöcke, auf ehrlichem Wege der Verhandlungen zu einem friedlichen Wettbewerb zu Diensten der Wohlfahrt ihrer Völker und des Friedens aller Welt zu kommen.

4. Zuletzt ist der Bundesrat mit dringendem Ernst aufgefordert, sofort den eidgenössischen Räten eine Gesetzesvorlage vorzulegen, welche durch klare Bestimmungen nicht nur die Gesundheit der mit dem Atomreaktor beschäftigten Arbeiter und Angestellten schützt und dessen zivile Verwendung sichert, sondern vor allem auch die nötigen Schutzmaßnahmen unweigerlich verlangt, damit die unvermeidlichen Folgen des Atomspaltungsprozesses im Atomreaktor nicht den Boden, die Luft und das Wasser unseres dicht besiedelten Landes radioaktiv verseuchen und sie auf die Dauer zu einer Existenzbedrohung unserer Bevölkerung werden.

WELTRUNDSCHAU

Die Schrift an der Wand Der oberflächliche Optimismus, der sich in der Beurteilung der Weltlage im vergangenen Sommer und Herbst so weit herum geltend machte, ist in den letzten Monaten mehr und mehr verflogen. Vielfach hat er sogar einem ausgesprochenen Pessimismus Platz gemacht, neuerdings be-

sonders genährt durch Geschehnisse wie die letzten Vorbereitungen zur Wiederaufrüstung Westdeutschlands, den Sturz Mendès-Frances, den Regierungswechsel in Moskau, die H-Bombenproduktion in England, die Drohpolitik in Ostasien, die Militärpakte in Vorderasien. Spannung und Entspannung werden so wohl auch weiterhin abwechseln, bis ... ja, bis was kommt? Die rettende Lösung oder aber die vernichtende Entladung? Wer wollte es voraussagen? Mit Gewißheit kann man nur soviel sagen: die Lage verlangt überall große Entschlüsse, radikale Eingriffe, grundlegende Umwälzungen, aber das tatsächliche Verhalten der Völker und ihrer Regierungen ist diesen Erfordernissen so hoffnungslos unangemessen, daß sich das Notwendige wohl eben über ihre Köpfe hinweg gewaltsam durchsetzen muß. Überall glaubt man mit Halbheiten, kleinen Auskunftsmitteln, zaghaften Scheinreformen durchkommen zu können, wo nur mehr *ganze* Wendungen zu helfen vermöchten; überall herrscht nur dieses sorglose Weiterwursteln, dieser «Immobilismus», dieses gemütliche, genußsüchtige In-den-Tag-Hineinleben, diese Verstockung und Verhärtung, die immer die Vorboten nahender Erschütterungen sind.

Schauen wir heute einmal von diesem Gesichtspunkt aus die Weltereignisse an. Da ist zuerst wieder die wachsende Drohung des *H-Bombenkrieges*, also des Einsatzes von Wasserstoffgasbomben, die durch Atombomben ausgelöst werden. Sie ist das eigentliche Menetekel unseres Geschlechts, die Schrift an der Wand, die uns alle im Innersten erschrecken und zur rettenden Tat antreiben müßte, wenn wir noch soviel Gewissen und Seelenkraft hätten. Freilich, die Militärs selbst beginnen allmählich sie lesen zu lernen, einzelne wenigstens, wie General MacArthur, der noch vor wenigen Jahren bereit schien, mit dem Überschreiten des Jalu die Vereinigten Staaten und ihre Bundesgenossen in den totalen Krieg mit China und der Sowjetunion zu stürzen, jetzt aber – eine wahre Weltsensation – mit letzter Deutlichkeit die Abschaffung sämtlicher Kriegswaffen zum Schutze der Völker vor der sonst kommenden Katastrophe fordert. Wobei übrigens daran erinnert sei, daß MacArthur schon bei Gandhis Tod gesagt hat: «Im Fortschreiten der Zivilisation, wenn sie weiterleben soll, werden die Menschen Gandhis Glauben annehmen müssen, daß die Massenanwendung von Gewalt zur Lösung von Konflikten nicht nur von Grund auf falsch ist, sondern auch die Keime der völligen Selbstzerstörung in sich birgt.» Und wenn MacArthur auch erst wenige «große» Fachkollegen auf seiner Seite hat, so greift doch in militärischen und militärpolitischen Kreisen die Erkenntnis um sich, daß angesichts der H-Bombe die herkömmlichen Waffen – auch die neu erfundenen – gänzlich veraltet sind und nur die Gefahr in sich bergen, daß ihre Bereitstellung eine Druck- und Drohpolitik ermutigt, die ungewollt doch den Atomkrieg auslöst. Das gilt insbesondere von den «taktischen»

Atomgeschoßen, mit denen jetzt die Armeen mehr und mehr ausgerüstet werden (zum Beispiel Artilleriegranaten mit Atomkopf) und auf deren Einführung auch unsere schweizerischen Militärs zu drängen anfangen. Liddell Hart, der wohl maßgebende britische Militärschriftsteller, hat es kürzlich als äußerst zweifelhaft bezeichnet, «ob diese Waffen angewandt werden können, ohne eine große Zerstörung der Heimat und den Selbstmord der Zivilisation mit H-Bomben jäh herbeizuführen». Er empfiehlt darum eine völlige Neuplanung der Landesverteidigung, die Abschaffung der schweren Waffen und der allgemeinen Wehrpflicht sowie den Verzicht auf die taktischen Atomgeschoße und auf den kostspieligen «Luftschutz», da «keine vorhandene oder in Aussicht stehende Luftverteidigung in der Lage sei, ein katastrophenartiges Eindringen von H-Bombern zu verhindern».

Auch zwei Labourabgeordnete, Crossman und Wigg, stellen im «New Statesman» (26. Februar) fest, daß «die Verteidigung Europas und des Orients mit konventionellen Land- und Seestreitkräften durch die Atomkriegführung überholt ist»; «der ganze NATO-Apparat der Landverteidigung und der britische Beitrag dazu sind so veraltet wie die Luftabwehrkanonen um London herum, die Macmillan (der Kriegsminister) bereits zum alten Eisen geworfen hat». Die beiden Politiker setzen sich freilich, wie auch Liddell Hart, dafür ein, daß wenigstens die H-Bombe als Abschreckungsmittel gegenüber den Russen beibehalten werden solle – eine mehr als gefährliche Spekulation, da Drohung und Einschüchterung den Frieden niemals gesichert haben, vielmehr nur einen Zustand der Dauerspannung erhalten, der früher oder später die Explosion doch herbeiführen muß. Seit *beide* möglichen Kriegsparteien die H-Bombe haben, läßt sich keine mehr einschüchtern, wohl aber vielleicht die eine oder die andere dazu verleiten, durch einen Überraschungsschlag dem Gegner zuvorzukommen, aus Furcht, sonst in eine hoffnungslose Lage gedrängt zu werden.

Aber die Regierungen gehen nicht einmal so weit, daß sie wenigstens die herkömmlichen Rüstungen aufzugeben bereit wären. Die Sowjetregierung will wohl die Massenvernichtungswaffen verboten haben, geht aber nur zögernd und mit sehr allgemeinen Vorschlägen an die *allgemeine* Abrüstung heran und setzt sich damit dem Vorwurf aus, sie lege es nur darauf an, durch das Mittel der Propaganda «den Westen zur Preisgabe seiner atomischen Rüstungen zu bewegen, womit dann automatisch die militärische Überlegenheit des kommunistischen Imperiums hergestellt wäre» («Neue Zürcher Zeitung», Nr. 508). Die Westmächte aber wollen sowohl die konventionellen Rüstungen als die H-Bomben behalten. Großbritannien, das bisher, soviel wenigstens bekannt ist, keine H-Bomben baute, kündigt nun in aller Form deren (ja verhältnismäßig leichte und billige) Herstellung an, ohne

seine Landarmee, seine Luftmacht und seine Kriegsflotte abzubauen*. Die Nordatlantik-Strategie anderseits ist ganz auf die Vermehrung der herkömmlichen Rüstungen eingestellt, eingeschlossen die Ausstattung der Armeen mit taktischen Atomwaffen. Und der ganze, nun so ziemlich entschiedene Kampf um die Wiederaufrüstung Westdeutschlands ging ja offiziell nur um die berühmten zwölf Divisionen, obgleich deren Rolle im Falle eines Atomkrieges nur derjenige von Erstopfern der H-Bomben wäre, soll doch eine einzige H-Bombe, wie die Physiker sagen, zehnmal so wirksam sein wie alle «gewöhnlichen» Bomben, die im letzten Krieg auf Deutschland abgeworfen wurden!

Nein, diese ganze Aufrüsterei ist so offenkundig widersinnig und todbringend, daß die darauf begründete «Politik der Stärke» in Europa wie in Vorderasien und im Fernen Osten vollkommen fehlgeht. Dies schon deshalb, weil ihr Zweck in Wahrheit gar nicht die Abwehr einer gar nicht bestehenden *militärischen* Gefahr von seiten Rußlands und Chinas ist, sondern die gewaltsame Verhinderung eines Weitergreifens der *sozialen* Umwälzung, die in den bereits kommunistischen Staaten ihre stärkste Ermutigung findet. Aber die Mittel, die diesem Zweck dienen sollen, eben die Kriegsrüstungen, sind *auch an und für sich* falsch und sogar lebensgefährlich. Alles, was man jetzt über den Ausbau der «Verteidigungsorganisationen», über Militärbündnisse (wie dasjenige zwischen der Türkei und Irak), über Ministerkonferenzen (wie die jüngst in Bangkok abgehaltene der Teilnehmer des Südostasienbundes) liest, all das ist Wahnwitz und Verbrechen, sagen wir's nur deutlich! Was jetzt wirklich nottut, das ist der vorbehaltlose Verzicht auf jeglichen Krieg, die völlige militärische Abrüstung. Und da kaum anzunehmen ist, daß darüber eine internationale Vereinbarung in nützlicher Frist zustandekommen wird, so bleibt nur übrig, daß *ein* Staat, sei er nun klein oder groß, damit vorangeht, aus eigenem freiem

---

* Churchill sagte dazu im Unterhaus, Landarmeen seien noch immer nötig, «um einen schrittweisen Vormarsch der Kommunisten in dieser Zeit des sogenannten Friedens zu verhüten» und «um örtlich begrenzte Zwischenfälle beizulegen». In Wahrheit drohen sie nur örtliche Zwischenfälle und «begrenzte Kriege» zu einem Weltkrieg auszuweiten, wie der Koreakrieg, der Krieg in Indochina und jetzt wieder die Formosakrise beweisen. Und was die abschreckende Wirkung der Atomwaffen betrifft, so gab Churchill selber zu, daß die Westmächte höchstens auf vier Jahre noch eine Überlegenheit an solchen Waffen besäßen; nachher würden sie auf beiden Seiten verfügbar sein, und wenn es dann zum Kriege komme, so «wäre es Wahnsinn, wollte man annehmen, daß diese Waffen *nicht* verwendet würden». Das heißt aber, daß spätestens in vier Jahren die Russen auch durch die mächtigsten Landarmeen und die (angeblich) bis dahin überlegenen Atomwaffen der Westmächte nicht mehr einzuschüchtern und zum bedingungslosen Rückzug aus Ostdeutschland, Österreich, Polen usw. zu zwingen sein werden, wie das jetzt der Grundgedanke der politischen Strategie der Westmächte ist. Liegt da für Draufgänger und Fanatiker, wie sie vor allem in den Vereinigten Staaten bis in die obersten Armee- und Staatsstellen hinauf zu finden sind, nicht die Versuchung nahe, die westliche Überlegenheit auszunützen, solange es noch Zeit ist?

Entschluß seinen Militärapparat auflöst und so der Vernunft und der Menschlichkeit die Gasse öffnet, durch welche die anderen nachfolgen und den Krieg endgültig töten können.

Deutschlands Stunde Könnte, ja müßte das nicht *Deutschland sein*? Müßte dieses Land nicht die ihm jetzt geschenkte einzigartige Gelegenheit ergreifen, seine jahrhundertlange Schuld zu sühnen und durch entschlossensten Verzicht auf Neubewaffnung, durch Verzicht auch auf alle nationalistische Revanche und imperialistische Neuausdehnung, verbunden mit der Schaffung einer gerechteren, solidarischen Wirtschafts- und Sozialordnung, den Kern eines neuen, abgerüsteten, von östlicher wie westlicher Machtpolitik freien Europa bilden? Ich bin tatsächlich mehr als je davon überzeugt, daß dies seine vorsehungsgemäße Aufgabe in der heutigen Weltlage ist. Überzeugt aber auch, daß der Ungehorsam gegenüber dem an es ergangenen Ruf neues, schweres Unheil über Deutschland und Europa bringen wird. Und mindestens Westdeutschland verschließt sich ja ganz bewußt und gewollt diesem Ruf. Seine Volksvertretung hat mit mehr als Zweidrittelsmehrheit die Pariser Verträge, also die Wiederaufrüstung Westdeutschlands und seinen Anschluß an den westmächtlichen Militärblock, gutgeheißen, und seine Regierung steuert nun mit vollen Segeln dem so heißersehnten Ziel der Wiederherstellung von Deutschlands Weltmachtstellung entgegen.

Was das bedeutet, braucht hier nicht mehr ausführlich beschrieben zu werden. Es bedeutet vor allem, daß die Wiedervereinigung der beiden getrennten Hälften Deutschlands auf alle absehbare Zeit unmöglich sein wird; die Sowjetunion wird sich durch die kommenden zwölf Divisionen des Bonner Generalstabes nicht imponieren lassen, sondern alles aufbieten, eingeschlossen die offene Aufstellung auch einer ostdeutschen Armee, um zu verhindern, daß die westmächtlichen und westdeutschen Streitkräfte bis an die Oder und Neiße vordringen. Es bedeutet aber auch, daß, gestützt auf die neue Wehrmacht, der Nationalismus und Militarismus in Westdeutschland – der schon seit Jahren immer frecher auftritt und im öffentlichen Leben der Bonner Republik eine mächtige Rolle spielt – vollends freie Bahn gewinnt und im Verein mit der Rüstungsindustrie, der eine goldene Konjunktur winkt, zur gefährlichsten Kriegskraft Europas zu werden droht. Darüber täuschen die Vorschläge für eine bloß der Verteidigung dienende Organisation der westdeutschen Wehrmacht nicht hinweg (zum Beispiel für die Massierung von 15 000 Panzerabwehrgeschützen an der Grenze gegen die DDR in einer Tiefe von 50 Kilometern); die westdeutsche Armee wird, im Sinne der hinter ihr stehenden Politik, nur zur Geltung kommen, wenn sie, wie alle deutschen und preußischen Armeen vor ihr, auf die Offensive ausgerichtet ist, also das große Unternehmen wieder aufnehmen kann, das unter Hitler wie unter Wilhelm II. so katastro-

phal zusammengebrochen ist. Daß in einem künftigen Krieg gegen den jetzt im Osten gesuchten «Erbfeind» – einem Krieg, der sofort mit dem Einsatz von H-Bomben geführt würde – die westdeutsche Landarmee überhaupt nicht zum Schlag käme, wurde schon früher gesagt; aber soviel wird sie immerhin fertigbringen, daß sie den *Ausbruch* eines Krieges herbeiführen und damit ihren eigenen Untergang besiegeln kann. Das gilt natürlich auch für den Fall, daß sich diese Armee nicht wieder nach dem Osten, sondern *gegen den Westen* kehren würde. Es könnte ja doch ganz gut sein – und viele halten *das* für wahrscheinlich –, daß die Bonner Republik, wenn sie einmal ihre nationale Souveränität zurückgewonnen und ihre Wehrmacht sicher in Händen hat, sich mit der Sowjetunion über die Vereinigung mit Ostdeutschland verständigte und ihren neuen «Platz an der Sonne» auf Kosten des zerfallenden französischen Kolonialreiches und des britischen sowie amerikanischen Welthandels suchte, statt nochmals die Sowjetunion anzupacken. Gebrannte Kinder fürchten das Feuer! Aber auch in diesem Falle würde Deutschland mit einem Krieg, den es entfesselte, in sein Verderben rennen, auch wenn und gerade wenn es ebenfalls H-Bomben herstellt, was es über kurz oder lang sicher tun wird – vielleicht sogar noch mit Zustimmung der Westmächte . . .

Nun ist ja freilich in Westdeutschland eine ziemlich umfassende Bewegung *gegen* die Wiederaufrüstung im Gang. Ich unterschätze ihre Bedeutung keineswegs; sie ist stärker als ich noch vor einem halben Jahr anzunehmen geneigt war. Die jungen Jahrgänge vor allem, aber sehr kräftig auch der Großteil der Gewerkschaften und in deren Schlepptau mehr oder weniger auch die Sozialdemokratische Partei, dazu recht erhebliche Teile der gebildeten Stände und des Mittelstandes, nicht zuletzt auch der protestantischen Kirche sind in Unruhe, ja Aufruhr geraten und entfalten eine oft hitzige Agitation gegen die Militärpläne wie gegen die ganze weltpolitische Einstellung der Regierung Adenauer und der sie stützenden Parteien. Wahrscheinlich ist sogar die Mehrheit der westdeutschen Bevölkerung gegen die Wiederaufrüstung eingenommen. *Aber diese Mehrheit kommt eben realpolitisch nicht zur Geltung* – und das ist zuletzt doch das Entscheidende. Westdeutschland ist ja so wenig eine Demokratie wie Frankreich (oder Italien und andere «freie» Länder); sein Staatsapparat ist in den Händen einer Minderheit, die über die Geldmittel und die geistigen Beeinflussungsmittel verfügt, welche ihr erlauben, den Mehrheitswillen des Volkes auszuschalten und dafür einer gehorsamsgewöhnten Parlamentsmehrheit rechtsbürgerlich-nationalen Gepräges die maßgebenden Beschlüsse zu überlassen. Die 320 Paar Schuhe, die Adenauer am 6. September 1953 in den Bundestag gebracht hat, vermögen alle Opposition niederzutrampeln – und sie tun es auch wacker. Dazu kommt, daß diese Opposition selbst, also vor allem die Sozialdemokratie, innerlich gebrochen und gelähmt ist. Sie ist wie die Regierungs-

koalition leidenschaftlich antikommunistisch und zur «Verteidigung der freien Welt» bereit (Ollenhauer donnerte noch in der letzten Verhandlung über die Pariser Verträge gegen die «kommunistischen Welteroberungspläne»); sie lehnt wie die Regierung jede Aussprache mit der ostdeutschen Republik ab und läßt sich an Nationalismus – eingeschlossen die Forderung auf Zurückgewinnung der Saar und der verlorenen Ostprovinzen – von keiner anderen Partei überbieten. Nur scheut sie vorderhand noch vor den *Konsequenzen* dieser ganzen Haltung zurück, wie sie die Regierungsparteien mit ihrem Einstehen für die Wiederaufrüstung ziehen, weil sie ahnt, wohin das führen muß. So ist es denn auch mit den neuen west-östlichen Verhandlungen über eine friedliche Einigung Deutschlands, die die Sozialdemokraten verlangen, eine eigene Sache. Käme es wirklich dazu und lehnten es die Russen wiederum ab, auf gesamtdeutsche Wahlen einzutreten ohne die Sicherheit, daß ein geeinigtes Deutschland nicht den westlichen Militärblock verstärken würde, dann würden die Sozialdemokraten kaum zögern, die Schuld am Scheitern der Konferenz wieder der Sowjetunion aufzuladen und jetzt «mit gutem Gewissen» die Wiederaufrüstung anzunehmen.

In Wahrheit liegt natürlich die Sache so, daß nicht russische Unnachgiebigkeit und «kommunistischer Eroberungswille» die Lösung der deutschen Frage «in Frieden und Freiheit» verunmöglicht, sondern das starre westmächtlich-westdeutsche Begehren, daß Deutschland seine Einheit *auf Kosten der Sowjetunion, Polens, der Tschechoslowakei* usw. bekommen müsse. Die Sowjetunion hat gewiß erst spät jene Politik der planmäßigen Entspannung im Innern und nach außen eingeleitet, die besonders mit dem Namen *Malenkows* verbunden ist – aber sie hat sie eben doch eingeleitet. Sie hat die Entwicklung der Schwer- und Rüstungsindustrie zugunsten einer besseren Versorgung der Verbrauchermassen gebremst, hat deutliche Liberalisierungsmaßnahmen ergriffen, hat in der deutschen Frage Zugeständnis auf Zugeständnis gemacht (Annahme des Eden-Planes als Diskussionsgrundlage, Zustimmung zu gesamtdeutschen Wahlen unter internationaler Aufsicht usw.) – lauter Dinge, die nicht auf Angriffspläne gegen den Westen hindeuten, sondern auf den Wunsch nach einer langen Zeit friedlicher Koexistenz, aber freilich unter der Voraussetzung, daß dabei nicht einfach die Sowjetunion und ihre Verbündeten die Leidtragenden sein sollten. Gerade diese Voraussetzung lehnten aber die Westmächte und die Bonner Republik konsequent ab. Sie erklärten alles Entgegenkommen der Sowjetunion nur als betrügliches Manöver, beharrten auf der Notwendigkeit, durch eine «Politik der Stärke» Moskau zum bedingungslosen Rückzug zu zwingen und spekulierten auf eine innere Revolte in den Oststaaten gegen das kommunistische Regime. Die Folge war, daß Malenkow abtreten mußte (wie Litwinow nach dem Scheitern der Absicht Moskaus, eine Einheitsfront Europas gegen Hitler her-

zustellen, auch abtreten mußte) und die Gruppe um Chruschtschew, Molotow usw., die immer den neuen Kurs als verfehlt und die Hoffnung auf eine Lockerung der westmächtlichen Starrheit als Illusion bezeichnet hatte, wieder obenaufkam.

So hat die Unfähigkeit des Westens, das sachlich Notwendige zur rechten Zeit zu tun, aufs neue eine Lage herbeigeführt, die kaum viel besser ist als diejenige, aus der dann schließlich – nach München – der Zweite Weltkrieg herausbrach *. Westdeutschland insbesondere bleibt der Explosionsherd, der es fast von Anfang seines Bestehens an war, und wird es durch die Wiederaufrüstung nur immer mehr werden, wenn es nicht noch in letzter Stunde seine große Chance nutzt.

Rückschlag in Frankreich Für die Politik der verpaßten Gelegenheiten bietet gerade jetzt *Frankreich* ein warnendes Beispiel. Ministerpräsident Mendès-France hatte, als er im Sommer 1954 zur Macht kam, die vielleicht einmalige Möglichkeit, durch kühne Entschlüsse Frankreich aus seinem verhängnisvollen Immobilismus im Innern wie nach außen herauszureißen. Und es schien zuerst auch, als sei er gewillt und fähig, die ihm zugefallene geschichtliche Aufgabe wirklich zu erfüllen. Vor allem sein energisches Eingreifen in Indochina, das dem «schmutzigen Krieg» – mit kräftiger Unterstützung durch Eden, Molotow und Tschu En-lai allerdings – ein Ende setzte, weckte im französischen Volk die größten, ja direkt ausschweifende Hoffnungen. Gestützt auf eine vorwärtsdrängende, radikale Erneuerungsbewegung, wie sie damals, auf einen Führer wartend, durchaus möglich war, hätte Mendès-France Reformen anbahnen können, die für Frankreich eine wahre Befreiung gewesen wären. Er hat es nicht getan. Seine Weigerung, irgendwelche Zusammenarbeit mit der Kommunistischen Partei anzunehmen (hinter der schließlich die Mehrheit der französischen Arbeiterklasse und ein Viertel der Wählerschaft des Landes steht) und seine gesinnungsmäßige Verbundenheit mit den großbürgerlich-kapitalistischen Kreisen hielten ihn grundsätzlich im Lager der Verteidiger der bestehenden Ordnung zurück und trieben ihn außenpolitisch mehr und mehr auf die Seite Amerikas und eines wiederaufzurüstenden Westdeutschlands. Den Kommunisten eine «Wahlreform» androhend, die sie parlamentarisch zur völligen Ohnmacht verurteilt hätte, die Sozialisten durch seine wirtschafts- und sozialpolitische Einstellung mißtrauisch machend und die Linkselemente auch bei den katholischen Volksrepublikanern abstoßend, mußte er seine

* Claude Bourdet schreibt im «Observateur» (10. Februar) zum Kurswechsel in Moskau mit Recht: «Für die ganze Welt und besonders für Frankreich und Europa ist das eine katastrophale Entwicklung. Aber die Geschichte wird die Verantwortung des Westens nicht vergessen, so wenig wie die Tatsache, daß es die Regierung Mendès-France war, unter der die besten Chancen einer Vereinbarung mit dem versöhnlichsten der sowjetischen Staatsmänner kalt und absichtlich geopfert wurden.»

Mehrheit immer planmäßiger in der «rechten Mitte», ja auf der konservativen Rechten suchen, die er sich aber mit seinen sprunghaften Methoden und seinen undurchsichtigen Wirtschaftsplänen bereits unwiderruflich verfeindet hatte – nicht zu reden von den «betteraviers», den Rübenbauern, und der Masse der übrigen Alkoholinteressenten, für die er trotz dem Rückzug seiner Reformgesetzentwürfe doch der Feind Nr. 1 geblieben war. So hatte es Mendès-France glücklich fertiggebracht, sich zwischen zwei Stühle zu setzen. Und als die Rechte, ihre Revanche suchend, die Nordafrikafrage zum Anlaß nahm, ihn zu stürzen («Heute abend oder nie!» rief der Abgeordnete Teitgen aus, als es zur kritischen Abstimmung kam), da sah er sich von der Linken endgültig verlassen, ohne doch die Mitte und die Rechte überzeugend gewonnen zu haben. Und nun ist also wieder eine nackt reaktionäre Regierung am Ruder, zweifelhaft verschönt durch das Feigenblatt des «liberalisierenden» Ministerpräsidenten Edgar Faure, dieses typischen Opportunisten, der aber seine Rolle als Sachwalter der «staats- und gesellschaftserhaltenden» Kräfte schon richtig spielen wird. Frankreich ist in aller Form zu dem Konservatismus der Laniel, Pinay, Reynaud und Konsorten zurückgekehrt, mit dem Mendès-France angeblich Schluß machen wollte, bei dem er aber schließlich selbst wieder gelandet ist.

Aber es ist ja nur ein Scheinkonservatismus, der noch einmal triumphiert hat. In Wirklichkeit ist Frankreichs politischer Zustand so spannungsgeladen, daß harte Erschütterungen in näherer oder fernerer Zukunft ganz unvermeidlich geworden sind. Die ungelösten sozialen Probleme, von denen wir an dieser Stelle vor einigen Monaten geredet haben, werden die Unrast im Volke mehr und mehr steigern. Die Wiederherstellung der kapitalistischen Produktions- und Verteilungsformen täuscht nicht über die dringende Notwendigkeit gründlicher Strukturwandlungen hinweg. Die Kettung Frankreichs an die amerikanische Machtpolitik und seine Festlegung auf die Wiederherstellung einer westdeutschen Wehrmacht birgt ganz unabsehbare Gefahren in sich. Und daß Marokko, Tunis, mehr und mehr aber auch Algerien sich zu Explosionsherden bedenklichster Art entwickeln, kann nur verblendeten Kolonialisten entgehen. Eigentlich wäre so jetzt die *Linke* in Frankreich wieder am Zug. Sie hat schon dreimal in den letzten dreißig Jahren versucht, den politischen Kurs herumzureißen: 1924 mit dem Cartel des Gauches, 1936 mit dem Front Populaire und 1944 mit der Résistance. Dreimal ist der Anlauf steckengeblieben. Wird er ein viertes Mal durchbrechen? Es erscheint mehr als zweifelhaft, vor allem wegen des leidenschaftlichen Widerstandes der Linkskatholiken, der Radikalen und der Sozialisten gegen eine Einheitsfront mit den Kommunisten, ohne die doch jede erfolgverheißende Erneuerungsbewegung unmöglich ist. Dabei ist die Furcht, eine solche Bewegung könne zu einer kommunistischen Diktatur führen, unter den heutigen Verhältnissen denkbar grundlos; auch das Volksfrontregime von 1936 ist von

den Kommunisten nicht zur Erreichung von Sonderzielen ausgenützt worden, so wenig wie das in der Befreiungs- und Widerstandsbewegung bei Kriegsende der Fall war. *Die* Gefahr besteht allerdings, daß bei einer längeren Fortdauer des Parteien- und Interessenchaos, in das Frankreich versunken ist, die notwendige Umwälzung nach «links» hin eben doch in gewalttätiger Form kommt, vielleicht nachdem zuerst eine Diktatur der Rechten aufgerichtet worden ist; die Kleinbürgerbewegung um Poujade, die zunächst «nur» den Steuerstreik propagiert, weist heute Züge auf, die deutlich antiparlamentarisch-faschistisch sind. Aber dann trügen eben die Verantwortung diejenigen, die jetzt eine noch mögliche *freiwillige* Erneuerung Frankreichs an Haupt und Gliedern hintertreiben.

Die Ostasienkrise Für den Augenblick am gefährlichsten ist jedoch die Lage in *Ostasien*, vor allem die Spannung zwischen *China* und *Amerika*. Was zu ihrer friedlichen Lösung notwendig wäre, weiß jedermann: die Anerkennung des neuen China als einer bleibenden Tatsache, seine Aufnahme in die Vereinten Nationen und die Überlassung Formosas an die Chinesische Volksrepublik*. Aber auch hier bleiben die Entschlüsse der verantwortlichen Staatsmänner weit hinter dem tatsächlich Nötigen zurück. Ende Januar schien es sogar ein paar Tage lang geradezu, als stünde der Weltatomkrieg vor der Tür. Die Drohung Präsident Eisenhowers, jeden Versuch Chinas, die gegenrevolutionäre Regierung Tschiang Kai-scheks aus Formosa zu vertreiben, sofort mit dem Einsatz der USA-Militärmacht zu beantworten, und die Vollmacht, die er sich von der amerikanischen Bundesversammlung für die Eröffnung von Feindseligkeiten gegen China geben ließ, waren, wie «The Nation» (Neuyork, 5. Februar) feststellte, ein eigentlicher «Verzicht des Parlamentes auf seine höchste Verantwortung, nämlich die Gutheißung oder Ablehnung einer Kriegserklärung». Außenminister Dulles, von dem Senator Barkley gedrängt, gab sogar zu, daß die Resolution, mit der dann die Bundesversammlung dem Präsidenten-General Blankovollmacht erteilte, tatsächlich nichts anderes als «eine vordatierte Kriegserklärung» sei. Die absichtlichen Unklarheiten, die in der Vollmacht für Eisenhower ent-

* Am 5. Januar 1950 erklärte der damalige amerikanische Staatssekretär Acheson in einer Pressekonferenz, man brauche nicht auf einen Friedensvertrag zu warten, um Formosa an China zu übergeben. Das in gewissen Kreisen vorgebrachte Argument, die Vereinigten Staaten hätten ein Recht, in den Formosastreit einzugreifen, weil Formosa technisch ein Teil des von Japan besetzt gewesenen Gebietes sei, sei lediglich «ein Advokatentrick». Die «gewissen Kreise», die immer noch dieses Trickargument vorbringen, sind heute die Regierung der Vereinigten Staaten und ihre Verbündeten ... Vollends die Behauptung, die Insel Formosa, 10 000 Kilometer von der amerikanischen Westküste entfernt, sei für die Verteidigung der Vereinigten Staaten unbedingt nötig, aber für diejenige Chinas höchst überflüssig, diese Behauptung ist natürlich erst recht nicht ernst zu nehmen.

halten sind (zum Beispiel in bezug auf die der chinesischen Küste unmittelbar vorgelagerten kleinen Inseln, die von Tschiangs Truppen unter amerikanischem Flottenschutz besetzt sind, obwohl sie niemals zu Japan gehört haben), ändern nichts daran, daß es jetzt in erster und letzter Linie von der Weisheit und Charakterstärke des amerikanischen Präsidenten abhängt, ob es über Formosa zum Kriege kommt. Seine zwei wichtigsten Ratgeber, Staatssekretär Dulles und Wehrmachtchef Radford, erklärten in den Kommissionsverhandlungen (wie Senator Morse enthüllte) bereits unverhüllt, es werde «vielleicht nötig sein, einen Schlag gegen das chinesische Festland zu führen, bevor die Rotchinesen einen Schlag führen können».

Daß etwa Amerikas Bundesgenossen diesen Kriegsmachern in den Arm fallen würden, daran ist kaum zu denken; England fühlt sich so sehr mit den Vereinigten Staaten solidarisch (besonders in Ost- und Südostasien: Hongkong und Malaya!), daß es nichts tun wird, um im Ernstfalle eine militärische Aktion Amerikas gegen China zum Stehen zu bringen, besonders wenn auch Australien und Neuseeland, die beide Sonderabmachungen mit den USA haben, damit einverstanden sind. Und von den Vereinten Nationen wollen wir überhaupt nicht reden; der Koreakrieg – um von anderem zu schweigen – hat klar genug gezeigt, daß sie jeden mit Festigkeit vertretenen Entschluß Washingtons gutheißen und ideologisch zu rechtfertigen imstande sind. Es hängt also vor allem von der *Entwicklung in den Vereinigten Staaten selbst* ab, wie weit «die mächtige Minderheit in den USA, die eine Kriegspolitik wünscht» («Peace News», 11. Februar), zurückgebunden werden kann. Zum Glück scheint diese Entwicklung neuerdings eher in der Richtung auf eine friedliche Koexistenz mit der kommunistischen Welt zu verlaufen. *Ein* Zeichen dafür ist der deutliche Rückschlag, den die McCarthy-Bewegung erlitten hat*, desgleichen der wachsende Widerstand gegen den verblendeten Antikommunismus, der aus dem amerikanischen Volke heraus kommt und sich unter anderem in einer Massenpetition an den Präsidenten zugunsten von Verhandlungen mit dem «feindlichen» Lager und einer Abschaffung der Massenvernichtungswaffen, als Anfang einer allgemeinen Abrüstung, bekundet. Besonders wichtig ist dann, daß ein beträchtlicher Teil auch der amerikanischen Kapitalistenklasse der Gewaltpolitik des «Triumvirats Dulles-Radford-Knowland» (um diese abgekürzte Bezeichnung zu gebrauchen) planmäßig entgegenarbeitet. Wirtschaftsführer, wie Ernest Weir, der Präsident eines der größten Stahlkonzerne der USA, und Finanzmänner, wie James Warburg sind nur die öffentlichen Wortführer einer Gruppe, die von einem neuen Krieg nichts Gutes, wohl aber einen Zusammenbruch auch des amerikanischen Kapitalismus er-

* Einer von McCarthys Hauptgewährsmännern, Harvey Matusow, hat sich jetzt sogar öffentlich als meineidigen Zeugen bekannt. Sein Buch «False Witness» («Falscher Zeuge») erregt viel Aufsehen.

wartet. In der Regierung selbst vertreten besonders der Wehrminister Charles Wilson (der von der Leitung des General-Motors-Automobiltrustes herkommt) und Finanzminister Humphrey diese Gruppe, der wohl auch General MacArthur (jetzt Verwaltungsratspräsident einer Industriegesellschaft) nahesteht.

So ist die amerikanische Außenpolitik gegenwärtig durch ein gewisses Schwanken, durch eine Neigung zur Mäßigung und zu Kompromissen gekennzeichnet. Allein, wie lange hält diese Tendenz vor? Auch die «Friedenspartei» innerhalb der herrschenden Schicht will ja starke Kriegsrüstungen (schon um der Krisengefahr entgegenzuwirken) und die Fortsetzung der «Politik der Stärke» gegenüber den kommunistischen Ländern. Und das heißt, daß sie sich ebenfalls unter das Gesetz der Gewalt stellt, das sich auf die Länge nicht von menschlichem Willen beherrschen und begrenzen läßt, sondern seinem eigenen Schwergewicht folgt und über die Köpfe der «klugen» Menschen hinweg schließlich doch zum Kriege führt. So sind gegenüber den friedlicheren Kräften, die in den Vereinigten Staaten unzweifelhaft wirken, auch weiterhin alle Vorbehalte angebracht. In der Chinapolitik der Washingtoner Regierung ist jedenfalls nicht derjenige Umschwung in Sicht, der – zusammen mit einer geduldigen Haltung der Pekinger Regierung – die friedliche Lösung der großen Spannung verbürgen würde. Das wird noch klarer, wenn wir auch die anderen Gegenstände der Ost- und Südostasienpolitik Amerikas ins Auge fassen, besonders soweit sie in Indochina und Siam liegen.

Indochina – ein zweites Korea! Wie in bezug auf China und Korea, so halten die Vereinigten Staaten auch gegenüber *Indochina* die Fiktion aufrecht, daß das kommunistische Regime – der Vietminh-Staat in Nordindochina – unrechtmäßig sei, daß es seine Existenz nur einem typisch leninistischen Angriffskrieg gegen die gesetzliche Regierung verdanke, und daß die «freie Welt» verpflichtet sei, Gesetz und Ordnung, Demokratie und Staatsautorität auch hier mit allen zweckmäßigen Mitteln wiederherzustellen. Amerikas Verbündete vertreten ungefähr die gleiche Auffassung.

In Wirklichkeit kann, wie Professor Gérard Lyon-Caen, einer der besten französischen Völkerrechtslehrer, feststellt («Cahiers Internationaux», Oktober 1950), «gar kein Zweifel darüber bestehen, daß die einzig rechtmäßige Regierung diejenige der Vietnamesischen Republik ist», also die von Ho Chi-Minh präsidierte Regierung von Hanoi. Sie ist im Januar 1946 aus den allgemeinen, in ganz Indochina abgehaltenen Wahlen zur vietnamesischen Nationalversammlung hervorgegangen und damals von Frankreich selbst anerkannt worden. Erst nachträglich hat Frankreich eine Gegenregierung unter «Kaiser» Bao Dai gebildet, der 1945 abgedankt hatte und keinen Auftrag des Volkes

von Vietnam besaß, neuerdings einen Sonderstaat aufzurichten, einen Staat, der denn auch seine Autorität nur soweit zur Geltung zu bringen vermochte, als die Macht der französischen Bajonette reichte. Gewalt, nicht Recht, war somit von Anfang an die einzige Stütze des Regimes Bao Dai, und Frankreich wie Amerika, das seit dem Ende des Koreakrieges immer umfassender den französischen Kolonialkrieg in Indochina unterstützte, waren offenkundig im Unrecht, als sie dieses Regime in seinem Kampf gegen die Demokratische Republik Vietnam unterstützten. Wie die Neuyorker «Monthly Review» (Juni 1954) völlig zutreffend feststellt:

«Kein Land ist rechtlich oder moralisch befugt, den privaten Bürger eines anderen Landes als Regierungshaupt einzusetzen und dessen ‚Regierung' mit ihren bewaffneten Streitkräften zu unterstützen. Die Sowjetunion hat das im Falle Finnland im Jahre 1939 auch gemacht, und die Westmächte waren ganz mit Recht einmütig in der Verurteilung dieses Vorgehens. Nachträglich machte die Sowjetunion ihren Fehler mindestens teilweise wieder gut, indem sie die ‚Regierung' Kuusinen fallen ließ und wieder mit der gesetzmäßigen finnischen Regierung verhandelte. Frankreich hat genau das gleiche in Vietnam getan, aber weit entfernt, dieses Vorgehen zu verurteilen, haben die Westmächte ihren Anerkennungsstempel darunter gesetzt, indem sie das Puppenregime Bao Dai anerkannten.»

Im Frühjahr 1954 ist dieses Regime dann freilich katastrophal zusammengebrochen. Aber die Demokratische Republik Vietnam konnte an der Genfer Konferenz nur ihre Anerkennung durch Frankreich und England (nicht durch Amerika, das sich konsequent weigerte!) erreichen; im Süden bleibt, mit Saigon als Hauptstadt, die Regierung Bao Dai weiter bestehen, gestützt vor allem durch die Vereinigten Staaten, die Geld, Militärmaterial und eigene Streitkräfte ins Land geschickt haben und bis 1956 eine Eingeborenenarmee von 140 000 Mann auf die Beine zu stellen hoffen.

Aber die Aussichten des Südstaates sind trotz – oder gerade wegen – der amerikanischen Stützungsaktion alles andere als gut. Unsere Presse ist zwar dauernd bemüht, das Regime des *Nordstaates* in ein schlechtes Licht zu stellen. Man kann immer wieder Berichte über die «Schreckensherrschaft» Ho Chi-Minhs lesen und Bilder sehen, auf denen flüchtende katholische Nordvietnamesen in verzweifelter Panik Schutz vor den sie verfolgenden kommunistischen Flugzeugen suchen *.

* Zu den «Katholikenverfolgungen» in Nordvietnam schreibt George Bois, der Indochina gut kennt, in der religiös-sozialen «Cité Nouvelle» (10. Februar 1955) unter anderem: «Es ist sicher, daß die Katholiken im Nordstaat aufgehetzt wurden, heimlich aus ihrem Lande zu fliehen, ohne von den Behörden die Passierscheine zu verlangen, die nötig sind, um nach Haiphong zu kommen. In dieser Beziehung und auch im Hinblick auf die Anwesenheit französischer Schiffe in den Gewässern von Tonking liegt also eine Übertretung der Genfer Abmachungen vor ... Ein großer Feldzug zugunsten der Räumung (Nordvietnams) ist direkt von der (südvietnamesischen) Regierung Diem geführt worden ... Man muß auch wissen, daß von neun Bischöfen sieben im Norden geblieben sind mit ungefähr einer Million Getreuer. Im übrigen weiß man, daß im Süden wie im Norden nicht wenige Katholiken entschlos-

Aber man hat dennoch keinen Grund zur Annahme, daß das Verhältnis zwischen Volk und Regierung im Vietminh-Staat heute anders sei als vor einem Jahr, wo im hochkonservativen «New York Times Magazine» (9. Mai 1954) Paggy Durdin schrieb:

«Während mehr als sieben bitteren Kriegsjahren ist sein (Ho Chi-Minhs) Name ein unschätzbarer Aktivposten für den Vietminh gewesen. Was die einfachen Bauern nicht für eine Kommunismus genannte Abstraktion – oder auch für die andere Abstraktion, genannt Nationale Unabhängigkeit – getan oder gelitten hätten, das haben sie für ‚Onkel Ho' getan und gelitten. ... Die meisten Vietnamesen glauben, daß es Ho Chi-Minh ist, der den Franzosen all das abgerungen hat, was Bao Dais Vietnam an Unabhängigkeit erlangt hat.»

Welcher Volkstümlichkeit sich das Vietminh-Regime auch im Südstaat erfreut, geht am besten aus dem Zeugnis Professor Buu Hois hervor, eines in Paris lebenden nichtkommunistischen Vietnamesen, den manche als den künftigen Ministerpräsidenten des Südstaates sehen, der aber im Pariser «Express» feststellte, daß «zwei Drittel des (in Genf) den Nationalisten zugesprochenen Gebietes tatsächlich immer noch unter kommunistischer Verwaltung stehen, wenn auch die Internationale Kontrollkommission keinerlei Bruch der Bestimmungen über die ‚Umgruppierung' berichtet». Ähnlich schreibt Lois Mitchison im «New Statesman» (15. Januar 1955):

«Nahezu in jedem südlichen Dorf wie in Saigon besteht eine politische Rahmenorganisation des Vietminh. Die Unterstützung des Volkes gehört Ho Chi-Minh, der für es den siegreichen Nationalismus darstellt.»

Demgegenüber spricht Professor Buu Hoi von einer «unglaublichen Unpopularität des bestehenden Regimes (in Südvietnam), das moralisch und materiell bankerott ist trotz der Wirtschafts- und Finanzhilfe, die Frankreich und Amerika so großzügig leisten. Die Geschichte weiß nie von einem langen Leben eines Regimes, das in Friedenszeiten alle vor ihm liegenden menschlichen Aufgaben auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiet vernachlässigt, um sich ganz auf die Schaffung einer Kriegspsychose zu verlegen.» Im Unterschied davon sei es «unbestreitbar, daß der Vietminh eine redliche und tüchtige Verwaltung hat», so wie er auch ein festgefügtes Staatswesen aufgebaut habe, während der Süden jetzt in völlige Anarchie gefallen sei oder einer Verwaltung unterstehe, «die das Regierungshaupt (Bao Dai) fast ausschließlich zur

---

sene Anhänger der Weltanschauung des Vietminh sind ... So muß man wohl oder übel anerkennen, daß allein vom religiösen Standpunkt aus, sofern man die Politik beiseite läßt – und das ist bei den vietnamesischen Protestanten der Fall –, anscheinend keinerlei größere Schwierigkeiten bestehen ... Was äußerst ernst ist, das ist, daß man sich bemüht, die Treue gegenüber den Verträgen von Genf und im besonderen die hochwichtigen Wahlen von 1956 unmöglich zu machen.»

Förderung seiner persönlichen oder seiner Familieninteressen benützt»*.

Lois Mitchison ihrerseits bescheinigt dem gegenwärtigen Ministerpräsidenten des Südstaates, Ngo Dinh Diem, seine Redlichkeit und Anständigkeit, muß aber gleichzeitig den gänzlichen Mißerfolg seiner nunmehr sieben Monate dauernden Regierung feststellen. Politisches Chaos sei ihr einziges Ergebnis, während sie anderseits mehr und mehr «eine militärische Diktatur nach dem Muster von Formosa und Südkorea» entwickle. «Die Gemäßigten werden verhaftet und ihre Veröffentlichungen unterdrückt. Die Bewegung für die Verteidigung des Friedens z. B. war trotz ihrem unglücklichen Namen mindestens teilweise eine Gruppe liberaler Intellektueller, die hofften, den Vietminh-Kommunismus bei den Wahlen und in der Regierung ihres geeinigten Landes verwässern zu können. Aber ihre Geschäftsleitung und zweiundzwanzig ihrer hervorragendsten Mitglieder sind verhaftet worden.»

Daß die Amerikaner dieses Regime hemmungslos unterstützen, entspricht ganz ihrer sonstigen Haltung in ihrem «Kampf für Freiheit und Menschenrecht». Sie vermeinen mit ihren reichen Geldmitteln – 77 Millionen Dollar sollen allein in diesem Jahr nach Südvietnam fließen, mehr als die gesamten Staatseinnahmen – «das Land kaufen zu können», wie sich ein amerikanischer Beobachter ausdrückte, und erwarten, das Volk werde sich dankbar erweisen, indem es bei den für 1956 vorgesehenen Wahlen nichtkommunistisch stimme. Aber die Rechnung dürfte sich als falsch erweisen, wie die Regierung Diem selbst schon heute zugibt. «Die meisten ihrer Mitglieder», so berichtet Lois Mitchison,

«wissen, daß sie überhaupt keine Aussicht haben, bei anständigen, unparteiischen Wahlen den Vietminh zu besiegen. Der Informationsminister sagte denn auch: ‚Wir haben die Genfer Abmachungen nicht unterschrieben und sind darum nicht an die Wahldaten oder -methoden gebunden, die darin vorgesehen sind. Unparteiische Wahlen sind sowieso unmöglich; wir können daher Wahlen abhalten, die wir selbst zu dem uns am besten passenden Zeitpunkt nur im Süden organisieren.' Unterdessen weisen die Amerikaner darauf hin, daß auch sie die Genfer Abmachungen nicht unterschrieben hätten und nur einverstanden gewesen seien, sie zu achten, aber keinerlei Verpflichtung hätten, sie gegen den Willen einer unabhängigen Regierung wie derjenigen von Südvietnam durchzusetzen. Und britische Berater in Saigon sagen, England halte sich natürlich an die Genfer Vereinbarung, aber in den Abschnitten über die Wahlen befänden sich eben doch merkwürdig zweideutige Sätze. Alles ist sich darüber einig, daß der Vietminh den Genfer Vertrag breche; warum – so frägt man sich – sollten wir es nicht auch tun?»

In Wahrheit ist, wie die Verfasserin des Artikels im «New Statesman» fortfährt, der Vietminh gegenwärtig durchaus auf die Einhaltung

* Wie weit der Stimmungsumschwung, der in Südvietnam in der letzten Zeit erfolgt sein soll – ausgesprochener «Optimismus» anstelle der «früheren Verzagtheit», wie sich W. Boßhardt in der «Neuen Zürcher Zeitung», Nr. 471, 1955, ausdrückt –, eine tatsächliche Grundlage in der Festigung des Regimes Diem hat, muß die Zukunft erweisen.

der Genfer Abmachungen eingestellt. «Wenn diese Abmachungen gebrochen werden, so kann und wird er im Süden die Macht ergreifen, sobald er es für gut findet, sei es durch Gewalt oder durch einen politischen Staatsstreich.» Wird dann Amerika mit Heeresmacht eingreifen wie in Korea? Wird es durch seine Atombomber Hanoi vernichten lassen? Wird es China bedrohen, falls es Miene macht, der Demokratischen Republik Vietnam mit Waffenlieferungen oder mit Truppen zu Hilfe zu kommen, so wie Amerika selbst Frankreich in seinem indochinesischen Kolonialkrieg unterstützt hat? Alles ist möglich, auch eine Verwicklung der Sowjetunion in einen neuen Indochinakrieg, das heißt ein direkter militärischer Zusammenstoß zwischen Rußland und Amerika – kurz ein dritter Weltkrieg im Gefolge des Ringens um Indochina. Und all das, weil die Vereinigten Staaten die Beherrschung auch Indochinas, wie Formosas und Koreas, als lebensnotwendig für die Verteidigung ihrer Existenz und für die Rettung der «freien Welt» vor dem erobernden Zugriff des Kommunismus erklären! Was *wirklich* notwendig wäre, das ist der Verzicht Amerikas auf diesen Machtanspruch. Aber wiederum: wie wenig ist Amerika bereit, dieses Opfer für den Frieden zu bringen! Und wie so ganz unzulänglich sind alle Bemühungen der übrigen Mächte, eingeschlossen Indien, in Indochina einen Frieden zu vermitteln, ohne daß Amerika und Frankreich dem Volke von Vietnam endlich seine volle Selbstregierung, frei von jeder äußeren Einmischung, zu gewähren brauchten!

Unsicheres Siam Der unmittelbare Nachbar Indochinas im Westen ist *Siam*. Es hat eine gemeinsame Grenze von 450 Kilometern mit Kambodscha und eine solche von fast 800 Kilometern mit Laos, also mit den beiden «unabhängigen» Staaten von Indochina neben Vietnam. Rassisch, sprachlich und religiös ist es besonders eng mit dem Volke von Laos verbunden, das wie die Bevölkerung Siams dem großen Stamme der Thai angehört (darum der neue Name für Siam: Thailand). Auch die südlichste Provinz Chinas, Yuennan, ist (wie übrigens auch der Südosten von Burma) von Thaistämmen bewohnt – kein Wunder, daß der Umschwung in China auch auf Laos und Siam einen mächtigen Einfluß ausübt, zumal Yuennan im Rahmen des kommunistischen China weitgehende Selbstverwaltung genießt. Dazu kommt, daß von den etwa 16 Millionen Einwohnern Siams rund drei Millionen Chinesen sind, die Handel und Gewerbe des Landes fast vollständig in ihren Händen vereinigt haben. Vietnamesen leben nur einige tausend im Nordosten Siams; aber es ist klar, daß die revolutionäre Bewegung des Vietminh und seine Erfolge die Phantasie auch der Siamesen lebhaft beschäftigen.

Thailand erfreute sich zwar bis vor wenigen Jahren einer erheblichen Stetigkeit und Gedeihlichkeit seiner Wirtschaft; seit aber der Absatz seines Haupterzeugnisses – Reis – auf Schwierigkeiten stößt

und damit seine ganze Handelsbilanz gestört ist, seitdem auch mit dem Ende der Korea-Kriegskonjunktur Gummi und Zinn im Preise gefallen sind, ist das wirtschaftliche und soziale Gefüge Siams einigermaßen ins Schwanken geraten und besonders die Bauern- und Arbeiterbevölkerung von einer Unruhe erfaßt worden, die auch ihre politischen Auswirkungen haben kann.

Dies um so mehr, als das politische Leben Siams denkbar ungesund ist. Seit 1932 ist zwar die Macht der früher absoluten Monarchie gebrochen, und nach dem Zweiten Weltkrieg schien es sogar, als verwandle sich Siam unter der Führung des linksstehenden Unabhängigkeitskämpfers Pridi allmählich zu einer Art sozialistischer Volksrepublik vom Typ Burma. Pridis Sturz im Jahre 1946, der auf den geheimnisumwitterten Tod des damaligen Königs folgte, eröffnete jedoch eine Periode von politischer Wirrnis und Demoralisation, die es ein Jahr später einem beutegierigen, durch und durch verderbten Militärklüngel ermöglichte, die Herrschaft an sich zu reißen und – mit einer kurzen Unterbrechung im Jahre 1948 – bis zum heutigen Tag zu behaupten. Siam ist seither eine reaktionäre Diktatur, die unter der Leitung von Marschall Pibul Songgram den schamlos selbstsüchtigen Interessen einer völlig moralfreien Oberklasse dient. Auch ein Mitarbeiter der «Neuen Zürcher Zeitung» (Nr. 315, 1954) mußte feststellen, das Volk habe «eigentlich (!) kein Mitspracherecht», und aus Gesprächen mit gebildeten Siamesen im ganzen Lande gehe hervor: «Niemand achtet die Leute, die an der Spitze des Staates stehen, niemand findet die heutige Regierungsform ideal. Über den König selbst, der persönlich sehr beliebt ist, laufen die seltsamsten Gerüchte um.»

Im «New Statesman» (12. Juni 1954) entwirft Dorothy Woodman ein düsteres Bild von der in Siam herrschenden Korruption, die jetzt einen Grad erreicht habe, der in der Geschichte des Landes wahrscheinlich unbekannt sei. «Departementchefs sind gleichzeitig erfolgreiche Geschäftsleute, eingeschlossen diejenigen von Armee, Flotte und Polizei. Der Flottenchef war persönlich in einen der vielen Skandale verwickelt . . . Bei solcher Korruption der führenden Männer kann es nicht überraschen, daß die meisten Beamten ihren (Bestechungs-)Tarif haben, daß für die meisten Regierungskontrakte Vermittlungsgelder bezahlt und die meisten Ausfuhrbewilligungen durch ‚Quetschgebühren' erlangt werden. Kein Mensch glaubt im Ernst, daß die Regierung dieses System ausmisten wolle oder daß, wenn sie es je tun möchte, ihre Verfügungen genügend Durchschlagskraft hätten. Das politische Klima ist entsprechend ungesund; die gegenwärtige Tendenz erinnert in hohem Grade an die letzten Jahre des Kuomintang: korrupte Verwaltung (durch amerikanische Dollars gefördert), freiwilliger oder erzwungener Rückzug anständiger Menschen aus dem öffentlichen Leben, Hörigkeit gegenüber den amerikanischen Begehren, Zynismus und Enttäuschung oder einfach Gleichgültigkeit unter dem Volke.»

Der Kommunismus müßte, so sollte man meinen, in diesen Zuständen einen günstigen Boden finden. Dennoch ist er bislang in Siam nur ganz schwach entwickelt – ausgenommen vielleicht die junge Gewerkschaftsbewegung –, während natürlich der Antikommunismus der herrschenden Klasse um so stärker ist, schon in Erwartung der amerikanischen Hilfsgelder. «Das wissen die Amerikaner», schreibt der erwähnte Korrespondent der «NZZ», «die trotz allen Vorbehalten hinsichtlich der tatsächlichen Stärke des Landes und der Armee auf Siam als einen ihrer sichersten Verbündeten rechnen.» Siam ist in der Tat heute nichts anderes als ein amerikanischer Satellitenstaat. Seit 1950 stellt es einen eigentlichen Eckpfeiler der amerikanischen Machtstellung in Südostasien und im Pazifikraum dar, eine Hauptbasis des USA-Imperiums in seinem Kampf gegen die Chinesische Volksrepublik, besonders für den Fall, daß ihm Formosa früher oder später doch verloren gehen sollte. Der siamesische Generalstabschef anerkannte das auch ganz ungescheut, wenn er am 11. Mai 1954 erklärte, seine Regierung «würde keine Einwendungen erheben, falls die Nationen der freien Welt es für nötig erachten sollten, Siam als Militärbasis für den Kampf gegen das Vordringen des Kommunismus in das übrige Südostasien zu benützen». Natürlich müsse, so fügte er bei, darüber vorher eine Verständigung zwischen Siam und den anderen Staaten getroffen werden – eine Verständigung, die bei der amerikahörigen Oberschicht allerdings kaum auf ernstliche Schwierigkeiten stoßen würde.

Ob das *Volk* von Thailand dabei ebenso willig mitmachen würde, ist freilich eine andere Frage. Noch ist die organisierte Opposition gegen das verfaulte Regime Pibul Songgram schwach. Aber zusammen mit der Selbständigkeitsbewegung in den Nordostprovinzen und mit der sozialen Unrast, die aus den Störungen im Wirtschaftsleben des Landes erwächst, mag allmählich doch eine Volksbewegung entstehen, die einen radikalen Systemwechsel zu erzwingen imstande ist. Wie würde Amerika darauf antworten? Würde es daraus wieder eine «kommunistische Aggression» machen und mit bewaffneter Hand eingreifen? Oder würde es den Dingen ihren Lauf lassen und einmal das Selbstbestimmungsrecht eines Volkes achten, das sich von feudal-kapitalistischer Mißwirtschaft und Diktatur freizumachen sucht? Wir wissen es nicht; es wird ganz auf das dannzumalige Stärkeverhältnis der konservativ-gegenrevolutionären und der liberaleren Kräfte in den Vereinigten Staaten ankommen. Eines aber ist sicher: Jedes neue militärische Eingreifen Amerikas in Ost- und Südostasien, ob nun in Formosa oder Korea, in Vietnam oder in Siam, wird zum schließlichen Zusammenbruch der ganzen amerikanischen Imperiumspolitik beitragen – zum Sturz dieses ehernen und goldenen Kolosses, der in Wahrheit doch nur auf tönernen Füßen ruht.

12. März *Hugo Kramer*

BUCHBESPRECHUNGEN

R. Morgenthaler: «Kommendes Reich».

Die Frage nach der biblischen Eschatologie, das heißt die Frage nach den biblischen Reichsaussagen, bewegt als eines der biblischen Hauptprobleme die Theologie seit Jahrzehnten. In seiner Arbeit «Kommendes Reich» setzt sich der Berner Privatdozent R. Morgenthaler vornehmlich mit dem Lösungsversuch des Engländers C. H. Dodd auseinander. Er gelangt aber von dort her zu einer umfassenderen Darstellung und Kritik der heutigen Forschung.

Der Leser wird mit den Ansichten Dodds, der sogenannten «realisierten Eschatologie», vertraut gemacht und wird dadurch aufmerksam auf die ganze Problematik der heutigen Diskussion um das Kommen des Reiches. Dodd kommt in seiner Untersuchung der synoptischen Reichsaussagen und Gleichnisse zu der These: In der Urform der Verkündigung Jesu wird das Reich als gekommen dargestellt. (Diese Urform glaubt Dodd mit dem gesunden Menschenverstand rekonstruieren zu können.) Damit ist für Jesus das Paradox geschaffen: Das Eschaton ist in der Gegenwart. Der göttliche Repräsentant leidet. Dies ist das Geheimnis des Reiches Gottes. «Hinter dem paradoxen Gang der Ereignisse liegt die zeitlose Realität, welche das Königreich, die Kraft und die Herrlichkeit des heiligen Gottes ist.» Das Geschehen kann in der Geschichte nicht erfahren werden, denn der sich abspielende Hereinbruch des Reiches, des Absoluten, Ganz-Andern, ist zeitlos, transzendent, jenseits dieser Welt. Dies wird einerseits ausgedrückt durch Krisenaussagen, anderseits symbolisch im Bilde kommender Ereignisse. Nach dem Tod Jesu wurden von der Gemeindetheologie, die die Aussagen mißverstand, Umdeutungen vorgenommen: Die Krisenaussagen wurden paränetisch verstanden und die symbolischen Zukunftsaussagen vom Boden der spätjüdischen Apokalyptik her ausgefüllt und als wirkliche Zukunftsaussagen genommen.

Dies geschah aber nur in einem Teil der Gemeinde. Der Verfasser der Johannes-Apokalypse ist ein typischer Vertreter dieser Gruppe. «Feinere Geister» begriffen, daß mit dem Kommen Jesu das Reich da war, daß «die Welt zur Szene des göttlichen Dramas geworden, in dem die ewigen Ratschlüsse offen zutage liegen». Es ist die Stunde der Entscheidung, realisierte Eschatologie.

Bei Paulus und Johannes aber kann festgestellt werden, wie die dunkeln eschatologischen Elemente des Kerygmas beseitigt wurden und an ihre Stelle eine Christusmystik tritt, die der Entfaltung christlicher Ethik weiten Raum gewährt.

Die Predigt heute hat nach der realisierten Eschatologie den Sinn, den Menschen vor die Wirklichkeit des mit Jesus gekommenen Reiches Gottes und damit in die Entscheidung zu stellen.

Nach dieser Darstellung weist Morgenthaler die Unhaltbarkeit der Thesen Dodds vom exegetischen Standpunkt her auf. Er untersucht dabei die Reichsstellen der Synopse, die Dodd sämtliche falsch auslegt, da keine einzige Stelle im ganzen Neuen Testament im Ernste von einer Gegenwart des Reiches redet. Was die Stellen besagen, ist ausschließlich, daß mit dem Christusgeschehen wichtigste eschatologische Ereignisse geschehen, nicht aber, daß das Reich schon gekommen. Morgenthaler weist auf die Fülle der Reichserwartungsformen im Neuen Testament hin, die nicht auf einen Nenner gebracht werden können. Neben Nächsterwartung gibt es Nah- und Fernerwartung in Evangelien und Briefen. Die höchst komplexen Aussagen werden alle durch den Begriff der Wachsamkeit zusammengehalten, der an sich jedes Berechnen verneint, denn es geht um *Wach*samkeit, nicht um Wecksamkeit.

Höchst interessant ist auch der Ausblick, den Morgenthaler auf das Problem der Entmythologisierung wirft, in deren Zusammenhang Dodds Versuch gehört. Er zeigt die Unzulänglichkeit der abendländischen linearen Logik, die auf die morgen-

ländischen Texte nicht unbeschränkt angewendet werden darf, da diese Texte ganz anderen Denkgesetzen folgen.

Die Lösung der Frage nach dem Kommen des Reiches liegt für den Verfasser im biblischen Begriff der Gnade und Langmut Gottes. Von dort her wird klar, daß für die Welt das Reich, das heißt das Gericht, nicht spät genug, für die christliche Gemeinde — sofern sie die Wachsamkeit ernst nimmt — nicht zu früh kommen kann. Die Antwort der Gemeinde nach dem Kommen heißt Mission. (Apg. 1, 6 ff.)

Die tiefgreifenden Fragen werden am Ende der Arbeit nur kurz gestreift. Dennoch ist das Buch eine wertvolle Anregung, diese Probleme anhand der erwähnten modernen Exegeten und der Bibel selbst durchzudenken. Von dieser Mühe will uns aber die Arbeit Morgenthalers nicht dispensieren. *H. S.*

J. C. Rossaint: Zur Außenpolitik Deutschlands. Ruhr-Donau-Verlag, Dortmund.

Der kleinen Schar der Westdeutschen, die aus großer Schau eine grundsätzliche Neuorientierung der Außenpolitik ihres Landes erstreben, gesellt sich mit dem vorliegenden Buch auch J. C. Rossaint bei. Er stellt, wie es nötig ist, das Deutschland, das er kommen sieht, in den Zusammenhang der neuen Völkergemeinschaft hinein, die auf dem Weg ist. Sehr richtig erkennt er, daß mit der Art Europa, die man uns jetzt im westlichen Lager mundgerecht machen will, nichts anzufangen ist. Europa, so sagt er, hatte einen Sinn als Vormacht der kapitalistischen Produktionsweise und der bürgerlichen Gesellschaft, die das feudal organisierte «Abendland» ablöste. Mit der Entstehung der sozialistischen Gesellschaft verliert es seinen Sinn. Es ist mit Europa mindestens in der gleichen Art zu Ende, wie es mit dem Abendland im 15. Jahrhundert zu Ende ging. Die von den konservativen Mächten ausgehenden Bemühungen, das überkommene Europa zu retten, sind darum zum Scheitern verurteilt, und auch Deutschland darf sich nicht auf diesen Weg begeben. «Bündnisse mit solchen Kräften liegen auf der Linie der Katastrophen.» Deutschlands Lage – das ist die Schlußfolgerung des Verfassers – verlangt vielmehr, daß es zu seiner überlieferten Westorientierung eine ebenso intensive nach dem Osten und Südosten hinzunimmt. Deutschland wird, fast eingeklemmt zwischen den Mächten, zum Kern des Gleichgewichtes zwischen Osten und Westen werden müssen. Und Träger dieser Entwicklung werden die arbeitenden Schichten sein, die Opfer der wirtschaftlichen und politischen Katastrophen Deutschlands. *H. K.*

Wilhelm Mensching: Nordamerikas Eigenart unter den Erdteilen. Verlag des Freundschaftsheimes Bückeburg.

Dieser kleine Reisebericht des geschätzten Leiters des Bückeburger Freundschaftsheimes trägt Wesentliches zur rechten Würdigung der Vereinigten Staaten bei. Der Verfasser geht davon aus, daß Nordamerika ähnliche Erschütterungen der Wirtschaft, des Staates und des geistigen Lebens nicht erlebt hat, wie Europa sie seit einem halben Jahrhundert erfährt. Es glaubt infolgedessen fest an die Güte und Beständigkeit vor allem der ihm eigenen Wirtschaftsordnung, deren Segnungen die ganze Welt genießen müsse. Es glaubt ebenso fest an die Art von Demokratie, die sich auf seinem Boden entwickelt hat, obwohl sie heute tatsächlich in einer schweren Krise steht und im Kampf gegen die «Roten» geradezu verloren zu gehen droht – noch ganz abgesehen von der Diktatur der Geldmächte, von der Zurücksetzung der Farbigen und von der ganzen Korruption des politischen Betriebes. Mensching ist immerhin sehr beeindruckt von der *echten* Demokratie und Freiheit, die nach seinen Beobachtungen in den Vereinigten Staaten doch auch herrsche. Stark betont er sodann die unerschüttert bürgerlich-kapitalistische Gesinnung, die ihm drüben aufgefallen ist und die sich namentlich auch in einer, wie er zurückhaltend sagt, «allzusehr vereinfachten» Beurteilung der Weltlage äußere. «Die ‚Roten' sind ihnen (nämlich vielen Nordamerikanern) die einzige Ursache aller Unruhe, der Rassenfrage, der kolonialen Erhebungen, der sozialen Kämpfe und der Gefährdung des Friedens.»

Diese Denkweise bestimme sehr weitgehend auch die Haltung der Kirchen, die eben von starken sozialen Umwälzungen unberührt geblieben sei. Mensching führt freilich auch Beispiele einer ganz anderen Haltung an, besonders einen Bericht von 36 Kirchenmännern, «Das christliche Gewissen und der Krieg», der klar ausspricht, daß die westliche Welt, obwohl sich christlich heißend, doch Christi Willen nicht tut und in Gefahr ist, ihre Seele zu verlieren, wenn sie sich bemüht, die Welt, wie sie jetzt ist, zu erhalten. Aber es scheint mir doch sehr – und ich kenne das kirchliche Leben Amerikas auch einigermaßen –, daß Mensching die Bedeutung solcher Äußerungen im Ganzen des amerikanischen Christentums stark überschätzt. Daß ein Mann wie John Foster Dulles einer der höchsten Würdenträger des amerikanischen Kirchenbundes ist oder doch bis vor kurzem war, und Präsident Eisenhower, dessen Politik – namentlich seine Einstellung zum Krieg – durchaus heidnisch ist, sich nicht scheut, seine Kabinettssitzungen mit Gebet zu beginnen, sagt mir mehr als die Kundgebung der 36 Theologen, so hoch ich sie achte. *H. K.*

Friedrich Wilhelm Foerster: Lebensführung. Ein Buch für junge Menschen. Matthias-Grünewald-Verlag, Mainz.

Was bedeutet Lebensführung? «Es bedeutet, daß wir unser Leben führen, statt daß wir von ihm geführt werden», antwortet Fr. W. Foerster. Die bewußte Lebensführung ist heute eine seltene Sache. Der moderne Mensch will sich das Leben möglichst bequem einrichten. Sich auf Grundsätze festzulegen, fällt ihm nicht ein. Prinzipien hinderten die Entwicklung zur Persönlichkeit, behauptet er. Sie beschränken seine Ungebundenheit. So lebt er von Tag zu Tag, sich einzig um eine möglichst einträgliche Existenz kümmernd.

Es ist dem Menschen aber gesagt: «Hüte dich, alsdann des Herrn, deines Gottes, zu vergessen . . .» Mehr als je wird diese Mahnung überhört. Je nach seinem Verhalten ist dem Menschen Segen oder Fluch verheißen. Allenthalben mehren sich die Zeichen der Haltlosigkeit, zeigen sich ernste Auswirkungen unserer inneren Leere. Die Gedankenlosigkeit führt zur Gewissenlosigkeit und bedroht die Grundlagen der Gesellschaft. Die ältere Generation, die zwei Weltkriege erlebt hat, die Zeit der Wirtschaftskrise durchmachte und die Nachkriegszeit kritischen Sinnes verarbeitete, weiß, wie zermürbt der sittliche Gehalt des heutigen Menschen ist. Das kommt sicher nicht von ungefähr. Was ist seit 1914 nicht alles geschehen? Verrat folgte auf Verrat, Abfall auf Abfall. Alle Heiligtümer stürzten in den Staub, und mit ihnen zerfiel die Gesittung. So riß die Bindung des Geschöpfes an den Schöpfer, und der Mensch verlor sich immer mehr an die Dinge dieser Welt.

Weil der Mensch aber nach dem Bilde Gottes geschaffen wurde, kann er sich selbst nicht zum Maß seines Lebens machen. Unsere Zeit selbst beweist, daß er dabei verkommt. Bereits zeigen die Fundamente unserer Zivilisation Risse, die auf Unheil schließen lassen, wenn nicht innert nützlicher Frist eine Umkehr erfolgt. Es ist uns bewußt geworden, daß unsere Lebensbasis mit dem Element der Selbstzerstörung geladen ist. Die Zeitzündung löst die Katastrophe zu jenem Zeitpunkt aus, wo die Männer, die sich die Kompetenz zur Auslöschung unseres Geschlechtes zugesprochen haben, zum Schlusse kommen, die Lösung der Weltprobleme liege in der neuen Sündflut. Das ist der letzte Schluß des Selbstmörders: das frevelhafte Wegwerfen des eigenen Lebens.

Zu dieser Stunde erscheint Foersters Buch «Lebensführung» und ruft uns zu: «Es gibt einen fundamentalen Akt der menschlichen Tatkraft, eine erste Bedingung alles wirklich aktiven Verhaltens im Leben: die grundsätzliche Entscheidung für den Weg des Charakters und des Gewissens.» Diese Entscheidung ist die Voraussetzung der geistigen Herrschaft über das Leben, denn das Gewissen ist nach Leonhard Ragaz die unbestürmbare Gottesburg der Freiheit im Menschen. Und diese Herrschaft muß sich im Alltag bewähren. Das braucht Übung. Diese Übung aber ist unsere Mühe, die Mühe der Selbsterziehung, ohne die man keine Persönlichkeit werden kann, das heißt ein Mensch mit einem eigenen Lebensstil.

Aus dem reichen Schatz seiner Lebensführung und Lebenskenntnis schöpfend, zeigt Foerster, wie Charakter gerade in den kleinsten und einfachsten Gewohnheiten des täglichen Lebens gebildet wird. Ja, «der Sonntag kann die Begeisterung geben – der Alltag erst übersetzt alles ins Leben».

Es ist eine Notwendigkeit, dem Ideal der Männlichkeit das Ideal der Weiblichkeit gegenüberzustellen. Wie wenig denkt man über die jedem Geschlechte gestellte Lebensaufgabe nach? Soziale Kultur müssen wir uns aneignen. Unsere Ichbezogenheit ließ sie in erschreckendem Maß verkümmern. Sie ist eine Schule der Verantwortungsverbundenheit in der Familie wie in der Gesellschaft, das richtige Verhältnis vom Ich zum Du, zum Nächsten. Foerster warnt mit Recht vor der gemeinmachenden gesellschaftlichen Kameraderie, wo der Mut zur eigenen Überzeugung untergeht, in welcher der Mensch zum losen Blatt wird, das vom gerade herrschenden Wind der Tagesmeinung einhergetrieben wird. Zu einer Wahrheit zu stehen erfordert Mut. Oft wird gar nicht versucht, der Wahrheit die Ehre zu geben, da man mit einer Lüge einen bequemen Ausweg findet. Und doch macht sich die Lüge nicht bezahlt, sie hat immer zu «kurze Beine».

Von den geregelten Beziehungen der Geschlechter zu sprechen ist heute, wo alle Bindungen aufgehoben scheinen, besonders wichtig. Wir kennen bereits die Folgen der «moralischen Knochenerweichung», die jetzt im Taumel der fetten Jahre, verbunden mit dem Tanz ums goldene Kalb, ihre Stunde hat. Man weiß von Foerster, daß er dem Menschen zutraut, er habe dem Sexus zu gebieten. Wir gehen mit ihm darin einig. In der allgemeinen Desorientierung ist sein kompetentes Wort von besonderer Bedeutung.

Im gierigen Zug der Zeit nach Geld und Gut beklagt die Öffentlichkeit den immer frecher in Erscheinung tretenden Mangel der Berufsmoral. Auch in Handel und Wandel riskieren wir, im Bodenlosen zu versinken, wenn wir nicht auch moralisch Herr unseres Berufes bleiben und alle Berufsaufgaben nicht «den höchsten sittlichen Interessen des Menschen dienstbar machen». In vielen kleinen Kapiteln weiß Foerster die mannigfaltige Verflechtung des beruflichen Alltages mit der höheren Verantwortlichkeit in Beziehung zu bringen.

In knappen Sätzen werden wir zum Schluß noch mit den großen Zeitproblemen bekannt gemacht. Stichwortartig wird über Krieg und Frieden, die Rassenfrage, die Demokratie und die modernen Völkerkonflikte gesprochen.

Die «Lebensführung» ist für junge Menschen geschrieben. Es werden aber auch Väter und Mütter mit Vorteil nach diesem Buche greifen. Es ist in Foersters schöner Sprache, dem Merkmal alter deutscher Kultur, geschrieben. Alles, was er sagt, ist aus dem vollen Leben gegriffen. Die Darstellung ist von herber Männlichkeit. Stets weiß er den Kern einer Sache in einem Symbol auf prägnante Weise festzuhalten.

Im glorreichen Zeitalter nach 1933 wurden Foersters Bücher in Deutschland verbrannt. In langen Jahren war die alte Ausgabe der «Lebensführung» nirgends mehr aufzutreiben. Sie wurde aber bezeichnenderweise durch kein anderes Buch ersetzt. So sind wir dem greisen Verfasser dankbar, daß er es uns wieder geben konnte.

Eltern, die sich bewußt geworden sind, wie der moderne Mensch es unterläßt, gesinnungsmäßig etwas zu leisten, daß die Welt nicht aus den Fugen geht, die verhindern wollen, daß ihre eigenen Kinder nur Parasiten der Gesellschaft werden, die nur nehmen, aber nichts geben wollen, geben ihrer Tochter und ihrem Sohne dieses Buch in die Hand. Es ist ein Handbuch zur Einübung im praktischen Christentum. Es verbindet den Menschen mit der sittlichen Weltordnung und verbündet ihn für die vielfachen Gefahren um Weg und Steg des Menschenlebens mit demjenigen, der uns nicht umsonst gesagt haben soll: «Und ihr wollt nicht zu mir kommen, um Leben zu haben.»

Es gibt keinen anderen Weg, den Menschen wieder in die Nähe Gottes zu bringen und die Völker zu regenerieren. Foersters «Lebensführung» verdient eine große Leserschaft.

O. Abegg

Leonhard Ragaz zum Gedächtnis

Wir haben eine neue Erkenntnis Christi nötig. Wir glauben auch zu sehen, daß sie kommt. Die Welt sehnt sich nach dem Antlitz Christi. Aber es soll nicht bloß ein geschichtlicher, ferner, sondern ein lebendiger und naher Christus sein und nicht bloß ein ungewöhnlicher Mensch, sondern ein wirklicher *Christus*, der Gott und Mensch zusammenbringt. Die gewaltige Unruhe und Gärung der Zeit geht einem neuen Erwachen Christi und der Christenheit voraus. Denn das steht uns fest: Jesus Christus wird erst recht das Zeichen der kommenden Zeit sein!

Die Situation, in die wir gestellt sind

Wir dürfen nicht vergessen, in was für eine Situation wir gestellt sind. Geredet worden ist in der Christenheit genug, von Gott, Christus, dem Gottesreich, aber es fehlten die entsprechenden Realitäten. Darum sind die Worte entwertet, und darum muß nun mit Taten gepredigt werden, damit die Menschen wieder an Gott und das Gottesreich glauben können. Alles Reden hat überhaupt nur dann Wert und Kraft, wenn es der Kommentar zu einem Handeln ist. Das ist auch die Anweisung unseres Meisters. Er sagt zu seinen Jüngern: «Darum lasset euer Licht leuchten vor den Menschen, auf daß sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen.» Das ist der Sinn unserer ganzen Lage: die Menschen müssen an den Vater glauben lernen durch die Anschauung einer Welt der Gerechtigkeit und Güte. (1910.)

Wie kommen wir zu Gott in die rechte Stellung und wie dienen wir ihm?

Zu Gott kommen wir in die rechte Stellung nur, wenn wir auch arbeiten. Gottesverständnis ist weniger eine Frucht der Meditation als des Ringens mit großen Nöten und des treuen Festhaltens an großen Hoffnungen, also des Arbeitens und Kämpfens mit Gott und für Gott. Das lehrt uns die Geschichte Israels am besten. Wenn wir mit Gott an schwere Aufgaben gehen, von denen wir fühlen, daß sie von Gott gestellt sind und dann in Schwierigkeiten und Dunkelheiten hineingeraten, dann schreien wir zu Gott, dann werden wir empfänglich für sein Licht, und dann schenkt er uns seine Offenbarungen. Wenn wir uns aber von allem praktischen Eingreifen fernhalten und uns aufs Warten und Meditieren beschränken wollten – und wär's auch in der äußersten Spannung der Seele –, dann liefen wir Gefahr, von der Wirklichkeit abzukommen und uns in unsere eigenen Konstruktionen zu verstricken, statt zu Gott zu kommen. Wir müssen in der Wirklichkeit bleiben, um dem wirklichen Gott zu dienen. (1910.)

III.

Blick in Zeit und Welt

Ich glaube meinerseits, daß weder die soziale noch die religiöse Umgestaltung ohne gewaltige Erschütterungen und Kämpfe, unter Umständen auch Katastrophen, ablaufen werden. Wohl denen, die keine Angst haben, die sich vielmehr des Kampfes freuen, wenn dieser um kampfeswürdige Dinge geht! (1911.)

Aus der großen Krise wird hervorgehen eine neue Gestalt des Christentums, ungefähr so, wie die gewaltige Krise, die der Reformation vorausging, sie gezeitigt hat, vielleicht in noch größeren, überraschenderen Formen; ein neues Verstehen Gottes, des Menschen, Jesu Christi und des Gottesreiches wird das Ende sein. Darum sollten wir nicht erschrecken, wenn die Stürme so heftig und unsere Leiden so groß werden – es sind die notwendigen Geburtswehen einer neuen Offenbarungszeit, es sind die Stürme, Erdbeben und Feuerflammen, die vor Gott hergehen. Wir können heute nicht mehr sichere Besitzende sein, sondern müssen uns mit der Stimmung des Wortes Jesu erfüllen: «Lasset eure Lenden umgürtet und eure Lichter brennend sein und seid gleich Menschen, die auf ihren Herrn warten.»

Es vollzieht sich ja vor unseren Augen der großartige, in seiner Tragweite gar nicht zu übersehende Prozeß, daß die Menschheit eine Einheit wird ... Es ist gar nicht anders denkbar, als daß die in allen andern Dingen sich zu einer Einheit zusammenschließende Menschheit auch nach der letzten und tiefsten Einheit suchen wird. Das wird wohl, wie der äußere Zusammenschluß, unter Kampf geschehen. Dabei braucht es uns nicht zweifelhaft zu sein, daß das Gottesreich, das in Jesus erschienen und das mehr ist als irgendeine Religion, auch mehr als das Christentum, den Sieg behalten wird.

Der Kampf und die Bitte

Es hat den Anschein, als ob die Mächte des Göttlichen und des Widergöttlichen sich immer deutlicher voneinander aussondern und in immer mächtigeren Formen einander gegenübertreten sollten, wobei es mir zunächst vorkommt, als ob das Widergöttliche im Vorsprung sei. Gewaltige Gerichte und Katastrophen mögen uns bevorstehen. Die Bilder der Offenbarung Johannis bekommen neues Leben und neue Wahrheit. Große Entscheidungen mögen uns oder unseren Kindern aufbehalten sein. In ihnen wird Gott den Menschen wieder näher treten. Das alles kommt uns, wenn es kommt, nicht überraschend. Wir haben den Gang der Entwicklung immer so gesehen. Und das ist ja gewiß, daß der Gott, dessen Wahrheit uns in Jesus Christus erschienen ist, den unser Herz und Gewissen, das Tiefste in unserem Wesen und unserer Erfahrung bezeugt, das letzte Wort behalten wird. Auch in Stürmen und Finsternissen wird sein Licht hell

genug scheinen, daß wir nicht verzagen müssen, ja, wir werden gerade in Not und Anfechtung seiner gewisser werden als in sicheren Zeiten. (1911.)

Gott arbeitet in unserer Zeit. Seinen Schritt und seine Stimme hören wir von der Zukunft her. Er sucht Mitarbeiter. Es ist seine Ordnung, daß er ohne menschliche Mitarbeit seine Gedanken mit den Menschen nicht ausführen will und kann. Als Mitarbeiter aber kann er gerade heute sicher nur Menschen brauchen, die in tiefer Konzentration und fester Entschlossenheit mit ihm gehen wollen, die den Kampf mit der Welt aufnehmen können und die vor allem reinen Herzens sind. Das ist aber vielleicht unsere größte Not, daß es uns daran so sehr fehlt. Darum faßt sich alles, was wir beim Ausblick auf die heutige Welt zu sagen haben, in das Gebet zusammen: Herr, Schöpfergott, gib uns neue Menschen!

Christentum als Theokratie

5.

Das Antimonarchische ist das Ältere und Höhere als das Monarchische, es ist der Gottesherrschaft zugänglicher und steht so Gott näher. Ich verweise hier auf die Jothamfabel aus dem «Buch der Richter», um das zu erläutern. Buber sagt: «Die Jothamfabel, die stärkste antimonarchische Dichtung der Weltliteratur, ist das Gegenstück zum Gideonspruch. Unabhängig von ihm könnte sie anarchistisch verstanden werden; in den straffen Zusammenhang eingefügt, wirkt sie wie eine realitätseifrige Erläuterung zu jenem grundsätzlichen Manifest, «das besagt, wie wir gehört haben: daß kein Mensch über Menschen walten solle; daß *Gott allein walte*». Das Königtum, so lehrt das an Gehalt und Darstellung nur einigen taoistischen Bildreden zu vergleichende Gedicht, ist kein produktiver Beruf; es ist müßig, aber auch verwirrend und zersetzend, daß Menschen über Menschen herrschen; jeder soll seinem ihm eigentümlichen Geschäft nachgehen, und die mannigfaltigen Fruchtbarkeiten werden zu einer Gemeinschaft zusammenwirken, über das*, damit sie dauere, niemand zu walten braucht – niemand, so deutet der Gideonspruch der ohne ihn primitiv freiheitsgläubig anmutenden Doktrin voraus, als Gott allein. Die Jothamfabel lese ich so, kennend beide Übertragungen, die Luthers und die Bubers: «Es versammelten sich alle Männer von Sichem und das ganze Haus Millo, gingen hin und machten Abimelech zum König . . . Da das dem Jotham angesagt ward, ging er hin und stellte sich auf den Kamm des Berges Garizin und erhob seine Stimme, rief und sprach zu ihnen:

* «über das» bezieht sich auf «Geschäft» und «sie» auf «Gemeinschaft».

Hört mich an, ihr Männer von Sichem, daß Gott auch euch anhöre: Die Bäume gingen hin, einen König über sich zu salben, und sprachen zum Ölbaum: Sei König über uns! Aber der Ölbaum sagte: Soll ich meinen Fettgehalt lassen, mit dem man Götter und Menschen ehrt und hingehen, über den Bäumen zu schwingen? Da sprachen die Bäume zum Feigenbaum: Komm Du und sei König über uns! Aber der Feigenbaum sagte: Soll ich meine Süße und mein gutes Gedeihen lassen und hingehen, über den Bäumen zu schwingen? Da sprachen die Bäume zum Weinstock: Komm Du und sei König über uns! Aber der Weinstock sagte: Soll ich meinen Most lassen, der Götter und Menschen erfreut, und hingehen, über den Bäumen zu schwingen? Da sprachen alle Bäume zum Dornbusch: Komm Du und sei König über uns! Und der Dornbusch sprach zu den Bäumen: Ist's so, daß ihr mich wirklich zum König salben wollt, dann kommt und duckt euch in meinen Schatten, wenn nicht, dann fahre Feuer aus dem Dornbusch und verzehre die Zedern von Libanon!» Und so schloß Jotham seine Bergrede zu den Männern von Sichem: «Und ihr lehnt euch heute auf wider meines Vaters Haus und erwürgt seine Kinder, 70 Mann, auf *einem* Stein und macht den Abimelech, seiner Magd Sohn, zum König über die Männer zu Sichem. So ihr nun recht und redlich gehandelt habt an Jerrobaal und an seinem Hause an diesem Tage, dann freut euch über Abimelech und er freue sich euer; wenn nicht aber fahre Feuer von Abimelech aus und verzehre die Männer von Sichem und das Haus Millo, und fahre Feuer aus von den Männern von Sichem und dem Haus Millo und verzehre Abimelech!»

Der Ausklang der Rede Jothams birgt einen berechtigten Fluch in sich, der auch in Erfüllung ging; denn was die Männer von Sichem und das Haus Millo und Abimelech getan hatten, war Verbrechen: ein Ansichreißen der Herrschaft mit trügerischer Vorspiegelung und vielfachem Brudermord. Man halte fest, daß auf diese grundschlechte Art und Weise im alten Israel – also beim auserwählten Volke – zum erstenmal der monarchische Gedanke, wenn auch nur vorübergehend und ohne Halt, Tat geworden ist. Zu folgern ist nun, daß die monarchische Regierungsform für ihr Aufkommen wohl immer Gewaltakte und lügnerische Vorspiegelungen erforderlich macht, daß sie zudem bei denen, die nach ihr verlangen und sich für sie einsetzen, Entartung im menschlich Wesentlichen voraussetzt: Entartung in ihrem Verhältnis zu Gott als dem Absoluten, was für das religiöse Versagen des Juden und noch mehr für das des Christen maßgebend genug ist. Zu folgern ist auch, daß die monarchische Regierungsform niemals ein Analoges – immer nur ein Gegensätzliches zur Theokratie darstellen kann und zu dieser um so mehr gegensätzlich wird, je mehr sie absolutistisch auftritt. Zu folgern ist endlich, daß die absolutistische Regierungsform, die sich im autoritären Staat kundtut und in der Diktatur ihre gottwidrigste Höchstform erreicht, für den Christen auch als die

niederste und gottfernste weltliche Regierungsform anzusehen ist, indem in ihr der Mensch in seiner gottwidrigen Eigenmächtigkeit im höchsten Ausmaß in Geltung tritt. Der redliche Beschauer kann das alles erwiesen sehen an den Maßnahmen, Verordnungen und Gesetzen, mit denen eine solche absolutistische Menschenherrschaft sich Festigung und Bestand verschaffen will und die alle zu Gottes Geboten und den Weisungen Christi in striktem Gegensatz sind und geradezu wie eine Chinesische Mauer jedem Beginn zur Aufrichtung der Theokratie entgegenstehen.

Es zeigt auf, wie gründlich das ganze Abendland vom Christentum abgekommen ist, wie dieses Abgekommensein mit dem Aufkommen des Faschismus als des kapitalistischen Bolschewismus, der mit Gott und unter christlicher Flagge der Aufrichtung und Ausbreitung der Mammonsherrschaft in gewalttätigster Weise dient, wohl den Punkt erreicht haben dürfte, mit dem das Maß voll und Gottes Geduld mit dem Spott-Treiben mit ihm zu Ende ist. Man denke doch an die Forderungen des Neuen Testamentes, an das Neuwerdensollen des inneren Menschen durch seine Abkehr von dieser Welt und ihrem Anhang und vergleiche damit das Verhalten der faschistischen Kirchenchristen, die sich zu Führern aufgeworfen haben und dieser Welt geradezu Gott- und Geistverloren anhängig sind und wie irrsinnig vor Machtgelüsten mit jedem Gewaltmittel, mit Schwert und Galgen gegen die ausgesetzten Klassen vorgehen und vorgegangen sind, gegen ausgesetzte Menschen, die in der Fülle der Schöpfung auch bei gutem Willen weder Arbeit noch Brot finden und so immer wieder zu Gewaltsamkeiten gedrängt werden, als der einzigen Arbeit, mit der sie das nötige Brot zu finden hoffen. Das Zusammengehen von Faschismus und Christentum ist in Wahrheit wohl das Schändlichste, was diese Welt seit der Einführung des offiziellen Christentums hervorgebracht hat. Denn Faschismus ist unstreitig das letzte Aufgebot der Mammonsherrschaft; ihr kann und darf der Christ nicht dienstbar sein. Was wir sehen aber ist, daß die offiziellen christlichen Kirchen ihr dienen. Von Rom aus nahm dieses Verhalten seinen Anfang. Rom ist allzu verwirkt und verstrickt mit dieser Welt: so ist es zu belastet mit Widerchristlichkeit, um heute noch in seinem Bestand ohne weltliche Machtmittel sich sicher zu fühlen. So kam es zum Pakt mit dem Faschismus. Man bedenke, was das heißt für die angebliche Kirche Christi! Ich verweise auf die Früchte, die der Pakt getragen hat. Zunächst ist durch ihn das Regime des Emporkömmlings gefestigt worden: ein Regime von Trug und Gewalt. Wir werden das gewahr aus den Reden des Duce selber, der seine Einstellung weit öfter als wetterwendisch oft umstellen muß, um seinem gewalttätigen Opportunismus einen guten Anstrich zu geben. Das geht so weit, daß der besoldete Bravo des Großkapitalismus sogar gegen diesen und somit auch gegen sich zu sprechen imstande ist. Das Gerede dieses Machthabers wird hier auch nur er-

wähnt, weil der angebliche Statthalter Christi dem Mann von Gott sich entgegengesandt sah – und zwar, wie anzunehmen wäre, zur Aufrichtung und Erhaltung des Christentums. Für den Papst mag das freilich nur bedeuten: zur Festigung der weltlichen Macht der Kirche, dem der Faschismus vorläufig auch entsprochen hat. Aber wie er dem Christentum entsprechen soll, bleibt immer ein Rätsel. Man höre, was sein Verkörperer über ihn ausschwätzt:

«Der Faschismus ist ein Gedankensystem. Der Hauptstützpunkt der faschistischen Lehre ist die Auffassung des Staates. Dieser Lehre zufolge ist der Staat das Absolute ...

Der Faschismus ist eine *religiöse Anschauung*. Er betrachtet den Menschen in einer ihm immanenten Beziehung zu einem objektiven Willen, der den Einzelnen zum bewußten Mitglied einer geistigen Gemeinschaft erhebt. Diese Gemeinschaft ist der Staat. Er hat Bewußtsein und Willen. Er verkörpert das Moralgesetz ... Der Staat erzieht den Bürger zu bürgerlicher Tugend, zur Einigkeit, schafft in der Rechtspflege Übereinstimmung ihrer Interessen, ordnet ihr Zusammenwirken in den Eroberungen der Wissenschaft und Kunst. Er trägt den Menschen vom elementaren Leben der Sippe empor zum höchsten Ausdruck menschlicher Kraft, die das Imperium darstellt. Der Staat ist Wille zur Kraft und Macht. Er setzt damit die altrömische Überlieferung fort, die Idee der Stärke ... Der Faschismus ist nicht nur Gesetzgeber, sondern auch Erzieher. Er will nicht die Form, sondern den Inhalt des menschlichen Daseins erneuern, den Charakter der Menschen, ihren Glauben ... Er will den Bürger ernst, hart, fromm. Der Faschist liebt das Leben, verachtet den Selbstmord, ist aber jederzeit pflichtbereit, sich für den Nächsten, für das Vaterland zu opfern ... gegenüber der Religion ist er nicht gleichgültig, insbesondere nicht gegen die positive Religion Italiens, den Katholizismus. Er achtet sie nicht nur, er schützt und verteidigt sie als tiefste Äußerung des Geistes ... Er verehrt den Gott der Asketen, der Heiligen, der Helden, das höchste Wesen, wie ihn das einfache Volk im Herzen anbetet ... Der faschistische Staat lehnt den Materialismus, Sozialismus, Liberalismus, Demokratismus ab. Nicht das Volk gründet den Staat ... vielmehr wird das Volk vom Staat geschaffen. Er gibt ihm Willen, geistige Einheit, also tatsächliche Existenz ... Der Staat ist der Schöpfer des Rechtes. Der Staat ist das Volk, ist höchste, machtvollste Erscheinung der Persönlichkeit. Er umfaßt alles und jedes; außerhalb des Staates gibt es nichts, geschweige denn etwas von Wert. Er ist die Synthese sämtlicher Werte. Er ist alles in allem.»

Dieses Sammelsurium von Anschauungen, deren keine in dem, der sie vorbringt, entstanden ist, ist eine gekürzte Wiedergabe von Mussolinis Artikel «Fascismo», ins Deutsche übertragen von Dr. Elise Richter. Ein lügnerisches Großmaul, das des Staates unbedingt bedarf, um seine perverse Machtgier unterzubringen, hat sich in dem Artikel kundgetan. Lassen wir uns nicht beirren: er soll Sand in die Augen und betäubendes Geräusch in die Ohren der Hörer streuen. Man setze für den Staat den Mann, der ihn vergottet und vorschützt, um für sich als Machtwesen Versteck und Stand zu haben: dann haben wir des Mannes wahres Gesicht. Dann überrascht es auch nicht mehr von ihm, der von seinen Faschistenbanden gegen seine eigenen Volksgenossen eine Unmenge verruchter Gewalttaten verüben ließ, den Faschisten hingestellt zu sehen als «jederzeit bereit, sich für den Näch-

sten zu opfern» und zu hören, daß er «die positive Religion Italiens, den Katholizismus, nicht nur achte, sondern sie auch schütze und verteidige als die tiefste Äußerung des Geistes». Welch ein Ungeist, der den Gewaltmenschen von der «tiefsten Äußerung des Geistes» reden läßt! Und welch ein Chaos tut sich da auf, wenn wir den Katholizismus als Auswirkung der christlichen Lehre nehmen – und diese nun beschützt und verteidigt sehen sollen von der – wie dargetan – gottwidrigsten Regierungsform, der *Diktatur*, und zwar der faschistischen, das heißt der mammonistischen oder kapitalistischen, die vom Großkapitalismus und von der Rüstungsindustrie, den schlimmsten Widersachern Gottes und des Menschen, unterhalten wurden! Welch ein Possenspiel, Schutz und Verteidigung des Christlichen, mit dem der Katholizismus doch eins sein will, verkündet, angeordnet und übernommen zu sehen gerade von dem Machthaber, dem der Staat, den er handhabt für seine Machtstellung, das Absolute ist! Zu welch einem katholischen Ungetüm wird hier «die positive Religion Italiens». (Um mir den Begriff des Katholischen noch rein zu erhalten und zu wahren, dem das Verhalten der Romkirche, ihr Paktieren mit dem Faschismus ein neues, kaum tilgbares Schandmal aufgedrückt hat, bin ich hier genötigt zu betonen, daß dieser defekte und befleckte Katholizismus der *römische* ist.)

Carl Dallago

(Fortsetzung folgt)

Einige Erinnerungen aus meinem Leben

Von dem Augenblick an, wo ich, noch nicht ganz geheilt, langsam wieder ins Leben zurückkehrte, waren um mich die Wiesen und Bäume verschwunden. Ich lebte allein in einer Stadt, die aus großen Häusern und Straßen bestand. Nur ein breiter und reicher Sternenhimmel wölbte sich jetzt noch über mir und mahnte mich an eine schönere Welt. Und langsam begann ich zu erkennen, wie sich alles im Leben und Denken der Menschen durch den Weltkrieg verändert und verschoben hatte. Es war schwer, sich mit einem schweren Herzen in dem schwer gewordenen Leben zurechtzufinden.

Niemals war es mir einfach gewesen, das Leben als Ganzes zu verstehen, die Welt, die die meine war, wirklich als meine wiederzufinden. Nun erkannte ich plötzlich, daß alles um mich und in mir auf eine unfaßliche Weise zerbrochen war. Alle menschlichen Beziehungen, alle Gedanken, alle Taten waren verändert, alles verwandelte sich. Ich suchte in allem die Lösung des Glaubens. Aber dann brach das neue Leben von allen Seiten in diesen Glauben herein. Ich hatte manche bedeutende Freunde. Die meisten sind inzwischen gestorben, viele sind

durch die Welt zerstreut. Aber in allem empfand ich so stark die Veränderung, nicht nur als Veränderung der Gesellschaft und der Geschichte, sondern auch alles dessen, was mein eigenes Leben betraf. Ich habe wohl lange die Mächte und die Auswirkung der Mächte nicht begriffen und habe darum den Krieg und das, was ihm folgte, nicht stark genug in mich aufgenommen.

Der Handel und Wandel, die einzelnen Verhältnisse und Begriffe und auch die Liebe zwischen den Geschlechtern, waren nach dem Krieg zu etwas ganz anderem geworden, als ich bis dahin geträumt und gesehen hatte. Ich brauchte lange, um etwas davon zu begreifen, und doch hätte ich die ganze Auflösung, die sich um mich her vollzog, vielleicht schon viel früher verstanden, wenn ich vorher den großen Romanen der Franzosen und Russen nachgegangen wäre. Aber Romane – und ich las sie selten – waren für mich zur Zeit, als ich sie las, Dichtung, nichts als Dichtungen, wie ich auch die mächtigen Worte Shakespeares erst später in ihrer Wirklichkeit begriffen habe. Die Geister, die Hexen, waren für mich Träume gewesen, jetzt sah ich sie alle als lebendige Mächte um mich her und in meinem eigenen Leben heraufsteigen. Und es fing ein namenloses Grauen an, sich langsam in meinem Herzen auszubreiten.

Ich versuchte, in dieser Zeit streng zu arbeiten; aber die Schattenwelt um mich her ließ sich von meiner Arbeit nicht bannen. Was das Leben ist und was der Tod, hatte ich wohl schon immer gefragt, ich war ja dicht am Rande gewesen; aber die Menschen, so wie sie wirklich waren und einander bedrängten und zerstörten, waren mir im Letzten fremd geblieben. Auch alle einzelnen Verhältnisse zeigten in jener Zeit ein neues Gesicht. Die Arbeitslosigkeit riesiger Massen von Menschen griff mit ihren schwachen Händen in das schwache, ermüdete Deutschland herein. Was diese Arbeitslosigkeit bedeutete, verstand ich zu jener Zeit nicht ganz; aber als dann unzählige Betriebe, Arbeitsgemeinschaften, Ehen auseinanderbrachen, alle Einigkeit unter den Menschen mehr und mehr zerriß, da begann ich sie langsam als das furchtbare Schicksal zu begreifen, das sie für ein ausgesogenes Land bedeutete. Ein alter schwächlicher Mann brachte mir zu jener Zeit immer meine gewaschene Wäsche zurück, und jedesmal stellte er den Wäschekorb auf die Truhe neben der Türe und sagte leise: «Es ist ein Land ohne Hoffnung.» Ich habe diese müden Worte nie vergessen, und ich erfuhr dann bald wirklich, daß Deutschland ein Land ohne Hoffnung war. Doch hat sich diese Hoffnungslosigkeit schließlich ganz anders entfaltet, als ich sie zu jener Zeit noch ahnen konnte; mein nur geringes politisches Wissen half mir nicht, ihre Wirklichkeit zu sehen.

Und doch war vielleicht auch manches aufblühende Schöne auf diesem dunklen Grund des Schreckens; die Menschen waren freier und selbständiger geworden; die Liebe zeigte ein klareres Gesicht, und vieles von dem, was ich für endgültig gehalten hatte, wurde von einem

neuen Lächeln liebender Menschen überstrahlt. Aber das war wirklich nur am Rande, wenn man zuweilen ein Paar liebender Menschen zum Wochenende in die Ferien hinausfahren sah oder ein freies Wort vernahm, das man früher nicht vernommen hätte.

Zur selben Zeit nahm auch das Denken in Deutschland ein neues Antlitz an, das ernst und tief und verpflichtend war.

Ich spreche von einem Lehrer wie Edmund Husserl, einem der größten Philosophen des Jahrhunderts, der doch nur wenigen zugänglich war. Hinter einer strengen und klaren Logik verbarg sich ein tief religiöser Geist, den er nur wenigen offenbarte und der vielleicht auch nur durch die Leiden des Krieges zu dieser großen Entfaltung gelangt war. Von Husserl ging eine religiöse Strömung durch eine ganze Zahl von Menschen, und seine Wahrheit, das Schauen der Phänomenologie, auf die er sein ganzes Denken stützte, drang in alle philosophischen Richtungen ein. So ist in dieser Philosophie ein Funken von Husserls deutschem, ursprünglich jüdischem, dann früh streng protestantischem Geist in allen Ländern als Existenzphilosophie lebendig geworden. Der Name Existenzialismus ist nur ein Zeichen der Entartung dieses ursprünglich großen und reinen Denkens.

Diese Entartung und die furchtbare Arbeitslosigkeit sind der doppelte Grund, an dem das gespenstische Wesen Hitlers ansetzte. Er versprach den Enterbten und Beraubten die unendliche Macht, falls sie ihm folgten, und die große Zahl der Menschen fiel auf dieses Versprechen, das alle Existenzen miteinander verknüpfte, herein. Ohne diese materielle und geistige Vorbereitung, ohne Krieg und Inflation wäre die Verwirklichung dieses Schreckbildes in dem vorher geistig so hochstehenden Deutschland nie und nimmer möglich gewesen.

Hitler – wer war er? Winston Churchill hat vor dem Aufstieg dieses unfaßlichen Mannes das Wort ausgesprochen: «Wer Hitler war, werden wir erst in hundert Jahren wissen.» Aber ich glaube, daß diese Erscheinung in ihrer Wahrheit niemals begriffen werden wird. Er stieg auf, übte eine unbegreifliche, menschlich nicht zu verstehende Herrschaft aus und zerstob wie ein wirrer Traum, eigentlich ohne wirklich zu sterben.

Ich hatte sein Gesicht, lange bevor er zur Macht gelangte, auf unzähligen Bildern gesehen. Es erschien mir immer als undenkbar, daß ein so alltäglicher banaler Typ je von den Deutschen zum Führer erwählt werden könnte. Aber da, eines Tages geschah mir das Furchtbare: Ich sah auf einem großen Bild nahe vor mir Hitlers Gesicht. Es war so banal, wie ich es immer gesehen hatte, aber seine Augen, die mir gerade ins Antlitz blickten, sahen völlig anders aus. Sie schienen direkt ins Licht zu starren. Die winzigen Pupillen waren von einer riesigen hellen Iris umgeben. Und wie ich in diese Augen blickte, erkannte ich mit unmittelbarer Gewißheit, daß, wenn sie je Macht über Deutschland gewinnen würden, Deutschland für lange, vielleicht für

immer verloren sein würde, denn die Rundungen, welche die Pupillen umgaben, waren ein einziger großer Abgrund, und zwar nicht ein dunkler, sondern ein heller Abgrund, im wahren Sinne der Abgrund des Nichts. Und ich fühlte sogar die entsetzliche Anziehungskraft, die dieses helle Nichts auf die Menschen haben konnte.

Und wie soll ich nun von dem Schicksal reden, das aus dem hellen Abgrund dieser Augen schwer und düster über uns heraufkam und das kein Mensch ermessen kann, der es nicht erfahren hat? Unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg und infolge von ihm hatte sich damals in Deutschland eine gegen alles kriegerische Wesen gerichtete Revolution einiger großer Geister erhoben, die unter dem Militärstiefel so rasch wie sie gekommen war wieder zertrampelt wurde. Nach ihr stand ein neues Deutschland auf, das mit jenem revolutionären Traum nichts mehr gemein hatte. Der Krieg selbst brach mit all seinen Schrekken – verwandelt – aus ihm hervor. Deutschland, das mir so lieb, so selbstverständlich gewesen war, nahm ein anderes Antlitz an und stieß die es Liebenden von sich aus. Als ich hernach im Sommer 1933 das mir vertraute Land verließ, tat ich es vor allem als Deutsche, die dieses neue Deutschland nicht begriff, nicht ertragen konnte.

So zerbrach damals auch alle meine Arbeit in der Mitte. Ich schrieb an mehreren Dingen zugleich, vor allem an einer mühevollen Arbeit über einen großen Philosophen, die mir ein Jahr vorher aufgetragen und die mit dem Auseinanderbrechen Deutschlands und meines eigenen Lebens mit einem Schlage sinnlos geworden war. Denn ich konnte keine Zukunft ahnen, die diese Gestalt wieder neuaufnehmen würde.

Ich ging in die Schweiz, ich ging nach Zürich. Wenn jemals noch in meinem Leben das schwarze Tuch, das auf es gesunken war, sich wieder gehoben hat, so war es in jener ersten Zeit in Zürich. Ich ging durch die Straßen wie im Traum, und es war wirklich ein Gefühl von Freude, das trotz allen Schreckens neu in mir auflebte, und nur eines entsetzte mich immer wieder: wenn in dem Land der mir vertrauten Schweizer Sprache plötzlich Klänge der anderen Sprache auftauchten, die meine eigentliche Heimatsprache war. Man kann sich dies Entsetzen kaum denken: die Sprache, die ich selber sprach, war mir zu einem Schrecknis geworden, wie auch manche der Menschen, die mir vertraut gewesen waren, mir plötzlich zu bösen Geistern wurden. Aber trotz dem Zerreißen meiner Arbeit und in dem Gedanken, nicht wieder anfangen zu können, fühlte ich mich doch halbweg geborgen, weil es eben die Stadt Zürich war, der See, die Altstadt, der Zürichberg und alles, was sonst mit ihr verbunden war. Doch war auch in ihr etwas, was mich erschreckte: ich weiß noch, wie ich die erste Schweizer Zeitung las, auf die ich große Hoffnung gesetzt hatte und die nun von dem Geschehen in Deutschland nichts wußte oder wissen wollte. Und dies begegnete mir überall. Kein Mensch wußte von dem, was in Deutschland vor sich ging. Auch alle Bekannten, die ich traf, hatten

keine Ahnung davon. Ich war mit dem Wissen um Deutschland allein. Noch wußte auch ich selber nichts von dem ganzen Entsetzen, das nun erst in seiner Knospe war, bis dann im September 1934 die Nürnberger Gesetze kamen, die vieles, wenn auch lange nicht alles von dem, was vor uns lag, verkündeten. Es war alles so unendlich schwer zu fassen, daß ich es nur erst ahnend begriff. Viel zu spät ist mir die volle Wirklichkeit klar geworden.

Zu jener Zeit geschah es, daß mich jemand dem Ragaz-Kreis zuführte, von dem ich durch Gustav Landauer schon wußte. An diesem Abend hielt Max Gerber einen Vortrag: «Wenn Hitler käme», in dem er kühn und ohne Beschönigung alles aussprach, was bereits wirklich und auch was für die Schweiz zu befürchten war. Durch diesen Vortrag ist mir die Schweiz wirklich zu einer Heimat geworden, und ich habe die Haltung Max Gerbers nie vergessen – was auch sich später dazwischenschob. Ragaz selbst nahm mich in seinen Kreis auf, und ich vernahm seine Botschaft vom Reich, die er mit prophetischer Kraft verkündete. Ich begriff in ihm die Erhöhung des Menschen und der Welt, wie Gott sie – allen finsteren Mächten der Zeit zum Trotz – geschaffen hatte und zu sich emporziehen wollte. Die Freundschaft mit Ragaz war tief gegründet, und so hat auch er selbst sie in einer schönen Arbeit ausgesprochen. Meine Haltung zu Judentum und Christentum ist ihm von Anfang an nahe gewesen und dann immer näher gekommen – wie es mir auch die seine war. Und fast beglückender und schöner als seine mir so vertrauten Abende waren die Einzelgespräche mit ihm.

Es umgab mich damals ein ganzer Kreis von Freunden: nicht von Freunden, wie ich sie bis dahin gehabt hatte, sondern von Gesinnungsfreunden, und einige sind es auch wirklich geblieben. Als dann nach dem Tode von Ragaz die Einheit des Kreises, die vorher schon gefährdet war, auf eine schreckliche Weise zersprang, weil keiner der ihm Nachfolgenden zugleich religiös und politisch war, wie es Ragaz gewesen war, habe ich den ganzen Jammer erlitten, den dies Zerspringen und damit der Verlust der alten Freunde mit sich brachte. Unendliches ging damit für mich verloren. Ich bin dann völlig in die Arbeit versunken, und im Grunde sind mir die Menschen immer fremder geworden.

Und doch hat ein Erlebnis mich noch einmal aus dieser Entfremdung herausgerissen. Ich war nach dem Zweiten Krieg schon mehrmals um Vorträge in Deutschland gebeten worden; aber ich hatte immer abgesagt. Einmal fragte mich jemand: «Warum betreten Sie nie mehr deutschen Boden?» Ich sagte: «Weil das kein Boden für meinen Fuß mehr ist.» Und auf die Antwort: «Wir brauchen Sie aber doch so sehr», sagte ich: «Wenn jemand mich um einen Vortrag vor den Deutschen über die Juden bitten würde, wäre ich zu kommen bereit.»

Und dann vollzog sich das Wunderbare. Vielleicht zehn Tage nach

jenem Gespräch saß plötzlich ganz unvermittelt und ohne Beziehung auf dieses vor mir ein fremder deutscher Pfarrer und fragte, ob ich nicht einen Vortrag vor den Heidelberger Studenten über ein jüdisches Thema halten wolle. Ich sagte ohne jedes Bedenken zu, denn er erschien mir einfach als Bote.

Als ich dann nach einer fast durchgearbeiteten Nacht im Begriff war abzureisen, schon der Taxi vor der Türe stand, drehte ich mich noch einmal um, verfehlte dadurch die oberste Stufe und fiel die steinerne Treppe hinunter. Das Wort Unfall war mir die Tage vorher immer im Kopf herumgeschwirrt. Nun zeigte sich, daß es eine Wirklichkeit war. Denn ein Zufall konnte auch dies nicht gewesen sein. Ich wurde ins Spital gebracht und bin seit drei Jahren nie mehr gesund geworden. Ich bin dem Tode so nah gewesen, daß keine Genesung mehr möglich schien. Aber vielleicht ist mir damals das Reich nah gewesen. In dieser Zeit habe ich unendlich viel Liebes von den Menschen erfahren, aber auch vieles, was mich erschreckt hat.

Nun bin ich alt, sehr alt geworden, und es geht mir immer das Wort von Walther von der Vogelweide im Kopf herum:

O weh, wohin verschwunden
Sind alle meine Jahr?
Hat mir mein Leben geträumet
Oder ist es wahr?

Es ist wohl beides zugleich gewesen. So schwere Schicksalsschläge können kein Traum, so gnadenvolle Erfahrung kann nicht Wirklichkeit gewesen sein. Je älter ich werde, um so mehr erschrecken mich die Kürze und Vergänglichkeit des Lebens und die Kürze menschlicher Erinnerung in der Geschichte wie im Einzelleben. Wer sind wir? Was hat Gott von uns gewollt, uns zu vollbringen aufgegeben? Ausharren – Geduld ist fast das Ganze und dazu der große Versuch der Liebe, der so selten im Leben gelingt. Und immer hallt durch die Tage und Nächte das unsterbliche Psalmwort, das auch das des Kreuzes ist: «Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?» Wäre er bei uns, so hätten wir das Leben, und alle Fragen würden verstummen. «Mein Gott, mein Gott –» das ist die allerletzte Frage – und nur er kann Antwort auf sie geben. *Margarete Susman*

Die Schule als Trägerin des Friedensgedankens

Wenn man diese Überschrift liest, so könnte man in Versuchung kommen, ein Fragezeichen dahinterzusetzen. Die Schule als Trägerin des Friedensgedankens? Schön wäre es ja; aber wie? Die Praxis jedenfalls sieht leider oft ganz anders aus. Bevor jedoch zum Frieden er-

zogen werden kann, muß zunächst einmal zur Demokratie erzogen werden. Demokratie, wirkliche Demokratie und Frieden scheinen mir ein unteilbares Ganzes zu sein.

Für die meisten Menschen jedoch scheint «Demokratie» trotz allen gegenteiligen Beteuerungen noch ein recht abstrakter Begriff zu sein. Sonst wäre zum Beispiel die weitverbreitete Redensart von «denen da oben» nicht immer zu finden, gegen die der «Kleine Mann» ja doch nichts ausrichten könne. Daß derselbe «Kleine Mann» aber «die da oben» durch seine Wahl und Stimme selbst einsetzen und auch wieder abberufen kann, scheint noch nicht überall bekannt zu sein. Zu einer wirklich funktionsfähigen Demokratie – Demokratie ist eine Lebensform und keine Regierungsform! – gehören selbständiges Denken, Toleranz, Einsicht und Freiheitsgefühl eines jeden einzelnen.

Wir dürfen uns nicht darüber hinwegtäuschen, daß lange nicht jedes Land, das sich demokratisch nennt, auch tatsächlich demokratisch ist. Das läßt unter Umständen bereits auf die Friedensliebe dieses Landes gewisse Rückschlüsse zu.

Die Erziehung zur Demokratie und damit zum Frieden muß bereits beim Kleinkind beginnen. Solange noch irgendwo in der Welt Kinder mit Kanonen, Panzern und Soldaten spielen, solange ist auch beides in Gefahr! Es *gibt* einfach kein demokratisches Heer; jede Truppe kennt nur Befehl und Gehorsam, also Diktatur. Dabei wäre es reizvoll, sich etwa vorzustellen, wie eine Kompagnie bei der Abstimmung begriffen ist, ob man nach rechts oder nach links marschieren solle.

Alle Erziehungsarbeit, auch die Erziehung zum Frieden, die weder zeitgebunden noch bewußt zu sein braucht, die vielmehr gerade durch das ständige, oft unbewußte Beispiel am wirksamsten wird, muß so früh wie möglich einsetzen. Es muß erreicht werden, daß demokratische und friedliche Gesinnung, Freiheitsgefühl und Duldsamkeit Allgemeingut *aller* Völker werden. Allerdings erreicht man das nicht durch Kriege; zunächst einmal muß man auch *bei sich selbst* anfangen.

Die Kinder aller Völker und Länder sind ihre Staatsbürger von morgen. Jedes Land ist so, wie es seine Jugend erzieht. Nicht, wer die Jugend hat, hat die Zukunft; sondern wer die Zukunft hat, hat auch die Jugend.

Wer wäre berufener, die Gedanken der Demokratie und des Friedens, der Selbständigkeit und der Toleranz im Volke zu verbreiten und zu vertiefen, als gerade der Lehrer? Wohl sollte jeder Staatsbürger auf seine Mitmenschen durch sein eigenes Beispiel erzieherisch einwirken; die Träger einer solchen Idee, der Idee des guten Willens, müßten die Lehrer sein. Ich sage bewußt nicht «die Schule». Der Lehrer hat, wie keiner im Staate sonst, die Gelegenheit – und auch die Pflicht! –, auf die jungen, unbeschriebenen Seelen, die ihm anvertraut

sind, im positiven Sinne einzuwirken. Allerdings, nur wer das Abwärts kennt, kann das Aufwärts lehren.

Die Schule von heute ist berufen, die Jugend im Sinne der Menschlichkeit und der Demokratie zu erziehen und darüber hinaus einer von unberufener Seite etwa auftretenden negativen Beeinflussung entgegenzuwirken.

Eine solche Aufgabe stellt an den Lehrer Anforderungen, die gar nicht hoch genug eingeschätzt werden können. Wer es erlebt hat, wie Lehrer ihre Geschichtsstunden für politische Propaganda- und Hetzreden ausnutzten, wie sie Turnstunden zu Wehrsport erniedrigten, wie sie es geschickt verstanden – und zum Teil auch heute noch verstehen! –, imperialistische, militaristische und andere Tendenzen ihrer gläubigen Schülerschar aufzunötigen, wird das bestätigen müssen. Nationalismus, Untertanengeist, Militarismus usw. sind nicht nur im sogenannten Tausendjährigen Reich gelehrt worden! Der vielfach zitierte Satz: «Was das Elternhaus nicht pflanzt, kann die Schule nicht pflegen», gilt hier meines Erachtens nur bedingt.

Der Lehrer von heute muß eine Persönlichkeit von Format sein. Er muß frei sein von Intoleranz und allen Fehlern und Vorurteilen, die zu bekämpfen seine Pflicht ist. Er muß fest in der Gegenwart stehen, ein klares Urteil für die Vergangenheit und einen sicheren Blick für die Zukunft haben. Er hat die Jugend von Anfang an zum Politischen überhaupt – nicht zur Parteipolitik! – zu erziehen, ihr Verständnis für die Probleme der Gegenwart und Zukunft zu wecken und sie so zu behandeln, daß ihnen Demokratie und demokratische Gesinnung zur Selbstverständlichkeit werden.

Es sind also sehr hohe Anforderungen, die an den Lehrer von heute gestellt werden müssen. Es geht hierbei nicht nur um Leistung und pädagogische Befähigung, sondern darüber hinaus auch noch um Gesinnung. Allerdings eine Gesinnung, die nicht als «Pflichtgesinnung» von Staates wegen auf sich genommen werden muß, sondern die in Haltung, Rede und Beispiel ständig, bewußt und unbewußt, zutage treten soll.

Lehrer waren es, die Untertanen erzogen haben; Lehrer müssen es sein, die die Jugend zu Selbständigkeit, Toleranz und Menschlichkeit, zu freien, demokratisch denkenden und fühlenden Staatsbürgern erziehen!

Wenden wir uns zum Beispiel einmal dem Geschichtsunterricht zu. Zunächst müssen wir uns darüber klar werden, daß es eine «Geschichte an sich» eigentlich nicht gibt, sondern nur eine Geschichtsdarstellung. Diese Geschichtsdarstellung kann jedoch immer nur subjektiv sein und ist meist mehr oder minder zweckgebunden. Daß «Geschichte» und ihre Gestalten nach der jeweils vorherrschenden und gewünschten Situation verschieden bewertet und dargestellt werden, hat eben jene «Geschichte» des öfteren an sich selbst bewiesen. Sei es, daß

Karl der Große als Sachsenschlächter bezeichnet, Friedrich der Große zu Friedrich II. erklärt wird und dergleichen mehr. Ähnliche Fälle wird man überall in der Weltgeschichte und ihren Lehrbüchern vorfinden. Es hat eben jedes Ding seine zwei Seiten; und der Held von Karthago, Scipio Africanus, ist gleichzeitig auch sein Zerstörer und Vernichter gewesen.

Menschen sind es, die Geschichte machen, und Menschen sind es, mit denen Geschichte gemacht wird. Über dem Menschen aber steht Gott! Wir können nicht Gott verantwortlich machen wollen für die Dinge, die wir Menschen in überheblicher Verblendung selbst verbrochen haben. Mit einem Messer kann man zweierlei: Morden und Brot schneiden. Die Entscheidung hierüber liegt einzig und allein beim Menschen; die Verantwortung vor Gott kann ihm allerdings niemand abnehmen. Diese Dinge zu klären, und zwar bis ins letzte zu klären, wäre Aufgabe des Religionsunterrichtes und wohl auch der Kirche. Es wird mit dem Christentum viel Schindluder getrieben!

Der Geschichtsunterricht auf unseren Schulen, die Geburtshilfe für eine angeblich angeborene Mentalität, bedarf einer grundlegenden Reform. Wenn es keine Geschichte an sich, sondern nur eine Geschichtsdarstellung gibt, so müssen wir uns darüber klar sein, daß diese Geschichtsdarstellung jeweils von der geistigen und wohl auch politischen Haltung des Darstellenden und seines Volkes abhängig ist. Jedes Volk betrachtet und lehrt die Geschichte – und nicht nur die eigene – gemäß seinen eigenen Interessen. Diese Einstellung basiert aber zu einem großen Teil auf einer Anzahl von Vorurteilen.

Diese Vorurteile und ihre unheilvolle Wirkung auf Geschichte und Politik – welche ja im Grunde nur die «Geschichte» der Gegenwart ist, müssen wir aufsuchen und schonungslos anprangern. Selbstverständlich sind solche Vorurteile nicht nur bei unserem eigenen Volke zu finden; wir aber kennen uns und können deshalb diese am deutlichsten bei uns selbst erkennen.

Da wäre zunächst der *Nationalstolz*. Wir sind stolz darauf, Deutsche zu sein; stolz darauf, einem Volke anzugehören, von dem man gelernt hat, daß es auf jedem Gebiete das fortschrittlichste, vollkommenste, geistig hochstehendste sei. Man ist stolz darauf, einem Volke anzugehören, das sich selbst gern als das «Volk der Dichter und Denker» bezeichnet hat – bis auf die Zeiten, in denen es nicht gedichtet und nicht gedacht hat; aber die vergißt man. Man ist schließlich stolz darauf, aus dem gleichen Volke hervorgegangen zu sein, dem ein Goethe, Schiller, Lessing, Luther, Nietzsche und andere mehr entstammen. Kurzum, man hat allen Grund, stolz zu sein; so glaubt man, und so hat man es ja auch gelernt.

Daß ein solcher Stolz leicht dazu führen kann, von ahnengetragenem, hohem Podest erhobenen Hauptes auf alles «Undeutsche» und «Artfremde» mehr oder minder erhaben herabzublicken, hat nicht nur

die jüngste Vergangenheit gezeigt. Der Nationalstolz aller Völker läßt sich so leicht nicht unterkriegen, und klappt einmal etwas nicht so, wie man es sich wohl gedacht hatte, so sind *immer* die anderen schuld!

Was gibt dem Menschen eigentlich das Recht, stolz zu sein auf etwas, was er nicht selbst geleistet hat? Wie kann sich ein Sohn erdreisten, auf seinen Vater stolz zu sein, weil dieser vielleicht klug, wohlhabend oder sonst etwas ist? Worin liegt das Verdienst dieses Sohnes? Etwa darin, daß er *zufällig* der Sohn dieses, seines Vaters ist? Es dürfte doch wohl etwas reichlich unverfroren erscheinen, wollte ein Kind ob seines Vaters Position oder Geldbeutel anmaßend oder stolz auftreten, oder wollte es sich mit dessen Werken brüsten. Sollte das bei der Volkszugehörigkeit etwas anderes sein?

Gerade die Großen im Geiste waren fast immer Weltbürger. Sie kannten keinen billigen Nationalismus und damit auch keinen Nationalstolz. Sie liebten ihre Heimat als das Land, in dem ihre Wiege stand, als eine schöne Erinnerung an Kindheitstage. Ihre Heimat aber waren Welt, Menschheit, Geist!

Alle großen Erfindungen und Entdeckungen, alle wahre Wissenschaft und Religion, aller menschliche Geist und Glaube waren und sind international. Geist kennt keine trennenden, sondern nur verbindende Grenzen! So müssen wir Menschen versuchen, nicht in stolzer «Beschränktheit» nur uns selbst, unser eigenes Land, unsere Grenzen, unsere großen Fähigkeiten und Möglichkeiten zu sehen, sondern uns zu betrachten als Glieder eines Ganzen; als Glieder der Menschheit. Ohne Stolz, ohne Überheblichkeit mögen zum Beispiel *wir* uns bewußt werden, daß unsere Wiege – zufällig! – in Deutschland stand; daß wir aber nicht berechtigt sind, deshalb auf unser Land und unser Deutschtum irgendwie stolz zu sein. Das darf man nur auf *eigene* Leistungen.

Zum zweiten zu erwähnen wäre der *Heldenkult*. Helden sind Menschen, die tot sind. So hat man es in den meisten Ländern der Erde gelehrt und tut es zum Teil auch noch heute. Wie steht es denn nun wirklich mit dem Heldentum? Besteht es tatsächlich im Sterben und Totsein, oder etwa im Leben?

Es ist eine typisch deutsche Eigenschaft, für alles mögliche sterben zu wollen, für das es sich eher verlohnte zu leben. Doch das möge nur am Rande erwähnt bleiben.

Liegt zum Beispiel irgendein Heldentum darin, im Kriege von einem blindlings dahersausenden Granatsplitter zerfetzt zu werden? Ist es heldenhaft, auf Befehl vorwärtszustürmen, wenn man die Wahl hat, vorne vielleicht, hinten aber bestimmt – nämlich wegen Feigheit vor dem Feind –, erschossen zu werden? Ist es vielleicht eine Heldentat, auf einen ahnungslos durch den Wald trottenden gegnerischen Essenholer zu schießen? Oder ist dieser nun ein Held, weil er ja «für das Vaterland gefallen» ist? Es sind in diesem wie auch im vorigen

Kriege große Taten vollbracht worden, einfach weil sie leider notwendig waren. (Nicht die Kriege, sondern eben diese Taten im Rahmen des Ganzen.) Die Leistungen und Opfer zum Beispiel der deutschen Soldaten sind unermeßlich gewesen, und niemand soll und darf sie schmälern. Aber mit dem Begriff des Heldentums müßte man wohl doch etwas vorsichtiger umgehen.

Der überlebende Schwerversehrte, die für ihre Kinder sich abmühende Witwe, der von Haus und Hof vertriebene Flüchtling, sie alle sind im täglich sich erneuernden Kampf um das Dasein größere Helden als die von einer Granate in ihrem Bunker zerfetzten Opfer eines offenbaren Wahnsinns. Heldentum kann notwendigerweise nur da entstehen, wo eine Gefahr oder eine Schwierigkeit *freiwillig* und mit *voller* Überlegung und Kenntnis aller Hemmnisse zu einem ganz bestimmten höheren Zweck angegangen wird. Geltungstrieb ist ebensowenig heldisch wie Tollkühnheit. Beide entspringen einer geistigen Unterlegenheit, während der Held sich gerade durch seine geistige Überlegenheit der Gefahr gegenüber auszeichnet.

Der Sanitätsgefreite, der einen Verwundeten aus dem Minenfeld freiwillig und unter Einsatz seines eigenen Lebens herausholt, um ihm zu helfen, ist ein Held; nicht aber der auf blinden Gehorsam gedrillte oder vielleicht auch nur zufällig hineingeratene Soldat.

Helden sind Menschen, die leben! Leben für eine Idee, eine Aufgabe, eine große Tat. Ein Held wird niemals mit seinen Taten prahlen; ungern wird er davon sprechen, da er nur etwas ihm Gemäßes, ihm Selbstverständliches getan hat.

Als Dritten im Bunde nennen wir den *Personenkult*. Manchmal scheint es so, als wenn der Durchschnittsbürger einen sichtbaren Gott haben müsse. So darf man wohl den Personenkult mit Fug und Recht als den «Fetischismus des Untertanen» bezeichnen. Wir zum Beispiel in Deutschland hatten einen «herrlichen» Kaiser, einen «eisernen» Kanzler, «stolze» Generäle, einen «von Gott gesandten» Führer und ähnliche Erscheinungen, die in ehrfürchtigem Staunen als selbstverständlich empfunden und entsprechend beweihräuchert wurden. Dabei wagt man es sich gar nicht auszudenken, daß derartige «Obrigkeiten» auch nur Menschen sind; und die alleinige Vorstellung etwa eines so erlauchten Körpers in der Badewanne plätschernd dürfte bereits einer Gotteslästerung gleichkommen. Übrigens bezieht sich dieser Personenkult nicht nur auf die sogenannten «Obrigkeiten»; aber es gibt nun einmal allerorten Menschen, die stets zu irgend jemandem andächtig aufblicken, wie andere sich wiederum über alle und alles erhaben dünken müssen.

So konnte es bei uns in Deutschland zum Beispiel noch vor nicht allzu langer Zeit geschehen, daß ein Schüler seinen Lehrer nicht essen sehen durfte. Das Odium der erhabenen, erlauchten Person hätte sonst Einbuße erleiden können, wenn die Untertanen – in diesem Falle also

die Schüler – etwa auf den Gedanken gekommen wären, daß ihr Lehrer auch nur ein Mensch sei. So absurd und so albern uns das heute vorkommt, so ist es doch Tatsache, und es gibt in anderen Bereichen des Lebens heute noch ähnliche Fälle; allerdings nicht bei den Lehrern!

Es gibt Länder, in denen gekrönte Häupter – von Ministern, Prinzen, Parteiführern usw. gar nicht zu reden – zwanglos durch die Straßen gehen, um ihre Besorgungen zu machen, und sie gebärden sich dabei durchaus wie normale Durchschnittsbürger. Als solche, als ihresgleichen werden sie auch von ihren Mitmenschen angesehen. Leider verstehen es eben nicht alle Menschen, zwischen der Würdigung und der Anerkennung einer tatsächlichen Leistung einer Person und ihrer Anbetung einen Unterschied zu machen.

Wollen wir Menschen aber unsere innere und äußere Freiheit wiedergewinnen, wollen wir die Persönlichkeit in uns selbst und in unserer Jugend wecken, so müssen wir uns zwangsläufig von dem Fetischismus der Person frei machen. Erkennen wir doch, daß wir *alle* Menschen sind, und daß wir alle vor Gott und dem Gesetz gleich sind! Dann wissen wir auch, wofür und wovon wir unsere Freiheit zu ersehnen haben: Freiheit zum Menschsein, Freiheit von Not, Furcht und Bedrückung! Solange aber noch irgendwo in der Welt Menschen stundenlang stehen, um einem Menschen zu huldigen, solange sind wir von diesem Ziele noch weit entfernt!

Unser nächste Gedanke gilt dem *Uniformismus*. Der Uniformismus ist eine Krankheit, die leicht zur Seuche werden kann. Ihr Erreger ist der Uniformist. Ganze Völkerstämme wurden bereits Opfer dieser jede Individualität tötenden, Unfreiheit bringenden, alles nivellieren wollenden Epidemie. Wer von ihr befallen wird, kennt keine Menschen mehr; er sieht nur noch Uniformen und zählt, gleichsam abschätzend und wägend, nur noch die blanken Knöpfe, Sterne und Tressen und wird so selbst zum Uniformisten.

Bei uns in Deutschland gab es zum Beispiel einmal eine Zeit, in der ein Minister lieber in der Uniform eines Leutnants herumstolzierte als im ministeriellen Zivil. So konnte es geschehen, daß die Persönlichkeit nichts, die Uniform aber alles war; daß Geist durch stramme Haltung ersetzt und Mütter für das Kinderkriegen mit Orden belohnt wurden. Aber nicht nur bei uns.

Neben dieser äußeren Uniform gibt es auch noch eine Uniform des Geistes. Übrigens ist es erstaunlich, wenn auch nicht gerade verwunderlich, zu welcher Autorität bei uns in Deutschland eine Mütze, etwas buntes Tuch, ein paar blanke Knöpfe, einige Litzen und Sterne kommen konnten. Die Geschichte des «Hauptmanns von Köpenick» ist hierfür nur ein allzu deutliches Beispiel. Warum muß zum Beispiel ein Mann, der Briefmarken verkauft, eine Uniform tragen? Warum muß sich ein Parkwächter erst seine kokardengeschmückte Mütze aufstülpen und «dienstlich werden», wenn er einem Unbefugten das Betreten

der Rasenfläche untersagen will? Was tut es dabei schon, wenn dieser Hüter heiliger Ordnung selbst über den Rasen geht, um den Unbefugten zu verwarnen. *Er* ist ja befugt; *er* trägt eine Mütze; *er* ist im Dienst! Die Uniform rechtfertigt alles.

Erschlägt jemand seinen Nachbarn, so ist das Mord. Trägt dieser Jemand aber eine Uniform und ist vielleicht Krieg, so ist er möglicherweise schon wieder ein Held. Uns Deutschen ist von Kind auf ein unheimlicher Respekt vor jeder Uniform anerzogen worden. Noch heute droht manche Mutter ihrem unfolgsamen Kinde mit dem Uniformisten: «Wart, ich sage es dem Schaffner!» oder «Das werde ich dem Schutzmann sagen!» sind so einige dieser Wendungen.

Wenn auch viele Uniformen völlig überflüssig sind, so wird man doch für gewisse Aufsichtsposten nicht ganz auf sie verzichten können, zum Beispiel bei der Polizei. Entscheidend jedoch ist, was ihr Träger aus ihr macht; ob er also ein Uniformist ist oder ein *Mensch*, der zufällig eine Uniform tragen muß.

Damit aber kommen wir zur *Tradition*. Nationalstolz, Heldentum, Personenkult und Uniformismus sind wohl die Hauptträger dessen, was man allgemein in der Welt mit «Tradition» zu bezeichnen pflegt. Tradition aber heißt: Überlieferung des Althergebrachten, der Vergangenheit. Dabei wird leider oft allzu gern übersehen, daß diese Vergangenheit das Gestern ist, und daß es schließlich nicht angeht, ständig an diesem Gestern und Vorgestern festhalten zu wollen. Der gereifte Mensch weiß, daß er in seiner Jugend manche Torheit begangen hat. Warum sollte das bei einer Summe von Menschen, bei einem ganzen Volke anders sein?

Nur aus der Erfahrung kann man lernen. Diese hat aber doch wohl schon hundertfach gezeigt – und zeigt es immer wieder –, daß man mit dem Blick nach rückwärts, mit dem ängstlichen Festhalten am Gestern nicht vorwärtsschreiten kann, und daß das Gewesene nicht immer das Erstrebenswerteste ist; ja, daß es oft sogar besser wäre, unter dieses Gestern einen dicken Strich zu ziehen und das Heute anders und besser zu beginnen. Jeder vernünftige Mensch für sich handelt so, warum sollte ein ganzes Volk das nicht auch können? Das soll nun nicht heißen, daß man unangenehme Erinnerungen einfach auslöschen darf. Im Gegenteil, wir müssen unsere Fehler erkennen, um aus ihnen zu lernen, wie man etwas *nicht* machen soll oder darf.

Es gibt Völker, die sehr stark an ihrer Tradition hängen, sie aber trotzdem nicht ständig im Munde führen, und wieder andere, von denen man geneigt ist anzunehmen, daß sie überhaupt keine Tradition in unserem Sinne haben. Es ist bestimmt kein Zeichen von Schwäche oder gar Dekadenz, wenn Völker und Länder bewußt auf eine Tradition und deren Kult verzichten. Nur der Schwache und Unfreie bedarf der Stütze, und nur der Gedankenarme sucht diese in der Vergangenheit, da ihm die Gegenwart nichts zu bieten vermag.

Wir Deutschen haben gelernt, daß *wir* das Herz Europas sind – obwohl es andere Völker gibt, die genau dasselbe von sich behaupten, zum Beispiel die Schweiz –; man hat uns glauben gemacht, daß am deutschen Wesen dereinst die Welt genesen würde. Heute bereits wollen wir wieder Europa retten. Wir sind der Meinung, daß es ohne uns einfach nicht ginge. Ob das aber wirklich so ist?

Das soll nun keineswegs bedeuten, daß wir ein sterbendes Volk sind, im Gegenteil. Vielleicht stehen wir gerade jetzt erst im Anfang unserer Blüte. Wer kann das wissen? Wir müssen uns nur einmal mit dem schwer eingehenden Gedanken vertraut machen, daß die Weltgeschichte auch ohne uns durchaus ihren Gang weitergehen würde. Dann finden wir vielleicht auch eher unseren rechten Platz im Völkerkonzert. Sicherlich haben wir Aufgaben, mehr als genug sogar! Aber diese Aufgaben betreffen uns ganz allein. Wir haben allesamt – und das gilt nun wieder für alle Völker! – genügend vor den eigenen Türen zu kehren, als daß wir noch Muße hätten, *anderer* Leute Schmutz fortzuräumen!

Doch, was hat das nun eigentlich mit unserem Thema zu tun? Nun, wenn die Schule Trägerin des Friedensgedankens werden soll, dann bedarf es zunächst einmal einer gründlichen Revision des Geschichtsunterrichtes und der einschlägigen Lehrbücher. Für die eben aufgezeigten Vorurteile darf kein Platz mehr sein. Es ist der Ehrgeiz aller Geschichtslehrer und Literaten, die Weltgeschichte und besonders natürlich die Geschichte des eigenen Landes so lückenlos wie möglich zu lehren. Geschichte, die in ihrer Darstellung immer nur aus Kriegen, möglichst vielen Siegen und «großen Männern» besteht. Vom Leben der Völker, vom «einfachen Mann auf der Straße», seiner Umgebung, seiner Lebensweise wird wenig oder kaum etwas gelehrt. Geschichtszahlen werden auswendig gelernt, Daten eingeprägt – zum Beispiel «um 1100 v. Chr. die Dorische Wanderung»; aber warum fand sie eigentlich statt?

Der Begriff einer Kausalität, eines folgegerechten Ablaufes in der Geschichte, eines ständigen Wechsels von Wirkung und Ursache wird nicht oder nur ganz selten erwähnt. Entweder, weil man sich dieser Kausalität gar nicht bewußt war, oder aber, weil man sie kurzerhand leugnete. Auch sind viele Menschen der Meinung, daß die Geschichte, ihre Darstellung und der Geschichtsunterricht – wie ich eingangs schon sagte, der Geburtshelfer für eine angeblich angeborene Mentalität eines Volkes – dem eigenen Volke dienen müsse und nicht der ganzen Menschheit. Nur eine Geschichtsdarstellung und Lehre aber, die dem Menschentum als solchem dient, kann es sich leisten, auf zweckgebundene Geschichtsfälschungen zu verzichten.

Vielleicht wäre es sogar besser, die Geschichte rückwärts zu lehren, das heißt von der Gegenwart auszugehen, diese genügend zu betrachten und zu durchforschen, dann die Ursachen für das gegenwärtige

Geschehen in der Vergangenheit zu suchen, noch weiter zurückzugehen und so fort. Merkwürdigerweise scheint die alte pädagogische Forderung, vom Bekannten auszugehen, für den Geschichtsunterricht auf den Schulen nur sehr bedingt Geltung zu haben.

Aufgabe der Schulen aller Länder müßte es sein, einzelne besonders typische und wichtige Punkte der Vergangenheit episodenhaft herauszuschneiden, das Leben und Treiben dieser Zeit so anschaulich wie möglich zu schildern unter besonderer Berücksichtigung des Kausalitätsverhältnisses und der bereits erwähnten Tatsache, daß es Menschen sind, die Geschichte machen, und ebenfalls Menschen, mit denen Geschichte gemacht wird. Man sollte weniger die Kriege und Siege lehren als vielmehr von dem Unglück, der unendlichen Not und dem Verderben künden, die alle Kriege mit sich bringen. Der alte Spruch «Si vis pacem para bellum» hat sich im Laufe der Geschichte immer und immer wieder als falsch erwiesen. Man darf nicht, wenn man den Frieden will, den Krieg vorbereiten; das ist ein Widersinn! Wer den Frieden will, muß auch den Frieden vorbereiten. Diese Vorbereitung muß bereits beim Kleinkinde beginnen und ist auf der Schule ernsthaft und mit allen Mitteln fortzusetzen. Es gibt kaum ein Fach, in dem sich nicht von dem Elend und der Not eines *jeden* Krieges künden ließe!

Die Achtung vor dem Menschenleben, der Individualität und dem Eigentum sollte geweckt werden. Es sollte weniger eine Landesgeschichte als eine erdteilmäßig, geographisch gebundene Geschichte gelehrt werden. Darüber hinaus sind besonders wichtige Ereignisse der Weltgeschichte zu berücksichtigen. Der chronologische Geschichtsunterricht könnte meines Erachtens ohne Schaden den Hochschulen und Universitäten vorbehalten bleiben, obwohl auch hier zu überlegen wäre, ob der andere Weg nicht doch der günstigere ist.

Werden Helden benötigt, so gibt es deren genügend, die für den Frieden und für das Wohl der Menschheit gearbeitet haben. Leider sucht sich die Jugend heute noch immer ihre Vorbilder aus der Gangsterliteratur und den einschlägigen Filmen. Ein Blick in die Auslagen unserer Spielwarengeschäfte zeigt noch ein übriges: Die Erziehung der Jugend zum Frieden scheint manchen Kreisen gar nicht erwünscht zu sein. Kriegsbücher, «Aber-schön-war's-doch-Geschichten» sogenannter wohlmeinender Onkel, Kinderlieder wie «Wer will unter die Soldaten» oder das Weihnachtslied, das da sagt «Trommel, Pfeifen und Gewehr . . .» usw., sie alle sind mitschuldig. Mitschuldig ist aber auch das Elternhaus, oder sagen wir lieber: mitverantwortlich! Ich wiederhole: Was das Elternhaus nicht pflanzt, kann die Schule nur sehr schwer pflegen. Ich verweise in diesem Zusammenhang auf ein Büchlein von Kurt-Gerhard Islar, das unter dem Titel «Kennst du dein Kind?» kürzlich im Verlag Leonhard Friedrich, Bad Pyrmont, erschienen ist. Die meisten Eltern kennen ihre Kinder tatsächlich *nicht* und machen

die Schule für alles verantwortlich. Wohl könnte – und sollte! – die Schule die Trägerin des Friedensgedankens sein, aber auch dem Elternhaus fällt hier eine ganz besonders wichtige Rolle zu. Ich sage *noch* einmal: Kino, Literatur, Spielzeug!

Ich selbst und viele meiner Kollegen haben den Kindern Pistolen und ähnliches Schießzeug, das sie mit in die Schule gebracht haben, stets abgenommen. Mit einem Stückchen Holz und dem bekannten «Piff-paff-puff» fängt es an; dann muß es eine Knallplättchen- oder wenigstens eine Wasserpistole sein; bald genügt diese dem Kinde nicht mehr, und es hat eine Knallkorkenpistole; dann kommt der Tesching, das Luftgewehr – und die weitere Entwicklung liegt klar auf der Hand. Ob es wirklich keine besseren Spiele für unsere Kinder gibt, als «Totschießen» zu spielen? Nun, es gibt Lehrer, die ihren Klassen das ganz klar und offen sagen, und manchmal haben sie sogar Erfolg damit. Es läßt sich schon so manches machen in der Schule, und es geschieht auch manches. Aber, und ich muß das einmal ganz offen aussprechen, es sind nur wenige Lehrer, die diese Wege gehen. Auch das kann man ihnen übrigens kaum verdenken. Die Lehrer sind heute weitgehend zum Prügelknaben der Öffentlichkeit geworden, und diese Öffentlichkeit kritisiert oftmals in völlig unverständlicher und unbegreiflicher Weise an den Maßnahmen der Schule herum. Doch, das gehört jetzt nicht hierher.

Die wichtigste Aufgabe für die Schulen in aller Welt – wenn sie wirklich Trägerinnen des Friedensgedankens sein wollen –: Erzieht eure Kinder zunächst einmal zu *Menschen*, dann erst zu Deutschen, Engländern, Russen oder Franzosen! Macht euch und eure Schüler frei von Ismen und Dogmen; gebt ihnen anstelle von Programmen und Rezepten die Fähigkeit zu denken! *Wenn* ihr aber Programme geben wollt, dann bitte nicht nur das eine, das staatsgewollte.

Was der Jugend von heute fehlt, ist die Idee, nicht das Schema. Aufgabe der Schulen sollte es sein, ihr eine Idee zu geben, diese mit Inhalt zu füllen und die Kinder zu weiterem, eigenem Ausbau dieser Idee anzuregen. Ein innerlich freier Mensch, der selbständig denken kann und dem man schon früh die Möglichkeit gab, sich ohne Zwang und Dressur zu entwickeln, der befreit wurde oder sich selbst freimachen konnte von all den aufgezeigten Vorurteilen, *kann* gar nichts anderes sein als Demokrat. Das zu erreichen ist die Aufgabe der Schule.

Vielleicht sollte man neben dem Geschichtsunterricht noch die Staatsbürgerkunde oder Gegenwartskunde einführen. In manchem anderem Lande gibt es das bereits seit langem. Hier könnte der Schuljugend Gelegenheit gegeben werden, bewußt und unter sachgemäßer Anleitung des Lehrers die Probleme der Gegenwart zu erkennen und verstehen zu lernen. Aus dieser Erkenntnis der Gegenwart heraus ergibt sich fast ganz von selbst ein klarer Blick für die Zukunft, ihre

Forderungen an den einzelnen und ihre Aufgabe für die Gesamtheit. Wenigstens eine Stunde in der Woche sollte diesem Fach zur Verfügung stehen.

Den Abgangsklassen wäre in dieser Hinsicht besondere Sorgfalt zuzuwenden. Hier liegt meines Erachtens für die Volksschule die Wurzel zur Lösung des sogenannten Schulentlassenenproblems. Bevor ein Junge oder ein Mädchen die Schule verläßt und in das «feindliche» Leben hinaustritt, muß es gründlichst vorbereitet werden auf das, was ihm bevorsteht. Es liegt in uns Deutschen, daß wir meist viel zu abstrakt sind. Auf das Konkrete aber kommt es an; wenigstens zunächst einmal.

Die Stadt Hamburg hat ihren Schulabgängern Ostern 1951 ein Lesebuch mit auf den Weg gegeben: «Der große Auftrag». Im Vorwort wird dann erklärt, was das für ein Auftrag ist, den die Schulbehörde ihren Schulabgängern erteilt. Unter anderem heißt es da: «Ihr seid aufgerufen, neue Wege im politischen Leben zu beschreiten und eine friedliche Welt aufzubauen, die durch eine neue, bessere Ordnung im Zusammenleben der Völker garantiert wird.» Ein ausgesprochenes Anti-Kriegsbuch. Ein verheißungsvoller Anfang; mehr aber auch nicht. Bereits im nächsten Jahre, also Ostern 1952, ist es nicht mehr ausgegeben worden. Die EVG und die damit verbundene Wiederbewaffnung warfen ihre Schatten.

Man müßte die Schüler und Schülerinnen der Oberklassen vertraut machen mit den Programmen und Grundgedanken der verschiedenen Parteien; keinesfalls nur einer! Es muß ihnen damit die Möglichkeit gegeben werden, sich selbst zu entscheiden, wenn sie einmal wahlberechtigt sein werden. Begriffe wie Kapitalismus, Marxismus, Kollektivismus, und wie diese Ismen alle heißen mögen, wären objektiv zu klären, auf daß sie nicht auch weiterhin als mißverstandene Schlagwortgespenster in den Gehirnen unserer Jugend – und nicht nur dieser! – herumgeistern. Man frage doch nur einmal zehn Menschen, was eigentlich «Demokratie» sei; die Antworten würden zumindest originell ausfallen! Die Menschenrechte wie auch das Grundgesetz sind zu behandeln, wobei auch ganz besonders auf den Paragraphen zu verweisen wäre, der eine Kriegsdienstverweigerung aus Gewissensgründen zuläßt. Es ist nicht schwer, einem Kinde verständlich zu machen, daß Kriegsdienstverweigerung niemals Feigheit sein kann. Sie alle wissen, daß Neinsagen viel, viel schwerer ist als einfach mitzumachen.

Ich glaube, so ließen sich noch manche Beispiele finden, wie und auf welche Art die Schule heute mithelfen könnte zu einer wirklichen staatsbürgerlichen Erziehung unserer Jugend und – sagen wir es frei heraus – zu einer Pazifizierung unseres Volkes. Ich weiß, daß es bereits viele Lehrerinnen und Lehrer gibt, die in diesem Sinne arbeiten. Nur die völlige politische Unwissenheit – nicht nur der Jugend! – hat uns letzten Endes dahin gebracht, wo wir heute stehen.

Fassen wir also zusammen, indem wir unser Thema noch einmal als Frage nehmen: Ist die Schule heute Trägerin des Friedensgedankens? Und wir müssen betrübt feststellen: Nein, sie ist es noch nicht! Sie könnte, sollte und müßte es sein. Wollen wir dankbar anerkennen, daß bereits eine ganze Anzahl von Lehrerinnen und Lehrern auf dem Wege hierzu ist; dagegen aber steht die große Zahl derjenigen, die in allen Ländern der Erde nach wie vor in ausgetretenen Pfaden unterrichten, die Haß predigen, die in Vorurteilen leben und diese bedenkenlos an die Jugend weitergeben. Unterstellen wir ihnen gerne, daß sie es im besten Glauben tun.

Unsere Forderung jedenfalls darf nicht verstummen; sie muß lauter und lauter werden: Die Schule muß die Trägerin des Friedensgedankens sein! Was *sie* sät, wird eine glücklichere Zukunft ernten.

Magister

Antwort auf eine Frage

Das «Offene Wort» von Albert Böhler im 3. Heft der «Neuen Wege» bezieht sich fast ausschließlich auf mir fälschlich zugeschriebene Ansichten. Ich halte es daher nicht für zweckmäßig, darauf einzugehen, und beantworte nur kurz die Hauptfrage, die er mir stellt, obwohl auch dies aus meinem Aufsatz ersichtlich war.

Ich halte nach wie vor jedes Rüsten als mit dem Geiste Christi unvereinbar; ich billige weder die Rüstungen des Westens noch die des Ostens; ich bin nicht für die deutsche Remilitarisierung.

Meine Ausführungen wollten weder eine Sicht der politischen Weltlage geben noch eine erschöpfende Behandlung der Remilitarisierungsfrage sein. Ich wollte nur das sagen, was man im Westen kaum weiß. Ich fühlte mich verpflichtet, im Namen vieler Christen zu sprechen, die sich heute in der Tschechoslowakei nicht hören lassen können. Wie notwendig dies ist, beweist Albert Böhler mit seinem Schlußabsatz durch seine Vorstellung dessen, was unter einem totalitären Regime möglich ist. Wenn das Zeugnis der Wahrheit dort heute stumm ist, so nicht weil es nicht vorhanden wäre, sondern weil es die Machthaber mit perfiden Mitteln ersticken. Ich erinnere an die zahlreichen Zeugnisse von wahrhaften Menschen aus Hitlerdeutschland, so wie wir sie heute unter anderem in der schönen Dokumentensammlung «Das Gewissen steht auf» finden. Wer von uns hat damals von diesen Tapferen gewußt? Und doch lebt heute ihr Vermächtnis. Darin eben liegt das wunderbare Wirken Gottes, daß Er die Mächtigen, die Unterdrücker des Geistes, früher oder später stürzen läßt und das Erstickte, das Gekreuzigte, zu neuem Leben erweckt.

Ostern 1955. *Premysl Pitter*

Antwort!

Ob ich Premysl Pitter fälschlich Ansichten zugeschrieben habe, die er nicht teilt, ergäbe sich doch wohl erst bei einem Eingehen seinerseits auf diese Fragen. Auch jetzt bin ich noch der Meinung, daß er seine Information mit seinem Angriff gegen die Botschaft der tschechischen Kirchen und Prof. Hromadka nicht ohne eine eigene klare Stellungnahme zur Remilitarisierungsfrage, um die es dabei geht, hätte veröffentlichen dürfen. Eine so harmlose Sache ist diese Remilitarisierung Westdeutschlands nicht, als daß ein Pazifist so daran vorbeigehen dürfte, wie es Premysl Pitter getan hat.

Was die Information selbst betrifft, so weiß Premysl Pitter so gut wie wir, daß der Westen von einer Flut von solchen Informationen in Presse und Radio überschwemmt ist und daß irgendeine Lügenmeldung über den Osten ebenso gute Aussicht hat, auf irgendeine Weise veröffentlicht zu werden, als ein wahres Wort. Dafür gibt es Beispiele genug in allen westlichen Ländern. Der Antikommunismus jeglicher Art wird heute vom Westen in einer Weise gepflegt und unterstützt, wie es nie mit dem Antifaschismus und dem Antinazismus geschehen ist. Diese wurden im Gegenteil durch lange und entscheidende Jahre mehr unterdrückt und zum Schweigen gebracht oder als lästig beiseitegeschoben als wirklich gefördert. Premysl Pitter hätte in diesem Falle nach meiner Ansicht auch etwas ganz anderes tun können, als eine Information an den Westen zu geben. Er hätte an die tschechischen Kirchen und an Prof. Hromadka ein offenes Wort über diese Sache richten können, das sicher nicht durch den «Eisernen Vorhang» behindert worden wäre und auch hätte beantwortet werden können. Wenn ein Mann wie Bischof Dibelius nach Prag reisen kann, um mit den tschechischen kirchlichen Kreisen zu reden, warum sollte Premysl Pitter nicht ein offenes Wort mit denen wechseln können, die ihm zum Teil Bekannte sind? Wir unserseits hoffen, daß die Personen, über die Premysl Pitter in seiner Information geredet hat und deren Tun und Lassen er angegriffen hat, sich zu dieser Sache noch äußern werden. Sie ist um der Wahrheit und des Friedenskampfes willen wichtig genug.

Und noch einmal «die Stillen im Lande». Premysl Pitter sagt selbst von ihnen, daß es solche seien, «die unter den gegebenen Umständen lieber schweigen», und er macht sich zu ihrem Sprecher, weil sie heute in seiner Heimat «zu schweigen verurteilt sind». Das sind aber andere Leute als diejenigen, auf die Premysl Pitter hinweist, wenn er auf die Dokumentensammlung «Das Gewissen steht auf» aufmerksam macht. Es wären ihr noch viele hinzuzufügen. Ich nenne nur noch die von Helmut Gollwitzer, Käthe Kuhn und Reinhold Schneider herausgegebene Sammlung (Abschiedsbriefe und Aufzeichnungen des Widerstandes 1933 bis 1945) «Du hast mich heimgesucht bei Nacht». Aber

diese Menschen unterscheiden sich gerade von denen, für die Premysl Pitter spricht, daß sie im totalitären Staate nicht geschwiegen, sondern geredet, gekämpft und gelitten haben. Meine «Vorstellung dessen, was unter einem totalitären Regime möglich ist», beruht auf sehr konkreten persönlichen Erfahrungen. Aus dieser Erkenntnis heraus und im Blick auf die heutige Weltlage habe ich zu den Gedanken von Premysl Pitter Stellung genommen.

Möge wirklich im «Osten» und im «Westen» alles dahinstürzen, was vor Gott und seinem Reiche nicht bestehen kann. Menschen, die sich zu diesem Kampfe rufen lassen oder die ihm ungerufen dienen, segnen wir. Solcher Kampf ist sicher auch als Kampf mit den Dämonen des Kommunismus nötig, aber nicht minder mit denen der westlichen Welt. Es muß uns wirklich um eine neue Welt der Gerechtigkeit, Freiheit und Liebe gehen, die allein aus dem Leben und der Kraft Christi strömen können.

GESPRÄCH UND BESINNUNG

Vorbemerkung der Redaktion: Wir hoffen, daß unsere Leser und Freunde unter dem Titel «Gespräch und Besinnung» in möglichst kurzen Beiträgen aktuelle, wesentliche Fragen, Probleme, Hinweise und Gedanken einsenden, daß sich unter den Einsendern und mit der Redaktion Gespräche der Besinnung entwickeln, daß sich klare Stellungnahme herausstellt, daß das aufrichtige Ringen um eine neue Welt spürbar werde. Die Redaktion behält sich vor, zu den Beiträgen eine abschließende Stellungnahme zu bringen, sofern dies zur Klärung notwendig erscheint.

Koexistenz

Der russische Vorschlag der sogenannten Koexistenz hat in der bürgerlichen Welt keine Gnade gefunden. Fast die ganze bürgerliche Presse zeigt dafür wenig oder kein Interesse. Man kritisiert allenthalben diesen Begriff: entweder findet man ihn als zu nicht aufrichtig, oder man empfindet ihn als zu mager. Auch der Papst hat dazu Stellung genommen, und auch er findet an ihm vieles auszusetzen. Er sieht nur eine Lösung: Friedensschluß auf Grund einer Bekehrung. Vogel friß oder stirb!

Selbstverständlich ist eine bloße Koexistenz noch nicht das, was man unter wahrem Frieden versteht. Ein Friedensschluß nach erfolgter geistiger Gleichschaltung nach links oder rechts wäre kein Kunststück. Aber das ist doch nicht realistisch und noch weniger politisch oder psychologisch gedacht! Politik ist die Kunst des Möglichen. Man kann

nicht den dritten Schritt vor dem ersten tun. Zumal bei solch großen Gegensätzen, wie die bürgerlich-abendländische und die kommunistische Weltanschauung es sind, die ja von Anfang an auf gegenseitige Vernichtung aus waren. Ist es da nicht schon ein großer Schritt vorwärts, wenn die beiden Gegner sich dazu verstehen, sich gegenseitig nebeneinander gelten zu lassen, auch wenn sie einander noch nicht anerkennen oder verstehen? Das ist der erste Schritt für einen kommenden Frieden. Auch die christlichen Konfessionen (trotzdem sie ja noch in gewissen Glaubenssätzen übereinstimmen) wollten sich anfangs gegenseitig ausrotten. Sie bekämpften sich auf Tod und Leben. Nun haben sie schon längst dies Ziel aufgegeben, ohne aber schon einen wahren schöpferischen Frieden geschlossen zu haben. Was also heute zwischen den Konfessionen besteht, ist im Grunde auch nur eine «Koexistenz», das heißt, wir haben gelernt, einander in Ruhe zu lassen und zu tolerieren, das heißt nebeneinander gleichberechtigt zu existieren. Wir mußten zu dieser Koexistenz *ja* sagen, auch wenn sie manchen konfessionellen Heißspornen hüben wie drüben nicht paßte. Wir müssen froh sein, daß diese Koexistenz zustande kam und damit eine Basis für ein erträgliches Zusammenleben. Schon um dieses bescheidene Ziel zu erreichen, hat es unendlich viel gebraucht. Was sollen wir da in dem großen Kampf zwischen Ost und West, zwischen bürgerlich-kapitalistischer Weltanschauung und kommunistischer Weltanschauung den zweiten Schritt vor dem ersten tun? Das heißt, was wollen wir jetzt schon mehr verlangen als eine «Koexistenz», das heißt die Duldung eines Nebeneinanderexistierens? Hier gilt das paradoxe Wort, daß «die Hälfte oft mehr wert ist als das Ganze». Wenn das Ganze noch nicht realisierbar ist, muß eben die Hälfte verwirklicht werden. Dann wird man weiterkommen, als wenn man immer auf das Ganze pocht und «alles oder nichts» fordert.

Erst durch die jahrhundertelange Koexistenz und Toleranz der christlichen Konfessionen haben wir alte Vorurteile abgestreift und haben wir eingesehen, daß der Andersgläubige keine Pferdefüße hat.

Eremita

Eremita hat uns mit seinem Votum auf einen wichtigen Punkt aufmerksam gemacht, der bei der Behandlung dieses Themas nicht außer acht gelassen werden darf.

Die konfessionelle Toleranz, wie wir die Koexistenz der verschiedenen religiösen Bekenntnisse bezeichnen, ist nicht eine Erfindung, die eines Tages einfach in Gültigkeit trat, sondern das Ergebnis einer langen und sehr schmerzhaften historischen Entwicklung. Die Reformation bedeutete eine gewaltige Erhebung, welche Rom mit seinem universalen Machtanspruch nicht dulden konnte. Darum versuchte der weltliche Arm der Kirche, symbolisiert in den Machtgebilden der Habs-

burger, der Spanier und Frankreichs, die Reformation niederzuschlagen. Es gelang nicht. Ströme von Blut flossen. Ungeheure Leiden wurden durchgemacht. Denken wir nur an den Dreißigjährigen Krieg, der Deutschland in eine Wüste verwandelte und das deutsche Volk in vollständiger Erschöpfung in hoffnungslosem Elend versinken ließ. Oder an den Meuchelmord der Bartholomäusnacht. Die Hugenotten konnten mit dem Martyrium, das ihnen zugemutet wurde, wohl sehr geschwächt, aber trotz allem nicht überwunden werden. Gerade die Bartholomäusnacht ließ in den Hugenotten, die die blutigen Verfolgungen überlebten, den Keim der Auflehnung gegen die Tyrannen des der Kirche hörigen Absolutismus aufsprießen. Die Idee der Revolution faßte Fuß. Doch die köstlichste Frucht des geistigen Kampfes, der aus diesen Ereignissen hervorging, war die Einsetzung der Menschenrechte. Wir wollen dabei den hervorragenden Anteil der Niederlande aber nicht vergessen. Die Reformation konnte nicht rückgängig gemacht werden. Ihre ewige Wahrheit behauptete ihr Recht, weil in ihrem Kern dem Menschen etwas entgegentrat, das von jener Wahrheit war, die den Menschen frei macht.

Noch bevor die religiöse Toleranz erkämpft und anerkannt war, stellte sich in der Geschichte bereits ein anderes Koexistenzproblem: das soziale. In den Bauernkriegen meldete das Arbeitstier des Mittelalters, der Bauer, seine Menschenrechte an. Die Bauernschinderei hatte unerträgliche Formen angenommen. Die deutschen Bauern unterlagen. Die Folgen, eng verstrickt mit dem religiösen Problem, waren ungeheuer. Der deutsche Historiker Ranke bezeichnete den Bauernkrieg zu Recht als Deutschlands größtes Unglück. Der schweizerische Bauernkrieg, der sich in weit milderem Rahmen abspielte und den die Bauern ebenfalls verloren, war die Erhebung gegen das Feudalsystem der Städte. Trotz dem Sieg der Städte konnten diese die eingetretene Vertrauenserschütterung nicht aus der Welt schaffen. Vier Generationen später brachte die Französische Revolution den Sturz des Feudalismus. Zum Bauernproblem war aber bereits dasjenige des sich bildenden Mittelstandes getreten. Das Gewerbe und die noch in den Anfängen steckende Industrie meldeten ihren Anteil an der Macht des Staates an und entwanden dem absoluten Königtum das Szepter. Und während das junge Bürgertum sich in der erkämpften Freiheit installierte, meldete sich bereits wieder eine andere soziale Kategorie: das Proletariat. Niederlage auf Niederlage hatte es bei seinen ersten Schritten im Kampf um seine Rechte zu erdulden. Doch seine Ansprüche konnten nicht mehr ignoriert werden. Das soziale Problem der Anerkennung der Menschenrechte des Arbeiters blieb auf der Tagesordnung der Völker. Wir sehen heute deutlich, welche Völker sich besser stellen: die sozial fortschrittlichen.

Neben der sozialen Koexistenz kennen wir aber noch eine weitere: die ideelle. Sie ist eng verbunden mit der religiösen Toleranz.

Ihr verdanken wir die Gedanken- und Gewissensfreiheit. Auf dieser Grundlage sind die verschiedenen Weltbilder möglich: das liberale, das sozialistische, das konservative, das katholische, das protestantische usw. Es ist aber festzuhalten, daß diese ideelle Freiheit ihre Grenze stets an der ideellen Freiheit des Mitmenschen hat.

Aus all diesem Ringen ist das entstanden, was wir allgemein unter Freiheit verstehen. Sie ist aber erst entstanden nach jener Wende der Zeiten, wo zu Bethlehem derjenige geboren wurde, der aus Gottes Liebe zum Menschen bestimmt wurde, das Licht der Welt zu sein. Schon das Altertum kannte die Sehnsucht nach der Freiheit. Aber es vermochte weder die Tyrannei noch die Sklaverei zu überwinden. Sokrates mußte sterben, weil er sich gegen die Tyrannei stellte. Aber sie entstand auch nur so weit, als Gott Menschen fand, sein Wollen zu verstehen und ins Leben umzusetzen. Das dürfen wir nie vergessen.

Der Zweite Weltkrieg hinterließ uns das Koexistenzproblem der Völkerwelt. Wie ist das gekommen? Der Nationalsozialismus beabsichtigte die Unterwerfung Europas, um sich nachher noch weiteren Plänen zu widmen. Das bedeutete die großartigste Aufkündung der sozialen Gemeinschaft der europäischen Völker. Durch eine Flut nationalistischer Literatur feinerer und gröberer Qualität, wissenschaftlicher und populärer Art, wurde in langer, zäher und methodischer Arbeit der Sturm vorbereitet. Das Ergebnis kennen wir, und die Folgen belasten die ganze Weltpolitik. Durch den Abwehrkampf schwächte sich der Westen. Indien wurde unabhängig. Rußland legte seine Hand auf die Westslawen und den Balkan. China wurde kommunistisch und verband sich mit Rußland. Asien erwachte und warf die Ketten des Kolonialismus ab. Damit wurde das aktuelle Thema der Weltpolitik, die neue Teilung der Welt, geboren. Bis zum Zweiten Weltkrieg war Asien mit Ausnahme der Machtsphäre Japans einfach im Besitz des Westens. Es war Handels- und Ausbeutungsgebiet. Das ganze Verhältnis erinnert an die Leibeigenschaft der Bauern. Was duldete China mit der korrumpierten Oberschicht, mit den riesigen Unterschieden zwischen Reichen und Armen, dem nie endenden Hunger, den ewigen Kriegen und der nie abreißenden Kette von Aufständen? Amerika, das sich gegen den Kolonialismus gewandt hatte, sah sich durch den Sieg des Kommunismus um seinen wirtschaftlichen Einfluß geprellt. Es hatte lange die Kraft der Revolution unterschätzt. Jetzt aber will es nicht anerkennen, was ohne einen gewaltigen Krieg nicht mehr zu ändern ist: das Regime von Peking. Dadurch aber ist es doch in einer Art Kolonialismus befangen. Es urteilt vom Standpunkt des Westens und hat ausschließlich seine eigenen Interessen im Auge. Es ist sich bewußt, welche Machtkonzentration Sowjetrußland und China bedeuten. Es sieht im Kommunismus eine geistige Haltung, die dem Osten nicht entspreche. Wer wagt aber zu sagen, daß der westliche Kapitalis-

mus mit seiner reinen Geldwirtschaft die dem Osten, dessen Leben auf ganz andern Voraussetzungen ruht, zusagende Lebensgrundlage sein könne? Die Probleme des Ostens drehen sich heute vor allem um nackte Existenzfragen. Die riesigen Völkermassen brauchen Brot. Zugleich aber geht es um die Behauptung seiner Machtposition in wirtschaftlicher und militärischer Hinsicht. Das wirtschaftliche Vakuum, das der asiatische Raum war, wird beseitigt. Er industrialisierte sich im Schnelltempo, um den Zustand der bisher bestandenen Interessensphäre des Westens aus eigener Kraft zu überwinden. Rußland hat hier einen Vorsprung, ohne welchen es im Zweiten Weltkrieg versagt haben würde. Indien und China aber sind daran, ihre wirtschaftlichen Kräfte zu organisieren. Gewiß stellt sich nach unsern Lebensauffassungen die Notwendigkeit, dem Menschen im Osten zum Brot auch die Freiheit zu geben. In diesem Punkte verschweigt der Westen seine bewußte Untätigkeit, dieser Forderung, die er heute an die östlichen Machthaber stellt, Gestalt zu verschaffen, als er im Osten noch Herr im Hause war.

Die Freiheit für den östlichen Menschen muß aus den Lebensquellen des Ostens fließen. Die westlichen Freiheitsbegriffe haben dort überhaupt keine Anknüpfungspunkte. Von China nicht zu reden, war Rußland nie eine Demokratie. Die Duma, das alte russische Parlament vor dem Sturz des Zarentums, wies nur einige kurze Tagungen auf, um wieder aufgelöst zu werden, wenn der Herrscher es gebot. Aber die russische Oberschicht hatte hundert Jahre Zeit, die sich drohend ankündigende Revolution durch Reformen unmöglich zu machen. Vom Dekabristenaufstand, den die Offiziere des siegreichen Heeres Alexanders I. in den zwanziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts auslösten bis zur Hauptprobe der Revolution 1905, geschah immer nur ein Minimum, das weit unterhalb jener Maßnahme war, welche die Elite des Landes dringend erwartet hatte. Wenn aber einem Volke Reformen, die längst in seinem Bewußtsein leben, aus Trägheit vorenthalten werden, entsteht Schuld. Und in Rußland häufte sich eine ungeheure Schuld an. Die furchtbare Revolution war die Antwort der aus den Unterschichten des Volkes sich neu formenden Oberschicht. So ist das alte Wort, daß die Zukunft sich in der Vergangenheit gestalte, auch am russischen Beispiel wahr geworden.

Jetzt aber stellt sich die Frage: ist der Westen berechtigt, in einem Kreuzzug dem Osten seine eigenen Lebensgesetze aufzuzwingen? Das würde den unteilbaren Herrschaftsanspruch auf die Weltmacht bedeuten. Er könnte nur in einem dritten Weltkrieg geltend gemacht werden, der den allgemeinen Untergang bringen würde, in Formen, die wir uns kaum vorzustellen vermögen.

Eine gewisse Kreuzzugsstimmung ist aber vorhanden. Sie nährt sich hauptsächlich aus der Beurteilung der heutigen Lage vom Stande

der gegenwärtigen Tagespolitik. Die Gegenwartspolitik ist aber immer Politik der Mittelursachen. Ihr typischer Ausdruck ist die Tagespresse. Die großen Zusammenhänge gehen verloren, die vielfachen Schuldverstrickungen werden nicht in Rechnung gestellt. Wir sehen nicht mehr den ganzen Ablauf von Ursache und Wirkung und stemmen uns gegen das Urteil der Geschichte. Darin spiegelt sich unsere Abkehr vom Reiche des Geistes wider, ist die Weltgeschichte doch immer wieder das Weltgericht. Aus dem Weltgericht aber kann nur Gutes entstehen, wenn wir seinen Sinn verstehen und anerkennen. Wenn der Mensch aus einer persönlichen Katastrophe nicht die rechten Schlüsse zieht, erreicht er die Lebenswende nicht, die ihn den Kampf des Lebens doch siegreich bestehen ließe, sondern verdirbt in seiner Verstockung und scheitert an seiner Lebensaufgabe. Im Koexistenzproblem steht die Völkerwelt in dieser Situation.

Die Welt ist heute eine Einheit. Die schwächer entwickelten Teile dieser Einheit beanspruchen heute auf der ganzen Linie die Anerkennung ihrer Ebenbürtigkeit. In Asien ist sie zum größten Teil erstritten. In Afrika beginnt das große Erwachen. Ist das nicht ein gewaltiger Ruf Gottes an die Zeit? «Liebe deinen Nächsten wie dich selbst», heißt das uns auferlegte größte Gebot. Also gönne deinem Nachbar, was du dir selbst gönnst. Wer denkt in der Politik aber noch nach diesem Wort? Etwa das christliche Abendland? Sind nicht gerade mitten in seinen Gefilden die Höllentore bewußt geöffnet worden? Wie wenig weiß der westliche Mensch um die Verantwortung des Westens an den Ursachen der unabsehbaren moralischen Erschütterung, die die Ereignisse nach 1933 auslösten? Was für vermessene Urteile hört man oft? So kann man sich mit Recht fragen, wozu wir uns eigentlich noch Christen nennen und was wir damit meinen? Und doch ist uns versichert worden, daß des Herrn Wort nicht vergehen wird. Daraus folgt, daß unser Tun an seiner uns gebotenen Verpflichtung gemessen wird. Es gibt noch Leute, die ob einer solchen Stellungnahme höhnisch lachen. Gemach, es brechen jetzt Zeiten an, wo auch dem Zyniker das Lachen vergehen wird.

Die jüngsten Entwicklungen in der Vormacht des Westens, den Vereinigten Staaten, illustriert die geistige Schwäche des Westens. Die Veröffentlichung der Dokumente über Jalta zeigt einen Mangel an Noblesse und einen Tiefstand der Gesinnung, der uns blitzartig klar werden läßt, was uns erwartet, wenn die Entscheidungen, die über Sein oder Nichtsein unserer Zivilisation maßgebend werden, in der Hand solcher Männer liegen.

Nach der Lehre, die uns die Geschichte erteilt, liegt die Einförmigkeit der Völkerwelt nicht in Gottes Plan. Nein, gerade ihre Vielgestaltigkeit ist ein Abglanz seiner schöpferischen Majestät. Der Weg zu Gott ist für jedes Volk ein anderer. «In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen.» Jedes suche nach seinen Talenten das Beste zu leisten.

Wir leben in einer Zeit gewaltiger Gerichte. Die Welt kommt in die Wehen einer Endzeit. Cäsar oder Christus, ist der Ruf an die Völker. Versäumt der Westen die dringend notwendige Gewissenserforschung, so gehen wir einem Zeitalter neuer Tyrannei entgegen. Denn wer vermöchte guten Gewissens zu behaupten, alles Recht liege in der westlichen Waagschale? Der Westen ist der Stärkere, darum wird von ihm mehr gefordert. Noch behauptet er, die christlichen Traditionen hochzuhalten. Das ist eine Verpflichtung. Hält er sie aber nicht mehr ein, so ist der Untergang des abendländischen Christentums sicher. Denn, sollte er die Finsternis mehr lieben als das Licht, das ihm geschenkt wurde, so würde er in diesem Gericht umkommen.

Es ist höchste Zeit, daß die besten Kräfte des Westens sich regen!

O. Abegg

WELTRUNDSCHAU

Präventivkrieg gegen China! Gerade jetzt vor einem Jahr kam die Welt knapp an einem neuen allgemeinen Krieg vorbei. Hätte nicht England Einspruch erhoben, so hätte das amerikanische Oberkommando im Fernen Osten, mit Zustimmung der Regierungen von Washington und Paris, freie Hand für den Einsatz von Atomwaffen im Endkampf um Dien-Bienphu, die indochinesische Dschungelfestung, bekommen, und aus dem «lokalen» Krieg gegen die vietnamesischen Kommunisten wäre mit großer Wahrscheinlichkeit ein Krieg zunächst gegen «Rotchina» und weiterhin gegen die Sowjetunion, das heißt also ein dritter Weltkrieg, geworden. Die Völker haben damals nicht gewußt, in welcher Gefahr sie schwebten. Jetzt, in der *Formosakrise*, wissen sie wenigstens, daß die amerikanische Aktivistenpartei neuerdings auf einen raschen Krieg mit China hinarbeitet, um doch noch zu verhindern, daß China in ein paar Jahren stark genug sei, um jeden Versuch, den Kommunismus in Asien gewaltsam zu zerschlagen, endgültig aussichtslos zu machen.

Politische und militärische Erwägungen verbinden sich bei diesen Plänen. Es handelt sich nicht unmittelbar um die «Verteidigung» Formosas gegen einen Versuch der Chinesischen Volksrepublik, diese unzweifelhaft zu China gehörige Insel dem Festland anzugliedern und so die Drohung zu beseitigen, die das Regime Tschiang Kai-schek, gestützt von Amerika, für den Bestand des neuen China bildet. Ein solcher Versuch dürfte auf absehbare Zeit aus naheliegenden Gründen nicht in Frage kommen. Es geht vielmehr darum, ob die Formosaregie-

rung die unmittelbar vor der chinesischen Küste liegenden kleinen Inseln, deren wichtigste *Matsu* und *Quemoy* sind, preisgeben oder festhalten soll und ob die Vereinigten Staaten gegen einen allfälligen chinesischen Angriff auf diese Inseln die Formosaregierung militärisch unterstützen sollen, auch wenn sich daraus durch sowjetische Hilfeleistung an China ein neuer Weltkrieg entwickeln würde. Die amerikanische Regierung läßt bisher absichtlich Unklarheit über ihre Pläne bestehen, um nicht Tschiang Kai-schek zu entmutigen und um die mächtigen Fürsprecher eines Krieges mit China in den Vereinigten Staaten selbst – mit den Chefs der Flotte und der Luftmacht sowie der Politikergruppe um Senator Knowland herum an der Spitze – nicht vor den Kopf zu stoßen. Aber es spricht alles dafür, daß sie in den letzten Wochen mehr und mehr den Aktivisten und Draufgängern nahegerückt ist. Wenn Amerika jetzt Tschiang Kai-schek fallen lasse – so wird an hoher und höchster Stelle argumentiert –, dann sacke das Formosaregime moralisch zusammen und mit ihm erleide das Ansehen Amerikas in ganz Ostasien und darüber hinaus einen derartigen Schlag, daß sein so mühsam und opfervoll aufgebautes Imperium im Pazifikraum aufs schwerste erschüttert, wenn nicht überhaupt unhaltbar werde. Lieber also jetzt die Matsu-Quemoy-Frage zum Anlaß einer entscheidenden Kraftprobe machen und die letzte Gelegenheit ergreifen, um die «freie Welt» in Asien zu retten, als kampflos vor den Roten kapitulieren und Asien, ja die Welt, dem Kommunismus ausliefern! Dies um so mehr, als in drei, vier Jahren China mit russischer Hilfe unangreifbar sein werde, während es jetzt mit ein paar entschlossenen Atombombenschlägen verhältnismäßig billig erledigt werden könne*.

Wenn diese Überlegungen durchdringen und wenn die Chinesen, wie die amerikanischen Aktivisten behaupten, tatsächlich die Küsteninseln angreifen sollten, dann könnte man allerdings die Lage als nicht ernst genug ansehen. Dann würde zunächst mindestens Tschiang Kaischek, wenn nicht die amerikanische Luftwaffe, massive Angriffe gegen das chinesische Festland richten, was die Chinesen dazu reizen müßte, Vergeltungsschläge gegen Formosa zu führen – und das hieße, daß für Amerika der Bündnisfall gegeben wäre, also die ganze Wehrmacht der Vereinigten Staaten eingesetzt würde, um China auf die

* Generalleutnant Donald L. Putt, der im Forschungsdepartement der amerikanischen Luftwaffe tätig ist, sagte letzthin, die Russen holten den Vorsprung, den die Vereinigten Staaten kriegstechnisch noch hätten, in beschleunigtem Tempo ein. «Ich glaube, daß die Russen in den nächsten fünf oder sechs Jahren vollkommen fähig sind, uns mit einer technischen Überraschung aufzuwarten — mit einer neuen militärischen Waffe auf irgendeinem besonderen Gebiet, dem sie ihre Hilfsquellen, ihre wissenschaftlichen Fähigkeiten und ihre Anstrengungen zu widmen belieben... Was uns am meisten Sorge macht, das ist die Möglichkeit einer technischen Überraschung mit einer neuen Waffe.» Ein Antrieb mehr für die amerikanische Militärführung, auf rasche Abrechnung mit den Sowjets zu drängen!

Knie zu zwingen, mit allen Gefahren, die daraus für die Ausweitung des Krieges erwachsen müßten. Wird es aber wirklich dazu kommen? Wir hoffen noch immer, daß man in Peking den ganz unnötigen Angriff auf Matsu und Quemoy unterlassen und daß die Sowjetdiplomatie alles aufbieten werde, um den östlichen Verbündeten von solch einem unheilbringenden Schritt abzuhalten. Und man muß namentlich hoffen, daß selbst im Fall eines chinesischen Vorstoßes gegen die Küsteninseln Amerika seinen Freund Tschiang eben doch sich selber überlassen werde. Was könnte es auch durch einen Krieg mit China gewinnen? Wenig genug, auch im besten Fall; aber es könnte sehr viel verlieren: die innere nationale Einheit, die Solidarität seiner europäischen Bundesgenossen, die keine Lust haben, «für Matsu und Quemoy zu sterben», den Rest von Sympathien, die es noch in Asien genießt, und wahrscheinlich die Aussicht, im Fernen Osten überhaupt noch eine politische Rolle spielen zu können. Selbst wenn ein amerikanisch-chinesischer Krieg *nicht* die Sowjetunion auf den Plan rufen und damit die gefürchtete Gesamtkatastrophe auslösen würde, wäre das Ende sicher nicht die Zerschlagung des Kommunismus in Asien, sondern seine hemmungslose weitere Ausdehnung im Gefolge der unabsehbaren Erschütterungen aller bestehenden Ordnungen, die sich aus einem solchen Zusammenstoß ergeben müßten. Der Gedanke einer «Rettung der freien Welt» durch einen präventiven Gewaltschlag gegen China erscheint so wirklich als Ausgeburt kranker Gehirne, ja als verbrecherisches Spiel mit dem Leben ungezählter Millionen von Menschen, die von einer Handvoll Unverantwortlicher im Namen von Freiheit und Menschlichkeit einem grauenhaften Tod ausgeliefert würden.

Westliche Demokratie . . . Man ersieht aber aus dieser ganzen Lage wieder einmal mit unüberbietbarer Deutlichkeit, was es mit dem Anspruch der Vereinigten Staaten auf sich hat, Vormacht der Weltdemokratie im Kampf gegen Diktatur und Völkerknechtung zu sein. Wenn – wie das tatsächlich der Fall ist – der Präsident der Nordamerikanischen Union, gestützt auf den Rat der obersten Wehrmachtsführer und einiger Parteichefs, ohne auch nur das Bundesparlament zu befragen (das ihm dafür bereits Blankovollmacht erteilt hat), einen Krieg mit China (und vielleicht mit Rußland) auslösen kann, der nach allen Berichten von der großen Mehrheit des amerikanischen Volkes abgelehnt wird – was bleibt da noch von jener «Regierung des Volkes, für das Volk und durch das Volk» übrig, die Abraham Lincoln vor 90 Jahren, in seiner berühmten Gedenkrede auf dem Schlachtfeld von Gettysburg, als das vorbildliche politische System der Vereinigten Staaten gepriesen hat? Gewissenhafte Männer und Frauen haben schon im vergangenen Januar, als

die Formosaresolution des Bundeskongresses zur Beratung stand, vor ihren möglichen Folgen gewarnt. «Ich bin vollendet überzeugt», sagte beispielsweise Senator Morse am 27. Januar, «daß das Volk unseres Landes, wenn es eine Woche Zeit hätte, um die Tragweite und die unvermeidlichen Wirkungen dieser Resolution (zugunsten der Kriegsvollmachten des Präsidenten. H. K.) zu überdenken, sie in ihrer gegenwärtigen Form mit überwältigender Mehrheit ablehnen würde». Tom Wardle, der englische Pazifist, der zurzeit auf einer Vortragsreise in den Vereinigten Staaten begriffen ist, hat mehr als recht, wenn er in einem Brief an die Londoner «Peace News» (25. März) schreibt:

«Die Amerikaner sind tatsächlich noch stärker außer lebendiger Fühlung mit der Politik, die sie der Annahme nach geschaffen haben, als wahrscheinlich heute irgendein anderes Volk in der atlantischen Welt. Das *Volk* existiert nicht mehr in der amerikanischen Politik. Diese ist Sache von Druckgruppen: der Wehrmacht, der Kirche, der Veteranen, der Farmer, der Gewerkschaften, des Großkapitals, des Kleinunternehmertums, der Berufsverbände, der Frauenvereinigungen usw. ... Viele Amerikaner wollen heute eine vernünftigere Außenpolitik für ihr Land, aber sie denken gar nicht ernsthaft darüber nach, weil es keinerlei praktische Möglichkeit gibt, ihren Wünschen Geltung zu verschaffen ... Das ist keine Diktatur im alten Sinn des Wortes, wobei ein einzelner Mann oder eine einzelne Gruppe über die unumschränkte Macht verfügt, aber eine Art Verein kleinerer Diktaturen, in deren Händen zusammen die Macht liegt.»

Auch das ist noch zu nachsichtig geurteilt, mindestens was die Außenpolitik betrifft. Die entscheidenden Beschlüsse werden ja hier nicht einmal von einem «Verein kleinerer Diktaturen» gefaßt, sondern vielleicht von einem Dutzend oberster Posteninhaber, die – wie schon das amerikanische Eingreifen in den koreanischen Bürgerkrieg gezeigt hat – mit einer Schnelligkeit und Selbstherrlichkeit, die jedem halbwegs demokratischen Verfahren Hohn spricht, fertige Tatsachen schaffen und sich nur noch hintendrein die in solchem Falle leicht zu gewinnende Zustimmung einer «patriotischen» Volksvertretung geben lassen.

Was bei all dem besonders beunruhigend wirkt, das ist der Umstand, daß die außenpolitischen Entschlüsse der amerikanischen Regierung in der nächsten Zeit von *England* her kaum mehr wesentlich beeinflußt werden dürften, wie das zum Beispiel der Fall war, als Attlee nach Washington flog, um MacArthurs Angriff auf China zu verhindern, oder als Churchill und Eden gegen Amerikas Eingreifen in den Indochinakrieg protestierten. Das einzige, was man vernünftigerweise erwarten kann, ist eine britische Weigerung, an der «Verteidigung» Formosas teilzunehmen. Dann wird – wenn sich Washington wirklich zur Kraftprobe mit Peking entschließt – Amerika eben allein seinen Krieg führen, in der Hoffnung vielleicht, England und seine übrigen Verbündeten doch noch mitreißen zu können. Aber einen Druck auf Washington ausüben, um es vom Krieg überhaupt abzuhalten – das wird die Londoner Regierung zurzeit schwerlich wollen oder auch nur

können. Nicht nur, weil der neue britische Ministerpräsident, Anthony *Eden*, nicht das gleiche moralische Gewicht hat wie Churchill, der jetzt ins hintere Glied zurückgetreten ist, sondern auch, weil die inneren Spannungen in der *Labourpartei* den indirekten Einfluß der britischen Arbeiterbewegung auf die weltpolitische Haltung der Vereinigten Staaten vorderhand auszuschalten drohen. Ein Labourführer sagte unlängst in diesem Sinn zu Claude Bourdet, dem Chefredakteur des Pariser «Observateur», wohl sehr zutreffend: «Was seit mehreren Jahren Katastrophen in der Welt verhindert hat, das war bisher der sich kettenmäßig fortpflanzende Druck, den die Labourlinke auf Attlee und weiterwirkend auf Churchill und dieser wieder auf die Amerikaner ausgeübt hat. Von jetzt an wird es für mindestens ein halbes Jahr (gemeint ist bis zum nächsten Labourparteitag. H. K.) keinen solchen Druck mehr geben, weder am Anfang noch am Ende der Kette; die gefährlichsten Elemente des Pentagons und des Kongresses (des amerikanischen Generalstabs und des Parlaments) werden daraus Nutzen ziehen können.» («Observateur», 24. 3.)

Diese Befürchtung hat vieles für sich. Wir überschätzen den letzten Konflikt zwischen Attlee und *Bevan* keineswegs; er betraf keine Grundsatzfrage, etwa die Herstellung und Bereithaltung von H-Bomben (gegen die Bevan nichts einzuwenden hat), sondern nur ihren Einsatz, dem Bevan nur zustimmen will, wenn vorher der Kriegsgegner selbst H-Bomben verwendet habe. Aber dahinter steht eben doch der ganze Gegensatz zwischen der Labourlinken und der rechtsorientierten Parteiführung und noch mehr die gänzlich demokratiewidrige Art und Weise, wie die Parteileitung die Opposition unterdrückt. (Ich erinnere an die beschämenden Vorgänge am Labourparteitag in Scarborough, die ich seinerzeit an dieser Stelle beschrieben habe.) Richard Croßman stellt im «New Statesman» (2. April) mit nur zuviel Grund fest, daß sich auch Labour in den letzten Jahren mehr und mehr zu einer unduldsamen Parteimaschine entwickelt habe, die die Freiheit besonders der Parlamentsabgeordneten fast aufhebe, einen «planmäßigen Mißbrauch der Mehrheitsherrschaft» betreibe und der Unterhausfraktion ein Regime aufgezwungen habe, das «nicht viel weniger rücksichtslos ist als der demokratische Zentralismus der leninistischen Lehre».

Der Kampf zwischen links und rechts im Schoße der Labourpartei mag vorerst durch die Aussicht auf Neuwahlen – sie werden auf Ende Mai oder Anfang Juni erwartet – etwas gemildert werden. Daß er aber die außenpolitische Tätigkeit der Partei auf lange hinaus behindern, wenn nicht lähmen wird, scheint sicher zu sein. So rächt sich – und in einer vielleicht entscheidenden Lage – die Entartung der westlichen Demokratie an ihren eigenen (angeblichen) Vorkämpfern!

Deutschland-Österreich-Rußland Daß *Westdeutschlands* politisches Regime nur die bösartige Karikatur einer Demokratie ist, braucht hier nicht mehr weiter dargelegt zu werden. Gustav Heinemann, seit 1950 einer der konsequentesten Gegner der Wiederaufrüstung, die nun gegen den Mehrheitswillen des westdeutschen Volkes «glücklich» durchgedrückt worden ist, sagte es bitter, aber wahr: Bonns Programm ist: «Riesige Profite machen, Soldaten bekommen, um diese Profite zu verteidigen, und Kirchen haben, die beiden ihren Segen geben.» (Er wurde darum auch als Präsident der Evangelischen Synode Westdeutschlands weggewählt.) Und der Bonner Korrespondent der Neuyorker «Nation», ein aktiver deutscher Politiker, bemerkt (12. März):

«In Westdeutschland hat sich eine Kluft zwischen Parlament und Volk aufgetan, in der die Demokratie unterzugehen droht — auch ohne Mithilfe des Militarismus ... Noch vor der Ratifikation hatten die Pariser Verträge die Grundlagen der schwachen deutschen Demokratie unterhöhlt. Wie wird das erst werden, wenn die Generale wieder am Ruder sind? ... Der deutsche Militarismus schien auf Generationen hinaus tot; die Deutschen waren Pazifisten geworden. Jetzt zwingen ihnen die ‚demokratischen Befreier' mit Gewalt und unter schweren Opfern einen neuen Militarismus auf, und ihre Söhne werden wieder in die Kasernen eingezogen.»

Inzwischen haben auch die Parlamente aller anderen Mitgliedstaaten der Westeuropäischen Union die Deutschlandverträge genehmigt. Der französische Senat, von dem man gewisse Schwierigkeiten befürchtete, wurde von Ministerpräsident Faure durch Zuhaltung oder Versprechung einiger Ministersessel an kritische Politiker gewonnen – und so ist jetzt der Weg frei für die Organisierung der neuen westdeutschen Wehrmacht (die immerhin, nach Ansicht des jüngst brüsk entlassenen Obersten von Bonin, früheren Leiters der Operationsabteilung im Oberkommando der Armee Hitlers, mindestens sieben Jahre beanspruchen dürfte). Allein dieser «Sieg der westlichen Sache gegenüber der kommunistischen Bedrohung Europas» (wie sich eine Washingtoner Meldung über die Lage nach der Ratifizierung der Pariser Verträge ausdrückt) ist schon heute recht fragwürdig. Zunächst ist es mindestens voreilig, wenn man im westmächtlichen Lager, eine Äußerung Marschall Bulganins, des sowjetischen Ministerpräsidenten, ausdeutend, darauf rechnet, daß die Russen nun wirklich zu einer Lösung der deutschen Frage im Sinne Adenauers – also in Gestalt einer Annexion Ostdeutschlands durch die Bonner Republik – die Hand bieten würden. Die Verhandlungen, die Bulganin ins Auge faßt, werden sicher nicht zu den famosen «freien deutschen Wahlen» führen, für die man im Westen schwärmt; sie sollen sehr wahrscheinlich – neben der Ostasienkrise – vor allem den endlichen Abschluß eines Friedensvertrags mit *Österreich* zum Gegenstand haben. Hier hat ja Molotow mit seinem Vorschlag, Österreich zu neutralisieren, sowohl die Wiener Regierung als die Westmächte in nicht geringe Verlegen-

heit gebracht. Lehnt Wien ab, so enttäuscht es die Hoffnung des österreichischen Volkes, die ganze fremde Besatzung aus dem Lande zu bekommen; nimmt es an, so stößt es seine westlichen Gönner vor den Kopf, die das Verbleiben der Russen in ihrer Besetzungszone noch immer lieber sehen als ihre eigene Vertreibung aus Österreich, namentlich jetzt, da Westdeutschland ihnen auf absehbare Zeit sicher scheint*.

Ist es ihnen aber auch wirklich sicher? Man kann zweifeln. Die ganze politische Strategie der Westmächte in Europa geht, wie bekannt, von der Voraussetzung aus, daß sich Westdeutschland als Sturmbock gegen den kommunistischen Osten gebrauchen lassen werde. Das war ja auch schon *vor* dem Zweiten Weltkrieg der Leitgedanke des Westens, als unter der Führung Englands, aber mit wirksamer Unterstützung durch Amerika, die Wiederaufrichtung der zerbrochenen Machtstellung Deutschlands und seine Wiederbewaffnung ins Werk gesetzt wurde. Nur wartete die Sowjetunion, als es kritisch wurde, nicht so lange, bis die geeinigte kapitalistische Welt zum Angriff bereit war, sondern verständigte sich mit Deutschland, um dieses an der Ostgrenze Polens zum Stehen zu bringen, und lenkte es so wenigstens vorerst nach dem Westen ab. Könnte sich das jetzt nicht wiederholen? Könnte die Sowjetunion nach dem Scheitern ihres Versuches, die Wiederaufrüstung Westdeutschlands zu verhindern, nicht eine direkte Verständigung mit der Bonner Republik suchen, um die kapitalistisch-westmächtliche Front zu sprengen und den deutschen Betätigungsdrang wieder nach dem Westen zu leiten? Die amerikanische «Monthly Review» (Februarheft) glaubt in der Tat, daß man mit einer solchen Wendung zu rechnen habe. «Deutschland», so schreibt sie,

«kann nur durch Verhandlungen mit der Sowjetunion und zu Bedingungen, die für die Sowjetunion annehmbar sind, geeinigt werden. Das ist der erste Grund, warum Westdeutschland wahrscheinlich mit der Sowjetunion Ball spielen wird, wenn es einmal von den Westmächten bekommen hat, was diese ihm gewähren können, nämlich Souveränität und Wiederaufrüstung.

Der zweite Grund ist, daß die imperialistischen Interessen Deutschlands im Widerstreit zu denen Englands und der Vereinigten Staaten stehen, und um das Höchste aus der Lage herauszuholen, brauchen die westdeutschen Kapitalisten

* Inzwischen haben die Österreicher mit den Russen in Moskau die gegenseitige Zustimmung zu einem von den vier Besetzungsmächten zu unterzeichnenden Vertrag vereinbart, der den Rückzug aller fremden Truppen aus Österreich und eine Art Neutralisierung Österreichs bringen soll. Die Westmächte werden wohl gute Miene zu dem Spiel machen müssen, das sie der Möglichkeit beraubt, Österreich in ihren Interessenkreis einzubeziehen. Freilich tun sie das nicht, ohne daß ihre Sprecher und Zeitungen eine Menge hämischer Bemerkungen an die Moskauer Abmachungen knüpfen, die nur wieder ein «Manöver des Kremls» seien, ein «listiger Schachzug», um die ach so leidenschaftlich den (amerikanischen) Frieden erstrebende Front der «freien Nationen» zu verwirren und die künftige Sowjetisierung Europas vorzubereiten ... Möge recht bald ein ähnliches «Manöver» auch die Neutralisierung *Deutschlands* bringen! (18. April.)

Aktionsfreiheit und die Möglichkeit, die beiden großen Machtzentren gegeneinander auszuspielen. Durch die Verfolgung eines solchen Kurses können sie auf Zugeständnisse von beiden Seiten hoffen ... Die Wendung nach Osten war Hitlers verhängnisvoller Irrtum, und die herrschende Klasse Westdeutschlands hat allen Grund, sich dessen bewußt zu bleiben, aber gar keinen, es zu vergessen. Außerdem: wenn die Sowjetunion vor 15 Jahren eine harte militärische Nuß war, um wieviel härter wird sie in fünf oder zehn Jahren sein, verbündet mit Osteuropa und dem größten Teil Asiens! Eine lockendere und einträglichere Politik für Deutschland besteht vermutlich darin, sich den Rücken durch eine Verständigung mit der Sowjetunion zu sichern und auf Kosten sowohl der Vereinigten Staaten wie Englands seine Expansion in Übersee durch Ausnützung der englisch-amerikanischen Gegensätze fortzusetzen.

Daß eine solche Politik zum Krieg führen kann, versteht sich von selber. Ein wiederbewaffnetes Deutschland, das — wie es sicher früher oder später der Fall sein wird — im Besitz von A- und H-Bomben ist, wird eine dauernde Gefahr für *jedermann* sein. Die heutige eingebildete Gefahr eines sowjetischen Angriffs wird durch die sehr wirkliche und unmittelbare Gefahr eines deutschen Angriffs ersetzt werden.»

Wirklich, die Westmächte können noch ihre Überraschungen an dem jetzt mit soviel Mühe und Geld wiederaufgerüsteten deutschen «Bundesgenossen» erleben!

Rußlands größtes Problem Lassen wir das aber vorerst auf sich selbst beruhen und verweilen wir heute wieder einmal etwas länger bei der *inneren* Lage der *Sowjetunion*, die ja dauernd von größter Bedeutung auch für die internationalen Beziehungen ist. Malenkows Rücktritt ist, wie wir vor einem Monat betont haben, vor allem die Folge des (vorläufigen) Scheiterns der «weichen» Politik gewesen, die, schon unter Stalin begonnen, von seinen Nachfolgern so nachdrücklich gegenüber den Westmächten betrieben worden war. Statt der Hebung des Lebensniveaus der Bevölkerung soll nun wieder die militärische Abwehrbereitschaft im Vordergrund stehen, mit energischer Förderung der Schwerindustrie und der landwirtschaftlichen Produktion. Aber es ist offenkundig, daß insbesondere die *Landwirtschaft* schon vor der jüngsten Regierungskrise und ganz unabhängig von der Entwicklung der internationalen Lage das eigentliche Sorgenkind der Sowjetunion war; die Sorgen sind durch die Erfordernisse der Außenpolitik nur noch vermehrt worden. Die einfache Tatsache ist, daß der Verbrauch an landwirtschaftlichen Erzeugnissen viel schneller zunahm als die Produktion. Konnte das in einer mehr oder weniger entspannten internationalen Lage vielleicht eine Zeitlang hingenommen und den ohnehin stets zur «Gemütlichkeit» neigenden Bauern vieles nachgesehen werden, so wurde das unerträglich in dem Maße, als die Sicherung der Volksernährung und die Anlegung großer Lebensmittelvorräte wieder eine unabweisbare Forderung der Landesverteidigung wurde. Und Malenkow, der nicht nur Ministerpräsident war, sondern auch oberster Verantwortlicher

für den Stand der Landwirtschaft, zog daraus die unvermeidlichen Konsequenzen.

Die große Leistung der Kollektivierung der Landwirtschaft war, wie W. Mandel in der Neuyorker «Monthly Review» (Febr. 1955) schreibt, daß sie die Sowjetunion instand setzte, die rasch wachsende Armee der Industriearbeiter, Angestellten, Techniker usw. samt ihren Familien zu ernähren. Dadurch erst wurde der erstaunliche Fortschritt möglich, den Industrie, Wissenschaft und Bildung der Sowjetunion in den letzten Jahrzehnten gemacht haben. Allein die landwirtschaftliche Erzeugung ist eben dennoch nicht im demjenigen Maß gewachsen, wie die Bevölkerungsvermehrung es erfordert hätte; der Milchertrag je Kuh zum Beispiel steht im ganzen weit unter demjenigen in den fortgeschrittenen Ländern Europas oder Amerikas. Die größere Leistungsfähigkeit der Kollektivbetriebe mit ihrer modernen technischen Ausstattung hat es lediglich fertig gebracht, daß ein kleinerer Teil der Gesamtbevölkerung die Nahrungsmittelversorgung des Landes sichert und ein immer größerer Teil der Landbevölkerung in die Industrie abwandern konnte. Das genügte aber nicht, um die wachsenden Anforderungen an die landwirtschaftliche Erzeugung zu befriedigen, herrührend 1. aus der Hebung der Lebenshaltung (der Fleischverkauf hat sich seit 1940 verdreifacht), 2. aus der starken Bevölkerungsvermehrung (jährlich rund drei Millionen Köpfe), 3. aus der Wanderung vom Land in die Städte (17 Millionen in den letzten fünf Jahren allein), 4. aus der Notwendigkeit, staatliche Getreidereserven anzulegen, und 5. aus der Nachfrage nach Exportgetreide. Wie Chruschtschew, der allmächtige Generalsekretär der Kommunistischen Partei, im vergangenen Februar mitteilte, blieb der Fortschritt im Getreidebau wie besonders in der Viehzucht zwischen dem 1. Oktober 1953 und dem 1. Oktober 1954 weit hinter den dafür gesteckten Zielen zurück. So muß jetzt ein neuer, mächtiger Anlauf genommen werden, um das Versäumte nachzuholen. Die mit Mais bepflanzte Bodenfläche soll von 3,5 auf nicht weniger als 28 Millionen Hektaren gebracht werden – als Voraussetzung für eine entscheidende Vermehrung des Viehbestandes. Mais soll künftig nicht nur, wie bisher, im Süden angebaut werden, sondern auch in Gebieten, wo er nicht voll zur Reife kommt – als Futtermittel für das Vieh. Die Urbarmachung aufgegebenen oder jungfräulichen Landes in Zentralasien hat nach Chruschtschew schon jetzt zwei bis drei Millionen Tonnen Getreide mehr erbracht als bisher, ein Ertrag, der im nächsten Jahr verdoppelt werden soll. Bis 1960 soll der Gesamtertrag der Getreideproduktion um mindestens 60 Millionen Tonnen gesteigert werden. Alexander Werth faßt die Lage (in der «Nation», 26. Februar) zusammen, wenn er schreibt: «Das größte innere Problem in Rußland ist jetzt, ob die mächtigen technischen, menschlichen und propagandistischen Mittel, die für diese vordring-

lichste wirtschaftliche Aufgabe aufgeboten werden, ihren Zweck erreichen, und wenn nicht, ob die Städte zu Einschränkung und Rationierung zurückkehren müssen.»

Ein nüchternes Urteil In der schon erwähnten Studie von Mandel in der «Monthly Review» wird freilich vor allzu hohen Erwartungen für die Vermehrung der landwirtschaftlichen Erzeugung in Sibirien gewarnt. Ein großer Teil dieses Gebietes – besonders in Kasakstan – sei regenarm, und wenn auch durch Bewässerung und andere Mittel die Ernten auf der Höhe gehalten werden könnten, so könne doch außerordentliche Trockenheit sehr ernste Folgen haben, wie die Dürre von 1946 beweise, die schlimmste ihrer Art, die das europäische Rußland in diesem Jahrhundert betroffen habe. Auch sonst mahnt Mandel zu nüchterner Beurteilung der bisherigen Ergebnisse der Sowjetwirtschaft wie auch der Bemühungen um die kulturelle Hebung der Sowjetbevölkerung. Ein paar Tatsachen, die er anführt, seien auch hier wiedergegeben.

Die Sowjetunion, so stellt Mandel fest, hat eine Bevölkerung, die um einen Drittel größer ist als diejenige der Vereinigten Staaten, jedoch nur drei Viertel der Zahl der Sekundarschüler Amerikas. (Gegenüber der vorrevolutionären Zeit ist das freilich ein gewaltiger Fortschritt.) Die erwachsene Bevölkerung der Sowjetunion hat im Durchschnitt erheblich weniger als sieben Schuljahre genossen; erst 1949 waren die äußeren Möglichkeiten gegeben, um die siebenjährige Schulzeit obligatorisch zu machen. Was die Theaterkultur anbelangt, so ist sie – wenn man von den Liebhaberbühnen absieht – im wesentlichen auf die Städte beschränkt. Die große Mehrheit der Bevölkerung hat ferner noch keine Radioapparate, kann also nur in sehr begrenztem Maße gute Musik hören. Ähnliches gilt von der Möglichkeit zum Genuß anderer Kunstwerke, etwa durch Besuch von Museen und durch die Betrachtung guter Bilder, wie sie in den westeuropäischen und nordamerikanischen Zeitschriften geboten werden. Der Kinobesuch (vorausgesetzt, daß er überhaupt bildend wirkt) ist aus äußeren Gründen in der Sowjetunion zu Stadt und Land schwächer als im Westen, nicht zu reden vom Fernsehen (das ja auch in der Schweiz erst in den Anfängen steht).

Die Industrieproduktion der Sowjetunion hat sich in gewaltigen Sprüngen ausgedehnt; in 25 Friedensjahren ist sie alljährlich um 15 Prozent gewachsen, drei- bis fünfmal so schnell, wie das in den besten Zeiten des westlichen Kapitalismus der Fall war. Aber die Lebenshaltung im ganzen läßt noch sehr viele Wünsche unbefriedigt. Die Erhöhung des materiellen Lebensniveaus seit 1913 um das Dreieinhalbfache bezieht sich zu einem großen Teil auf Dinge wie elektrisches Licht, Chemikalien aus Kohle, Gas, Metallwaren, Verkehrsmittel, Ge-

sundheitsdienste, kulturelle Möglichkeiten, Schuhwerk, Konfektionskleider, Möbel usw. Trotzdem fehlt es noch immer an zahlreichen Artikeln, wie Nähmaschinen, Automobilen, Werkzeugen, industrieller Maschinerie. Erst kürzlich mußte ein Eisbrecher von 22 000 Tonnen in Finnland bestellt werden.

Im Ausbau der Wasserwege ist in den letzten Jahren viel geleistet worden (zum Beispiel die Schaffung des Wolga-Don-Kanals); dennoch erreicht der Verkehr auf den Inlandwasserwegen der Sowjetunion erst den dritten Teil desjenigen in den Vereinigten Staaten. Der große Plan der «Klimaveränderung» durch Anlegung langgestreckter Waldgürtel ist nach Mandel überhaupt zurückgestellt worden; auch von dem mit großen Hoffnungen begrüßten System des Moskauer Akademikers Williams für eine neue Landwirtschaftstechnik mit Fruchtwechsel sei keine Rede mehr.

Der amerikanische Forscher – ein Freund und ausgezeichneter Kenner der Sowjetunion – faßt seine Darstellung zusammen in den Wunsch, man solle von der Sowjetunion kein Bild geben, das vorausnehme, was erst in zehn oder zwanzig Jahren geschaffen sein werde, sondern ein Bild von der heutigen Wirklichkeit, die bescheidener sei. Man müsse immer daran denken, wie es in Rußland *vor* der Errichtung des neuen Regimes ausgesehen habe; dann könne man erst richtig erwarten, was in Zukunft möglich sein werde. Die Gegner der Sowjetunion anerkennten bereits,

«daß es eine riesige Leistung sein wird, wenn die Sowjetunion unsere gegenwärtige Produktion je Kopf der Bevölkerung — und damit die Grundlage für eine höhere Lebenshaltung — in zwanzig Jahren erreicht haben wird, wie dies das bisherige Wachstumstempo ankündigt. Wir wollen uns das ebenfalls vor Augen halten und nicht mehr träumen, daß wir im Jahr 1975 stehen. Und wir wollen auch Befriedigung aus der Tatsache schöpfen, daß die sozialistische Verteilung von Wohlstand und Gesundheit der Sowjetunion jetzt eine niedrigere Sterblichkeitsziffer gebracht hat als diejenige der Vereinigten Staaten ist. Das ist vielleicht die stärkste allgemeinmenschliche Leistung der Sowjetunion.»

Gefangenenlos Es sei mir erlaubt, in diesem ganzen Zusammenhang von dem vielgelesenen Buch zu reden, das der deutsche Theologe *Helmut Gollwitzer*, nach Johannes 21,18, unter dem Titel «. . . und führen, wohin du nicht willst» schon vor ein paar Jahren veröffentlicht hat, und das nun 1954 auch in einer billigen Volksausgabe erschienen ist. (Ich zitiere nach dieser Ausgabe.) Gollwitzer, als Pfarrer zum Kriegsdienst unter Hitler eingezogen und von 1945 bis Ende 1949 in der Sowjetunion gefangen, redet sich mit seinem Erlebnisbuch die schwere Erinnerung an die Gefangenenzeit vom Herzen, weitet seinen Bericht aber zu einer großen Anklage gegen das ganze Sowjetsystem aus. *Darum* nicht zuletzt wurde und wird es in Westdeutschland so gierig verschlungen. Und darum ist es auch wert, daß man sich mit ihm auseinandersetzt. Dies um so mehr, als

es eines der wenigen antikommunistisch wirkenden Bücher ist, die ohne Haß, mit dem ehrlichen Willen zur Gerechtigkeit auch gegenüber dem Kommunismus und dem Sowjetstaat ihre These vertreten, im Gegensatz zum allermeisten, was man von «weltlicher» wie von «geistlicher» Seite – im Westen über diese Dinge hört und liest. Bei Gollwitzer stammt diese Haltung aus einem wunderbar lebendigen Christenglauben, der ihn und die Menschen um ihn herum durch die ganze Not der Gefangenschaft hindurch trug und der uns beim Lesen seines Buches eine große Stärkung und Ermutigung war. Aber deswegen dürfen wir gleichwohl unseren wesentlichen Widerspruch gegen so vieles, was er schreibt, nicht zurückhalten – im Gegenteil.

Beginnen wir mit dem Gefangenschaftserlebnis selber. Es war schwer, oft unerträglich, verzweifelt schwer, und Tausende sind daran zerbrochen. Allein wenn wir von den beim Heimtransport der anderen Gefangenen weiter zurückgehaltenen angeblichen Kriegsverbrechern – die allermeisten waren es ja nicht – absehen, von diesen *unschuldig* zum Teil noch heute als Zwangsarbeiter in der Sowjetunion schmachtenden Männern, so muß man einfach feststellen, daß die «normalen» Kriegsgefangenen ihr Los durchaus verdient haben. Was haben denn die Deutschen in der Sowjetunion zu suchen gehabt? Wer hat ihnen das Recht gegeben, mit Mord und Todschlag, Raub und Zerstörung im Kolossalstil in Rußland einzufallen, 15 bis 20 Millionen Menschen umzubringen, 17000 Städte und 70 000 Dörfer zu verwüsten, Zehntausende von industriellen, gewerblichen und landwirtschaftlichen Betrieben zu vernichten und all das übrige Elend anzurichten, das der deutsche Angriff mit sich brachte? In Charkow allein haben die Soldaten Hitlers rund 30 000 Russen getötet, in Kiew 35 000, in Lubny 4000, in Periaslaw 2000 usw. Und da bildeten sich die gleichen Soldaten ein, sie würden dafür *nicht* zur Verantwortung gezogen werden? Da reklamierten, schimpften und fluchten sie als Gefangene alle Tage, was das Zeug hielt, über die sowjetischen Henker und Sklavenhalter. Wahrlich, wenn diese Leute einen Funken von Gewissen oder auch nur Gerechtigkeitsgefühl gehabt hätten, so hätte ihr Morgen- und Abendgebet unweigerlich heißen müssen: «Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldnern!» Die ganze Einstellung gegenüber den Russen hätte anders sein müssen, als sie Gollwitzer uns beschreibt – demütig, bescheiden, reuevoll, nicht so aufbegehrend, selbstgerecht, selbstbemitleidend, anklägerisch, wie sie tatsächlich war. An einer oder zwei Stellen sagt auch Gollwitzer etwas Ähnliches, so wenn er meint: «Wenn die Sowjetregierung für die Behandlung ihrer Soldaten in deutscher Gefangenschaft an uns in nationalsozialistischer Weise hätte Vergeltung üben wollen, dann hätten wir alle die Heimat nicht wiedergesehen.» Aber solche Erkenntnisse ertrinken in dem Meer der Leidensschilderungen, die der Verfasser ganz im Geiste seiner Mit-

gefangenen gibt – begreiflich genug, hat er doch selber als kämpfendes Glied der deutschen Wehrmacht, wenn auch in noch so geringfügigem Maß, seinen Anteil an dem gehabt, was die Armeen des «Führers» in Rußland verbrochen haben. Auf jeden Fall: wenn nicht für Gollwitzer, so gewiß für die große Masse der uniformierten und nichtuniformierten Deutschen gilt auch in der Gefangenenfrage, was F. W. Foerster in seinen Erinnerungen bemerkt: «Deutsche Männer und Frauen reservierten ihren Abscheu und ihre moralische Entrüstung ausschließlich für das, was Deutschland von den Opfern und Leidtragenden des deutschen Angriffes zugefügt worden war... Wo bleibt der Schauder vor der Riesenschuld, der laute Widerruf ruchloser Pläne, wo bleibt Sühne und Reparation? Niemand wollte etwas davon wissen, weder die Schuldigen noch die Unschuldigen, weder die Voranläufer noch die Mitläufer noch die Hinterherläufer.»

Kommunistisches Regime Die Deutschen also – das muß feststehen – haben nicht das mindeste Recht, die Russen wegen des Regimes in den sowjetischen Gefangenenlagern anzuklagen. Aber die dafür Verantwortlichen sind deswegen ebenso selbstverständlich nicht entschuldigt. Was sie getan haben, lastet auf ihnen als Schuld und muß gesühnt werden, wenn nicht Strafe folgen soll. Das gleiche trifft für *alle* Sünden des Sowjetregimes zu. Gollwitzer deckt sie schonungslos, wenn auch sachlich und ruhig auf, vor allem die ganze verderbliche Wirkung der *Diktatur- und Terrorpraxis* und der dahinterstehenden Auffassung vom Menschen. Was er uns aus eigenem Erleben von der völligen Korrumpierung der Menschen erzählt, die dem System (das Wort hier in Beschränkung auf die Willkür- und Gewaltpraxis verstanden) verfallen sind, von der satanischen Natur des Spitzelwesens, von der Charakterlosigkeit der Selbstgleichschaltung, von der Brechung und Knechtung der Gewissen, von der Raffiniertheit der Herrschaftsmethoden, von den Tricks, die bei Wahlen üblich sind – all das und das übrige, was dazu gehört, ist zwar sicher nicht neu, aber es gewinnt um so mehr an Eindrücklichkeit, je mehr es am lebendigen Beispiel erhärtet und demonstriert wird. Der Verfasser ist selbst ein Beweis für das Schicksal, das einem Menschen widerfährt, der sich durch das System *nicht* korrumpieren läßt, der seinen Verlockungen ebenso fest Widerstand leistet wie seinen Drohungen und Strafen – und der dann zuletzt doch triumphiert. Welcher Trost, welche Ermutigung, welches Vorbild für alle, die *irgendeinem* «System» trotzen müssen und sich von ihm doch nicht brechen lassen – auch nicht vom Terror und Boykott des Antikommunismus!

Und dennoch: Gollwitzer geht in seiner begreiflichen Enttäuschung über das, was er am Kommunismus als Kriegsgefangener erlebt hat, viel zu weit. Er schüttet das Kind mit dem Bad aus. «Ich habe», schreibt er einmal,

«eine Testfrage gelernt, an der man die Staaten prüfen kann, ob man in ihnen leben möchte oder nicht: Wenn es einen Apparat gäbe, der jeden Bürger überall beobachten und besonders auch seine geheimsten Gedanken lesen kann — ist ein Staatswesen so angelegt, daß seine Führung mit Begeisterung nach diesem Apparat griffe und sich seiner bediente, oder ist es so angelegt, daß die Führung diesen Apparat verschmähen würde oder wenigstens die Bürger ihr seine Verwendung verwehren könnten?»

Nach diesem Test müßte nicht nur die Sowjetunion, sondern auch die nordamerikanische Union verworfen werden, die – MacCarthy ist nur der gröbste Ausdruck dafür – ein Spitzel- und Loyalitätsprüfungssystem entwickelt hat, das die ganze Bevölkerung terrorisiert und unzählige Existenzen ruiniert, ja viele Menschen körperlich ausgelöscht hat und das für seine Zwecke gerade jenen «Lügenentdecker-Apparat» erfunden hat, den sich Gollwitzer nur in der Phantasie vorstellen konnte. Auch für unsere Bundespolizei möchte ich die Hand nicht ins Feuer legen; was sie an Bespitzelung und Überwachung «verdächtiger Elemente» (und wer ist ihr *nicht* verdächtig?) leistet, zum Beispiel durch Verletzung des Post- und Telephongeheimnisses, das deutet wirklich darauf hin, daß ihr Ideal das politische Gedankenlesen wäre . . . Aber was die Russen betrifft, so möchte ich an die bereits früher einmal von mir erwähnte Feststellung Paul Distelbarths (in seinem Buch «Rußland heute») erinnern:

«Ich muß sagen, daß ich nirgends in Rußland den Eindruck hatte, in einem riesigen Zuchthaus oder Konzentrationslager zu sein. Man atmet frei und leicht, die Luft ist ganz anders als etwa in Berlin. Der hervorstechendste Eindruck war sogar, wie wiederholt gesagt wurde, der des Gelockertseins, der unbefangenen Fröhlichkeit. Auch die einzelnen gaben sich frei und rückhaltlos. Das ist die reine Wahrheit.»

Der Grund für dieses unbefangene Fröhlichsein trotz Diktatur und Polizeistaat liegt nicht nur darin, daß der Russe seit Jahrhunderten an politische Unfreiheit gewöhnt ist und die Abwesenheit westlicher Demokratie bei weitem nicht so bitter empfindet wie wir; er ist wohl noch mehr darin zu suchen, daß für den Russen, wie für alle östlichen und sonst unterentwickelten Völker, die Freiheit vor allem in der *Freiheit von Not* und in der Freiheit des *sozialen Aufstiegs* besteht. Um wiederum Distelbarth sprechen zu lassen: Der junge Russe, sagen wir in Swerdlowsk, der seine Ausbildung beendet hat (und er hat für diese Ausbildung die liberalsten Möglichkeiten),

«überlegt nun, wohin er gehen will. Er kann daheim bleiben, und dann ist ihm, wenn er tüchtig ist, ein ehrenvoller Aufstieg und ein bequemes Einkommen in einem der großen Werke sicher. Er kann nach Mittelasien gehen und sich den Arbeiten zur Fruchtbarmachung der Wüsten widmen. Oder nach Ostsibirien, an den Baikalsee, in dessen Nähe ein riesiges Kraftwerk an der Angara, dem wasserreichsten Fluß Sibiriens, errichtet wird. Er wird ohne Mühe Arbeit finden bei dem Aufbau ganz neuer Industrien in diesem Gebiet. Ein Sechstel der Welt steht ihm offen. Er kann auch beantragen, daß man ihn nach China schickt, wo russische Ingenieure den Aufbau der Wirtschaft leiten. Und er sollte sich beengt fühlen? Ist das nicht Unsinn?»

Sozialismus! Nun, das mag sein, wie es will, wird Gollwitzer antworten; aber was hat all das, was jetzt in der Sowjetunion geschieht, noch mit Sozialismus zu tun? Was hat uns überhaupt der Sozialismus noch zu sagen? Die soziale Not ist ja, wie Gollwitzer meint, gar nicht durch den Kapitalismus an sich geschaffen worden, sondern nur durch den *unentwickelten* Kapitalismus; sie werde darum «lösbar nicht durch den revolutionären Sturz des Kapitalismus, sondern durch seine Weiterentwicklung und Demokratisierung». Der Sozialismus als solcher bringe noch gar keinen Fortschritt. Das beweise gerade das Leben im Kriegsgefangenenlager, diesem «Muster einer sozialistischen Gesellschaft im kleinen» (kein Privatbesitz an Produktionsmitteln, kein arbeitsloses Einkommen, vollkommene soziale Sicherheit usw.). Die Beobachtungen am Muster eines solchen Lagerlebens hätten «deutlich gezeigt, daß der Sozialismus als solcher weder Gleichheit, noch Freiheit, noch Brüderlichkeit garantieren kann . . . Sie weisen darauf hin, daß gerade eine sozialistische Ordnung Gleichheit (nämlich vor dem Recht), Freiheit (nämlich Unabhängigkeit von der Macht und Willkür anderer Menschen) und Brüderlichkeit (nämlich Gemeinsinn und Mitgefühl) ebenso gefährden und unmöglich machen kann, wie es die sozialistischen Theoretiker von der bürgerlichen Gesellschaft behauptet hatten.» Auch alle Planwirtschaft müsse in einem System, wie der Sowjetkommunismus es darstelle, versagen. «Es erscheint einem nur am Anfang paradox, daß kein System den Gemeinsinn mehr abtötet und eigennütziges Denken mehr züchtet als das System des Kommunismus.»

Für diese Behauptung führt Gollwitzer zahlreiche Beobachtungen an, die, wie er überzeugt ist, schlüssig beweisen sollen, daß die Revolution, die der Kommunismus nicht nur tatsächlich bewirkt habe, sondern direkt anstrebe, «nichts anderes als die Verdrängung einer alten Elite durch eine neue» sei. «Die Masse führt nie, sondern wird geführt, in der Sowjetunion willenloser und uneingeschränkter als irgendwo in der bürgerlichen Gesellschaft.» Von Gemeinsinn, von Willen zur Erleichterung des Loses der Schwachen und Gedrückten sei hier keine Rede mehr. «Es geht nicht um die Frage, wie den Getretenen endlich geholfen werden könnte, sondern um die Frage: Wer darf treten?» Der Arbeiter insbesondere werde einfach dem totalen Staat zum Opfer gebracht und könne sich dagegen nicht einmal wehren. Er habe Sklavenarbeit zu verrichten, wie sie schlimmer kaum jemals bestanden habe, und statt daß der Klassengegensatz überwunden sei, lebe er nur in anderer Form – als Interessengegensatz zwischen staatlich angestellten Ausbeutern und Ausgebeuteten – weiter, vom gleichen Gegensatz in den kapitalistischen Ländern nur dadurch unterschieden, «daß der Arbeiter in der Sowjetunion alle die Möglichkeiten zur Vertretung seiner Interessen, die in den hundert Jahren der modernen Arbeiterbewegung erkämpft worden sind, wieder verloren hat».

Das sind Anklagen, die wir nicht ernst genug nehmen können. Aber ich glaube wiederum: der Verfasser will hier viel zu viel beweisen. Er sieht alles vom Blickpunkt des Kriegsgefangenen aus, ohne Überblick über die Gesamtheit der Tatsachen der Sowjetgesellschaft und ihre geschichtlichen und gegenwärtigen Zusammenhänge, vergessend, daß er selbst einmal zugibt, «daß die Perspektive des Kriegsgefangenen die ungünstigste Perspektive ist, um ein gerechtes Bild von einem anderen Land und Volk zu gewinnen; denn der Gefangene bekommt nur einen kleinen Ausschnitt des wirklichen Lebens zu Gesicht, und das Personal der Lagerverwaltungen ist eher eine negative Auslese als ein guter Durchschnitt».

Trotz dieser Erkenntnis läßt sich Gollwitzer dazu verleiten, Einzelerscheinungen, die er als Kriegsgefangener beobachtet hat, oder die andere beobachtet haben und die er nur vom Hörensagen kennt, in unzulässiger Weise zu verallgemeinern. Er zieht dann Schlüsse auf das Sowjetregime, die mit der Gesamtwirklichkeit gar nicht übereinstimmen, die aber vortrefflich in sein Denkschema hineinpassen. (Hegel würde in solchem Fall sagen: «Um so schlimmer für die Wirklichkeit . . .) Ein Beispiel: Er beschreibt (Seite 165) nach der Erzählung eines Kameraden, der sich eine Zeitlang geisteskrank stellte, die Zustände in einer russischen Irrenanstalt. Die Patienten seien dort, splitternackt in einen Saal eingesperrt, wie Tiere gehalten worden, ohne rechte Nahrung und ohne die geringste ärztliche Betreuung. Statt diese Zustände als Rest jener barbarischen Irrenbehandlung anzusprechen, die früher auch im Westen allgemein üblich war, erklärt er sie kurzerhand als «bezeichnend» für das ganze Sowjetregime, beweist es ihm doch ein neues Mal seine Lieblingsthese: «In der Sicht des Menschen als bloßes Naturwesen und in der daraus folgenden Verachtung des Einzelmenschen sind sich Faschismus und Sowjetsystem so einig, daß ein grundsätzliches Hemmnis, mit den Geisteskranken so wie Hitler zu verfahren (das heißt sie einfach zu ‚liquidieren', H. K.), auch für die Sowjets nicht besteht . . . Sich um sie pflegend zu bemühen, ist nur von einer ganz anders begründeten Sicht des Menschen her möglich.»

Offenbar *besteht* aber diese ganz anders begründete Sicht des Menschen auch in der Sowjetunion, und zwar als Allgemeinerscheinung. Wenigstens zeugt das, was ich von der Pflege der Irren und seelisch Gestörten in der Sowjetunion weiß, von soviel menschlicher Bemühung um die Heilung der Kranken, von soviel gewissenhaftem Helferwillen, daß davor Gollwitzers Urteil gänzlich zusammenbricht. Man lese beispielsweise, was Charlotte und Dyson Carter im zweiten Band ihres Rußlandbuches («We *saw* Socialism») darüber zu berichten wissen. (Der Wert der von den sowjetischen Ärzten angewandten *Methode* steht hier nicht zur Erörterung.) Anderseits ist das, was mir über die Zustände in *amerikanischen* Irrenanstalten bekannt ist, wirklich niederschmetternd. Das USA-Landeskomitee für mentale Hygiene

stellt zum Beispiel in einem Bericht über die Gesamtheit der staatlichen Irrenanstalten für das Jahr 1946 fest: «Es steht für jeden Kranken ein Betrag von 400 Dollar pro Jahr zur Verfügung, der gerade ausreicht, um das bare Leben zu fristen . . . Es fehlt fast in allen Spitälern an Ärzten . . . Die Kranken werden von Wärtern häufig geschlagen . . . Sie leben in veralteten und ungesunden Gebäuden zwischen Schmutz und Ungeziefer.» Ein Autor (Albert Deutsch) schreibt über das Irrenspital des Staates Pennsylvania: «Ich wurde an die Bilder von Nazikonzentrationslagern in Belsen und Buchenwald erinnert. In den Gebäuden, die ich betrat, liefen nackte Menschen herum, die wie Vieh eingezäunt waren und mit noch weniger Rücksicht, als man Tieren gegenüber zu beobachten pflegt, behandelt wurden. Der Gestank war fürchterlich.» (Zitiert nach L. L. Matthias «Die Entdeckung Amerikas Anno 1953 oder Das geordnete Chaos». Rowohltverlag Hamburg.) Es nimmt mich wunder, ob Gollwitzer angesichts solcher Tatsachen – und sie könnten aus zahlreichen Gebieten des amerikanischen Lebens vervielfacht werden – seinen Glauben aufrechterhalten kann, der Westen sei eben doch viel menschlicher als der sowjetische Osten. Vielleicht hat man in der Sowjetunion im Gegenteil manchesmal eher Grund zu sagen: «Wir Wilden sind doch bessere Menschen . . .»

Aber das eigentlich nur nebenbei. Es geht uns vor allem um Gollwitzers Urteil über das Verhältnis von Sowjetregime und Sozialismus. Dazu ist zunächst zu bemerken, daß *der* Sozialismus, den *er* meint und ablehnt – der Sozialismus des Gefangenenlagers im großen, der Sozialismus als «selbstzweckliches Ideal» –, nicht *unser* Sozialismus sein kann. Die sozialistischen *Einrichtungen* machen es nicht; sie sind notwendig, aber nur soweit eine sozialistische *Gesinnung* dahintersteht, die sie schafft und erhält (wobei wir die Rückwirkung der Einrichtungen auf die Gesinnung keineswegs verkennen). Ähnliches gilt von der Planwirtschaft, die nur widersinnig wird, wenn sie vom grünen Tisch aus befohlen wird, ohne Anpassung an die wechselnden und mannigfaltigen Bedürfnisse des Lebens, die aber, demokratisch kontrolliert, unumgänglich notwendig ist, um die ungeheuerliche Mißwirtschaft, die phantastische Kräfte- und Güterverschleuderung, die der Kapitalismus darstellt, zu überwinden. Nun fehlt freilich gerade im Sowjetkommunismus weithin die Gesinnung, die den sozialistischen Einrichtungen erst ihr Leben gibt, fehlt gewiß vielfach auch jene verständige Rücksichtnahme auf die Bedürfnisse des Gemeinschaftslebens, die die Planwirtschaft erst zum Segen macht und die nur durch die freie Mitwirkung des Volkes (in den verschiedensten Gliederungen) erreicht werden kann. Hier liegt tatsächlich die größte Schwäche der Sowjetunion. Und ich für meinen Teil bin längst überzeugt, daß auf diesem Feld die *wirkliche* Auseinandersetzung mit dem Kommunismus erfolgen muß. Sein Wirtschafts- wie sein Staatssystem ist ein Versuch, das

Zusammenleben der Menschen auf grundsätzlich materialistisch-atheistischer Basis zu ordnen – ein Versuch, der auf die Länge gar nicht gelingen *kann*. Wobei gleich hinzugesetzt werden muß, daß der sozialdemokratische Reformismus des Westens mit seinem seichten «Humanismus» nicht minder ein Haus ist, das auf Sand gebaut ist.

Zusammenhänge Aber mit diesen Feststellungen ist die Kommunismusfrage – auch nur gedanklich – keineswegs gelöst, sosehr sich auch die öffentliche Meinung des Westens damit begnügt, den Kommunismus als unmenschlich, widerchristlich, freiheitsfeindlich zu verdammen und zu bekämpfen. Die Tatsache ist nun einmal nicht aus der Welt zu schaffen, daß – man mag sagen, was man will – die nichtkommunistischen Gesellschaften als Ganzes genommen in ihren Grundlagen, den sittlichen wie den materiellen, vollkommen brüchig geworden sind, daß also *eine an die Wurzel greifende Umwälzung ihrer Ordnungen fällig, ja überfällig ist*, wenn wir überhaupt weiterleben sollen. Das hat nichts mit «utopischem Denken» zu tun, wie es Gollwitzer vom Evangelium her verwirft; gerade das Evangelium wird immer sichtbarer *die* Kraft, die jene Umwälzung am sichersten vorbereitet und möglich macht, auch wenn es feststeht, daß wir von irdischen Bewegungen und Einrichtungen keine idealen Lösungen erwarten dürfen. Das ist die eine Tatsache – die Notwendigkeit der grundlegenden Umwälzung all unserer sozialen Ordnungen. Die andere aber ist, daß die *Christenheit* im ganzen, daß insbesondere auch die *westlichen Demokratien* – ob nun christlich oder humanistisch angestrichen – *diese Notwendigkeit nicht sehen wollen* und auf jeden Fall nicht zu vollziehen bereit sind. Der «unchristliche» Kommunismus sieht sie und ist entschlossen, sie zu vollziehen – mit *seinen* Methoden, in *seinem* Geist, den er zu einem nicht geringen Teil von der nichtkommunistischen, der bürgerlich-kapitalistischen und der feudalen Welt geerbt hat. Der Kommunismus hat mit der sozialen und zugleich nationalen Revolution in den unterentwickelten Ländern begonnen; in Rußland, China, Indochina ist sie bereits durchgebrochen, in anderen Ländern wird sie folgen. Aber es ist nicht nur der *primitive* Kapitalismus und Kolonialismus, gestützt durch einen verrotteten Feudalismus, der die Gewaltrevolution erzeugt hat; sie droht auch in den Ländern des «höher entwickelten» Kapitalismus, den demokratisieren und humanisieren zu können nun wirklich eine Illusion ist.

Der Raum fehlt mir hier, um auch nur andeutungsweise die *positiven* Seiten der kommunistischen Revolution in Rußland, China usw. ins Licht zu setzen. Sie sind trotzdem Tatsache, und nur Unwissenheit oder Verblendung kann sie leugnen. Tatsache sind freilich auch ihre negativen Seiten; das könnte wiederum nur parteiische Voreingenom-

menheit bestreiten. Was aber immer aufs neue betont werden muß, das ist ein Doppeltes:

Erstens: die Sünden und Mängel der kommunistischen Revolutionen sind zum großen Teil eine *Erbschaft des alten Regimes*, das sie gestürzt haben. In Rußland namentlich konnte nach Lage der Dinge, angesichts des geistigen und materiellen Zustandes, in den der zaristische Absolutismus und ein verlorener Krieg Volk und Land gestürzt hatten, eine andere Form der Umwälzung gar nicht erwartet werden als diejenige, die der Bolschewismus ihr gegeben hat, nachdem der sozialdemokratische Scheinrevolutionarismus ebenso versagt hatte wie der liberal-parlamentarische. Ähnliches gilt für China und Indochina. (Ein junger holländischer Arzt, der weder Kommunist noch Sozialist ist, sagte mir vor nicht langer Zeit im Lauf eines langen Gespräches über diese Dinge, wenn er in Indochina politisch arbeiten wollte, so könnte er nicht anders als dies im Rahmen der kommunistischen Bewegung tun.) Man braucht darum keineswegs so bedingungslose und endgültige Verdammungsurteile über den Sowjetkommunismus abzugeben, wie das Gollwitzer tut. So heftig er alle «dialektische», also entwicklungsgeschichtliche Betrachtungsweise ablehnt – auch der Kommunismus ist in seinen jeweiligen Erscheinungsformen zeit- und ortsbedingt, kann sich also von dem bösen Erbe der Vergangenheit sehr wohl befreien. Wenn zum Beispiel die sowjetischen Kollektivbauern, wie William Mandel in dem früher zitierten Aufsatz sagt, noch weithin von privatwirtschaftlichem Erwerbsgeist beherrscht sind und sozialistische Gesinnung gar sehr vermissen lassen, so gehört das gewiß zum Ganzen jener argen Vergangenheit, die auf ihnen wie auf dem russischen Volk überhaupt lastet und nicht dem Kommunismus als Schuld anzurechnen ist.

Zweitens: die von Lenin geführte Revolution setzte sich ursprünglich wesentlich andere, reinere Ziele und wollte auf wesentlich anderen, freiheitlicheren, sozialistischen Wegen zu ihnen gelangen, als die Ziele und Wege sind, die die späteren Abschnitte der Russischen Revolution kennzeichnen. Lenin und noch konsequenter Stalin wurden aber auf *ihren* Weg geradezu gezwungen, weil die kapitalistisch-bürgerliche Welt, vor allem die des Westens, von allem Anfang an die Sowjetunion und ihr Regime unterwühlt, bekämpft und mehr als einmal an den Rand des Todes gebracht haben. Es ist schon oft gezeigt worden, wie ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen der *Bekämpfung und Bekriegung der Sowjetunion* und der *Ausbildung des Macht- und Diktaturapparates* besteht, in dem man jetzt das eigentliche Wesen des Kommunismus verkörpert sehen will*. Auch die wirtschaftliche Entwicklung der Sowjetunion leidet bis zum heutigen Tag aufs schwerste

* Erst kürzlich hat Konni Zilliacus im «New Statesman» (19. Februar 1955) diesen Zusammenhang wieder eindrucksvoll geschildert.

unter der Feindseligkeit der antikommunistischen Welt. Es ist gar nicht zu ermessen, um wieviel höher die Lebenshaltung des Sowjetvolkes stünde und wieviel freier, menschlicher, sozialistischer auch in *unserem* Sinn das ganze Sowjetleben wäre, wenn es keine Interventionskriege, keinen jahrelangen internationalen Boykott der Sowjetunion, keinen hitlerischen Ostkrieg (der durch die Deutschland-Politik der Westmächte in den zwanziger und dreißiger Jahren überhaupt erst möglich geworden ist), keine Wiederaufnahme des westmächtlichen Kampfes gegen die Sowjetunion nach dem Zweiten Weltkrieg gegeben hätte! Es ist kein Wunder, daß die ganze schwere Geschichte der Sowjetunion (für die natürlich nicht *nur* ihre Gegner verantwortlich sind) die tiefsten Spuren in Geist und Gehaben des Regimes hinterlassen und furchtbare Verwüstungen gerade auch moralischer Art angerichtet hat. Fast ein Wunder ist es hingegen, daß diese Verwüstungen nicht noch viel größer sind und daß noch soviel sozialistischer oder zumindest antikapitalistischer Geist, soviel Antimilitarismus und Friedenskraft in den Trägern des Regimes lebt, wie das tatsächlich der Fall ist. Die Hoffnung erscheint darum nicht unbegründet, daß in dem Maß, in dem die Bedrohung der Sowjetunion von der Außenwelt her eingestellt wird, auch die Abwehrreaktion wegfällt, die sich nicht nur in der Außenpolitik der Sowjetunion so hemmend geltend macht, sondern auch ihre ganze Innenpolitik deformiert und den Sozialismus für viele Leute zu einem Zerr- und Schreckbild gemacht hat.

Die bürgerlich-kapitalistische und die feudale Welt tragen sehr viel Schuld an den Fehlleistungen des Sowjetkommunismus, über die man sich jetzt bei uns so schrecklich entrüstet. Und ihre Schuld wird immer größer, je länger sie in ihren Methoden der Bekämpfung des Kommunismus verharren, je mehr sie sich auf eine letzte, bewaffnete Kraftprobe mit ihm rüsten. Darin sind wir wohl mit Gollwitzer einig. Sein Rußlandbuch liefert zwar mit seiner Einseitigkeit der gedankenlosen Masse willkommene Munition für den Kalten Krieg. Aber vor dem Umschlag in den *heißen* Krieg schreckt er – das ist bei seiner Grundhaltung eigentlich selbstverständlich – mit dem gleichen Grauen zurück wie wir andern alle. Er spricht es klar aus, «daß der Kommunismus nicht eine Pest ist, die man ausrotten kann, sondern das Ergebnis einer sozialen und einer geistigen Misere. Behebt die Misere, dann habt ihr die Pest nicht zu fürchten.» Und mit Leidenschaft bestreitet er gegenüber Lagergenossen, die zum heiligen Krieg gegen den Kommunismus raten, «daß der Westen heute die Aufgabe hat, die Menschen hier von den Sowjets zu befreien . . . Denn das heißt Krieg, den furchtbarsten Krieg, den es je gegeben hat. Haben denn die Kommunisten nicht vielfach recht mit dem, was sie gegen den Westen sagen? Dieser Westen müßte ganz anders sein, als er ist, um als Befreier auftreten zu können . . . Und er soll den Beweis liefern, daß er

seine soziale und geistige Misere aus seinen eigenen Kräften überwinden kann.» Wie dann die Weltgeschichte weitergeht, daß weiß – so sagt Gollwitzer – niemand als Gott selber. «Aber ich weiß sicher, daß der Kreuzzug immer eine Heuchelei und der Krieg nie ein Befreier ist.» Wenn das die Mehrheit der westlichen Völker auch wüßte, wären wir gerettet.

10. April. *Hugo Kramer*

BUCHBESPRECHUNGEN

Josué Jéhouda: Guglielmo Ferrero. Editions Générales, Genève.

Das Büchlein Josué Jéhoudas, des bedeutenden jüdischen Philosophen und Schriftstellers, ist eine willkommene Ergänzung der größeren Arbeit von Serge Radine, die wir hier seinerzeit besprochen haben. Die erstaunliche Vielseitigkeit und Lebendigkeit Ferreros, des Geschichtschreibers, Gesellschaftskritikers und Romanschriftstellers, erfährt eine liebevolle und kenntnisreiche Würdigung durch den Freund, der während der letzten – der Genfer – Zeit des großen Gelehrten in sozusagen täglichem vertrautem Umgang mit ihm stand. Auch die Begrenzungen und Einseitigkeiten Ferreros werden nicht übersehen; aber entscheidend bleibt für den Verfasser doch sein stetes Fortschreiten zu immer größerer Klarheit und geistiger Weite. «Vom atheistischen Sozialismus ausgehend, entwickelte er sich über einen beispielhaften Liberalismus zu der Erfassung ‚des vorsehungsmäßigen Planes der Geschichte', also zum monotheistischen Monotheismus», schreibt Jéhouda. Und auch ein Wort von Ferrero selbst, aus dem Jahre 1938, sei hiehergesetzt: «Die gegenwärtige Schwäche der Demokratien, die die Welt so bestürzt macht, ist keine militärische, sondern eine sittliche und intellektuelle Schwäche.» Was heute erst recht gilt und vieles erklärt. *H. K.*

Hans Spahn: Jesus Christus und seine welterlösende Kraft. Leonhard Friedrich, Verlagsbuchhandlung, Bad Pyrmont, 1954. Auslieferung für die Schweiz: Europa-Verlag, Zürich. 173 Seiten, Preis DM 7.80, Ganzleinen.

Es ist kein Zufall, daß das Buch des Schweizer Verfassers im Quäker-Verlag erscheint; denn es ist ausgerichtet auf die praktische Bewährung des Christentums im Leben des Einzelnen und der Gemeinschaft. Neben ernsten Hinweisen auf die Gefahr des bloßen Strebens nach richtigem Bekenntnis und richtiger Theologie steht das Leben, Leiden und Sterben Christi im Vordergrund als Vorbild für die persönliche Gesinnung und für das Handeln des Menschen, vor allem für die Gestaltung des Gemeinschaftslebens in Beruf, Wirtschaft, sozialen Beziehungen, Staatsgestaltung und internationaler Politik. Das Buch ist über die konfessionellen Grenzen hinweg wichtig und empfehlenswert, insbesondere auch für jeden Laien, weil es ohne theologische und philosophische Fachsprache schlicht und aus innerer Ergriffenheit geschrieben ist.

Der Inhalt umfaßt die Abschnitte: 1. Zurück zum wirklichen Christus. 2. Lehre und Glaube Christi: a) Die Grundbegriffe seines Denkens; b) Der Weg des Heils. 3. Die Persönlichkeit Christi: a) Das gottmenschliche Leben; b) Das sieghafte Sterben. 4. Der Glaube an Christus. 5. Die lebenerhaltende Kraft Christi: a) Im persönlichen Existenzkampfe; b) Im Kampfe der Klassen und Parteien; c) In den Konflikten des Völkerlebens; d) In den kirchlichen Auseinandersetzungen.

Karl Küßner

Zu Pfingsten!

So viel ist mir gewiß, wenn ich die Bibelstellen, welche vom Heiligen Geist irgendwie in der Schrift reden, mit dem, wie wir es jetzt haben, alle miteinander, da ich mich selbst am wenigsten ausschließe, vergleiche, so komme ich, es sei aber ganz mit Liebe und Teilnahme gesagt, auf folgende drei Sätze:

1. Es muß anders mit uns werden, wenn es überhaupt etwas sein soll.

2. Es wird anders werden, damit es etwas sei, nach der Verheißung des Evangeliums.

3. Es kann nur anders werden durch den Heiligen Geist, wie derselbe in der ersten Zeit gewesen ist.

... Mein Hauptgrund ist das Evangelium selbst. Diesem ist für mich alle Spitze abgebrochen, wenn es nicht in dem verheißenen Heiligen Geist wurzelt. Schon der Täufer sagt, der, der ihm nachfolge, werde mit dem Heiligen Geist und mit Feuer taufen. Der Heiland sagt: «Wer an mich glaubt, von des Leibe werden Ströme lebendigen Wassers fließen.» Er sagt: «Ich will euch nicht Waisen lassen, will euch an meiner Statt den andern Tröster, den Heiligen Geist, senden. Die Verheißung sagt: «Ich will meinen Geist ausgießen über alles Fleisch», ferner: «Ich will euch ein neu Herz geben, und will meinen Geist in euch geben, und will eure steinernen Herzen von euch nehmen und euch fleischerne geben.» Paulus sagt: «Christus ist am Holz gehangen, damit wir den verheißenen Geist empfingen.» Wiederum heißt es: «Sie sollen alle von Gott gelehret sein, und das Gesetz Gottes soll in ihre Herzen geschrieben werden.» Auch soll niemand in Wahrheit, das heißt nicht bloß nach dem Kopf, sondern nach dem Herzen, Jesum den Herrn heißen können, «ohne durch den Heiligen Geist». Sehe ich nur diese einfachen Stellen an, welche mir die Quintessenz des Evangeliums darbieten, und vergleiche unsere Zeit damit, so muß ich sagen: «Ach, wie fehlt es!»

«Was sollte von menschlicher Seite geschehen, damit es wieder besser werde?» Hierauf kann ich nichts anderes antworten als, es sollte mehr Seufzen und Sehnen nach dem Vermißten unter den Christen entstehen, überhaupt mehr Glauben an den Heiligen Geist. Sie lassen es aber überall alles gut sein, wie es ist, und tun, als haben sie keine weiteren Bedürfnisse von oben, wiewohl sie offenbar alles nur angelernt oder ausgedacht, nicht gleichsam inspiriert haben. Sie brauchen nichts weiter, als sie haben.

... Wer etwas tun will, der lerne für Millionen ein Herz haben, wie es Jesus hat, der nicht zum Schein durch sein Blut hat wollen eine Versöhnung der ganzen Welt herbeiführen. Die, welche mit Teilnahme

unter dem Jammer eines endlosen Elends nach allen Seiten seufzen, jammern und sich sehnen und in der Schrift Verständnis über den Heiligen Geist suchen, die sind es, die zu einer besseren Zeit helfen. Tun das nicht viele, so tun es mit mir wenige; und wenn mich alle verließen, so bleibe ich betend im Kampfe wider die Übermacht der Finsternis, die alles in ihre Bande geschlagen hat und alles tut, um neue Erweisungen der Kräfte des Geistes zu verheben und zu hintertreiben; ich bleibe fest und unbeweglich darin, wie auch im Ringen um die endliche Heimsuchung Gottes vermittelst des Heiligen Geistes über allem Fleisch. *J. Chr. Blumhardt, Vater*

Leonhard Ragaz zum Gedächtnis

Das Aufbrechen der Hoffnung

Wir haben in der Religion wieder hoffen gelernt, und zwar nicht nur auf ein Jenseits (wenn auch diese Hoffnung unangetastet bleibt, ja selbst auch eher im Erstarken begriffen ist), sondern auch für diese Erde. (1911.)

Wir erwarten wieder mit größerer Zuversicht von unserem Gott Taten, immer neue Taten der Hilfe und Erlösung für die Welt. Darin erkennen und glauben wir ihn als den Lebendigen. Wir schauen zu ihm vorwärts als auf den Kommenden, wir glauben, daß er uns noch Großes und Größtes aufbewahrt habe; wir sind auch gefaßt auf seine Gerichte. Wir verfolgen mit Spannung die Entwicklung des Weltwesens, weil wir darin etwas von seinem Walten und Schaffen ahnen. Wir harren auf Gott. Und zwar gilt das alles nicht nur von einzelnen Gruppen oder Richtungen innerhalb der Christenheit, sondern mehr und mehr von der Gesamtheit.

Hoffen und Warten

Mut und Siegesglaube kommen wieder in die Herzen. Alte, nur mehr halb geglaubte, mehr aus Pietät als aus Überzeugung festgehaltene Verheißungen werden lebendig. Das Heroische des Christentums erwacht. Aber freilich kommen damit auch Schmerzen, die man vorher nicht kannte oder doch nicht in gleichem Maße. Hoffnung ist mit Enttäuschung verbunden, Enthusiasmus kann zur Schwärmerei werden, gespannte Erwartung in Ungeduld umschlagen. Schon kommen Warnungen. Man erinnert an die Wiedertäufer, an das Urchristentum sogar, dessen Hoffnung, wie man meint, mit teilweiser Enttäuschung endete. Und wirklich spielt das Problem des richtigen Verhältnisses von Hoffen und Warten schon im Neuen Testament und dann in der ganzen christlichen Entwicklung keine kleine Rolle.

Die Hoffnung

Die Hoffnung, die wir meinen, ist ja nicht eine aus dem Wellenschaum der natürlichen Wünsche und Neigungen des Menschenherzens entstandene, sondern eine auf Gott gegründete; sie geht nicht auf die Erfüllung dieser oder jener schönen Träume, sondern auf *seine* Sache allein, auf den Sieg seiner Heiligkeit und Liebe über alle Welt- und Todesgewalt. Wo diese Hoffnung in ihrer reinen Gestalt erfaßt wird, da vergeht die Unruhe des Machenwollens. Wir wissen, daß nicht wir es sind, die es schaffen. Freilich wissen wir auch, daß wir Mitarbeiter Gottes sein sollen, aber dieses Mitarbeiten ist wesentlich ein gespanntes Aufmerken auf seinen Willen und Weg, nicht ein buntes Projektemachen, Gründen, Agitieren. Es vergeht Vielgeschäftigkeit und Hast, ja es stellt sich sogar die Gefahr des Quietismus, des tatsächlichen Zuwartens ein. Aber wo ist ein wertvolles Gut ohne Gefahren? Jedenfalls kann rechtes Hoffen ein stilles, getrostes, seelenstarkes Warten erzeugen.

Wenn das Hoffen wirklich auf Gott ruht, dann ist es demütig. Es macht Gott keine Vorschriften. Und es ist gleichsam vom Atem der Ewigkeit durchweht. Denn das ist eine Eigenart lebendiger Gemeinschaft mit Gott, dem Ewigen, daß vor ihm das bloße Zeitmaß seine Bedeutung verliert. Daher mag es wohl geschehen, daß vor dem Blick des mit Gott Hoffenden Entwicklungen von Jahrhunderten und sogar Jahrtausenden sich in perspektivischer Verkürzung so zusammenziehen, daß das Ziel ganz nahe erscheint, aber auch umgekehrt macht es dem Hoffenden wenig aus, ob sein Hoffen in Jahrzehnten oder in Jahrtausenden in Erfüllung geht. Gottes Atem ist wie der des Weltmeers, tausend Jahre sind vor ihm wie ein Tag; etwas von dieser Größe, diesem Ewigkeitsmaß teilt sich denen mit, die in Gottes Nähe kommen. Und schließlich – haben sie nicht im Grunde schon alles damit, daß sie Gott haben? Die kommenden Entfaltungen – in ihm sind sie eingehüllt da; er *ist* das Reich, und wer ihn hat, hat es wirklich inwendig in sich.

Das Warten

Von dem Lichte Christi her wird das Warten hell und still. Wir sind solche, die im Verlangen auch schon besitzen. Seliges Besitzen, seliges Verlangen!

Hoffen und Warten, Warten und Arbeiten

Unser Verhältnis zu Gott muß im Zentrum richtig sein, dann wird auch unser Hoffen und Warten richtig. Zur Richtigkeit unseres Verhältnisses zu Gott gehört aber vor allem, daß nicht bloß das Ich Gott für seine Zwecke in Anspruch nehme, sondern das Ich sich einfüge in Gottes Gedanken. Es gehört dazu auch ein richtiges Verstehen Gottes. Wir müssen begreifen, daß Gottes Schaffen nicht ein willkür-

liches ist, sondern gleichsam gebunden an seine eigenen Ordnungen, daß es sich also nicht richten kann nach dem unruhigen Takt unseres Herzens, sondern seinen großen, notwendigen Gang gehen muß. Es muß sicher auch im Kommen des Gottesreiches das Eine zuerst geschehen sein, damit das Andere eintreten könne – und wer von uns schaut in diese Geheimnisse hinein? Sicher ist Gottes Schaffen lauter Wunder, und unser Glaube besteht darin, daß wir das Wunder erwarten, aber es muß ein sittliches, nicht ein magisches Wunder sein; wir dürfen also nichts erwarten von bloßem Drängen und Himmelsstürmen. Wenn Gott ein heiliger Gott ist – und er ist es! – und wenn er ein Reich von Wesen will, die in sittlicher Reife zu ihm heranwachsen, so muß sein Schaffen ein Erziehen sein, und Erziehung braucht Zeit. Er braucht dazu, wie jeder echte Erzieher, den Willen der zu Erziehenden. Gott muß warten, auf uns warten – wie lange wohl warten? Aber gerade darum hat unsere Arbeit ihm zu helfen. Sie muß ihm entgegenkommen. Unser Wille muß sich ihm öffnen, daß wir seine Diener sein können. Und unser Leiden muß das Leiden Christi ergänzen. Das Warten führt zum Arbeiten, ist ein Arbeiten, und das Arbeiten ist ein Warten; es gibt kein angespannteres Arbeiten als rechtes Warten und kein besseres Warten als rechtes Arbeiten.

So verbinden sich, die sich zu widersprechen scheinen: starkes, ja gespanntes Hoffen auf Gott und geduldiges Warten auf ihn, entschlossenes Vordringen mit ihm und zu ihm und wunschloses Ausruhen in ihm. Wohl werden wir Menschen auch die Aufgabe der Vereinigung dieser beiden scheinbaren Gegensätze nur unvollkommen erfüllen, aber sollen wir ihr deswegen ausweichen? Wir wollen doch dankbar sein, daß wir wieder lebendiger an den Gott glauben dürfen, der Taten tut und uns zu Taten beruft.

Das Kreuz und der verstockte Wille

Durch das Kreuz hat Jesus den Widerstand des verstockten Willens gebrochen; das Kreuz ist auch der einzige Weg, der endgültig weiterführt, wo wir im Kampfe für die Wahrheit auf dieses letzte, stärkste Bollwerk gestoßen sind: den Selbsterhaltungswillen des natürlichen Ich. Denn am Kreuze allein wird Gott offenbar.

Aber wie? – Hat denn das Kreuz alle gewonnen? Freilich nicht. Auch seine Sprache ist von der Verblendung nicht verstanden worden. Da redete Gott eine andere Sprache: die Sprache des *Gerichtes*. In furchtbaren Katastrophen redete die Wahrheit, die der Wille von sich gestoßen hatte. (1911.)

Das Wehe über dem verstockten Willen

Es ist nichts furchtbarer als wenn Einzelne oder Gemeinschaften zu diesem Punkte gelangen, wo sie der Wahrheit den verbissenen

Widerstand des Willens entgegenstellen; dann sperren sie sich gegen Gott. Wehe jetzt und allezeit denen, die dem Werben und Mahnen Gottes antworten mit einem: Wir wollen nicht!

Der Geist und wir

Es ist merkwürdig: die christliche Kirche behauptet, aus dem Heiligen Geist entstanden zu sein – und nicht ganz mit Unrecht – und doch ist der Heilige Geist ihre Verlegenheit. (1911.)

Es ist unsere große Verlegenheit, daß die Kirche, die nur vom Heiligen Geiste leben kann – wenigstens wenn man das Wort Kirche im höchsten Sinne, den es haben kann, versteht – diesen Geist nicht wirklich hat. Aber seltsam – eine noch größere Verlegenheit ist es für sie, wenn der Geist einmal wirklich kommt. Es geht ihm dann wie einem Gaste, einem hochgeehrten, den man so und so viele Male eingeladen hat und so dringend eingeladen, aber doch immer mit dem Hintergedanken, daß er nicht wirklich kommen werde. Wenn er nun einmal wirklich kommt, gibt es eine Überraschung, eine recht unangenehme, und er ist gar nicht so willkommen, wie man vorgegeben hatte. Die für ihn vorgesehenen Räume sind «anderweitig besetzt»; er schafft Unruhe und Unbehagen; es muß allerlei geändert, abgestaubt, zurechtgerückt werden; und sicher kommt er immer zur Unzeit! Und wenn er da ist, wie ist er anders, als man erwartet hatte, viel weniger bekannt, musterhaft – man ist recht froh, wenn er bald wieder geht.

Der Geist und die Bildung der ersten Gemeinde

Damals, mit der Bildung der ersten Gemeinde Jesu, erschien wirklich Heiliger Geist inmitten der offiziellen Frömmigkeit und Kirchlichkeit Israels. Wie wurde er aufgenommen? Wir wissen es gut: Während die weltliche Masse ein wenig staunte und dann mit einem: «Sie sind voll süßen Weines» (das heißt heute: «Sie sind verrückte Schwärmer») zur Tagesordnung überzugehen bereit ist, fühlen die Frommen und Kirchenleute wohl, daß hier wirklich etwas wie religiöser Enthusiasmus erschienen ist. Solchen wollen sie nun eigentlich auch. Ihr Beten, Singen, Opfern, ihre Bibelbeflissenheit – alles hat doch nur diesen einen Zweck: religiöse Glut zu erzeugen. Wenn diese nun auf einmal da ist, warum nicht jubelnd Gott für die Wunder, diese Erhörung ihrer Gebete, danken? Warum nicht? – Ja, warum?! Das ist doch alles etwas anderes. Das ist nicht bestellt; so hat man es nicht gemeint; von da her hat man keine Antwort gewollt. Das ist denn doch eine zu seltsame Sache: diese Galiläer, Leute aus einer gar nicht für religiös musterhaft bekannten Gegend. Was sind da für Leute an der Spitze: ein Fischer Simon und seine Handwerksgenossen, Zöllner sogar sind dabei, und – unglaublich – Frauen spielen eine Rolle! Da heißt es doch aufpassen. Eigentlich ist es schon ein bißchen eine An-

maßung von diesen Leuten, die amtlichen Organe so zu umgehen und zu meinen, sie wüßten in religiösen Dingen besser Bescheid als die angesehensten Theologen! Es liegt in dieser Bewegung wie ein Vorwurf, daß die bestellten kirchlichen Organe es an etwas fehlen ließen . . . «er Geist wehet, wo er will.» Als Geist hat er eine bewegliche, lebendige Natur und gerät in Konflikt mit allem, was bloß Form, was verhärtet und erstarrt ist, als Geist hat er oft eine sehr rücksichtslose Art. Der wirkliche Geist ist auch heute anders, als der, warum wir meistens bitten, viel unvertrauter, wilder, kritischer und unoffizieller. Es ist nichts so unbequem als der Geist. Und so sehen auch seine persönlichen Träger meistens anders aus als wir gewünscht hätten.

Christentum als Theokratie

6.

Doch sehen wir weiter nach den Früchten, die das vom christlichen Standpunkt unmögliche Paktieren einer Kirche Christi mit dem Faschismus getragen hat. Da sehen wir, daß sich dasselbe wie in Italien auch im Deutschen Reich abspielt. Der Mensch als Machtwesen, der pervertierte Mensch macht sich auch dort geltend, und zwar zu Beginn geradezu entscheidend begünstigt und angespornt durch den welschen Machthaber. Auch der Vatikan tut wohlwollend mit, denn im Nachbarland Österreich tritt das Hitlerdeutschtum zunächst katholisch auf. «Katholiken, eure Religion ist in Gefahr!» mit solchem Aufruf warb man im Tirol für den Hakenkreuzfaschismus unter Leitung eines Protestanten. Der Zweck heiligt die Mittel. Diesem Satz wird als Grundsatz ersichtlich gehuldigt. Heute hat seine Praktizierung seitens des Nationalsozialismus wohl den Höchststand erreicht. Es ist kaum möglich, den Satz als Leitmotiv noch verwerflicher zu betätigen. Und Rom ist mitverflochten: das weltliche wie das kirchliche Rom, dessen Mittun mit dem Faschismus wieder nur zeigt, daß ihm der Satz von der Heiligung der Mittel durch den Zweck wohl schon vom politischen Jesuitismus her ein längst Vertrautes ist. Aber der Satz ist durchaus widerchristlich, ist widerchristlich wie der Faschismus, und wenn eine angebliche Kirche Christi ihn irgendwie praktiziert, so ist damit zu rechnen, daß sie ihre Rechnung ohne den Wirt gemacht hat. Es kommt dann so, daß das Zurechtgelegte wider von Gott Gesetzte zunichte wird. So nahm auch alles, was Rom an Unterstützung und Förderung dem deutschen Faschismus angedeihen ließ, schließlich gegen Rom seine Wendung, und es ist nicht mehr einzurichten, wie es zu Beginn war. Und was draußen im Reiche jetzt großgezogen und in Macht ist – und als ganz Kleines von Rom im Eigeninteresse gesäugt wurde –, kann

nicht mehr verbergen, daß es Verbrechen ist, Verbrechen wider Gott und den Menschen als Gottesgeschöpf, daß es durch Verbrechen zur Macht gelangt ist mit der Absicht noch mehr zu verbrechen und dieser Absicht auch Übererfüllung gebracht hat. Was dem Faschismus eigentlich innewohnt, ihn prägend und kennzeichnend, im italienischen blieb es noch einigermaßen verdeckt, im deutschen ist es nackt und abschreckend zutage getreten; es ist der Machtwahn des Führers bis zum Irrsinn, es ist verbrecherische Hysterie, die mit gewaltsamer Wegräumung von allem Gegnerischen schließlich für die Selbstvergottung Platz machen will; es ist der raffinierteste Betrug, der mit Volksehre beim Volke wirbt und so auf den niedrigen Instinkt der Eitelkeit einwirkt, dem Weib und Menge am leichtesten erliegen – es ist Schändung der Menschenehre, indem ein verwerflicher Ehrbegriff hochgezüchtet erscheint, dessen Einhaltung beständig neue Verbrechen auslöst. So liegen dem Aufkommen der faschistischen Diktatur im Deutschen Reiche, die in allem Wesentlichen der in Italien nachgeäfft ist, immenser Volksbetrug, Brandstiftung und vielfacher Mord und Meuchelmord an Volksgenossen zugrunde: lauter Verbrechen, die den Mann, der sich zum «Führer» aufgeworfen hat, schwer belasten und brandmarken, die sein Ehregeschrei gegen ihn wenden und schließlich dem ganzen faschistischen Deutschland ein gebrandmarktes Aussehen verleihen, und zwar dadurch, daß es einen solchen Führer hat, daß es mitgeholfen hat, ihn zu heben. Es hat eben auch der Satz seine bedingte Richtigkeit, daß das Volk die Regierung hat, die es verdient.

Hier aber habe ich darauf zu verweisen, daß die Hochflut des Macht- und Ichwahns zum Irrsinn führt, der dann seinen Mann als Diktator nicht mehr davor zurückschrecken läßt, auch Diktator für Christentum sein zu wollen, und der als solcher nun auch für sein «positives Christentum» im Bunde mit gottverlorenen evangelischen Pfaffen eine «einheitliche deutsche Reichskirche» aufrichten will. Das gehört zu den Früchten, die der Baum getragen hat, den das faschistische Rom gepflanzt und das kirchliche mit Erdreich versehen und bewässert hat. Hier erst setzt die Entzweiung ein zwischen dem römischen und dem deutschen Faschismus. Rom fürchtet Machtverlust. Wäre Rom in Wahrheit christlich, müßte es seine Macht durch das widerchristliche Hakenkreuzregime erst recht gesichert wissen und fühlen. Denn das wahre Christliche nötigt einen zu glauben, daß wer für Hebung und Festigung seiner Machtstellung einen solchen kirchenpolitischen Unfug mit dem Christentum treibt wie der Hakenkreuzdiktator, sich notwendig zugrunde richtet. Ist es doch der Mann, der, um seine Faschistenbanden an sich zu ketten, auch ihren schlimmsten Instinkten Gelegenheit zur Befriedigung gibt, und so immer wieder wüsteste Judenverfolgungen inszenieren läßt. Und er könnte so vieles lernen aus der Gottesgeschichte der Juden und daraus eine Ahnung bekommen von Theokratie, als deren Aufrichtung wir das Christen-

tum aufzufassen haben. Die faschistische Diktatur ist ihr übelster Widerpart.

Es macht sich nötig, hier nochmals Buber zu zitieren, um vom Begriff des Königtums Gottes ein möglichst klares Bild zu bekommen. Wir hören gesagt: «Der Unbedingtheitsanspruch des Gotteskönigtums erfüllt sich, indem das Volk Jahwe selber zum König ausruft, ihn allein und unmittelbar (Exodus 15, 18), und Jahwe selber, allein und unmittelbar, die Königherrschaft antritt. Er begnügt sich nicht damit, ‚Gott' im religiösen Sinn zu sein, er will nicht einem Menschen übergeben, was nicht ‚Gottes' ist, das Regiment über die ganze Tatsächlichkeit des weltlichen Lebens, eben dieses Regiment beansprucht er und tritt er an, denn es gibt nichts, was nicht Gottes ist.» Damit ist bedeutet, wie sich Theokratie in dieser Welt auswirken müsse. Dem steht nicht entgegen der Ausspruch Jesu: «Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist», mit dem dem Kaiser und mit ihm dem Staat und dieser Welt nur der Zinsgroschen tatsächlich zu überlassen ist, also etwas äußerlich Abgegrenztes, auch in der Erledigung, die mit der Lebenshaltung nichts zu tun hat. Und mit dem Zitierten übereinstimmt auch Kierkegaards Ausspruch, daß Christentum, dem wir die Aufrichtung der Theokratie als Aufgabe zugewiesen haben, «Existenz Mitteilung», Existenz Forderung ist. Es schließt die unbedingte Botmäßigkeit Gott gegenüber als Forderung in sich. So konstatiert auch Buber im alten Israel einen «Gotteskampf zwischen Botmäßigen und Widerstrebenden, zwischen Gideonmenschen und Abimelechmenschen». Im Christentum müßte das noch weit stärker hervortreten, wäre unser Christentum auch wirklich Christentum. Denn mit dem Menschensohn als dem Vorbild ist uns auch die Botmäßigkeit Gott gegenüber in erfüllendster Weise vorgebildet.

Was wir aber heute innerhalb der offiziellen Christenheit vorfinden, sind nur Menschenkämpfe um die politische Macht, Kämpfe zwischen «Christen» und «Christen», die sich alle als Widerstrebende zur Aufrichtung der Gottesherrschaft dartun: als Abimelechmenschen, die kein Mittel scheuen, um sich als berufene Führer und Machthaber in Geltung zu setzen. Auch das ging von Rom aus. Mit der Übernahme der Imperiumidee seitens der Kirche ist das Widerstrebende und nicht das Botmäßige Gott gegenüber aufgenommen worden. Man erkenne es wiederum an den Früchten, die es getragen hat! Was mit der weltlichen Macht der Kirche zutage getreten ist, war und ist Menschenherrschaft, nicht Gottesherrschaft. Es setzt den Verlust der Botmäßigkeit Gott gegenüber voraus. Es ermöglichte in der Gegenwart erst das Zusammengehen von Kirche und Faschismus, der der Menschenherrschaft das verruchteste Gepräge gibt. In den faschistischen Führern sehen wir eben den Abimelechmenschen in seiner ganzen Verderbtheit zum Aufleben gebracht. Macht geht vor Recht: das ist die selbstverständliche Losung dieser Emporkömmlinge, die vom Machtsinn so

durchsetzt sind, daß sie sich als Schöpfungswesen nicht mehr gewahr werden und sich erst durch Machtstellung zu etwas gemacht fühlen; ihnen ist mit Gott auch die Botmäßigkeit völlig fremd geworden. Es läßt sie Gott gebrauchen wie einen Aushängeschild, mit dem man anlockt und hinter dem man zur Diktatur aufrüstet. Dann steht der Mann da zum Bersten aufgebläht vor Ichwahn und glaubt sich berufen, das Regiment zu ergreifen auch «über die ganze Tatsächlichkeit des weltlichen Lebens», sich dabei gründlich vergreifend an dem, was Gottes ist. Das ist drastisch zum Ausdruck gebracht mit der Forderung, die den Staat, der dem, der ihn handhabt, Versteck und Raum zur Selbstvergottung bietet, zum Absoluten erhebt. Von Rom her hörten wir das neuerdings ausposaunt. Wer den Kapitalismus und die Rüstungsindustrie sozusagen als Hinterhalt und Hinterland hat, kann glauben, es tun zu dürfen, ohne sich zu gefährden. Die technischen Hilfsmittel, um die Sache zu maskieren und zu beschönigen, sind ja reichlich vorhanden. Mit dem Fortschritt der Technik hat eben auch die Verbreitung des geistigen Betruges ganz gewaltig zugenommen. Das kommt den Abimelechmenschen zustatten, die nun durch Funkspruch der Welt weismachen können, sie wären die blanke Schale, in die sie sich gehüllt haben, um ihren eigenen faulen Kern zu verdecken.

7.

Lassen wir nicht außer Sicht kommen, daß, was heute sich in Hitler-Deutschland abspiegelt, nur die ausgewachsene Form dessen ist, was seinerzeit als Unfertiges und Unmündiges vom faschistischen Italien gepflegt und unterhalten wurde. So ist es nicht tunlich, das eine zu verwerfen und das andere löblich zu finden und mit ihm zu paktieren, wie es von der Romkirche getan wird. Abimelechmenschen haben dort wie hier die Führung. Und wenn das Regime des Duce nach außen hin sich weniger abstoßend ausnimmt und auswirkt, so liegt das in der Haltung, die die Form besser zu wahren weiß; auch hat es den Vorteil, als erstes und nicht als Nachäffung auf den Plan getreten zu sein, was nicht nötig macht, sein wesentlich Schlechtes zu übersteigern und zu überholen, um gehörig aufzufallen und als selbständig zu erscheinen wie der Hakenkreuzfaschismus, dessen Führer eben die Nachäffung durch Überbietung verwischen will und so doch nur das Wesentliche des Faschismus noch abstoßender zum Ausdruck bringt, weil dieses wesentlich faschistische Verbrechen ist: verbrecherisches Vergreifen an dem, was Gottes ist. Fände sich darum heute ein *deutscher* Jotham, gottesgläubig wie dieser Sohn Gideons, so müßte auch er vom erhöhten Standort seine Stimme erheben und seinen Volksgenossen notgedrungen zurufen: Hört mich an, ihr Hakenkreuzfaschisten, auf daß Gott auch euch anhöre! Habt ihr recht und redlich getan, daß ihr Hitler, den österreichischen Kleinbürger und Meldegänger im Kriege, zum Führer und Diktator des deutschen Volkes gemacht habt, und

habt ihr damit wohlgetan am deutschen Volke und am deutschen Geiste, und am deutschen Vaterland so gehandelt, wie dieses es verdient hat? Denn euer Vaterland stand doch in Ansehen und hatte Denker und Dichter und Künstler von weitreichendem Belang aufzuweisen. Und nun habt ihr dem Geist dieser Großen in allem entgegengehandelt und Macht für Recht gesetzt und den Weg zu euern fragwürdigen Zielen mit Gewalttaten angefüllt. Und habt eure Volksgenossen, die euch politisch entgegentraten, zu Hunderten und Tausenden der Freiheit beraubt und sie mißhandelt und eine Unmenge von ihnen niedergemacht. Und habt Befehl und Ansporn hiezu vom Führer erhalten, dem ihr wie einem Götzen huldigt und der euch wie eine Hammelherde zusammenhält, hysterische Deutschtümelei als Lecksalz verabreichend. Und ihr solltet doch wissen, wie gefährlich solcher Köder ist, nachdem ihr als Deutsche einen Weltkrieg hinter euch habt, in den ihr auch mit «Deutschland über alles» wie in einen Strudel hineingezogen worden seid und von dem das Volk wie das Reich nurmehr arg geschädigt herausgekommen ist. Doch damals war es noch der Sprößling einer Dynastie, sich überhebend und in die Irre geführt durch anerzogenes Vorurteil, Herrscher zu sein von Gottes Gnaden, der Volk und Reich ins Unglück stürzte. Heute ist es ein Mann aus dem niederen Volk, an dem kein solches Vorurteil den Ichwahn entschuldigen hilft, dessen Machtergreifen sich vielmehr gerade durch seine Herkunft als Verbrechen erweist. Denn es sind die Arbeiterklassen, auf deren Kosten er zur Macht gekommen ist, es sind die Sozialisten und Kommunisten, gegen die er gewütet, gegen die zu wüten er euch angespornt hat. Daß es auch gegen die Juden ging, war nötig, um zu verdecken, worum es eigentlich ging, um in den Pausen, wo er auf Arbeiterfang ausging, für eure schlimmsten Gewaltinstinkte Futter zu haben. Wem von Großkapitalisten, Rüstungsmagnaten und abgesetzten Fürsten für seinen Aufstieg der Grund gelegt und bei der Machtergreifung zur Seite gestanden wird, der geht nicht gegen das schlimme Jüdische los – nicht gegen den mammonistischen Machtbegriff, der auch innerhalb des offiziellen Kirchenchristentums längst Platz gegriffen hat. So ist es Verrat an der Volksklasse, der er entstammt, was euer Führer geübt hat. Er ist auch hierin Nachäffer des welschen Vorbildes, und der Verrat ist immer größer geworden, denn mit dem Machtzuwachs wächst in solchen Menschen auch der Ichwahn, der allmählich nur mehr sich selbst kennt und die Existenz des Reiches und des Volkes von seiner persönlichen Machtexistenz abhängig sieht und so als nächstes Notwendiges die Sicherung seiner Person betrachten muß und dies auch dargetan hat mit dem 30. Juni, an welchem Tage engste Kampfgenossen und andere, die seiner Machtstellung gefährlich schienen, glattweg gemeuchelt wurden: wohl 300 an einem Tage, darunter auch Frauen. Und das soll getan sein zum Wohl des deutschen Volkes. Welch ein Volk und welch ein Deutschtum, dessen

Wohlfahrt erst mit solchen Verbrechen erlangt wird! Und welch ein Wohl kann das sein, dem ein solches Verbrechen vorangegangen ist, das todsicher Bestrafung nach sich zieht! Habt ihr nun recht und gut getan an eurem Volke und am Deutschtum, Hitler zum Führer zu machen und für seine Machtstellung solche Verbrechen zu begehen, so erfreut euch eures Führers, und der Führer freue sich euer, sonst aber gehe Kampf aus vom Führer und bedrohe euch alle, und gehe Kampf aus von euch und stürze Hitler und das Hakenkreuzregime!

So müßte ein deutscher Jotham, eingestellt auf Gottesgläubigkeit, sprechen. Wer aber dem Christentum genügend zugewandt ist, müßte sich noch mehr von dem Unhold abwenden und in ihm, der als deutscher Heiland auftritt und bei all seinen verbrecherischen Gewalttaten noch immer mit dem positiven Christentum zu tun haben will, den sicheren Verderber und Unheilbringer für das deutsche Volk sehen. Denn Gott läßt seiner nicht spotten: läßt nicht ein vom Ichwahn aufgestelltes fluchwürdiges Gewaltregime für Christentum ausgeben, dessen Aufgabe die Aufrichtung von Gottesherrschaft ist. Schon zeigt sich im Dritten Reich, daß Führer und Geführte mit Blindheit geschlagen sind, womit eben jene bedacht werden, die Gott verderben will. Schon wird alles darauf angelegt, alles Heil nur mehr vom Kriege erhoffen zu machen, und die Kriegsbegeisterung spekulativ entfacht und geschürt. Es ist wohl das letzte und verwerflichste Mittel, vom Führer ersonnen und ihm aufgenötigt, um sich in Macht zu halten. Schon scheint sich zu bewahrheiten, daß, wer den Reichstagsbrand benötigt hat, um sich in Macht zu setzen, einen Weltbrand entfachen muß, um sich seine Machtstellung zu erhalten. Und dieser Weltbrand wird ein Krieg sein, in dem Giftgase und Bakterien eine Hauptrolle spielen. Man denke sich aus, was das werden soll: alles Wissen und alle sogenannte Intelligenz eingesetzt, um sich gegenseitig auf die infamste und niederträchtigste Weise zu vernichten. Und solcher Frevel auf dieser schönen Erde, auf der für alle Raum und die ein Teil von Gottes Schöpfung ist, an der im Anfang Gott selber sah, daß alles gut war. Und nun durch die eigenmächtige Entwicklung der Menschheit, durch des Menschen fluchwürdigen Willen zur Macht sehen wir als nächstes Zukunftsbild diese ganze Schöpfung, wo immer Menschen dem Machtwahn verfallen sind, der Verheerung, der Verwüstung, der Verseuchung durch Bakterien, der Durchtränkung mit Giftgasen ausgesetzt und die Menschen selber mit Gasmasken herumirren, zu Tode geängstigt Unterstand suchen, um sich zu schützen. Und das alles zunächst von deutschen Hakenkreuzchristen ausgehend, in Subordination zu ihrem Führer, und sich weiter verbreitend wie eine grassierende Seuche unter angeblichen Christen, die vom Faschismus angefault sind. Daß sich solche Verruchtheit innerhalb des offiziellen Christentums abspielen kann, ist nur durch das widerchristliche Verhalten der offiziellen, sich christlich nennenden Kirchen möglich geworden, von denen

keine eine *christliche* Kirche, geschweige die Kirche Christi ist. Denn Christlichsein schließt ein Offiziellsein in dieser Welt, das heißt ein Sanktioniertsein von dieser Welt aus, weil diese Welt sich als eigenmächtiger Menscheneinbruch in Gottes Schöpfung erweist und als solcher Widersacher Gottes ist. Wer oder was Widersacher Gottes ist, kann aber nicht beitragen zur Aufrichtung von Gottes Herrschaft. Und im Christentum geht es um die erfüllende Aufrichtung der Theokratie.

Carl Dallago

(Fortsetzung folgt)

Jesus und sein Volk

«Eine» Passion und «ein» Golgatha!

Es ist dies, in aller Ehrfurcht vor dem religiösen Bekenntnis des andern, in keiner Weise ein Feldzug gegen Konfessionen, sondern eine ernste Mahnung an jene Seelenhirten, die durch demagogische Irreleitung fehlen, und an jene, die noch mehr sündigen, weil sie wider besseres Wissen zu solcher Verhetzung schweigen!

Der bittere Tod eines Drittels der Judenheit im Zeichen des Hakenkreuzes, verhängt durch «Christen» mitten im Herzen Europas des zwanzigsten Jahrhunderts – um seines Volkstums willen –, stellt die ganze Christenheit vor die Gewissensfrage ihrer Mitschuld.

Auf Schweizer Boden zwingt die aktuelle Affäre Rothmund uns selbst zuallermindest zur eigenen Gewissensforschung: «Sind wir als Volk frei von Schuld?» – und was können wir inskünftig besser machen, um einer latenten judenfeindlichen Geisteshaltung mehreren oder minderen Grades von innen her zu begegnen, im Bewußtsein, daß Hitler den Antisemitismus nicht erfunden hat?

Vor allem müssen wir jene Quellen unterbinden, die von alters her den Boden zum überlieferten Judenhaß vorbereiteten und aufnahmefähig machten.

Jesus hat sein jüdisches Bekenntnis individuell interpretiert und für seine Überzeugung sein Leben hingegeben. Die Unbestechlichkeit und Absolutheit seiner Kommentierungen des Alten Testamentes brachte ihn in Konflikt mit der dominierenden Konservativen Partei, ihren Mitläufern und damit auch mit dem Hohepriestertum. Die römische Justiz machte ihm auf Verlangen jener Fanatiker den Prozeß, der mit der damals üblichen Kreuzigung ein tragisches Ende fand.

Diese furchtbare Tragödie einer edlen Gestalt, als letzte Konsequenz eines sturen Unfehlbarkeitsanspruches der damaligen Hohepriester,

hatte zur Folge, daß parallel mit der Ausbreitung des Christentums von dessen Trägern systematisch und überall ein unauslöschlicher Haßkomplex gegen die Juden in Wort und Schrift gezüchtet wurde.

Erinnern wir uns der geschichtlichen Tatsache, daß die katholische Kirche seit dem fünften Jahrhundert zu kultischen Zwecken die Kruzifikation und vom zwölften Säkulum an in Form von Passionsspielen den Leidensweg Jesu bildlich darstellt, heute auch mit Lichtbildern und Hörspielen (zum Beispiel «Zum König geboren»).

Überlegt man, daß daneben seit anderthalb Jahrtausenden in Predigten und Religionsschulen gelegentlich zum Schlagwort gegriffen wird (zum Beispiel die Pfingstansprache 1953 von G. V. Dr. Lisibach, Solothurn, über Radio Bern): *«Die Juden haben unseren Heiland gekreuzigt»*, das ursprünglich mit dem Vorbedacht geprägt wurde, den jüdischen Mitmenschen ganz allgemein im Ansehen der Christen herabzuwürdigen. Der Erfolg in dieser Richtung war dauernd, da die Juden damit für alle Zeit mit einer Kollektivschuld belastet wurden und werden.

Wo heute die dadurch, mitunter auch absichtslos, erzeugte Animosität gegen die Juden nicht offen zutage tritt, ruht sie bei vielen Menschen im Unterbewußtsein.

Die Judenverfolgungen des Altertums, ihre Austreibungen aus europäischen Ländern im Mittelalter mit ihren Plagen und Ghettos, die Pogrome Rußlands, der unerhörte Judenmord Hitlerdeutschlands, unterstützt von seinen antisemitischen Satelliten, sind die furchtbaren Früchte dieser Beeinflussung.

Man würde vermuten, daß dieses periodisch verabreichte Gift des Hasses desto wirksamer wäre, je primitiver der Kulturstand eines Volkes sei. Das Deutschland der großen Geister Goethes, Kants, Schopenhauers u. a. hat drastisch das Gegenteil bewiesen.

Ein objektiver Vergleich zwischen den Umständen, die zum Kreuzestod Christi und dem Feuertod der durch die römische Kirche verfolgten und gefolterten Ketzer à la Giordano Bruno, Joh. Hus usw. ergibt eindeutig denselben grausamen Mißbrauch der Macht zweier verschiedener geistlicher und geistiger Diktaturen – Jerusalems und Roms. Wer es wagte, Gott auf seine eigene Weise verstehen zu wollen, wurde zum Opfer seiner Überzeugung.

Dasselbe Bild spiegelt sich in den durch die kirchliche Inquisition inszenierten Hexenprozessen à la Jeanne d'Arc, die durch jene Instanz, genau wie bei den Ketzerprozessen, der weltlichen Gewalt überantwortet wurden; dies bedeutete den Scheiterhaufen. Das Martyrium Johannas konnte durch die schließliche Heiligsprechung nicht ungeschehen gemacht werden.

Den heutigen kirchlichen Instanzen erwächst im Hinblick auf die ungeheuerlichen Verfolgungen der Juden in der Vergangenheit die

unabweisbare Pflicht, in der gewiesenen Richtung Remedur zu schaffen. Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg.

Millionen von Blutzeugen schreien gen Himmel; sie klagen die Völker an, auf deren Banner die Liebe steht, und fragen: «Hat Jesus dies gewollt?» *Milton Weil*

Deutschland und der Napoleonismus*

Durch die ganze neuere Geschichte geht der Riß zwischen dem höheren, allgemein menschlichen Prinzipe, das durch die religiöse Wahrheit vertreten wird, und andererseits der selbstisch-beschränkten, einseitig nationalen Bildung, die auf der Unvollständigkeit, ja Unwahrheit des Rechtsbewußtseins und Rechtsdaseins beruht. Aber gerade diese Entwicklung trägt auch zugleich schon ihr Gericht in sich. Eben die letzte und vollste Ausbildung jenes noch einseitig-selbstischen und weltlichen Rechtsprinzipes, wie sie in unserer Zeit vorhanden ist, bringt, wie wir sahen, mit Notwendigkeit aus ihrem eigenen Schoße den Napoleonismus als ihre Zuchtrute hervor. Die furchtbaren Erschütterungen und bitteren Demütigungen, welche von hier aus der europäischen Gesellschaft noch bevorstehen, sind die natürliche *letzte* Wendung, durch die die Erkenntnis der inneren Unwahrheit, der widerrechtlichen und widersittlichen Unvollständigkeit des bisherigen staatlichen und gesellschaftlichen Prinzipes vorbereitet werden soll.

*

Das Recht bezieht sich nach seinem vollen natürlichen Begriffe nicht etwa nur auf die freie Selbstheit, diesen für sich noch leeren, abstrakten und formalen Begriff, so daß es also nur die freie Sonderstellung aller Einzelnen zum Gegenstand hätte; sondern seinen wahren Inhalt hat das Recht erst an allen den äußeren und gegenständlichen Bedingungen, an welche die umfassende sittliche Bestimmung aller geknüpft ist, welche Bedingungen durch das freie menschliche Handeln zu verwirklichen sind. Ebenso widerrechtlich als es ist, die freie Person an ihrem Leibe und Eigentum zu schädigen, ebensosehr ist es gegen das Recht, ihr die äußeren Bedingungen ihrer höheren sittlichen Bestimmung und Bildung vorzuenthalten. Nur ein roher und niedriger Rechtsbegriff kann diese Rechtspflicht leugnen und sie auf die bloßen Bedingungen der *leiblichen* Existenz beschränken.

* Vor nahezu hundert Jahren, nämlich 1860, schrieb der schwäbische Rechtsphilosoph Karl Christian *Planck* diese heute noch, heute wieder brennend aktuelle Schrift, aus der wir anläßlich der 75. Wiederkehr des Todestags des Philosophen (7. Juni 1880) die obigen Abschnitte wiedergeben.

Unser Rechtsprinzip schließt seinem vollständigen Begriffe nach ein ursprüngliches, organisch verbindendes *Berufsgesetz* sowohl für alle einzelnen wie für die Staaten in ihrem Verhältnisse zueinander in sich.

*

Aus der Gesamtheit eines umfassenden Berufslebens baut sich der Staat auf. Aus der gegliederten Zusammenfassung und Vertretung der Berufsgruppen, der Gemeinden und Landesteile (Kantone, Kreise usw.) geht die Leitung des Staates hervor: die bürgerliche Gesellschaft in dieser ihrer organisch-rechtlichen Gestalt wird Staat!

*

Wir glauben, daß es erst der Feuertaufe einer trüben und blutigen Zeit, eines angespannten Kampfes um die höchsten geistigen und nationalen Güter bedürfen werde, um jenen jetzt noch verschlossenen Sinn und jene rechtlich-sittliche Kraft zu wecken, an der es jetzt unserer Nation überall noch fehlt. Jene demokratischen Ideen und Schlagworte von Freiheit, von Gleichmäßigkeit der Rechte aller, von Selbstregierung auf breitester Grundlage usw. schmeichelten den Hoffnungen und Wünschen der Masse . . . *Jetzt* handelt es sich um die Erkenntnis, daß Freiheit, wahre Freiheit, nichts mit der Bequemlichkeit ungestörten Sichgehenlassens zu tun hat. In welch durchgreifender Weise werden nur zum Beispiel die faulen Flecke in den Gewerbs- und Handelsverhältnissen von jenem Prinzipe organisch-rechtlicher Berufsarbeit getroffen, alle jene Formen sogenannter Gewerbe- und Handelszweige, welche, anstatt wahre *Berufs*formen in jenem höheren organischen Sinne zu sein, vielmehr bloße *Erwerbs*formen zu nennen sind, weil sie in der Hauptsache auf selbstischer Berechnung und Gewinnsucht beruhen.

Gerade die Nichtigkeit dieser gesellschaftlichen und politischen Zustände bringt aus sich selbst das furchtbare Werkzeug ihrer Strafe hervor und bahnt sich in den gewaltsamen, durch den Napoleonismus herbeigeführten Erschütterungen, in deren erstem Anfange wir noch stehen, den *Übergang zu einer höheren Ordnung der Dinge*. So läßt sich die Gegenwart und die unendliche Aufgabe, vor der sie steht, mit jener Zeit vergleichen, wo, mit dem allgemeinen Weltunglück, das mit dem römischen Cäsarentum hereinbrach, das Altertum für die letzte geistige Frucht reif wurde und wo – ebenso wie jetzt – die letzte Steigerung selbstisch-materiellen Sinnes und sittlicher Erschlaffung der unmittelbare Vorbote allgemeiner Läuterung und Wiedergeburt war . . . Folgte dort (im Altertum) erst auf die Perserschlachten die volle künstlerische und wissenschaftliche Entfaltung, . . . so ist uns erst der im vollen Sinne menschliche Gang bestimmt von der jünglingsartig idealen Geistesarbeit zum praktisch-realen Sinn und zur männlichen Tat. Und wenn *unser Perserkampf*, nicht etwa, wie schon viele meinen mochten, gegen eine unfreie halbbarbarische Macht des *Ostens*, sondern *gegen*

die gerichtet sein wird, *die* vielmehr *als der angebliche Träger und Beschützer der Freiheit auftritt*, so ist gerade hiemit ausgesprochen, daß es sich um die höchste Tat der Geschichte, um den letzten und universellsten Freiheitskampf handelt: den des wahrhaft menschlichen und sittlichen Rechtes organischer Berufs- und Eigentumsordnung gegen die selbstisch-natürliche und nationale Macht des bloßen Eigen- und Sonderrechtes, das statt zur wirklichen Freiheit zur unfrei-mechanischen Unterordnung führt.

Angriff auf den Amerika-Mythus

Die reine Erwerbsgesellschaft

«Ich befürchte, ich habe wenige überzeugt, das Empfinden vieler verletzt und mir den unversöhnlichen Haß derer zugezogen, die ihre Aufgabe darin sehen, Interessen, die nicht die meinen sind, zu dienen. Sollten sich dagegen unter den Lesern fünfhundert befinden, die . . . zu dem Ergebnis kommen, daß es einen Amerika-Mythus gibt, so wie es einen Rußland-Mythus gegeben hat, und daß nichts – gar nichts – gewonnen, aber alles verloren werden kann, wenn man ihm verfällt, so wäre die Arbeit dieser Seiten nicht umsonst gewesen.»

Wir wollen doch hoffen, daß sich diese Fünfhundert gefunden haben, die das Buch des (soviel wir wissen) in Basel lebenden Geographen und Soziologen *L. L. Matthias «Die Entdeckung Amerikas Anno 1953 oder Das geordnete Chaos»* mit Dank an den Verfasser für seine helfende Arbeit aus der Hand gelegt haben. Der Schreibende gehört jedenfalls dazu. Demjenigen, der über das gegenwärtige Amerika einigermaßen Bescheid weiß und sich womöglich drüben selber etwas umgesehen hat, ist von dem gewaltigen Stoff, den der Verfasser auf Grund seines zehnjährigen Aufenthalts in den Vereinigten Staaten und eines außerordentlich umfassenden Quellenstudiums hier ausbreitet, sicher nicht alles neu; neu und originell aber ist der Gesichtspunkt, von dem aus die zunächst so verwirrende Fülle der Erscheinungen des amerikanischen Lebens geschaut und geordnet wird. Amerika – das ist die «Entdeckung» von Matthias – ist eine *reine Erwerbsgesellschaft* oder, wenn man will, eine *ranglose Klassengesellschaft**. Das will folgendes besagen: In Europa bestand die Pyramide der Gesellschaft niemals nur aus Einkommensklassen; neben dieser Schichtung bestand immer noch eine zweite, aus einer älteren Geschichtsperiode herkommende mit genau entgegengesetzten Prinzipien: die Rangordnung. Der

* Matthias lehnt sich damit an den von Professor R. K. Tawney geprägten Begriff der «acquisitive society» an.

Grundsatz dieser Ordnung, die im Mittelalter ihre stärkste Ausprägung erfahren hat, war nicht *der*, sondern *das* Verdienst. «Jeder erhielt seinen Platz entsprechend seiner sozialen Funktion, und diese Funktionen wurden verschieden bewertet. Gruppen, die die gleichen Funktionen ausübten, nannte man einen Stand.» Durch die Französische Revolution verschwanden die Stände, aber der Rang blieb, und zwar unabhängig vom Einkommen, das freilich mit der Ausbreitung der kapitalistischen Erwerbsform für die Geltung des Einzelnen immer größere Bedeutung gewann, so sehr, daß sich auch Westeuropa immer mehr der reinen Erwerbsgesellschaft annähert.

Anders schon von jeher Amerika. Hier gab es nie Stände, also auch kein Standesbewußtsein oder auch nur Klassenbewußtsein. Es gab auch nicht den Begriff des Ranges oder der Autorität (im europäischen Sinn) oder sonst eine Erscheinung, die zum Charakter der Rangordnung gehört. «Es ist daher in Amerika etwas zur Welt gekommen, das es in Europa niemals gegeben hat: die reine Erwerbsgesellschaft.» Und von dieser Erkenntnis aus unternimmt Matthias nun den Versuch, eine Anzahl typisch amerikanischer Erscheinungen sozusagen auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen und damit die reine Erwerbsgesellschaft zu beschreiben, was nichts anderes heißt, als daß der bei uns noch so weithin geglaubte Amerika-Mythus entschleiert und zerstört wird. Der Versuch ist gelungen. Beweis: Matthias wird von den Gläubigen und Interessenten des Amerika-Mythus entweder entrüstet angefeindet oder – klüger und wirksamer – einfach totgeschwiegen. Widerlegt ist er nicht.

Vom Arbeiter aus gesehen

Wie stellt sich nun die reine Erwerbsgesellschaft der USA von den einzelnen Bevölkerungsgruppen aus gesehen dar? Matthias beginnt mit dem *Arbeiter*. Mit den unter uns noch immer – trotz allen Tatsachenfeststellungen – so weitverbreiteten Vorstellungen vom hohen Lebensstandard des amerikanischen Durchschnittsarbeiters räumt Matthias gründlich auf. Eigenes Auto und Haus? Das ist entweder Phantasie oder aber von der europäischen sehr verschiedene Wirklichkeit! Ernährung? Der Verbrauch Amerikas an Fleisch steht pro Kopf an sechster Stelle in der Welt, an Milch und Milchprodukten an dreizehnter. Von 1939 bis 1948 (größtenteils Hochkonjunktur) hat sich der Margarineverbrauch verdoppelt. Das Brot ist vielfach schlecht und ungesund. Überhaupt der Gesundheitszustand: «Es ist wahrscheinlich, daß die amerikanische Nation den schlechtesten Gesundheitszustand besitzt, den irgendeine zivilisierte Nation auf Erden hat.» Die Zahl der Militärdienstuntauglichen betrug nach dem Krieg 60 Prozent. Amerika weist ferner den höchsten Prozentsatz der Welt an Geisteskranken auf. 1946 ergab eine amtliche Statistik, daß fast 50 Prozent

aller Familien weniger als 2000 Dollar Einkommen hatten und damit auf oder unter dem für eine vierköpfige Familie errechneten Existenzminimum lebten.

Trotz alledem – und Matthias legt eine Menge solchen Materials vor – gibt es in den USA keine moderne Arbeiterbewegung. «Die Arbeiterbewegung in Amerika ist eine Bewegung ohne Arbeiterklasse... Die amerikanische *union* (Gewerkschaft) ist nur eine Interessengemeinschaft von Einzelpersonen in bezug auf die Lohnfrage und andere von mehr untergeordneter Bedeutung. Eine Gemeinschaft darüber hinaus fehlt.» Ein Klassenbewußtsein gibt es für größere organisierte Arbeitermassen in Amerika nicht, wohl aber gibt es – und höchst ausgeprägt – soziale Klassen. Eine politische Arbeiterpartei braucht es darum solange nicht, als die Arbeiterbewegung nur rein wirtschaftliche Ziele verfolgt und auf dem Boden der kapitalistischen Ordnung steht. (Das Ideal auch unserer schweizerischen Oberklasse!) Kein Wunder, daß das *racketeering* (abgeleitet von racket, Tennisschläger, und die korrupte Verflechtung verschiedenstrebiger Interessen bezeichnend) auch die Arbeiterbewegung nicht unberührt gelassen hat, zum Beispiel in Form von mehr oder weniger anrüchigen Abmachungen zwischen Unternehmern und Arbeitern auf Kosten der Konsumenten. Darüber hinaus spielt das mit dem Gangstertum verbundene racketeering in Amerika eine ungewöhnlich große Rolle. Matthias bezeichnet es als die bei weitem kostspieligste Form der Korruption. Eine Neuyorker Kriminalkommission schätzte bereits 1931 die jährlichen Verluste durch solche Manipulationen bereits auf 12 bis 18 Milliarden Dollar. «Es handelt sich um eine Erscheinung, die in einer reinen Erwerbsgesellschaft gar nicht vermieden werden kann, da alle Begriffe wie Anstand, Fairneß, Achtung, Sauberkeit die Existenz einer zweiten und andersartigen Gesellschaftsordnung zur Voraussetzung haben. Es haftet daher auch in Amerika an einem Bankerotteur oder einem Mann, der große Summen veruntreut, im allgemeinen kein Makel, und er wird in den meisten Fällen, nach Abbüßung einer kurzen Strafe, den Weg zurück zur Gesellschaft wieder finden.»

Organisierten Betrug gibt es natürlich auch anderwärts. Was aber den amerikanischen *rackets* ihre besondere Bedeutung gibt, das ist der *Zwang*, der von ihnen auf eine große Zahl von Personen ausgeübt werden muß. «Die Vereinigten Staaten», sagt Matthias,

«sind die Heimat des Zwanges ... Es ist vor allem hier, in dieser Sphäre, daß Amerika Rußland sehr nahe kommt, und es sind sogar in beiden Fällen die gleichen Gründe, die zu der üppigen Entwicklung von Zwangsmaßnahmen beigetragen haben. Es kann keine Freiheit geben, wo es nicht wenigstens zwei Mächte gibt, von denen die eine imstande ist, die andere zu beschränken, und diese Voraussetzung fehlt in beiden Ländern. Sie fehlt auch in Amerika, weil ... eine Rechtsordnung im europäischen Sinne nicht existiert. Von den Abertausenden von Verbrechern wird nur ein winziger Prozentsatz verfolgt, und ein noch geringerer gelangt zur Aburteilung Der *racketeer* genießt also eine fast vollkommene Freiheit ... Das Ergeb-

nis muß in beiden Fällen (also in Rußland; H. K.) *Angst* sein. Die Atmosphäre in Amerika ist seit der Zeit des Bürgerkrieges in jedem Dezennium und in jedem Jahr die der Angst gewesen.»

Das gilt namentlich auch für das Verhältnis von Unternehmer und Arbeiter. Die Gewalt des Unternehmers über den Arbeiter muß häufig eigentliche Zwangsformen annehmen. Das ergibt sich aus dem Charakter einer reinen Erwerbsgesellschaft, die moralische Autorität nicht kennt und geneigt ist, sie durch Zwangsformen zu ersetzen. In den Fordwerken – die hier typisch sind – herrschte lange Zeit eine Diktatur, die an einen dauernden Belagerungszustand erinnerte und die Angst geradezu züchtete. Daß in der reinen Erwerbsgesellschaft die moralische Existenz des Arbeiters (im weitesten Sinn) unbefriedigend sein *muß*, ergibt sich wiederum aus der Natur der Sache.» Eine solche Gesellschaft kann dem Arbeiter nichts anderes bieten als Geld ... Der Arbeiter ... hängt als Individuum in der Luft, und seine Situation kann daher auch nicht durch Lohnerhöhungen grundlegend verbessert werden ... Die Herrlichkeit seiner Existenz ist auf Sand gebaut.» Aber auch der Boß – der Wirtschaftsführer, dessen Macht auf der Herrschaft über die korrupten politischen Maschinen beruht – leidet häufig an mangelnder Befriedigung. Immerhin: er hat Macht!

«Eine kleine Gruppe von *bosses* beherrscht das gesamte Wirtschaftsleben ... Es ist eine kleine, ganz kleine Schar, die heute noch die Freiheit genießt, die einstmals der kostbare Besitz jedes Amerikaners gewesen ist. Die Schar ist so klein, daß sie etwa dem tausendsten Teil von einem Prozent der Bevölkerung entspricht. Sie ist sogar wahrscheinlich noch geringer. Ein Report des 80. Congress' stellte 1949 fest, daß von den 250 größten Industrien des Landes 106 von fünf Banken und drei Familien kontrolliert werden und daß 63 Gesellschaften imstande wären, *sämtliche* anderen Gesellschaften des Landes aufzukaufen, mit Ausnahme von 6 Prozent.»

Durch die Professorenbrille

Die reine Erwerbsgesellschaft, die Amerika ist, legt wenig Wert auf die Befriedigung anderer als bloß materieller Bedürfnisse. Matthias zeigt das zunächst an der Welt der *Erziehung und Forschung*. Amerika ist nicht das Paradies der Kinder und Studenten, als das es bei uns vielfach gilt. «Was Amerika erreicht hat, hat es nicht durch, sondern trotz seinem Erziehungssystem erreicht», sagte einmal der ehemalige Präsident der größten amerikanischen Universität (Chicago), Robert M. Hutchins, der im Mai 1948 deutsche Studenten in Frankfurt warnte, dieses System nachzuahmen, das nur ein wohlhabendes und mächtiges Land überleben könne. Acht bis 12 Prozent der Bevölkerung der USA sind praktisch Analphabeten. Während des Krieges stellten zwei Senatoren, Thomas und Hill, fest, daß etwa 12 Prozent der Rekruten nicht imstande waren, einen geschriebenen Befehl zu lesen oder zu verstehen. Das Bildungsniveau im ganzen ist überhaupt erstaunlich niedrig. Kein Wunder, gaben doch die 48 Staaten der Union im Jahre 1947 nur die Hälfte von dem aus, was England,

und nur einen Fünftel dessen, was die Sowjetunion für die Volkserziehung verwandte. Am schlechtesten sind die Zustände in Neuyork und in den großenteils von Negern bewohnten Südstaaten.

Dem entspricht die Bezahlung der Lehrer. Sie ist so schlecht, daß zwischen 1941 und 1948 (und seither ist es nicht besser geworden) jährlich ungefähr 75 000 Lehrer und Lehrerinnen ihren Beruf aufgegeben haben. Tellerabwaschen ist rentabler. Noch bedenklicher ist die Art und Weise, wie in den Vereinigten Staaten die Lehrer behandelt und geachtet werden. Verantwortlich dafür sind vor allem die *boards*, die Schulräte aller Grade. Die Unterwürfigkeit, in der die Lehrkräfte von diesen Körperschaften gehalten werden, ist einfach unwürdig. Den Schulrat interessierten viel mehr die Lebensweise, die Religion, die politische Anschauung des Lehrers als seine berufliche Eignung. «Man behandelt sie nach wie vor wie Robots. Man diktiert und erwartet, daß sie sich unterwerfen. «Die Schulräte spiegeln aber nur die öffentliche Meinung wider, und die ist voller Verachtung gegenüber einem Stand, dessen Angehörige keine wirtschaftlich unmittelbar produktive Tätigkeit ausüben und demgemäß auch keine Wertschätzung verdienen. Der Lehrer gehört zur untersten Stufe der Erwerbsgesellschaft.

An den Hochschulen sieht es nicht sehr viel erfreulicher aus. Die amerikanischen Universitäten und Colleges sind weitaus überwiegend Privatanstalten, die von Beauftragten der dahinter stehenden Geschäftsinteressen geleitet werden und dazu dienen, Menschen heranzuzüchten, die den Geist und die Praxis der Erwerbsgesellschaft so vollkommen wie möglich in sich aufgenommen haben. Der Universitätspräsident ist meistens ein «Manager», der nicht vom Professorenkollegium gewählt wird, sondern vom *board*, dessen Mitglieder wiederum ganz überwiegend aus Geschäftsanwälten, Industriellen, Großkaufleuten und Bankiers bestehen. Eine wissenschaftliche Analyse hat seinerzeit ergeben, daß diese kleine Gruppe von Millionären die höhere Erziehung der Kinder von wenigstens 91 Prozent aller Steuerzahler bestimmt. Begreiflich, daß es unter diesen Umständen so etwas wie akademische Freiheit nicht gibt, weder für Professoren noch für Studenten. Der Professor ist einfach ein Angestellter, dem man – die jüngsten «Loyalitätsprüfungen» mit ihrem Treueid auf das herrschende System haben es wiederum erwiesen – vorschreibt, was er zu denken und zu lehren hat. Den Studenten wird nur Lehrmaterial zur Verfügung gestellt, das sorgfältig auf seine «Zuverlässigkeit» geprüft worden ist. In den Primar- und Sekundarschulen ist es oft noch schlimmer, gingen doch Wirtschaftsgruppen und sonstige Interessenvertretungen einfach dazu über, von sich aus Lehrbücher herzustellen und sie den Schulräten zu Preisen zur Verfügung zu stellen, mit denen kein Verlag konkurrieren konnte.

Kurz: «Die amerikanische Universität ist» – wie Matthias folgert – «nichts weniger als eine demokratische Institution. Sie ist autokratisch

in einem Sinne, wie man ihn in Europa niemals gekannt hat, und ist auch zu allen Zeiten autokratisch gewesen ... Die amerikanische Demokratie produziert (auf ihren Hochschulen) einen Typus, der von den gleichen Dozenten, die ihn repräsentieren, in ihren Kollegs als abschreckendes Beispiel für die Auswirkungen aller nichtdemokratischen Systeme, vor allem in den europäischen Ländern, hingestellt wird. Der Dozent ist sich jedoch dieses Widerspruchs niemals bewußt ... Man könnte in seinem Falle von einer Realitätsblindheit sprechen, und vielleicht ist diese seltsame Krankheit sogar das typische Attribut einer ranglosen Klassengesellschaft.» Das amerikanische Hochschul- und Forschungswesen verdankt jedenfalls das, was es leistet, zu einem ganz großen Teil den Gelehrten – Physikern, Chemikern, Mathematikern, Biologen usw. –, die seit Beginn der faschistischen Ära zu Tausenden in die Vereinigten Staaten geflüchtet sind oder die doch wissenschaftlich und geistig einen ausgesprochen europäischen Hintergrund haben. Man denke an die Atombombe!

Vom Kirchturm aus

Das Bild, das Amerika «vom Kirchturm aus» bietet, kann kaum sehr verschieden von dem sein, das durch einen Blick auf die Erziehung gewonnen wurde. Das ist wenigstens die Meinung unseres Autors. Wir müssen zwar gegenüber dem pessimistischen Urteil, das er im ganzen über das christliche Glaubensleben in Amerika fällt, wesentliche Vorbehalte machen, ohne das hier näher begründen zu können. Aber für sehr große Bevölkerungsteile Amerikas besteht sicher zu Recht, was Matthias uns darlegt.

«Eine freie Regierung», so schreibt er, «beruhte nach Ansicht derer, die die Verfassung entworfen hatten, nicht auf Religion. Man hatte daher in der Verfassung auch jeden Hinweis darauf, daß sich die Nation zum christlichen Glauben bekenne, vermieden, was George Washington sogar zu der Bemerkung veranlaßt hat, man könne die amerikanische Nation nicht mehr als eine christliche bezeichnen. Der amerikanische Geistliche, der *minister*, befand sich also unter ideologischem Aspekt in einer noch ungünstigeren Lage als der Lehrer oder Gelehrte und genoß nur insofern Vorrang, als viele Eltern, die es nicht für erforderlich hielten, ihre Kinder zur Schule zu schicken, doch der Ansicht waren, sie müßten zur Sonntagsschule gehen.»

Bereits vor der Mitte des vorigen Jahrhunderts begann denn auch in Amerika ein Massensterben unter den Theologen, dessen Gründe «sehr greifbarer Natur» gewesen sind. Das religiöse Leben – wenn man so sagen will – steht seitdem weithin unter dem Einfluß der Kirchenboards (Vorsteherschaften), die grundlegende Fragen nach eigenem Ermessen zu regeln begannen und ihre *ministers* nach Belieben anstellten und entließen. «Mit den *boards*» – so glaubt Matthias feststellen zu müssen –

«mußte auch die Religon entarten. Der *minister* stand, wie der Lehrer, dem Treiben dieser *boards* hilflos gegenüber ... Der *minister* wurde zu einer Kreatur der Ge-

meinde. Die Gemeinde befahl, und er mußte gehorchen ... Die Berufsflucht ist daher unter den Theologen ebenso allgemein wie unter den Pädagogen, da nur wenige die Hoffnung haben, daß sich ihre Situation verbessern könnte ... Es ist daher auch nicht überraschend, daß die religiösen Kenntnisse jenen allgemeinen entsprechen, die bereits bei der Behandlung der amerikanischen Erziehung erwähnt worden sind ... Aus dem Christentum ist in Amerika ein Pseudo-Christentum geworden ... Die religiöse Situation in Amerika weist daher auch eine große Ähnlichkeit mit der allgemein sozialen auf. Es konnte eine Arbeiterklasse nicht geben, weil es keine Klassen im europäischen Sinne gab, und es konnte sich kein Unglaube im europäischen Sinne entwickeln, weil es keinen Glauben gab. Die amerikanische Gesellschaft mußte aus den gleichen Gründen areligiös werden, aus denen sie ‚klassenlos' geworden ist.

Die Kirchen mußten gegen sich selbst Stellung nehmen, wenn sie überleben wollten, und dies führte dazu, daß der Faktor der Religion immer kleiner, der der öffentlichen Meinung aber immer größer wurde. Schließlich gab es zwischen beiden keinen Unterschied mehr, und was man Religion nannte, war die öffentliche Meinung, sanktioniert durch die Kirchen.»

Das ist überspitzt ausgedrückt; aber soviel ist richtig, daß fast alle Kirchen in Amerika – ihre offiziellen Körperschaften und Organe mindestens – mit der größten Selbstverständlichkeit die Politik der herrschenden Schicht – besonders auch ihre Außenpolitik, eingeschlossen den Antikommunismus und die Kriegsrüstungen – unterstützen.

Was Matthias dann besonders unterstreicht und was gewiß weithin zutrifft, ist dies: «Die Religion des Kreuzes hat in Amerika ihr Kreuz verloren. Es konnte für das neunzehnte Jahrhundert keine Tatsache von größerer Bedeutung geben. Aber man hat es seltsamerweise übersehen, daß Amerika die erste westliche Nation war, die die europäische Kultur um ihre Seele gebracht hat.» Der Glaube an die unbegrenzten Möglichkeiten, die in jedem durchschnittlichen Menschen liegen, und der Geist eines überquellenden Optimismus, dem die Begriffe des Leids und der Tragik fehlen, gehören so zu den typischen Merkmalen amerikanischer Religiosität (im Unterschied zum wirklichen Glauben). Auch der amerikanische Katholizismus ist dieser ganzen Entartung nicht entgangen. So sehr er allmählich zu einer der stärksten Mächte im Leben der Vereinigten Staaten geworden ist – er zahlte dem «Amerikanismus» auch seinen Tribut. «Die römische Kirche», so schreibt Matthias, «hat sich – soweit es irgend möglich war – der Situation angepaßt. ... Mit anderen Worten: Der amerikanische Katholizismus mußte seine Seele opfern, um zu überleben.»

Militärische Leistungen

Die ranglose Erwerbsgesellschaft, die Amerika ist, kennt und kannte keinen Adelsstand. «Es fehlt», sagt Matthias, «das Vorbild, an das man sich hätte halten können, und die Vorstellungen über militärische Pflichten waren daher häufig verworren.» Auch war die ganze Lage Amerikas der Ausbildung militärischer Tugenden nicht förderlich. *Wenn* es zum Kriege kam, mußte man ihn mythologisieren. «Man

konnte stets, wie im Ersten Weltkrieg, sagen, daß der Krieg nur geführt werde, ‚um allen Kriegen ein Ende zu machen', und war nur gezwungen, dieses Thema, dem Fall entsprechend, zu variieren. Führte man daher gegen England Krieg, so sagte man, daß die ‚Tyrannei der Monarchien' ein Hindernis auf dem Wege zum Weltfrieden sei. Hatte man Schwierigkeiten mit Spanien, konnte man genau die gleiche Formel verwenden. Handelte es sich um keine Monarchie, wie im Krieg mit Mexiko, so war es nicht die ‚Freiheit', die man retten mußte, sondern die ‚Zivilisation', die die Voraussetzung aller Freiheit ist», und so fort. Immer fand man eine Möglichkeit, anderen Nationen «eine Lektion zu erteilen» und den Krieg als eine «Mission» oder einen «Kreuzzug» zu propagieren. Einen wirklichen Verteidigungskrieg führte Amerika eben niemals, weil keine Macht jemals einen Angriff auf Amerika unternahm, so daß die Vereinigten Staaten es sich die längste Zeit gestatten konnten, nicht nur keine größere Armee zu haben, sondern auch keine Flotte.

Und dennoch stürzte sich Amerika von einem Krieg in den anderen. Sein erster Krieg war ein Angriff auf Kanada (1775); er endete mit der völligen Auflösung des Heeres. Der zweite Krieg war der Unabhängigkeitskrieg (1776 bis 1783), der nur durch ein Wunder nicht auch verloren wurde, so schlecht waren lange Zeit Führung wie Moral der Armee. Der dritte Krieg war der Tripoliskrieg, abgeschlossen 1804, bei dem Amerika mit einem blauen Auge davonkam, Lösegeld für seine von den nordafrikanischen «Barbaren» erbeuteten Gefangenen zahlen und fluchtartig die Gewässer von Tripolis verlassen mußte. Der vierte Krieg (1812 bis 1815) galt wieder der Eroberung Kanadas, endete aber mit einer neuen Niederlage, ebenso wie zwei spätere Versuche, Kanada zu erobern. Der fünfte Feldzug (1819) endete kampflos mit der Annexion des noch spanischen Ostflorida, das nicht verteidigt wurde.

Der sechste Krieg, der gegen Mexiko (1846 bis 1848), war wiederum ein Angriffskrieg, der dank der zahlenmäßigen und wirtschaftlichen Überlegenheit des Angreifers mit dessen Sieg endete. Mexiko verlor fast die Hälfte seines Gebietes. Der siebente Krieg war der Bürgerkrieg (1861 bis 1865). Er wird häufig als Sklavenbefreiungskrieg bezeichnet. In Wahrheit hat seine Entstehung nichts mit der Befreiung der Sklaven zu tun; er war ein Offensivkrieg gegen die Südstaaten, die zum Verbleiben in der Union gezwungen werden sollten. Die Sklavenbefreiung war nur Mittel zum Zweck. Militärisch wie moralisch war der Soldat des Südens – dessen Gesellschaft niemals eine reine Erwerbsgesellschaft gewesen war – dem des Nordens überlegen; seinen Sieg hat der Norden allein seiner gewaltigen zahlenmäßigen Überlegenheit zu verdanken. Der achte Krieg (1898 bis 1899) war abermals ein zynisch herbeigeführter Angriffskrieg, der auf die

Eroberung Kubas, der Philippinen und Puerto Ricos gerichtet war und gegenüber dem schwächeren Spanien auch zu seinem Ziel kam.

Der neunte Krieg war der Erste Weltkrieg. «Er wurde von Amerika dadurch gewonnen, daß das Land durch seine geographische Lage vor jedem Angriff geschützt war und über größere industrielle und finanzielle Möglichkeiten verfügte als irgendeine europäische Macht.» Ähnlich ging es im Zweiten Weltkrieg. Der Raum fehlt uns, um das Material wiederzugeben, das Matthias herbeizieht, um zu zeigen, daß Führung, Disziplin, Moral und zuerst auch technische Ausrüstung der amerikanischen Armee weit unter demjenigen Stand blieben, der nötig ist, *wenn* man schon einen Krieg führen will. Die Entschlüsse, die Roosevelt in Jalta faßte und die man jetzt in Amerika vielfach als Verrat bezeichnet, sind sehr wahrscheinlich nicht zuletzt unter dem Eindruck der Auflösungserscheinungen in der amerikanischen Armee gefaßt worden. Der Koreakrieg – der elfte, den Amerika führte – hat dann aufs neue die Unzulänglichkeit der Kampfkraft und des Kampfgeistes des amerikanischen Soldaten erwiesen. Die amerikanische Staats- und Armeeführung verlegte sich darum immer mehr auf die Mechanisierung des Krieges, mit Flugzeugen, Atombomben und Panzermassen, in der Meinung, von der Leistung oder Nichtleistung des «Menschenmaterials» unabhängiger zu werden. Auch die Wiederbewaffnung Westdeutschlands mit seinem Soldatenreservoir hat hier ihre Wurzel. Matthias fürchtet freilich, wenn je einmal Amerikas Bevölkerung direkt in einen Krieg hineingerissen werden sollte, so könnte seine Staatsführung eine schwere Enttäuschung erleben. «Die Tatsache, daß die Leidensfähigkeit der amerikanischen Nation sehr gering ist, wird daher von einer Bedeutung sein, von der sich Strategen hoffentlich nicht erst nach Beginn des nächsten Krieges überzeugen werden. Es könnte sich herausstellen, daß Amerika nicht das stärkste, sondern das schwächste Glied der atlantischen Kette ist.»

Schutz der Person und des Rechts?

Sozusagen das Zentraldogma des Amerika-Mythus ist die Behauptung, daß die Vereinigten Staaten der feste Hort aller wahren Freiheit und allen Menschenrechts sei. Auch mit dieser Legende räumt Matthias gründlich auf. Die Erklärung der Menschenrechte, so zeigt er, spielt in Geschichte und Praxis der USA nicht entfernt die Rolle, die sie in Frankreich gespielt hat und zum Teil noch immer spielt. Das Recht – im weiteren Sinn – sei geradezu «die Achillesferse der amerikanischen Zivilisation». Nicht in der Theorie und Propaganda natürlich, wohl aber im Leben. Unser Verfasser sucht das an dem Maß von Recht und Freiheit zu beweisen, das die Mitglieder verschiedener gesellschaftlicher Gruppen – außer den schon erwähnten – tatsächlich genießen.

Da sind zunächst die *Irren*. Ich habe bereits im Aprilheft, im Zusam-

menhang mit dem Buch von Professor Gollwitzer, nach Matthias festgestellt, wie es in Wirklichkeit mit der Pflege und Behandlung der Geisteskranken in Amerika steht. Man sträubt sich, diese fürchterlichen Zustände als typisch anzuerkennen, aber die Dokumente, die Matthias beibringt, sind derart überzeugend, daß jeder Zweifel verstummen muß. Die Vereinigten Staaten haben nicht nur verhältnismäßig mehr Geisteskranke als irgendeine andere Nation; sie vernachlässigen diese Opfer ihrer Zivilisation auch in einer Art und Weise, daß ein amerikanischer Geistlicher einmal schrieb: «Für diese Schande ist jeder Amerikaner verantwortlich.» Und der Präsident der amerikanischen Gesellschaft für die Besserung der Zustände in Irrenhäusern, D. N. Fields, erklärt: «Das Problem der Geisteskranken ist heute das wichtigste der gesamten Medizin in den Vereinigten Staaten ... Die Unfähigkeit des Staates Neuyork, das Problem seiner Geisteskranken zu lösen, sollte offen zugegeben werden.»

Kaum viel besser sorgt Amerika für seine *Altersschwachen* und *Armen*. Eine Frauenzeitschrift veranstaltete im Jahr 1947 darüber eine ausgedehnte Erhebung. Das Ergebnis war trostlos. «Im Gegensatz zu anderen primitiven Stämmen», so heißt es darin unter ausführlicher und genauer Mitteilung von Belegen, «bringen wir unsere alten Leute nicht um ... Wir begraben sie lebendig in Anstalten.» Auch die verwahrlosten und verkrüppelten *Kinder* vegetieren traurig dahin. Der «Bund der Frauenklubs» (eine Dachorganisation sämtlicher Frauenklubs Amerikas), der sich dieser Unglücklichen annahm, lenkte unter anderem die Aufmerksamkeit auf die Verhältnisse in den Kinderheimen des Bezirkes von Washington, also der Bundeshauptstadt, von denen er feststellte, daß «Tiere im Zoologischen Garten bessere Pflege erfahren und auch besser untergebracht seien als die unglücklichen Kinder, die man den Instituten des Bezirkes übergeben» habe. Daß die Behandlung der *Strafgefangenen*, besonders der jugendlichen, im Durchschnitt alles andere als menschlich ist (obwohl die Vereinigten Staaten «die größte Gefangenenbevölkerung haben, die irgendein Land im Verhältnis zu seiner Einwohnerzahl besitzt», wie ein Amerikaner bemerkt), ist wohl so bekannt, daß es genügt, auf einen Bericht zu verweisen, in dem gesagt wird: «Gefängnisinspektoren der Bundesregierung ... haben jedes Gefängnis in den Staaten besucht und haben festgestellt, daß von mehr als 3000 nur 500 den erforderlichen Ansprüchen genügen. ... Ein Sheriff kann sich dadurch, daß er seine Gefangenen halb verhungern läßt, einen Nebenverdienst bis zu 50 000 Dollar verschaffen.» Wozu Matthias beifügt: «Jede Angabe ist richtig. Die einzige, die einer Korrektur bedarf, ist die Behauptung, daß 500 Gefängnisse den erforderlichen Ansprüchen genügen.»

Wie tief in Amerika die *Rechtsverwilderung* und *Rechtsverlotterung* geht, weiß bei uns auch der Nichtwissenwollende notgedrungen aus der zynischen Beugung aller Rechtsbegriffe und Rechtsgarantien,

welche die Kommunistenpsychose der letzten Jahre gebracht hat. Das Justizverbrechen, das an dem Ehepaar Rosenberg verübt wurde, ist ja nur der vorläufig scheußlichste Fall dieser Art. Aber auch der normale Justizbetrieb in den Vereinigten Staaten spricht vielfach allen Vorstellungen von Recht und Gerechtigkeit Hohn. Das Richteramt ist politisiert und entwürdigt. «Der Richter wurde zu einer Kreatur der Partei, und dies war auch das Ziel, das man von Anfang an verfolgt hatte. Er sollte keine Macht besitzen.» Um so mehr Macht hat der Staatsanwalt. «Der Staatsanwalt darf alles tun, ohne daß irgend jemand das Recht besäße, bei seinen Verfügungen mitzureden, und er kann daher vor allem die wichtigste aller Fragen entscheiden, ob ein Fall verfolgt werden soll oder nicht.» Von 13 000 Personen, die in einem bestimmten Jahr in Chicago verhaftet worden sind, wurden nur 1100 oder 8 Prozent vor Gericht gebracht, und auch von diesen wurden noch 580 freigesprochen. «Mit anderen Worten: Es gibt nicht nur in der Wirtschaft und in den Gefängnissen *rackets* (Korruption; H. K.), sondern auch in den Gerichtsgebäuden.»

Von der Willkürpraxis der amerikanischen Schwurgerichte, die fast völlig einer interessierten oder demagogisch aufgehetzten öffentlichen Meinung ausgeliefert sind, braucht kaum mehr gesprochen zu werden. Besonders arg steht es hier im Süden mit seinem Negerproblem. Sind auch die Lynchmorde an Zahl zurückgegangen, so sind die Rechtsverhältnisse dennoch kaum besser geworden. Der «Southern Regional Council» stellte 1951 fest, daß niemals zuvor so viele Bombenanschläge auf Negerhäuser begangen wurden und daß auch mehr Neger gepeitscht oder von Polizisten «in Ausübung ihrer Pflichten» erschossen wurden als in vorausgehenden Jahren. Aber die Korruption des Rechts ist im Süden nur deshalb größer, weil «jedes Übel sich den Ort des schwächsten Widerstands aussucht, und folglich mußte eine Zone, in der das soziale Gewebe durch Rassengegensätze sensitiv geworden war, prädestiniert für Wucherungen sein. Die Zustände im Süden sind mithin ein Produkt der allgemeinen Rechtskorruption, aber die Rechtskorruption ist nicht ein Produkt der Zustände im Süden.»

Die reine Erwerbsgesellschaft, für die nicht *das*, sondern *der* Verdienst das Entscheidende ist, hat so auch das Recht der Person völlig ruiniert und korrumpiert.

Der Geschäftsmann als Politiker

Ich übergehe, was Matthias über den verheerenden Einfluß der Erwerbsgesellschaft auf das Verhältnis der Geschlechter sagt. «Die Liebe ist auch verschwunden», seufzt er; «. . . die Person der Frau ist in Amerika verschwunden . . . Aus der Ungleichheit, die einstmals zum Wesen der Liebe gehört hat und, im Gegensatz zur Freundschaft, ihr eigentümlicher Reiz war, ist Gleichheit geworden, so daß von der Verschiedenheit der Geschlechter nichts anderes übrig geblieben ist als

die biologische Differenz. Nirgendwo ist die Liebe so sehr verarmt wie in Amerika.» Die große Bedeutung, die der amerikanischen Frau im Berufsleben und in der Politik zukommt, unterstreicht nur diese Tatsache.

Werfen wir aber zum Schluß noch einen Blick auf die Gestalt, die das *politische Leben* selber in Amerika als Auswirkung der reinen Erwerbsgesellschaft angenommen hat. Der Aufstieg Amerikas, so stellt Matthias fest, hat sich in einem geographischen und politischen Leerraum vollzogen. «Die Vereinigten Staaten konnten sich also ausdehnen wie ein Luftballon. Der ganze Kontinent war eine Halle, in der dieser Ballon nirgends anecken konnte.» Im Innern aber verschwanden rasch alle Erscheinungen, die auf so etwas wie eine Rangordnung mit innerer Autorität ihrer Träger hindeuteten. Übrig blieben nur zwei Kräfte. «Die eine mußte die Gewalt sein, weil es zu ihrem Wesen gehört, daß sie herrscht, wenn keine anderen Mächte ihr entgegentreten. Die andere aber mußte die Gewinnsucht sein, denn sie bietet, abgesehen von der Gewalt, die einzige Basis, um in einer ranglosen Gesellschaft Vorrang zu erwerben.» So entstand auf der einen Seite die Figur des *boss*, des gewalttätigen Politikers, auf der anderen die des Geschäftsmanns, und beide verbanden sich in der Gestalt des *gewalttätigen Geschäftsmanns*. «Der gewalttätige Geschäftsmann wurde sogar zur Zentralfigur, und die Genesis dieser Macht ist daher der eigentliche Inhalt der amerikanischen Geschichte . . . Es ist eine Geschichte besonderer Art, die sich, von europäischen Mächten zuerst wenig beachtet, auf das Ziel der Weltherrschaft hinbewegt.»

Der amerikanische Geschäftsmann ist mit der souveränen Macht seines Landes identisch. «Der Geschäftsmann ist also ein Teil des Staates . . . Er ist heute Mitinhaber einer Bank, die Kriegslieferungen finanziert, und ist morgen Verteidigungsminister, der die gleichen Lieferungen erhöht. Er ist heute Generaldirektor einer der größten Flugzeugfabriken und morgen General der Fliegertruppen. Der Staat ist ein Spielball, der zwischen denen, die Anspruch auf Souveränität besitzen, wandert, und es sind nur Geschäftsleute, die sich an diesem Spiel beteiligen dürfen.»

«Die Gründung der Vereinigten Staaten war – wie Charles Beard schon vor vierzig Jahren gezeigt hat – eine finanzielle Transaktion.» Man hatte es sogar mit dieser Gründung so eilig, daß die Verfassung ohne Befragung der Bevölkerung einfach von den gesetzgebenden Körperschaften der einzelnen Staaten – in denen die Geschäftsleute und Grundbesitzer das entscheidende Wort sprachen – selbstherrlich in Kraft gesetzt wurde. Die Geschichte Amerikas ist so diejenige des souveränen Geschäftsmanns, der, wenn er *reiner* Geschäftsmann ist, für alle Dinge, die sich nicht auf einen wirtschaftlichen Wertnenner bringen lassen, nur ein nebensächliches Interesse hat. Der Geschäftsmann ist kein Staatsmann.

Wir können hier seine Politik nicht im einzelnen durch die Jahrzehnte verfolgen. Man muß das bei Matthias selbst nachlesen. Festgehalten aber sei, was unser Autor zusammenfassend über die Ähnlichkeit zwischen der gegenwärtigen Weltlage und derjenigen Amerikas vor dem Bürgerkrieg sagt. Man spricht in Amerika

«heute wie damals von ‚freien Staaten' und ‚Sklavenstaaten', und deshalb bringt man heute wie damals täglich Beweise dafür, daß es die ‚Sklavenstaaten' sind, die den Frieden bedrohen ... Deshalb spricht man auch heute von einem ‚Kreuzzug' und einer ‚Befreiung' und muß nur darauf verzichten, das Mitleid der Welt durch das Schicksal von armen Negern zu erregen. In allen Fällen schafft man Alternativen ohne jede Rücksicht darauf, ob sie echt oder falsch sind, da es nur darauf ankommt, keine andere Wahl zu lassen als eine einzige. Man sollte damals gezwungen werden, gegen den Süden zu marschieren, und heute gegen Rußland, und zwar damals wie heute, um der Sklaverei ein- für allemal ein Ende zu machen.»

In Wirklichkeit geht es einfach um die Vorherrschaft Amerikas in der Welt. Versäumt Europa, das eben selbst mehr und mehr amerikanisiert wird, die Einmaligkeit des geschichtlichen Augenblicks und läßt es sich endgültig von Amerika ins Schlepptau nehmen, so wird der Versuch, eine amerikanische Weltherrschaft zu errichten, sehr wahrscheinlich wirklich gemacht werden, aber er wird mißlingen. «Die Macht Amerikas ist begrenzt. Sie ist begrenzt, weil die militärische – wie auch kulturelle – Macht einer Erwerbsgesellschaft notwendigerweise beschränkt sein muß, und weil eine solche Gesellschaft auch nur dort ihre Herrschaft ausüben kann, wo ihre eigenen Voraussetzungen bereits bestehen. Bemüht sie sich, diese Voraussetzungen zu schaffen, so kann das Ergebnis nur Zerstörung sein ... Amerika ist nicht Rom, und alles, was zu hoffen übrig bleibt, ist, daß es nicht Karthago sein mag.»

Hugo Kramer

GESPRÄCH UND BESINNUNG

Der Kampf um den Frieden

Vorbemerkung der Redaktion. Zu den folgenden Ausführungen von Dr. Bloch hoffen wir im nächsten Heft einiges sagen zu können. Wir erwarten auch gerne von anderer Seite Meinungsäußerungen zu diesem Thema.

Der Friede ist eine souveräne Welt göttlicher Natur. Er enthält das einheitliche Sein und ist nicht gebildet aus den widersprechenden Kräften des Gegensätzlichen. Negatives und Positives werden in ihm nicht zur Einheit. Konträre Lebensprozesse sind nicht die Vorbedingung seines Seins. Duale Erscheinungen wie Tag und Nacht, klein

und groß, Gut und Böse sind alles Relativitäten und keine Lebenselemente des Friedens. Der Friede ist der Welt immanent. Der Friede ist die Gleichsetzung des Göttlichen. In Gottes Dasein ruht der Friede. Im Gegensatz zu Natur und Mensch ist der Friede kein Schöpfungsakt, sondern ein Zustand des Ewigen. Kein Wunder, daß es dem Menschen so schwer fällt, diesem Zustand in seinem Urdasein dauernd anzugehören. Der Mensch hat die Sehnsucht nach der göttlichen Vollkommenheit und dem Frieden. Er ist gleichsam ein Instrument des Friedens, unfertig wie alles in der irdischen Sphäre Geschaffene. Er muß den Frieden, die Identität mit dem Göttlichen, erst erringen, um ihn zu erkennen und zu besitzen. Dazu schafft er sich Hilfsbrücken, Gesetze und Satzungen, Wege und Stege, um Erkenntnisse aus Erfahrungen und Offenbarungen nicht zu verlieren. So kommt es, daß in den Anfängen geschichtlicher Zeiten oft der Mensch in unmittelbarer Nähe des göttlichen Bereichs, im paradiesischen Zustand eines Friedensreiches lebt. Er ist aber der Schwere und Tiefe göttlicher Einheit nicht gewachsen und erliegt der Vielheit der Erscheinungen. So sind letzten Endes alle Bemühungen des Menschen, zum Frieden mit sich und der Menschheit zu kommen, erfolglos geblieben, da der Friede ein Reich ist ohne Kompromisse. Der Friede ist das Absolute, der wahre Ausdruck des Göttlichen gegenüber allen Relationen organischer und anorganischer Lebensprozesse. Es handelt sich also darum, welche Verbindungen dienen dem Menschen, um aus der antagonistischen, heterogenen Lebensphase zur Homogenität zu gelangen?

Die wichtigste Etappe auf dem Wege zum Frieden waren die Zehn Gebote, die Postulate für die Urbarmachung menschlichen Lebens. Dazu gehörte nicht nur das gewaltige unabdingbare Gebot «Du sollst nicht töten», sondern auch die Herstellung menschenwürdiger Beziehungen in der Achtung und Liebe der Menschen untereinander, sowohl innerhalb der Familie zwischen Vater, Mutter und Kindern als auch im patriarchalischen Verband bis zu Knecht und Magd und den übrigen Lebewesen der Natur. Die Ordnung des Kosmos greift hier in die Ordnung des Lebens ein. Dabei erkennt der Mensch, welche Schranken ihm gesetzt sind. Die Organisation gesetzlicher Zustände ist nicht das Wesentliche. Der Mensch muß erst ein Teil der göttlichen Welt werden, er muß Stufen geistiger und seelischer Vollkommenheit erreichen. Er muß seine eigene, halbfertige egozentrische Uranlage preisgeben, aufopfern. Der freie Verzicht auf den mörderischen Urinstinkt kommt der Gnade der Erlösung sehr nahe. Auf diesem Wege kommt uns die messianische Sendung Jesu zu Hilfe. Als Logos und Sohn des Göttlichen schenkt er dieser physischen Erde pneumatische Kräfte und streut das Saatgut des erlösenden Friedens aus, das in jeder Einzelseele seit dieser Zeit keimende Voraussetzungen hat. Jesus selbst muß sich opfern, weil der historische Zeitpunkt seiner Erdentage noch keine Voraussetzungen hat für das messianische Reich Gottes auf Erden. Die

Saat der Erlösung geht über die Verantwortung der unsterblichen Seele des einzelnen Menschen und tendiert zur einheitlichen Menschheitsgestaltung. Die Menschen erkennen aber nur ihr zeitlich beschränktes Sein und blicken in Eitelkeit auf die unzulänglichen Errungenschaften ihres nationalen, geschichtlichen Seins. Durch Ansammlung von Stoff und Schärfung des Intellekts glauben sie Voraussetzungen zu schaffen für Entwicklung und Zivilisation. Sie sehen nicht, daß alles Wissen, wie Technik und Erfindungen, nur Surrogate sind und daß man sich vom Urgrund des Göttlichen durch den Leerlauf und mechanischen Ablauf immer mehr entfernt. Man kann Erlösung und unmittelbare absolute Seelenkraft, die zur unbeweglichen Tiefe des Friedens und ethischen Verhaltens führt, nur erlangen mit einem makellosen Gewissen.

Der Friede muß uns heilig sein. Er ist kompromißlos und unteilbar. Er ist ewig und ein Stern unserer Zukunft. Es gibt keine Macht und keine Ursache in der Welt, die seine Dauer stören oder aufheben kann. Es gibt auch keine Waffe, die ihn schützen oder beseitigen kann. Die einzige Waffe, die den Frieden trägt, ist das sittliche Gewissen. Keinem Menschen, keiner Rechtspersönlichkeit, keinem Staatsverband ist das Recht über Tod und Leben eines andern gegeben. Wer tötet, muß wissen, daß er den göttlichen Urgrund verletzt, in den wir eingebettet sind, und daß diese Verletzungen schwere Störungen und Schädigungen unserer Lebensverhältnisse darstellen. Wehe der Seele, die getötet oder durch Richtspruch einen Tod mitverschuldet hat. Das gestörte Gleichgewicht, das Vakuum in der ethischen Substanz ist kaum wiederherzustellen. Dieselben Reaktionen zeigen sich auch beim Töten auf Kommando in Verbänden für nationale oder internationale Zwecke. Auch der Soldat ist ein Mörder. Kein Gesetz und keine Tapferkeitsmedaille kann ihn schützen vor der höheren Verantwortung, auch nicht sein Auftraggeber, der Staat. Die Menschheit stand nur in wenigen «Sternenstunden» der Geschichte unter der Einheit von Raum und Zeit, von Einsicht und Entwicklung, Gott und Mensch. Diese tragische Situation, diese Dislozierung und Differenzierung zwischen Erdgeist und Gotteszeit muß überwunden werden. Leben und Erkennen, Dasein und verantwortlich-sittliches Handeln müssen koinzident sein. Ein Teil der Erkennenden ist heute in allen Völkern auf einer Stufe angelangt, die Reife zeigt für ein vollkommenes, friedliches Weltbild im Spiegel kosmischer Harmonien. Das ist Voraussetzung für das kommende, vom Menschen mitzuschaffende Reich Gottes, für den Frieden auf Erden. Diese Elite der Menschheit muß unter allen Umständen nach den Grundsätzen des absoluten Friedens streben und leben. Es gibt nur ein geistiges Ziel und eine ethische Haltung. Die schöpferischen Kräfte dürfen nur dem Leben und nicht der Vernichtung dienen. Es gibt nur eine geistige, eine sittliche Aufrüstung. Sie bedeutet die Erziehung des Menschengeschlechts gleichzeitig an jedem

Erdenpunkt zur Friedfertigkeit und Achtung des Menschenlebens, zur Respektierung aller Rassen und sozialen Schichten. Um dazu zu gelangen, brauchen wir Aufhebung aller persönlichen und nationalen Selbstvergottung und Verfemung des Tötens in jeder Art. Diese Aufrüstung wird sich nicht mit Theorien begnügen und auch nicht auf Organisationen verlassen. Sie muß überall bezeugt werden als ein Beweis, daß ein heiliger Ernst den göttlichen Urgrund des Friedens im Menschen widerspiegelt und daß er für dieses Ziel lieber selbst den Tod erleidet als andern bereitet. Das ist der Sinn des Opfers, daß es sich darbringt bewußt für eine höhere Idee, um den düsteren Lebenshintergrund der Menschheit immer mehr aufzuhellen. Die Menschheit ist an einer Stelle angelangt, wo ihr nur die Alternative bleibt: Ende oder Umkehr. Trotz betonter materialistischer Gesinnung in allen Sparten des empirischen und wissenschaftlichen Lebens befinden wir uns in einem bedeutenden Augenblick der Zeit eigener Entscheidung. Durch diese Freiheit der Entscheidung, durch die Gegebenheit eines geistigen Kampfes brauchen wir nicht zu verzweifeln. Unser Dasein ist ein Scheitelpunkt, der zum Gipfelpunkt werden kann. Große führende Menschen unserer Gegenwart, wie Tolstoj, Gandhi, Albert Schweitzer, Pandit Nehru u. a., haben bewiesen, daß man durch geistige und sittliche Taten Weltbewegungen auslösen kann, die stärker sind als Waffen und auch reale Erfolge bringen. Zu allen Zeiten war die Verherrlichung des Soldaten und die Furcht vor ihm ein Fehler. Die Anbetung dieses Scheinruhms und die Verherrlichung seiner Taten ist ein Abfall von Gott und ein heidnisches Symptom. Die Kirche hat in der Verehrung des Märtyrers, des Leidenden, den richtigen Weg beschritten. Sie ist aber auf halbem Wege stehen geblieben und hat inzwischen die Soldateska gegenseitig gesegnet und ermuntert. Der wahre Streiter Gottes ist der Heilige, der ohne Schwert mit der Macht des Geistes und des Glaubens kämpft. «Wer das Schwert ergreift, wird durch das Schwert zugrunde gehen.» Eine höhere Erkenntnis für den Frieden gibt es nicht als dieses Wort Jesu.

Eine geistige, mutige Zuwendung zu dem absoluten Reiche des Friedens schafft solche Intensitäten, daß selbst die imperialen Kräfte irdischer, hemmungslos-brutaler Substanz mit der Zeit machtlos werden und das zentrale Kraftfeld des Friedens in den Mittelpunkt der Erde rückt. Indien ist dafür ein klassischer Beweis.

Wir können den Zeitengang beschleunigen durch eine Weltanschauung, die alle halbwertigen Begriffe und Zweifel, daß der Krieg Lösungen bringt, beseitigen. Man muß die Lügengeschichte der Vergangenheit der Vergessenheit preisgeben und sie in ihrer bisherigen Minderwertigkeit anprangern. Man muß das Gemeinsame der Geistesgeschichte aller Völker aufweisen. Man kann beweisen, daß in der unvoreingenommenen Güte des einfachen Volkes und in der Offenbarung großer sittlicher Persönlichkeiten zu allen Zeiten und in allen

Völkern Apostel der Liebe und des Friedens wirkten. Unsere geistige Sendung setzt sich fort durch höhere Resonanz, und wir empfangen positiv verstärkte Reaktionen aus dem Bereiche des Göttlichen. Der Friede ist ein Teil unseres ewigen Lebens. Wir brauchen ihn als wertschaffendes Symbol unserer menschlichen Sendung. Ohne inneren und äußeren Frieden sind wir sinnlose Sendboten. Wir müssen uns glücklich preisen, daß wir nicht ganz hilflos in einem Völkerchaos leben und sich im Tiefstand unserer Zeit auch Ansätze der friedlichen Völkerverständigung zeigen. In dieser Hinsicht muß der UNO unsere ganze Kraft und Liebe gehören. Wir müssen sie zu dem bestmöglichen Instrument des Friedens ausbauen und sie als letzte Instanz in allen Streitigkeiten als Schiedsrichter anerkennen. In ihrer Mitte muß eine den Frieden schlichtende und richtende Weltregierung stehen. Niemand kann sich ihrem moralischen Einfluß mehr entziehen, es sei denn, er ist ein Geächteter. Alle Völker der Welt müssen ihr dienendes Mitglied sein. Und es muß in Zukunft schon im Gedanken unmöglich sein, daß ein Mitglied dieser Weltfriedensidee den Krieg gegen ein anderes Mitglied vorbereitet. Sanktionen, wirtschaftlicher Boykott und öffentliche Ächtung sind die Mittel gegen Friedensstörer, nötigenfalls aber auch die Besetzung des betreffenden Landes durch eine internationale Truppe, deren Aufgabe es ist, das kriegerische Volk in einer Generation zur Friedensidee zu erziehen. Wir müssen sofort beginnen mit der Umerziehung des Menschengeschlechts. Hier gibt es zwischen Ost und West nur eine gemeinsame Sprache, keine wirtschaftlichen und politischen Kontroversen, keine ideologischen Differenzen, das ist die Sprache des Herzens und des guten Willens im Interesse des ewigen Friedens.

Erich Bloch

Eidgenössischer Rundblick

Wenn sich der Berichterstatter anschickt, über schweizerische Ereignisse von allgemeiner Bedeutung oder in Behandlung stehende Landesfragen zu berichten, so tut er dies, um dem Leser der «Neuen Wege» eine Übersicht zu geben, was in den Gauen unseres Landes im Wirken unserer Zeit vor sich geht. Der Chronist wird sich bemühen, dazu etwas bergwärts zu steigen, den Schluchten des Alltags zu entfliehen, um jene Höhe zu erreichen, von wo sich das Land überblicken läßt. Nur in der Stille kann man sich sammeln, nur in der Einsamkeit das verarbeiten, was uns der geschäftige Alltag an Eindrücken aller Art auf unsern Aufgabentisch legt. Hoch über dem Talgrund befindet man sich demjenigen näher, der unser Wirken und Streben mit prüfendem Auge sieht. Das soll dem Chronisten nur ein Mittel sein, nach

der rechten Einsicht zu forschen, um Licht und Schatten recht zu sehen, die Gedanken und Wege des Volkes, die sich in seinem Wandel ausdrücken, am ewigen Maß der Dinge zu messen: an dem, wonach der Christ am ersten zu trachten hat.

Das Jahr 1955 ist in unserem Lande großes Wahljahr. In Kantonen und Gemeinden finden Wahlgänge statt. Doch der wichtigste Wahlgang ist im Herbst die Neubestellung des Nationalrates. Dieses Wahlgeschäft überschattet das ganze politische Leben des Jahres. Die politischen Parteien mustern ihre Kräfte und bereiten sich auf den Wahlkampf vor. Die erste Ausstrahlung des großen politischen Vorhabens waren bereits die Bundesratswahlen der vergangenen Dezembersession der eidgenössischen Räte. Auf Ende des Jahres 1954 legten die Bundesräte Kobelt, Rubattel und Escher ihre Ämter nieder. Es waren also drei neue Bundesräte zu wählen. Gespannt achtete man auf das Verhalten der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz. Ihr letzter Vertreter in der Bundesbehörde, Professor Max Weber, legte am 7. Dezember 1953 nach einem demagogisch geführten Abstimmungskampf um die von ihm ausgearbeitete Bundesfinanzvorlage, die verworfen wurde, sein Amt nieder. Dieser brüske Entschluß rief im ganzen Lande großes Aufsehen hervor. Die bürgerlichen Parteien verstanden seine Bedeutung wohl. Sie konnten ihr schlechtes Gewissen nur kaum verbergen. Bundesrat Max Weber hatte aber ganz richtig gehandelt. Er übte sein Amt mit Gewissenhaftigkeit aus. In seiner Amtstätigkeit wies er sich als erstklassiger Volkswirtschafter aus, der stets in Kenntnis der vielfach verflochtenen Zusammenhänge der Wirtschafts- und Finanzfragen handelte und das Allgemeinwohl des Landes im Auge hatte. Die großen bürgerlichen Parteien hatten der Vorlage zugestimmt, im Abstimmungskampf ihr Jawort aber nicht eingelöst. Bundesrat Weber hatte nicht im Sinn, dem Bürgertum als Prügelknabe zu dienen, und zog die Konsequenzen. Wenn man dem Staat die finanziellen Mittel, die er zur Erfüllung seiner Aufgaben braucht, nicht gewähren will, sollte man nicht so tun, als wäre man trotzdem ein Überpatriot. In dieses heuchlerische Verhalten, das unsere Demokratie auf Bundesgebiet aktionsunfähig zu machen drohte, wirkte die Demission Webers wie ein klärendes Gewitter. Aus der Lex Weber wurde eine Lektion Weber: wir sahen einen Bundesrat von Charakter. Professor Max Weber wird dem Lande auch als Nichtbundesrat große Dienste leisten können.

Die Sozialdemokratische Partei erklärte schließlich, sie erhebe Anspruch auf zwei Bundesratssitze, was ihrer Parteistärke durchaus angemessen wäre. Die Freisinnige Partei lehnte schroff ab, während die Konservativen durchblicken ließen, sie hätten für dieses Postulat Verständnis. Entsprechend dieser Lage war das Ergebnis der Bundesratswahlen: den Freisinnigen gelang nur die Besetzung des Militärdepartementes durch den Waadtländer Chaudet; das Volkswirtschaftsdepartement erhielt der St. Galler Holenstein, der mit dem neuen Inhaber

des Eisenbahn- und Postdepartementes, dem Tessiner Lepori, der Katholischkonservativen Partei angehört. Damit haben die Konservativen drei Vertreter im Bundesrat. Das soll nur eine Übergangslösung sein. Wir werden sehen, auf wie lange Zeit. Zu Anfang der Dezembersession verschied während der Beratungen im Nationalrat Bundesrat Escher. Er war der erste Vertreter des Kantons Wallis im Bundesrat. Da er im Zeitpunkt seiner Wahl die übliche Altersgrenze, die den gewöhnlichen Beamten in den Ruhestand versetzt, bereits erreicht hatte, äußerte man Bedenken, ob er den Anforderungen noch gewachsen sein werde. Es zeigte sich jetzt aber doch, daß die bei seiner Wahl erhobenen Vorbehalte ihre Berechtigung hatten. Wir sprechen hier nur davon, weil seine Beerdigung unter Entfaltung eines großen Pomps und nicht geringer konfessioneller Propaganda vor sich ging. Man hätte nahezu glauben können, Kardinal Schinner werde beerdigt. Bundesrat Escher war ein wackerer Arbeiter in seinem Amt. Das hat niemand bestritten. Aber man schüttete über dem Toten ein so mächtiges Füllhorn des Lobes aus, daß man annehmen muß, unser Land habe noch nie einen so braven Mann hervorgebracht. Und wenn man seine besondere Volksverbundenheit betonte, muß gesagt werden, daß ihm die Rheinauinitiative doch zeigte, welche Methoden von Interessenvertretung das Volk sich nicht ohne weiteres bieten läßt. Etwas mehr schweizerisches Maß und eine gute Prise republikanische Einfachheit wären würdiger gewesen.

Mit dem Abwurf der ersten Atombomben in Hiroshima und Nagasaki im Sommer 1945 begann für die Menschheit eine neue Epoche. Das wurde wohl dumpf geahnt. Aber die endgültige Bezwingung der japanischen Militärmacht, mit welcher das Ende des Zweiten Weltkrieges eintrat, verhinderten in der Erleichterung des endlich überstandenen Krieges das Bewußtwerden, was geschehen war. Überdies sickerten erst nach Jahren Nachrichten durch, die Aufschluß gaben, was sich Grauenvolles ereignet hatte. Heute wissen wir nicht nur, daß die Zahl der Opfer vielfach größer war, als seinerzeit der Weltöffentlichkeit bekanntgegeben worden war, sondern auch, daß die Nachkommen der jetzt zeugungsfähigen Überlebenden jener Katastrophe mit schweren Verkrüppelungen ins Leben treten. Das Schicksal der durch das Bikini-Experiment vom radioaktiven Staub überraschten Fischer – sie sind auf Lebenszeit schwer geschädigt – zeigt uns klar, auf welchem Wege wir uns befinden.

Die gewaltige Wasserstoffbombenexplosion hat die Menschheit aber noch drastischer aufgeklärt. Nach Berichten aus Amerika zwingt ihre Auswirkung zur Erkenntnis: mit den Städten ist es zu Ende. Die zweite H-Bombe, die am 1. März 1954 bei den Marshall-Inseln zur Explosion gebracht worden war, besaß die Explosionskraft von zwölf bis vierzehn Millionen Tonnen Dynamit. Es ist dem Menschen unmöglich, sich diese unerhörte Konzentration an Sprengkraft vorzu-

stellen. Mit den H-Bomben ist es ohne weiteres möglich, eine ganze Stadt, und sei sie noch so groß, auszulöschen.

Vergangenen Februar beschloß die britische Regierung, Wasserstoffbomben produzieren zu lassen. Kurz darauf veröffentlichte die französische Regierung einen ähnlichen Entschluß, der inzwischen aber widerrufen wurde. Der britische Entschluß beruht auf der Unmöglichkeit, mit dem amerikanischen Verteidigungsministerium enger zusammenzuarbeiten. Wir treten in die Epoche des atomischen Wettrüstens ein.

Was hat das zu bedeuten? Die Verwendung der Atomwaffen bedingt eine völlige Reorganisation des gesamten Heerwesens. Die Flotten, wie sie am Ende des Zweiten Weltkrieges noch im Dienste standen, sind wertlos geworden, weil sie gegen die Radioaktivität nicht geschützt sind. Die Flugwaffe, der eigentliche Todesengel unserer Zeit, wird auf unerhörte Geschwindigkeiten weiterentwickelt, weil es gilt, den Kampfgegner zu überraschen. Die Distanzen schrumpfen zusammen. Wer zuerst zuschlägt, hat einen Vorsprung. Der vom ersten Schlag Getroffene liegt in einer ersten Betäubung darnieder. Das überfallene Volk ist einem ungeheuren Schock ausgesetzt. Es ist noch gar nicht möglich, zu sagen, was nach einem solchen überraschenden Atomangriff geschehen wird. Eines nur ist sicher: daß sich die Hölle im wahrsten und schrecklichsten Sinne des Wortes öffnen wird.

Die Atomgeschosse können aber auch mit der klassischen Kanone abgeschossen werden. Wir wissen ja, daß die Amerikaner in Deutschland bereits Atomartillerie stationiert haben. Es wird nicht lange dauern, so werden jenseits des Eisernen Vorhanges ebensolche auffahren. Auch die Artillerie, die klassische Waffe der alten Armeen, wird einer Reform unterworfen. Sie muß, um den neuen Anforderungen der modernen Kriegstechnik zu genügen, auf Fernartillerie umgestellt werden; denn ein moderner Krieg wird nebst einem Abwurf von Atom- und Wasserstoffbomben mit sogenannten Fernschlägen eröffnet. Zu diesem Zwecke würden nebst der Fernartillerie auch die Raketengeschosse verwendet, die auf sehr große Distanzen eingesetzt werden können.

Nach dem neuen Stand der Dinge ist es also denkbar, daß ein kleines Land wie die Schweiz mit Fernschlägen angegriffen werden könnte, ohne daß eine feindliche Kanone auf unserm Boden sich befinden würde.

Bekanntlich ist unsere Armee in einem ersten Rüstungsprogramm modernisiert worden. Ihr technischer Apparat wurde erneuert, ihre Bewegung weitgehend motorisiert. In der Frühjahrssession der eidgenössischen Räte wurde die Anschaffung von hundert englischen Centurion-Panzern beschlossen. Diesem Beschluß ging eine gereizte Auseinandersetzung der Panzergegner und Panzerfreunde voran. Die militärischen Fachleute selbst sind geteilter Meinung. Die Panzer-

anschaffung erfolgt, wie es den Anschein hat, einfach, weil sie im Rüstungsprogramm vorgesehen war. Inzwischen aber ist wegen der durch die Atomkraft ausgelösten Revolution die ganze Militärtechnik im Umsturz. Wir haben uns zu fragen, was nun geschehen soll. Die Befürworter der Panzeranschaffung erklären, Panzer seien zur Dekkung der Infanterie notwendig. Die Panzergegner antworten, Panzer würden in der radioaktiven Strahlung zu großen Särgen. Unser Land könne den eigenen Panzern keinen genügenden Fliegerschutz bieten, da wir niemals eine entsprechend starke Flugwaffe aufzustellen vermöchten. So würden unsere Panzer eine Beute der feindlichen Flieger.

Die Scheidung der Geister aber erfolgte an der grundsätzlichen Frage: Was soll in unserer Armee vorherrschen: der Panzer oder die Panzerabwehr? Die Schweiz führt nur Krieg, wenn sie angegriffen wird. Ihr Krieg wäre also auf jeden Fall die Abwehr eines Feindes. Dieser würde uns mit überlegener Kraft angreifen. Wir müßten ihm eine Abwehr entgegensetzen, die das Beste unserer Möglichkeiten sein sollte. Es leuchtet uns ein, daß das nicht Panzer sein können, sondern nur eine wirksame Panzerabwehr. Die Argumente der Panzergegner haben uns mehr Eindruck gemacht als diejenigen der Panzerfreunde. Die Panzergegner scheinen über den modernen Krieg besser im Bild zu sein. Sie scheinen uns die im Gange befindliche rapide Entwicklung in bezug auf unsere Landesverteidigung realistischer zu beurteilen. Trotzdem die Panzergegner in Minderheit blieben, geben sie ihre Sache nicht auf. Das gilt besonders von den Militärs selber, die eine völlig neu durchdachte, den veränderten Verhältnissen angepaßte Konzeption der schweizerischen Landesverteidigung erstreben. Ein Programm dieser Art hat Nicolas Jaquet in seiner Schrift «Gedanken über die schweizerische Landesverteidigung im Zeichen neuzeitlicher Waffentechnik» entworfen.

Die Sozialdemokratische Partei hat geschlossen gegen die Panzer Stellung genommen. Nationalrat Hans Oprecht wies im «Volksrecht» auf die bedenklichen Konsequenzen hin, welche die Panzerbeschaffung nach sich ziehen werde. Er befürchtet die Deroutierung der militärischen Landesplanung und weist auf die finanzpolitischen Folgen, die bedenklich stimmen müssen. Er zitierte einen Artikel «Verteidigung an der Schwelle» aus der «Frankfurter Allgemeinen», wo für Westdeutschland die Strategie der Verteidigung in dem Sinne verlangt wird, daß gegen Osten, entlang der Grenzlinie, ein massiver, bis in eine Tiefe von fünfzig Kilometern gestaffelter Abwehrgürtel errichtet werden soll, aus welchem mit einer massierten Zahl von Abwehrgeschützen eine eventuelle angreifende Panzerarmee der Sowjets aufgehalten werden soll.

Nationalrat Oprecht hat sodann nicht unrecht, wenn er behauptet, die Panzeranschaffung sei zu einer Prestigeangelegenheit von gewissen Stellen im Militärdepartement geworden. Sein Hinweis, es könnte in

gewissen Kreisen, auch in unsern Offiziersgesellschaften, mit dem Gedanken, unsere Neutralität im Kriegsfall aufzugeben, gespielt werden, kommt uns nicht überraschend. Aber diese Kreise, von denen abzuklären wäre, welche Interessen hinter ihnen stehen, um Bescheid zu wissen, warum sie sich mit einem solchen Spiel abgeben, machen die Rechnung ohne den Wirt. Es kann nie in Frage kommen, daß die schweizerische Armee auf irgendeinen Pfiff hin mit Glanz und Glorie einfach ins westliche Lager einschwenkt, um dort Ordre zu bekommen, wo sie sich zu schlagen habe. Das könnte sehr große Überraschungen absetzen. Zudem hat weder der Bundesrat noch das Parlament von sich aus zu entscheiden, daß dies eventuell so gedreht werden könnte. Das wäre eine Preisgabe unserer ganzen Geschichte. Übrigens wird sich der Bundesrat auf solche Phantasien nicht einlassen, denn er selbst betonte sehr oft, fast bis zum Überdruß, unser Land halte an der angestammten Neutralität fest. So leicht läßt sich das alte Prinzip unserer nationalen Politik nicht ablösen.

In diesem Zusammenhang muß auf eine Diskussionsveranstaltung hingewiesen werden, die dieses Frühjahr in Basel im Rahmen der Neuen Helvetischen Gesellschaft über Fragen der Landesverteidigung stattfand. Man diskutierte über die Erfordernisse der Landesverteidigung im Atomzeitalter. Referenten waren ein Politiker und ein Divisionär. Auch der Politiker war Offizier. Über den Verlauf der Aussprache schrieb die «Nationalzeitung»: «Während aber der Politiker alle Daten nüchtern aneinanderreihte, die Handlungsweise der Weltmächte leidenschaftslos analysierte und auch die für die Politik des Roten Blocks maßgebenden Faktoren objektiv darlegte, hatte man bei dem mit Verve und Temperament vorgetragenen Referat des Divisionärs stellenweise beinahe den Eindruck, mehr ein antibolschewistisches Glaubensbekenntnis als eine politische Lagebeurteilung zu hören.» Die Schlußfolgerungen waren entsprechende. Der Politiker, der sich intensiv mit schweizerischen Militärfragen beschäftigt, glaubt, für die nächsten Jahre bestehe keine Kriegsgefahr. Der Divisionär aber zauberte vor die Augen der Zuhörer «das Bild eines blindwütigen östlichen Kolosses, der jeden Moment darauf lauert, sich mit dem Kriegsbeil auf die freie Welt zu stürzen».

Mit bloßem Gefühl läßt sich die Politik nicht bestreiten. Es braucht schon auch Vernunft dazu und – was heute meist vergessen wird – Gewissen. Der Antibolschewismus ist noch kein Programm, sondern ein Affekt, der seinen Träger leicht verleitet, Fehlschlüsse zu ziehen. In politischen Dingen verläßt man sich klugerweise nicht auf Militärs. Erinnern wir uns der Ratschläge von Oberst Sonderegger! Oder denken wir an Divisionär Gertsch, der noch 1934 mahnte, Frankreich und Italien würden uns angreifen!

Der Kongreß der Neuenburger Sozialistischen Partei faßte folgende Resolution: «Der Kongreß bestätigt seinen Glauben an eine allgemeine

gleichzeitige und kontrollierte Abrüstung, die der einzige Weg ist, der es der Menschheit erlaubt, den kollektiven Selbstmord zu vermeiden. Der Kongreß betont trotz den furchtbaren Wirkungen der thermonuklearen Waffen die Notwendigkeit vernünftiger Militärausgaben.»

Der Kongreß protestiert sodann gegen die Überschreitung des Rüstungskredites, gegen die Leichtigkeit, mit welcher der Bundesrat die Panzerbeschaffung vorschlug, verlangt die vollständige Kontrolle jeder Militärausgabe, um der Verschwendung, der Unordnung und dem Skandal ein Ende zu machen, will den Kampf für die allgemeine Revision der Konzeption der Landesverteidigung aufgenommen wissen, damit das Budget auf 500 Millionen beschränkt werden könne und das Dienstalter von 60 auf 48 Jahre herabgesetzt sowie die Dauer der Wiederholungskurse und gewisser Rekrutenschulen gekürzt werden könne.

Vom leitenden Ausschuß der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz wird erwartet, er mobilisiere die öffentliche Meinung unseres Landes, damit der Bundesrat mit mehr Entschlossenheit handle, als dies aus seiner Antwort an den Neuenburger Großen Rat in der Frage der thermo-nuklearen Explosionsversuche hervorgeht, welche nach Äußerungen von Wissenschaftern und Spezialisten jedes Leben auf der Erde verunmöglichen würden.

Der Bundesrat weigerte sich, vor dem internationalen Forum im Namen des Schweizervolkes vor neuen Explosionsversuchen zu warnen. Die Antwort an die Neuenburger war kleinmütig und ausweichend. Das muß sich ändern.

Mit der Einführung der Atomwaffe tritt der Krieg in die höchste Steigerung des Entsetzens. Der Krieg wird zur Lebensvernichtung im größten Umfange. Der Schutz der Zivilbevölkerung ist eine sehr fragliche Angelegenheit geworden. In der ersten britischen Unterhausdebatte über die Zivilverteidigung im Atomkrieg machte der Innenminister über die Auswirkung der H-Bombe folgende Angaben: Eine Bombe, die tausendmal stärker ist als die Atombombe von Hiroshima, hätte einen zehnmal größeren Schadenradius. Dies würde bedeuten: totale Verheerung innerhalb eines Radius von *acht* Kilometern, mittlere Verheerung bis in eine Entfernung von zwölf Kilometern und leichtere Zerstörungen bis in eine Entfernung von 25 Kilometern. Der Hitzeblitz von ungeheurer Intensität würde mindestens eine halbe Minute bestehen. Im Augenblick der Explosion entstünde eine direkte Radioaktivität in der Form unsichtbarer Gammastrahlen, gegen die Schutzkleider nichts helfen würden. Die Opfer würden sie zunächst nicht verspüren, aber später erkranken. Immerhin verschaffen die Mauern gewöhnlicher Häuser einen merklichen Schutz gegen die Strahlen, und die Bevölkerung außerhalb des Gebietes der totalen Verheerung würde davon weder tödlich noch ernstlich betroffen. Im Kriegs-

falle müßte jede Region des Landes ihre Angelegenheiten erledigen, da die Verbindungen mit dem Regierungssitz zerstört sein könnten.

Damit stellt sich den Völkern das Problem der Evakuation der Städte, das im vollen Umfang überhaupt nicht lösbar ist. Stellen wir uns vor, der deutsche Süden oder das Oberelsaß würde mit Atom- und Wasserstoffbomben angegriffen. Basel und Schaffhausen kämen in direkte Gefahr, Zürich in unmittelbare Gefahr. Man denke darüber nach, was das zu bedeuten hat. Schweden will seine Städte evakuieren. Es hat, abgesehen vom technischen Problem der Unterbringungsmöglichkeit von Hunderttausenden, Ausweichmöglichkeiten. Wir haben diese nicht, weil uns das Hinterland fehlt. Im Alpengebiet fehlen alle Voraussetzungen auch nur für eine kurzfristige Einquartierung großer Bevölkerungsmassen. Allein die Evakuation von Basel wäre für uns ein Problem von ungeheurer Tragweite. Aber erst Zürich mit seinen 410 000 Einwohnern! Zürich zu evakuieren, übersteigt alle unsere Möglichkeiten.

Die Techniker des totalen Krieges überschätzen die Spannkraft des Menschen, wenn sie annehmen, die bei einem Wasserstoffbombenangriff noch übrig gebliebene Bevölkerung könne neben der verheerten Zone ihr Leben weiterfristen. Wand an Wand mit dem totalen Grauen wird niemand wohnen wollen. Was noch fliehen kann, flieht. Denn in diesem Zeitpunkt beginnt etwas anderes wirksam zu werden: das Gewissen. Blitzartig erfaßt die unglückliche Menge, was sich jetzt abspielt: das Gericht. Die Fachmänner, auf deren Wissen und Urteil man uns täglich hinweist, forschen und planen bis zum Jüngsten Tag. Das ist ihr Beruf. Aber bei allem, was man von diesen Spezialisten hört, hat man das Gefühl, diese Männer rechnen mit den modernen Vernichtungswaffen als einer feststehenden, unabänderlichen Realität unserer großartigen Epoche, gegen welche nun einmal außer dem sehr relativen «Schutz», den sie uns beruhigend anpreisen, kein Kraut gewachsen ist. Dabei braucht man wirklich kein Fachmann zu sein, um herauszufinden, daß bei der vor sich gehenden rasanten «Entwicklung» die Menschheit den Anfang der letzten Dinge erreicht hat.

Erst nach und nach begreifen wir, welch ungeheure Folgen durch die Entwicklung der Ereignisse nach 1933, wo man buchstäblich im Schweiße des Angesichtes den totalen Krieg vorbereitete, ausgelöst wurden. Die Menschen sind halsstarrig. Sobald sie noch irgendeinen Ausweg nach ihrem eigenen Sinn sehen, gehen sie jeder Sinnesänderung aus dem Wege. Werden darum große Katastrophen, schweres, tiefes Unglück, die Völker heimsuchen müssen, bevor eine Wendung zum Besseren eintritt?

Eine Erscheinung im weltpolitischen Bild unserer Zeit illustriert das deutlich. Es ist das Schicksal Israels. In den vergangenen Jahrzehnten erlitten die Juden wahrhaft ägyptische Plagen. 1933 bis 1945 wurden sie allen, nur einem teuflischen Geiste ersinnbaren Martern und Demü-

tigungen unterworfen, denen sechs Millionen Volksangehörige zum Opfer fielen. Der mit so grausamer Gewalt bewirkte Exodus aus Mitteleuropa zwang sie, in der vom Zionismus vorbereiteten Heimat wieder Zuflucht zu suchen. Sie mußten sie schwer erkämpfen. In einer ungeheuren Leistung schuf sich der junge Staat für die rasch zuströmende Bevölkerung die notdürftigste Lebensbasis. Der klassische Feind Israels, Ägypten, ist zu dieser Stunde wieder sein unversöhnlicher Widersacher. Kairo verwindet die erlittene Niederlage durch die jüdischen Waffen nicht. Es sinnt auf Rache. Es beansprucht in erpresserischer Weise den Negev, das Wüstengebiet, das Israel sich erkämpfte, um seine Heimstatt aufbauen zu können.

So ist das Volk Gottes, das Israel immer noch ist, ohne Unterlaß der tödlichen Bedrohung ausgesetzt, Israel, das buchstäblich durch die Hölle getrieben wurde! Die Weltmächte rühren keinen Finger. Israel ist im Spiel der Macht eine Figur, die ihnen nicht ins Konzept paßt. Daher hält niemand die Hand über dieses Volk. Ja man schaut zu, wie seine Feinde ihm den Tag neuen Grauens bereiten wollen. Dabei spielen deutsche Militärberater eine dunkle Rolle.

Die Lage des Volkes Israel ist ein sehr deutlicher Hinweis, daß wir in eine urbiblische Phase der Geschichte eingetreten sind, wo große Entscheidungen fällig werden, wo eine neue Zeitwende sich abzeichnet. Der alte Gott Jehova lebt immer noch. Er wird sein Volk, ein Kleinvolk, das sich seiner Stärke erinnert, in einem neuen Zug durchs Rote Meer aus den schweren Fährnissen unserer Zeit retten. So haben wir die Gewißheit: jedes Volk, das sich jetzt noch an Israel vergreift, wird von der Faust Gottes getroffen werden.

Dieser Tage beging man den zehnten Jahrestag der deutschen Kapitulation. Westdeutschland erhielt seine Souveränität wieder zurück. Obwohl die deutschen Städte wieder aufgebaut sind und das Land in großem wirtschaftlichem Aufschwung steht, übersehe man nicht, welch gewaltige Trümmerhaufen geistiger Art der unheilvolle Krieg hinterlassen hat. Die weltpolitische Konstellation zog die Westdeutschen mit der entscheidenden Hilfe der ehemaligen Feinde und Besieger rasch aus der tiefsten Notlage und hat ihnen jetzt im Vorwerk des westlichen Lagers einen Platz angewiesen. Dieses Geschehen entband die Deutschen weitgehend, das Vergangene zu verarbeiten. Das erklärt den vorherrschenden Zug der bloßen Restauration.

Fünf Jahre und acht Monate dauerte der Zweite Weltkrieg. Mehr als ein Jahr länger als der Erste, der zehn Millionen Tote kostete. Er forderte 55 Millionen Tote. Dazu kommen noch 35 Millionen Verletzte. Deutschland verlor sechseinhalb Millionen, das von ihm zuerst niedergeschlagene Polen allein sechs Millionen. Wer erfaßt, was diese Zahlen bedeuten? Welch ein Gebirge von Schuld türmt sich auf? Und niemand fühlt sich verantwortlich! Das Kriegserlebnis hat nicht erschüttert, hat keine Wende der Gesinnung gebracht. Heute noch ist das Menschen-

leben billig wie Staub auf der Straße. Unser Geschlecht glaubte nicht an den Frieden. Wer sich noch an die Kämpfe in der Zwischenkriegszeit erinnert, weiß Bescheid. Die schönen Worte, die man ihm unter dem Druck der Zeitströmung widmete, waren nicht ernst gemeint. Es waren unverbindliche Phrasen. So gewöhnte man sich an den Zustand der Lüge, durch welchen alles Denken vergiftet wird.

Das hat seine ernsten Folgen. Der Mensch verliert die Kraft zur sittlichen Leistung. Ein Ereignis beleuchtete dies: der Tod Albert Einsteins, dessen Leben einen Kulminationspunkt gewaltiger naturwissenschaftlicher Erkenntnisse bezeichnet. Aber gerade zu diesem Zeitpunkt ist die geistig-sittliche Kraft des Menschen so geschwunden, daß wir Gefahr laufen, mit den neuen Erkenntnissen, die noch völlig unabsehbaren Entwicklungen den Weg weisen, in die Selbstvernichtung zu stürzen. Einstein wußte darum. Er warnte eindringlich davor. Der Prozeß gegen die Rosenbergs und die von Teller, dem Verantwortlichen für die Herstellung der H-Bombe, gegen Oppenheimer versuchte Diskriminierung bedrückten ihn. Einstein, der in seiner Jugendzeit in Deutschland den Antisemitismus schon zu spüren bekam – er war die Ursache, daß er in die Schweiz übersiedelte –, sah darin die Welle des Antisemitismus in Amerika, der infolge der Umtriebe McCarthys sich zu regen begann. Als Jude, der um die sozialen und geistigen Verpflichtungen an eine höhere Welt wußte, erkannte er die Gefahr, die das Ausrinnen des Geistes, der die Verbindung mit dieser höheren Welt allein tragen kann, bedeuten mußte. In der unerhörten physischen Dezimierung seines Volkes durch das Dritte Reich sah er dieses Ausrinnen der christlichen Substanz am Werk. Einstein war überzeugter Zionist. Seine menschliche Größe – er war Kriegsgegner aus innerster Überzeugung und unterstützte alle humanitären Bestrebungen – verkörperte die Verankerung seines Wesens in der höheren Bindung. Sein Lebenswerk ruft uns in Erinnerung, mit welchen Talenten die Repräsentanten des jüdischen Volkes ausgestattet sind. Eine Quelle des Neides, an welcher der Antisemitismus, ein Zeichen der Fäulnis unseres Christentums, meist entspringt.

Mit den durch die amerikanische Regierung veröffentlichten Jalta-Dokumenten ist auch unser Land ins Blitzlicht des Zeitkampfes geraten. Die ganze Maßnahme erfolgte als gemeines Parteimanöver der Republikaner gegen die Demokraten. Man wollte Roosevelt, der Amerika durch den Zweiten Weltkrieg steuerte, als Schurken, der die USA an die Russen verschachert habe, hinstellen. Das ist nicht gelungen. Im Gegenteil, man hat nur gesehen, wie ungenügend die gegenwärtige Regierung ihrer Aufgabe, der Verantwortung einer Weltmacht nachzukommen, gewachsen ist. Wenn man wirklich der Herbeiführung des Friedens dienen wollte, hätte man so etwas nie gewagt!

Konservative Blätter beeilten sich, darauf hinzuweisen, Stalin wünschte den Angriff gegen die Schweiz. Das hatten sie ihm natürlich

immer zugetraut. Man vergaß aber zu untersuchen, aus welchen Gründen er nicht gerade ein Freund der Schweiz sein konnte. Hat man die Tätigkeit Mottas im Völkerbund vollständig vergessen: etwa seine Rede beim Eintritt Rußlands in den Völkerbund? Als Chef des Politischen Departementes vertrat er gegenüber Rußland moralische Maßstäbe, die seiner ausschließlich ultramontanen Gesinnung entsprachen. Gegenüber Rom und Berlin war er dagegen von großzügigster Weitherzigkeit.

Zudem muß berücksichtigt werden, daß die in Jalta versammelten Alliierten nicht primär über unser Schicksal würfelten. Das tat lange vorher das Dritte Reich. Der Fahrplan der Ereignisse fügte es, den bestehenden Plan gegen unsere staatliche Existenz nicht mehr zur Ausführung bringen zu können. Nachdem aber die Lawine im Rollen war, stand auch unser Land mit dem Kriegsgeschehen in Beziehung, und so hat man in Jalta auch von uns gesprochen. In diesem Zusammenhang sei der Briefwechsel Roosevelt–von Steiger noch erwähnt. Trotz Beachtung der diplomatischen Höflichkeit verlangte Roosevelt im Januar 1945 deutlich die Abstellung jeder Unterstützung der Nazi. «Es wäre in der Tat eine Gewissensfrage für jeden freiheitsliebenden Schweizer, das Bewußtsein haben zu müssen, daß er in irgend einer Weise die Anstrengungen anderer freiheitsliebender Länder, die Welt von einem ruchlosen Tyrannen zu befreien, behindert habe», fügte er hinzu. Gab es nicht Schweizer, die dieser Gewissensfrage gegenüber Schuldige waren? In der Affidavitsaffäre zeigte es sich, auf welche Weise Schweizer sich nicht schämten, Geld zu verdienen.

In von Steigers Antwort steht der Satz: «Der Schweizer hegte von jeher Gefühle der Achtung und der Sympathie für alle, die für das Recht und die Freiheit kämpften.» Soweit es das Volk in seiner übergroßen Mehrheit betrifft, lassen wir diese Worte gelten. Wir lassen sie aber lange nicht für alles gelten, was unsere Verantwortlichen taten – oder unterließen. Darüber war Roosevelt selbst gut im Bilde. Geben wir der Wahrheit die Ehre: es gab unter unsern Maßgeblichen Leute, deren Gefühle und Achtung vor Recht und Freiheit alles andere als eine Leidenschaft waren. Ohne diese Einschränkung hätten wir, so schwer unsere Lage war, das große Examen besser bestehen können.

Churchill ist zurückgetreten. Mit ihm verläßt der letzte Vertreter altimperialer Politik die Weltbühne. Sproß einer altenglischen Familie, erlebte er in jungen Jahren die Glanzzeit der viktorianischen Epoche, wo das britische Imperium den Zenith seiner Macht erreicht hatte. Churchills Lebensleistung ist die Führung Englands im Zweiten Weltkrieg. Seine unerschütterliche Haltung im Jahre 1940 war ein würdiger Ausdruck des zähen Lebenswillens seiner Rasse. England wußte, welcher Situation es gegenüberstand. Es hatte die moralische Kraft, standzuhalten, womit die Fortsetzung des Krieges weiterging, bis er zum Weltkrieg wurde, den Deutschland nicht mehr gewinnen konnte.

Unserem Land war Churchill immer freundlich gesinnt. Er brachte das gewiß nicht nur in Jalta zum Ausdruck. Er setzte damit eine alte englische Tradition fort. England hat schon oft schützend seine starke Hand über uns gehalten, was wir von unsern Nachbaren selten oder nie erfuhren. Seinem Wohlwollen zur Zeit der Heiligen Allianz bis zur Geburt des Bundesstaates verdanken wir die Abwendung manch schlimmer Dinge, dazu unschätzbare Unterstützung, bis wir im Besitze der erkämpften Unabhängigkeit uns selbständig bewegen lernten. Diese guten Dienste Englands gehen auf die von uns in der Reformation erworbenen Sympathien zurück.

Churchills Größe hatte auch ihre Beschränkung. In der Beurteilung Gandhis, den er als bloßen Fanatiker betrachtete, täuschte er sich schwer. In Mussolini erkannte er die Gefahr für England zu spät. Seine größte Verständnislosigkeit kam aber in der Beurteilung Rußlands zur Auswirkung. Seine schroffe Wendung gegen Moskau unmittelbar nach der Niederlage Deutschlands entspringt altem Ressentiment gegen Rußland. Rußland war damals selbst erschöpft. Sein Gebiet bis vor die Tore Moskaus und die Zinnen des Kaukasus waren verwüstet. Im Krieg verlor es über zwanzig Millionen Menschen: ein schauderhafter Blutzoll! Die russische Kriegsleistung, ohne welche Deutschland nicht besiegt worden wäre, wurde von Churchill zu wenig geschätzt. Russische Menschenleben waren für ihn bedeutend billiger als englische. Die Sorge um das Imperium verleitete ihn, den Riesen fesseln zu lassen.

Männer, die ihre ganze Energie einem jahrelangen Kampf um Sieg oder Untergang widmen mußten, die einen Machtapparat von gewaltiger Größe lenkten, sind nicht fähig, unmittelbar nach der Niederwerfung des Feindes ihr ganzes Denken und Streben auf die Erfordernisse eines allen dienenden Friedens umzustellen. Die Macht wird dem Menschen immer gefährlich. Zudem war das vom Dritten Reich ausgelöste Chaos zu groß. Eine solche Aufgabe übersteigt Menschenmaß und Menschenkraft.

So zieht sich Churchill zurück, ohne das Kanaan des Friedens zu sehen. Nach Berdiajew muß die Gesellschaft, um aus ihrer Not herauszukommen, die Hilfe in der Sphäre des Heiligen Geistes suchen. In ihm finde sie die schöpferische Kraft, die ihr mangle. Leonhard Ragaz spricht im Zusammenhang mit dem uns verheißenen Beistand von der fortschreitenden, sich erneuernden Schöpfung. Wenn wir uns an diese Hilfe halten, gibt es kein Fatum; denn der Mensch macht sich dieses selbst.

Ulrich Künder

Das Tal der verdorrten Gebeine

Im Kapitel 37 des Buches des Propheten Ezechiel finden wir die Beschreibung einer Vision, welche der Prophet hatte: ein Tal voller verdorrter Gebeine. Gott forderte den Propheten heraus und fragte ihn: «Menschensohn, können wohl diese Gebeine wieder lebendig werden?» Ezechiel ist beauftragt, über die Gebeine zu weissagen und zu ihnen zu sagen: «So spricht der Herr zu diesen Gebeinen: Siehe, ich bringe Lebensodem in euch, damit ihr wieder lebendig werdet.» Der Prophet tut, was der Herr ihm befahl, und «da kam Odem in sie, und sie wurden lebendig und stellten sich auf die Füße, ein überaus großes Heer».

Welche wunderbare und ermutigende Botschaft ist dies für uns heute! Ist es nicht wahr, daß ein großer Teil unseres Lebens solch «ein Tal verdorrter Gebeine» ist? Pfingsten kann als der Geburtstag der Kirche Christi bezeichnet werden, als er sein Versprechen erfüllte, den Tröster – den Starken – zu senden, der die treuen Jünger in alle Wahrheit führen und ihnen die nötige Kraft geben sollte, dem Bösen zu widerstehen und für das Reich Gottes in sich selbst und in der Welt zu kämpfen. Und insbesondere an Pfingsten sollte jeder Christ in sein Herz schauen und sich fragen, wie weit und wie gut er Gottes Geist, der in ihm wohnt, benutzte. Unser Herr hat uns gewarnt, daß wir sollen beurteilt werden nicht nach unseren Worten, sondern nach unseren Taten, nicht nach der Zahl unserer Gebete noch nach der Anstrengung, die wir ins Singen der Kirchenlieder legen, sondern nach den Spuren, die wir hinterlassen. «Nicht jeder, der zu mir sagt: Herr, Herr, wird ins Reich Gottes eingehen, sondern der, der den Willen tut meines Vaters, der im Himmel ist.» Es ist ganz klar: wenn die Christen sich wirklich darauf konzentriert hätten, den Willen Gottes zu tun, wäre die Welt schon lange für Christus gewonnen. Und das Schreckliche ist, daß so viele Christen schon so lange getan haben, was sie für Gottes Willen hielten, und doch in ihren Taten so verkehrt waren, daß sie in Wirklichkeit dem Teufel geholfen haben. Nicht umsonst warnte unser Herr seine Jünger wiederholt, daß, «wer euch tötet, wird denken, er tue Gottesdienst». Das Resultat dieses Irrtums ist, daß heute die Kirche ein «Tal verdorrter Gebeine» ist. Die Kirche ist ein Körper, aber der Körper ist zusammengesetzt aus einzelnen Gliedern, und was den einzelnen Teilen mangelt, muß auch dem Ganzen mangeln. Ich habe schon die Frage gestellt: Ist es nicht wahr, daß so viel von unserem vergangenen Leben solch ein «Tal verdorrter Gebeine» ist? Jeder von uns kennt die Antwort auf diese Frage. Nicht durch eine absichtliche Willenstat, aber durch trügerische Gewohnheit, durch unkritische Duldung falscher Lebensführung, durch sklavische Übernahme von Traditionen, die wir nie wirklich geprüft haben, wurde der Odem Gottes von großen Teilen unseres Lebens ausgeschlossen.

Denken Sie nur an die Frage des Krieges. Wieviele Christen sagen: «Ja, wir glauben, daß der Krieg etwas Falsches ist, und wir wünschten, daß es keine Kriege gäbe, aber der Mensch ist, was er ist, und Kriege hat es immer gegeben, es ist etwas Natürliches, daß der Mensch kämpft.» Ja, es ist natürlich, vielleicht, aber der Geist Gottes ist nicht natürlich, er ist übernatürlich. Er ist die Wahrheit und die Macht und die Weisheit Gottes in den Menschen und hilft ihnen, nach Gottes Willen zu leben. Wenn Christen, die diesen Geist besitzen, ihm nicht Gehör schenken und ihm keinen Platz in ihren Entscheidungen geben, wie können wir erwarten, daß die Menschen außerhalb der Kirche recht leben? Und doch, wer kann daran zweifeln, daß es das Ende des Krieges für alle Zeiten bedeuten würde, wenn alle Christen in aller Welt vereint für die Herrschaft des Geistes zeugten? Schließlich ist uns der Geist Gottes gegeben, daß er uns helfe, so zu leben, wie Jesus lehrte. Das heißt, der Geist will uns helfen, die Lehren Jesu so zu erfassen, daß wir seine Grundsätze in irgendeiner und in jeder Lage unseres Lebens und im Leben der Welt verwirklichen können. Er ist uns nicht dazu gegeben, daß wir unsere Grundsätze verdrehen, damit sie angenehm in die Politik von Dulles oder Molotow, Adenauer oder Eden hineinpassen. Er ist uns geschenkt worden, damit wir persönliche, nationale und internationale Situationen mit den Augen Jesu Christi sehen; und wenn wir dies bedenken, werden wir den Mut haben, zu handeln, wie Jesus gehandelt hätte. So sind wir fähig, uns in Bruderschaft mit Gleichgesinnten fest zu verbinden; so wird Einheit unsere Schwachheit überwinden. «Und er sagte zu mir: Menschensohn, können wohl diese Gebeine wieder lebendig werden? Ich aber antwortete: O Herr, mein Gott, du weißt es.»

Wir müssen auch daran denken, daß «der Geist weht, wo er will», und die Annahme, daß der Geist Gottes an die Kirche gebunden sei, ist ein großer Irrtum. Es wird gewiß vorkommen, daß wir im Suchen nach Verbündeten, die mit uns «Früchte des Geistes» erarbeiten wollen, manchen begegnen werden, die nicht im geringsten beanspruchen, unserem Herrn zu folgen. Der Geist Gottes ist der Geist der Gerechtigkeit und des Friedens, und wo immer wir Menschen für Gerechtigkeit und Frieden kämpfen sehen, sollten wir die, die durch den Geist getrieben werden, erkennen und sollten bereit sein, in Gemeinschaft mit ihnen zu treten. Wenn Gott zu Jesaja als von «meinem Diener Darius» sprechen konnte, könnte er heute wohl zu uns als zu seinen Dienern sprechen, seien wir nun Atheisten oder Hindus. «An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.» Dies, meine ich, bezieht sich hauptsächlich auf unsere Wirksamkeit auf sozialem und politischem Gebiet. Die sozialdemokratische Bewegung ist in mancher Hinsicht der Kirche ähnlich insofern, als sie so oft von Tradition und Vorurteil gefesselt ist, und nirgends wird dies deutlicher als im Kampf für den Frieden. Sozialisten in ganz Europa sind verleitet und irregeführt worden, vom

Lager des Friedens ins Lager des Antikommunismus zu wechseln. Als Christ bin ich mir gewiß völlig bewußt, daß es kommunistische Anschauungen gibt, denen wir widerstehen müssen, aber ich spüre, daß wir jetzt, in unserm Atomzeitalter, wenn wir hoffen, weiterzuleben, unsere Streitfragen mit dem Kommunismus beenden müssen; es ist vor allem nötig, uns mit ihnen im Kampf gegen die H-Bombe und für die Erhaltung des Friedens zu vereinigen. Wo steht die Sozialdemokratie in dieser Beziehung? Die westeuropäischen Sozialisten sagen, sie seien für die Freiheit. Wunderbar! Aber was nützt die Freiheit in einem toten Europa, das von der «Drohung» des Kommunismus mit Atomwaffen «befreit» würde? Im Namen der Freiheit haben Sozialisten an der Wiederaufrichtung des deutschen Militarismus mitgearbeitet; oder glaubt jemand ernstlich, daß es bei den zwölf deutschen Divisionen bleiben wird? In jedem Fall bilden sie schon eine größere bewaffnete Macht, als sie Hitler anfänglich zur Verfügung hatte. Neulich las ich in der Londoner Zeitung «News Chronicle», daß die Mitglieder der vielen Segelfliegerklubs in Westdeutschland nun, da Deutschland eine souveräne Macht ist, Motorflugzeuge fliegen werden. Der Artikel fügt hinzu, daß sie von «Spezialisten», die in Spanien und der Schweiz in Bereitschaft gehalten wurden, ausgebildet werden sollen. Man empfindet eine gewisse Neugierde in bezug auf diese seltsamen Gestalten, welche anscheinend erst jetzt nach Deutschland zurückkehren können. Wahrlich, der europäische Sozialismus ist auch ein «Tal der verdorrten Gebeine», und die Notwendigkeit eines klaren und mutigen christlichen Zeugnisses in sozialistischen Kreisen ist augenfällig. Es gibt ein englisches Sprichwort: «Birds of a feather flock together.» («Gleich und Gleich gesellt sich gern.») Was sollen wir von einer Politik denken, welche Sozialisten in die gleiche Front zwingt mit Personen wie Senator McCarthy, General Franco, Mr. Dulles, Sir Winston Churchill und anderen einflußreichen Persönlichkeiten innerhalb des großen antikommunistischen Kreuzzuges? Männer wie diese sind es ja, welche die Augen der Sozialisten blind und ihre Ohren taub gemacht haben gegenüber der Herrschaft des Geistes, der Gerechtigkeit und des Friedens und sie in die unbeschreibliche Situation brachten, wo die europäischen Sozialisten im Namen des Friedens aus Amerika stammende kriegschaffende Gebilde wie die NATO, die Wiederbewaffnung Deutschlands und die Herstellung von H-Bomben in Europa geduldet haben? «Menschensohn, können wohl diese Gebeine wieder lebendig werden? Und ich weissagte, wie er mir befohlen hatte. Da kam Odem in sie, und sie wurden lebendig, stellten sich auf die Füße, ein überaus großes Heer.» Ich glaube von ganzem Herzen, daß in diesen Tagen Gott uns, die wir Christen und Sozialisten sind, eine ganz besondere Verantwortung anvertraut hat, eine ganz spezielle Aufgabe. Sie besteht darin, die prophetische Funktion der Kirche wieder zu erwecken, welche ausrufen sollte: «So sagte es Gott, der Herr.» Es steht uns nicht zu, zu entschei-

den, ob die Stunde gekommen ist oder nicht; wir sollen auch nicht fragen, ob das Volk hören will, so wie Paulus Timotheus anwies: «Predige das Wort, tritt dafür ein zu gelegener und zu ungelegener Zeit, überführe, weise zurecht, ermahne . . .» (2. Brief, 4, 2.) Zu Beginn unserer Zeitrechnung führten zwölf Männer eine winzig kleine Bewegung von unbekannten Personen, welche begann, «die Welt völlig umzukehren». Sie waren fähig, es zu tun, weil sie eben nicht «verdorrte Gebeine» waren, sondern Werkzeuge und Knechte des Geistes Gottes, und solange sie treu blieben, konnte keine Macht der Erde oder der Hölle ihnen widerstehen. Zu Beginn unseres Zeitalters rief eine Gruppe unbekannter Menschen, welche etwas von diesem selben Geiste besaßen, die große sozialistische Bewegung ins Leben, die so viel zur Verbesserung der Lebensbedingungen der Massen in Europa und in der ganzen Welt getan hat und die einen Ton der Hoffnung unter den hungrigen, unterdrückten farbigen Völkern des Imperiums und der Kolonialgebiete erklingen ließ. Aber die Früchte ihrer Anstrengungen und ihrer Siege sind in der befremdlichen Neuordnung unseres modernen Lebens weggeworfen worden. Wie ein französischer Freund über den Krieg in Indochina bitter zu mir sagte: «Unsere Kolonialvölker ziehen augenscheinlich die kommunistische ‚Sklaverei' der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit vor, die sie von uns bekommen haben.» Britische Sozialisten unterstützen und führen den Krieg gegen «Kommunisten» in Malaya; Mr. Attlee unterstützt mit seiner Partei die britische Fabrikation der H-Bombe, und der Erzbischof von York leiht, ganz im Gegensatz zur Resolution von Evanston über diese Frage, ebenfalls seine Unterstützung. Der Christ Mr. Dulles unterstützt den Christen Tschiang Kai-schek in seinen aggressiven und kriegsähnlichen Handlungen im Fernen Osten. Hören wir nochmals den Apostel Paulus (1. Brief 4, 1, 2) in seinem Brief an Timotheus: «Der Geist aber sagt ausdrücklich, daß in spätern Zeiten etliche vom Glauben abfallen und auf irreführende Geister und auf Lehren von Dämonen achten werden infolge der Heuchelei von Lügenrednern . . .»

Vom Geiste des Pfingstfestes aus mit seiner Verheißung und Offenbarung freuen wir uns auf die Konferenz des Internationalen Bundes religiöser Sozialisten im kommenden August. Es ist immer noch Zeit, «die Welt umzukehren» – oder sie so zu lassen, wie sie ist. Es ist noch Zeit, und es sind noch genügend Menschen unter uns, und vor allem der ewige Geist Gottes ist noch da, welcher die Welt schuf und welcher seither bei jeder schöpferischen Handlung tätig war; er wird all denen helfen, welche sich ihm «von ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit allen ihren Kräften» zur Verfügung stellen bei der Schaffung «eines neuen Himmels und einer neuen Erde». Werden wir ihn sprechen lassen an unserer Konferenz und in unserem Internationalen Bund? Wird jeder von uns dem Geiste gehorchen, so daß jeder sagen

kann: «Ich weissagte, wie er mir befohlen hatte?» Wir glauben, daß der Geist Gottes unter uns lebt: die Welt wartet darauf und wartet auf uns, und vielleicht wartet Gott auch.

«Da sprach er zu mir: Menschensohn, können wohl diese Gebeine wieder lebendig werden? Ich aber antwortete: O Herr, du weißt es. Nun sprach er zu mir: Weissage über diese Gebeine und sprich zu ihnen: Ihr dürren Gebeine, höret das Wort des Herrn! So weissagte ich, wie er mir befohlen hatte, und es kam Odem in sie, und sie wurden lebendig und stellten sich auf die Füße, ein überaus großes Heer.»

Jack Boggis

RELIGIÖS-SOZIALE VEREINIGUNG DER SCHWEIZ UND VEREINIGUNG DER FREUNDE DER «NEUEN WEGE»

Bericht über die Jahresversammlung vom 13. März 1955*

Der Jahresbericht der Präsidentin wies u. a. auf Lücken in der gemeinsamen Arbeit hin. Aus Arbeitsüberlastung und Zeitmangel könne manches nicht verwirklicht werden. Die Gruppe Zürich hat u. a. die Broschüre «Kriegsdienst und Friedensdienst» von Nikolaus Koch besprochen. Die «Neuen Wege» finden in verschiedenen Kreisen in Deutschland gute Aufnahme und reges Interesse. Eine viel größere Abonnentenzahl wäre jedoch sehr zu wünschen. In der Diskussion wurde u. a. die Arbeit der Gruppen besprochen und dem kommenden Kongreß des Internationalen Bundes religiöser Sozialisten besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Die Präsidentin sowie die Vorstände wurden wiedergewählt. Ein neues, junges Mitglied konnte für beide Vorstände gewonnen werden. Am Nachmittag sprach Dr. Hugo Kramer über «Das weltpolitische Ringen». Er wies auf das heutige apokalyptische Geschehen hin, auf die völlige Umwandlung der Welt. Dämonische Kräfte sind am Werk, gegen die wir kämpfen müssen. Selbst militärische Personen (McArthur u. a. m.) weisen auf die Gefahr einer Massenvernichtung deutlich hin. Auch gegenüber der «friedlichen» Verwendung der Atomkraft sollten wir uns doch fragen, ob wir uns nicht der Hybris verschreiben. Eine Revolution unseres Denkens ist nötig, wie es Johannes der Täufer, Jesus und zuletzt wieder besonders stark Einstein forderten. Solange der Kalte Krieg dauere, sei die Gefahr eines heißen Krieges permanent. *Gegen den Willen aller* könne er ausbrechen. Einzelne Staaten oder auch nur ein einziger sollten vorangehen und eine Bresche schlagen mit ernsthafter allgemeiner Abrüstung. Eine gewaltige Kraft muß unter uns aufbrechen, wenn Rettung kommen soll. Der Geist Christi soll herrschen. Die durchgreifende Hilfe für die zurückgebliebenen Völker sei eine zweite große Aufgabe für uns alle. Nach dem Vortrag fand eine lebendige Diskussion statt, in deren Verlauf besonders stark die Verantwortung jedes einzelnen dem Weltgeschehen gegenüber betont wurde. *C. W.-St.*

* Wir verweisen auf die redaktionellen Bemerkungen am Schluß des Heftes. Einzelne an der Jahresversammlung behandelte Fragen werden ohnehin in den nächsten Heften zur Sprache kommen. D. R.

Frieden schaffen!

«Selig die, die Frieden schaffen (wörtlich: die Friedetäter), denn sie werden Söhne Gottes heißen.» (Matth. 5, 9)

Die Völker stehen – wir wissen es, ja, irgendwie wissen es heute *alle* Menschen, sofern sie nicht verstumpft, verteufelt oder in ihrem Menschentum erdrückt und zerbrochen sind – *vor der unausweichlichen Entscheidung für den Frieden, vor dem entscheidenden Kampf zur Überwindung des Krieges.* Sie stehen vor dem Entweder-Oder: den Krieg weiter zuzurüsten und also Kriegsmacher zu sein oder dem Krieg abzusagen und Friedetäter zu werden. Sie stehen vor der Entscheidung für den Weg nach Zion (Gottes Berg der Gerechtigkeit und des Friedens) oder vor dem Abgrund der Atomhölle mit einer Vernichtung ohne Hoffnung. Apollyon (der Dämon der Vernichtung – «Engel des Abgrundes» nennt ihn die Offenbarung Johannis) wird dann sein Satansdienstwerk gründlicher denn je tun. «Wehe den Kriegmachern» und «wehe, wehe, wehe» wird es über den Völkern heißen, die *heute* nicht den Ruf dessen hören wollen, der mit seinem Wort, seinem Werk, seinem Opfer- und Kreuzestod, seiner Auferstehung, seiner Herrschaft den *Weg des Lebens* weist. Wehe uns allen, wenn wir das Wort vom Friedeschaffen heute nicht hören!

Wir meinen mit den Lebenstatsachen Christi, von denen wir geredet haben, keine «religiösen» Anschauungen, keine «theologischen» Erkenntnisse, keine «konfessionellen» Ansprüche, auch keine «christlichen» Vorstellungen. Sie haben uns nicht geholfen und werden uns nicht helfen. Sie sind Fleisch und nicht Geist, sie sind keine Kraft von Gott. Helfen kann nur die Wirklichkeit dessen, was Jesus Christus *für* die Welt, *für* die Völker von Gott aus ist und wirkt. Das, was er über alle Menschennamen hinaus, über alle Religion und alles Christentum hinaus wirklich von Gott aus für die Menschen ist! Ein neues Kommen Christi im Geist und in der Wahrheit und in der Kraft, nur die «Revolution Christi» (L. Ragaz) kann helfen. Denn an ihm und durch ihn und mit ihm kommen das Menschenschicksal, das Völkerschicksal, das Weltschicksal zur Entscheidung. «Christus ist Sieger und wird Sieger sein» müssen wir lernen zu glauben und zu bezeugen im Angesicht aller Mächte, Herrschaften und Kräfte, die heute am Werk sind und gegen ihn und sein Werk an den Menschen, an den Völkern, ja der ganzen Schöpfung kämpfen. In ihm «aber erwarten wir nach seiner (Gottes) Verheißung neue Himmel und eine neue Erde, in denen Gerechtigkeit wohnt . . .» (2. Petrus 3, 13.)

Aus dem Zweiten Weltkrieg mit seinen dämonischen Zerstörungen und der Verhöhnung alles Göttlichen und Menschlichen auf Erden, seinem Menschenmord und Völkermord stieg nicht der Friede auf,

sondern die Atombombe und der «Kalte Krieg», neue Feindschaft und neues Mißtrauen, neue Konflikte und neuer Zündstoff. *«Und die übrigen Menschen kehrten nicht um von den Werken ihrer Hände ...»* (vergleiche Offenbarung Joh. 9, 20), darum rückte die Menschenwelt unter dieses neue Gerichtszeichen. Wie sollte ohne Umkehr die Rettung und Heil werden können? Wie sollten ohne sie und die Hinwendung zur gnadenreichen Kraft und Gerechtigkeit Gottes (die untrennbar verbunden sind) Sieg über das Böse, Gerechtigkeit, Versöhnung und Vergebung, Frieden und Liebe unter den Völkern aufsprießen können?

Seit zehn Jahren zerquält sich die Menschenwelt in dieser Finsternis und tappt dahin am Rande eines Abgrundes, in dessen Untiefen zu schauen sie zurückschaudert und an dem sie doch – wie gebannt – ihr politisches, diplomatisches und militärisches Spiel treibt. Wird die Kette dieses Verhängnisses gesprengt werden können? Wird den Kräften, die daran rütteln, der Geist, der zur Umkehr ruft und treibt, in einem gewaltigen Durchbruch zu Hilfe kommen, und werden Menschen erstehen, die diesem Geist völlig und ganz dienen lernen?

In einem entscheidenden Kampf stehen wir, steht die Welt. Darum erhebt sich neben und mit der wahnwitzigen Rüstung des Atombombenkrieges, neben und mit den ebenso wahnwitzigen, von Lüge und Trug erfüllten Rechtfertigungen der großen Weltzerstörung, des Völkermordes und der teuflischen Schändung und Vernichtung der Kreatur, die wir von den geistlichen und weltlichen Gottlosen immer wieder zu hören bekommen, der Ruf zur Abrüstung, zu Verhandlung und Verhandlungsbereitschaft bei Regierenden und Regierten. Die Weltmächte, die die großen Arsenale der Weltzerstörung in sich bergen, versuchen ihre «Sicherung», die Vertretung ihrer «Interessen» und die Herrschaft und Behauptung ihrer Ideologien wie ihrer echten Anliegen und Werte durch beides: sie rüsten, wie noch nie gerüstet worden ist, dabei das andere Heerlager der Schuld zeihend, sie versuchen, alle Welt in diese Rüstung und ihre Botmäßigkeit einzubeziehen – recht ist dabei «was uns nützt» – und wissen, daß sie an der Selbstzerstörung ebenso wie an der Weltzerstörung arbeiten. In solcher Zwiespältigkeit ringen sie um eine Sicherheit bietende Abrüstung. Sie stehen, wie es H. Daumiers (für den, der es einmal gesehen hat) unauslöschliches und prophetisches Bild zeigt, vor dem «Abrüstungsbüro» und versuchen einander hineinzuweisen: schwerbewaffnet und voller Mißtrauen, ohne Glauben, mit jener kalten Höflichkeit und jenem unheimlichen Lächeln, die jeden entscheidenden Schritt für den wirklichen Frieden lähmen müssen. Noch spricht nicht oder nicht genug *das erschütterte Herz* (nach soviel Leid und Schrecken, die die Welt im Zweiten Weltkrieg und was ihm voranging und folgte, gesehen hat!), dessen steinerne Härte zerschmolzen ist, das dem Kriegswerkzeug entschlossen absagt, um die Hand des andern ergreifen zu

können, mit dem die Tat des Friedens doch gewagt werden muß, wenn die Vernichtung durch den Krieg nicht kommen soll!

Oder ist diesmal für diesen entscheidenden «Schritt» doch etwas reif? Sind nicht Anzeichen bei Völkern und Regierungen, die wir «heidnisch» nennen, bei Völkern und Regierungen, von denen wir als den «Gottlosen» zu reden pflegen? Sollte der wirkliche Gott, der auch über denen jenseits des «Eisernen Vorhanges» thront, der unsere eigene eiserne und atomische Rüstung gewiß nicht übersieht, uns «christliche» Völker wieder einmal durch sie beschämen lassen, die wir bis jetzt nur zu verurteilen, mit denen wir aber kaum auf die rechte Art zu verhandeln vermochten? Aber heißt es nicht mit Recht, wem viel gegeben sei, von dem werde auch viel gefordert? Und wer moralisch als höher und fortgeschrittener gelten will, muß er es nicht vor allem in Wirklichkeit sein? Sollte nicht, was der ältere Blumhardt schon so sehr eingeschärft hat, in weltpolitischen Dingen heute ebenso entscheidend werden können und den Weg zum Frieden ebenso wie in allen anderen Lebensfragen zu öffnen vermögen: *«Umkehr vermag wieder Umkehr zu wirken»* und ebenso: *«alles Evangelium,* das heißt gottgeschenkter Glaube, gottgeschenkte Kraft, gottgeschenkte Tat – *wirkt Umkehr* und bahnt den Weg des Friedens!

Menschen, Völker, Regierungen versichern heute, daß sie keinen Krieg wollen. Dieses Wollen ist sicher bei einem Großteil der Völker, aber auch bei einem Teil der Regierenden in beiden «Lagern», zwischen denen die akute Hauptspannung des Kalten Krieges und der Kriegsdrohung schwelt, ernster als auch schon. Es arbeitet in ihnen neben allem Trug und neben aller dämonischen Verblendung, mit denen das Tun und Reden vor allem der Politiker und Militärs nur noch zu sehr erfüllt ist, doch auch der Schrecken vor der Teufelsfratze dieses «Krieges», der die Umrisse seiner wirklichen Ausmaße und Folgen, seiner wirklichen Vernichtungskraft schon so enthüllt hat, daß nur Wahnbetörte oder Frevler und Gewissenlose noch meinen, ihn vor Gott und den Menschen «verantworten» zu können. So müssen wir sie alle nennen, mit was immer sie ihren «Verteidigungskrieg», ihre «Politik der Stärke» und ihre Rüstung der «Abschreckung» rechtfertigen oder begründen. Von solcher Geistesart war ja schon der Abwurf der beiden Atombomben über Japan, nach allem, was wir jetzt darüber wissen, und solcher Art ist auch die ganze Atombomben- und Wasserstoffbombenrüstung. Nein, nicht diese «Politik», sondern der Geist der Besinnung und der Einsicht, der Weisheit und des Verstandes, der Umkehr und des Vertrauens vermag die wirkliche Wendung und damit Frieden zu bringen, der dieses Namens würdig ist.

Das Gewicht der Verantwortung dieses Krieges, der kein «Krieg» mehr sein wird, der vielmehr der Übergang in eine Weltzerstörung sein wird, die Menschenkraft und Menschenverstand nicht mehr wird meistern, reparieren oder gar heilen können, ist weltenschwer gewor-

den. Wer sich dieser Verantwortung entzieht, zum Beispiel auch mit dem verantwortungslosen Geschwätz «lieber Krieg als den Kommunismus» (womit man die wahre Vertretung von Freiheit und Menschlichkeit schon verraten und verleugnet hat!), reiht sich in das Heer derer, die mit diesem ihrem «Krieg» ganz gewiß, und sei es auch gegen allen ihren Willen und gegen ihr Bewußtsein, dem Satansdienst verfallen sein werden. «Kain, wo ist dein Bruder Abel?» werden die Blachfelder der Hölle unter dem Grauen des rasenden Mordens und des zerstörenden Wütens an allem Gottgeschaffenen zu den Sternen schreien, die, auch wenn sie ohne Leben sein sollten, seliger wären als dieser unselige Stern in der Stunde seines Fluches und im Bann seiner Selbstvernichtung.

Niemand sage, wir übertrieben! Die «Phantasie» sei mit uns durchgegangen! Wir haben die Aussagen und Angaben der maßgebenden Wissenschafter, Politiker und Militärs genau und mit Nüchternheit überprüft und überdacht. Dieses Heft soll ja besonders darauf hinweisen. Wir wollen uns den *Wirklichkeitssinn* und die *Verantwortung* vor den Tatsachen des «atomischen Krieges» durch keine Phrasen, keine Lügen, keine Ausreden trüben lassen. Wenn wir diesen «Krieg» in Kauf nehmen wollen um irgendeines angeblichen menschlichen Wertes willen, der noch erhalten bleiben oder gerettet werden soll, betrügen wir uns selbst und werden zu vielfachen Verbrechern an der Wahrheit, an der Menschlichkeit und an der Schöpfung Gottes, der Erde, deren Geschwätz sogar die Hölle ausspeien wird. Man kann keine Teufelei, nichts Böses mit einer noch größeren Teufelei besiegen. Freiheit, Menschlichkeit, Recht – was immer ihr wollt, ihr könnt auch «kommunistische» Ziele nennen! – durch diesen «Krieg» schützen, retten, behaupten wollen; der Teufel lacht über so nichtiges, gottloses Gerede und solche Verlogenheit, mit der ihm «Menschen» zu seinem hohnvollen Schlußstrich unter die menschliche «Kultur», ja die Schöpfung des Menschen zu Hilfe kommen.

Der «Krieg», vielmehr *der Mensch mußte einmal zu diesem Endpunkt kommen*. Er ist seiner Dienerin und Verführerin, der *Technik* und seinem Gott *Mammon*, fast hoffnungslos erlegen. (Welch grausig gottloses Schauspiel und welches «Zeichen» boten dafür wieder das Autorennen bei Le Mans in Frankreich und seine Folgen und dieses Weiterrasen im Angesicht der Toten!) Wieder läßt er sich gerade auch mit dem «modernen Krieg» von der alten Schlange etwas einflüstern: «Sollte Gott zum Siegen dieses Mittel in deiner Hand und gegen deine Feinde verboten haben?» Und viele Menschen sprechen in ihrem Herzen: «Wo ist überhaupt Gott? Was soll sein Gebot? Was sollen seine Propheten? Was soll uns sein Sohn? Was sollen eine Erlösung, Glaube, Gehorsam, Liebe, Frieden?» Und die alte Schlange antwortet wie immer: «Mitnichten werdet ihr sterben! Vielmehr, ihr werdet sein wie Gott!» Aus diesem Geist stammt heute der Krieg, aus diesem Geist

wurde er geboren. Er stammt aus dem Bösen. Er kommt von der Entfernung und dem Abfall von Gott und dem Bruder Mensch. Er unterwirft mit anderen «Mächten» zusammen und als Tat des Menschen die Völker der Herrschaft der Sünde und des Todes, worinnen sich «Reich gegen Reich erhebt» und die Völker aufsteigen, stürzen und untergehen. Von solcher Macht und solchem Wahn gehoben, müssen die Völker in den Abgrund stürzen. Der Krieg ist das Todesverhängnis der Völker im Abfall von dem einen und heiligen Gott, dessen Reich und Ordnung Frieden ist.

Erst in diesem Frieden, dem Frieden Gottes (es gibt keinen andern, aber er ist durchaus wie Gottes ganzes Reich für die Erde!), der sich wie der Himmel in strahlendem Glanz über der Erde wölbt und in dem alle Kreatur und mit ihr der Mensch erst den wahren Odem des Lebens empfangen und spenden kann, ist die Schöpfung vollendet, die Erde Gottes und der Mensch sein Sohn. Darum heißt es: «Selig die Friedetäter, sie werden Gottes Söhne heißen.»

Der Friede ist eine Frucht der Umkehr zu Gott, wie der Krieg eine Frucht der Abkehr von ihm ist. Immer wieder wird den Völkern mit dem Reiche Gottes zusammen dieses Angebot Gottes gemacht, seit er in Jesus den Fuß völlig auf die Erde setzte und Israel als erstes auf den «Weg des Friedens» wies. Ist seither der Krieg, auch die «christlichen» Kriege, die «gerechten», Kriege je etwas anderes gewesen als ein Zeichen des Abfalls und des Gerichtes?

Darum trifft der *Ruf zur Umkehr* Menschen und Völker immer wieder in ihrem konkreten geschichtlichen Leben. Es ist kein Mensch und kein Volk, denen diese Wirklichkeit nicht auf irgendeine Weise in den Weg tritt, damit die große Wendung sich vollzöge zur Wahrheit, zur Gerechtigkeit und zum Frieden – zu Gott hin, zu seinem Willen und seinem Reich. Dazu ist Jesus gekommen. Seine Herrschaft bedeutet den Kampf und den endlichen Gewinn dieses Sieges. Darum gehört zu seiner Herrschaft der Kampf um den Frieden, gehören dazu die Friedetäter, die «Arme», «Leidtragende», «Sanftmütige», «reinen Herzens», «um Gerechtigkeit willen Verfolgte» sind, von dem Gott gerufen, der ihr himmlischer Vater ist und dessen Sohnesverheißung sie haben nach dem Wort des Sohnes, der zu ihrem Bruder geworden ist und zu ihrem König.

Es ist das Zeugnis des Glaubens, der von den Propheten, dem Christus Gottes und seinen Aposteln bezeugt und gelebt wurde, daß Gott *für* uns wirkt, und weil er das tut, *mit* uns wirken will und darum *uns* mitwirken lassen will an der Gerechtigkeit und dem Frieden seines Reiches. Ewig ist Jesus Christus dafür Bürge und Pfand, daß in seiner Herrschaft, um die er als der «über alle Mächte und Gewalten» Erhöhte in den Völkern kämpft, Umkehr und Erlösung, von Gott gewirkt und seinem Reiche dienend, sich in Gerechtigkeit und Frieden verwirklichen werden.

Weil Gott *ist*, weil er *da* ist für uns und zu seinem Reiche ruft, wie er uns in seiner Schöpfung schon die Herrlichkeit seines Lebens und seiner Kraft bezeugt hat, haben wir nicht nur eine große Verheißung, eine umfassende, Himmel und Erde umspannende Hoffnung, sondern *vor allem ihn selbst, Gott als den Vater*, dessen Willen wir dienen dürfen und können. *Mit ihm und durch ihn ist ein großes Werk zu schaffen auf Erden, dem keine Grenzen gesetzt sind*, zu dem er in Jesus uns Menschen gerufen hat und ruft. Zu diesem Wirken gehört nach unserem Jesuswort das wirkliche Friedeschaffen auf Erden.

«Selig die Friedetäter, sie werden Söhne Gottes heißen.» Was heißt das für den Friedenskampf heute? Dürfen wir uns auf dieses Wort berufen für den aktiven, ja radikalen Friedenskampf? Sicher! Durchaus dafür! Für den Friedenskampf auf Erden, unter den Völkern. Das haben schon die Propheten vor Augen, ein Jesaja, ein Jeremia, ein Micha. Die Friedenssache ist eine Reichssache, gehört zur Sache Christi. Der Krieg ist mit dem Christusglauben, wie ihn das ganze Neue Testament gibt, unvereinbar. Denn Christus ist nach seinem eigenen Wort gekommen, das Gesetz und die Propheten zu erfüllen. Die prophetische Friedensverheißung und der prophetische Friedenskampf werden in ihm zur *Friedenswirklichkeit* im ganzen Umfang alles Lebens und zum Auftrag des Friedenskampfes für seine Jünger. Er hat ihn endgültig und unmißverständlich als Sache Gottes und seines Reiches proklamiert (die ganze «Bergpredigt» ist eine solche Proklamation!), ist seinem Vater auch darin gehorsam geworden bis zum Tod am Kreuz und hat auch dazu in seine Nachfolge gerufen. Das Schwert des Krieges *ist* durch Jesus zerbrochen. Das liegt in unserem Wort ebenso eindeutig, wie es alles andere Friedeschaffen unter den Menschen in allen ihren Verhältnissen und Beziehungen in sich schließt. Gerade darin tritt nach Jesus auch die Beziehung eines Menschen zu Gott hervor, gerade darin erlangt er die Verheißung der Sohnschaft Gottes und Seligkeit, die unaufhörliche und unaussprechlich köstliche Freude in Gott.

«Selig die Friedetäter!» Es *war* ein Sündenfall, als das Christentum begann, die Waffen zu billigen, gar zu segnen, dem Krieg zuzustimmen! Es war und ist eine Verleugnung Christi, seiner Herrschaft, seines Willens, seines Wortes, seines Kreuzes, seiner vollen Erlösungstat und seines Geistes, wenn «Christen» für irgendwelchen Krieg sich auf ihn berufen. Mit diesem «Christentum» und seiner Organisation (dem Kirchentum) hatte Jesus Christus nie etwas zu tun. Es hat kein Recht, sich in dieser Sache auf ihn zu berufen. Es ist Menschensatzung, Religion statt Zeugnis und Bekenntnis, nämlich Jüngerbekenntnis und Nachfolgebekenntnis. Es mag einen «Pazifismus» geben, der nicht in Jesus gründet. Wir sagen nichts gegen ihn. Er ist meistens noch besser und edler und der Stimme des Gewissens näher als alle Kriegsideologie und alles faule und gleichgültige Christentum. Wer zu Jesus gehört, ist

auf alle Fälle ein Friedetäter, ein «Pazifist». So heißt nun einmal das Lehnwort aus dem Lateinischen, das die sachgemäßeste Übersetzung unserer Stelle ist und das wir sicher in diesem Zusammenhang mit mehr Recht gebrauchen dürfen als alle, die auf irgendeine erschlichene Weise Jesus und den Krieg zusammenbringen wollen. Aber nicht auf das Tragen des Namens kommt es an (es sei denn, er sei einmal in irgendeiner Situation Tatbekenntnis, Martyrium – genau so verhält es sich ja mit dem Christennamen!), sondern auf das Schaffen, auf die Tat, auf die Wirklichkeit des Friedetäterseins! Es ist recht gut, aus diesem Jesuswort die Unbedingtheit des Anspruchs und der Verantwortung des Glaubens und des Gehorsams zu spüren. Sie fließt aus dem lebendigen Glauben, aus der Ganzheit des Lebens mit Gott. Sie ist stärker als alles Gesetz und über allem Gesetz. Diese *Unbedingtheit* und diese *Eindeutigkeit* der Verwirklichung ist kein menschlich erdachtes Prinzip. Wenn Theologen heute mit ihren Einwänden gegen den Friedenskampf am Ende ihres Lateins sind, dann bringen sie diesen Vorwand. Sie sind ja auch gegen Jesus selbst mit ihren Vorwänden so stark gewesen, bis sie ihn am Kreuze hatten! Friedetäterschaft ist kein menschlich erdachtes «Prinzip», sie ist Neuanfang Gottes mit dem Menschen und des Menschen mit dem Willen Gottes zu seinem Reich, seiner Gerechtigkeit, seiner Wahrheit, seinem Frieden. Es ist die in Gott selbst begründete Wahrheit und Wirklichkeit dieser Sache, wenn wir sagen, daß die verheißene Gottessohnschaft der Friedetäter ewig in Jesu Wort begründet und befestigt ist. Und damit untrennbar verbunden ist das volle Leben mit Gott und Christus. Wer den Friedetäter in sich und vor den Menschen verleugnet, verleugnet etwas Entscheidendes am Leben mit Gott und Jesus Christus.

Die *Offenbarung*, die uns durch Jesus in seinem ganzen Wort und seinem ganzen Tun und mit seinem ganzen Leben, Leiden und Sterben wird, die mit seiner Auferstehung und Königsherrschaft gekrönt wird, leuchtet auch in diesem Worte auf und erfüllt dieses Wort. Es enthält vor allem auch *die Offenbarung der Berufung des Menschen*. Die ganze «Bergpredigt» enthüllt diese Menschenberufung und Jüngerberufung. Es gibt keine höhere Berufung des Menschen, als wie sie im Worte Jesu gegeben ist. Es gibt kein entscheidenderes *Wirken* des Menschen als dasjenige, das im Worte Jesu aufleuchtet. Was ist der «Übermensch» Fr. Nietzsches dagegen, der in seinen Verkörperungen so leicht zum Untermenschen werden kann!

Die Gnade Gottes für uns, seine vergebende Liebe, seine Erlösung, sein Erbarmen sind in Jesus und bei allen seinen Aposteln unzertrennlich verbunden mit unserer Berufung und Erwählung für Gott und sein Reich. Wenn im «Christentum» das letztere immer wieder zu kurz gekommen ist, so ist damit in einem sehr tiefen und neutestamentlichen Sinne das Vor-Bild des Erlösers, das er selbst für die Seinen so betont hat, zu kurz gekommen. In Jesus leuchtet diese Berufung voll auf. Und

wenn hier in unserem Worte von den Friedetätern gesagt wird, daß sie *Söhne Gottes* genannt werden, so ist das nicht in einem uneigentlichen und abgeleiteten Sinn gemeint, der uns so oft in theologischen Konstruktionen begegnet, sondern in jenem Vollsinn des Wortes, der nicht umzudeuten ist. Ein Nachhall davon findet sich in Conrad Ferdinand Meyers gewaltigem Gedicht «Friede auf Erden», wo es am Schlusse heißt:

«Und ein königlich Geschlecht
Wird erblühn mit starken Söhnen,
Dessen helle Tuben dröhnen:
Friede, Friede auf der Erde!»

«Ein königlich Geschlecht mit starken Söhnen», das braucht es für das «Friede auf Erden», das von den Engeln Gottes beim Kommen des Heilands der Welt, des Friedefürsten, verkündet worden ist. «Ein königlich Geschlecht mit starken Söhnen» braucht es für das wirkliche Friedeschaffen, wirklich «Söhne Gottes»! Das «Christentum» vermochte es bis jetzt nicht, auch der «Sozialismus» und der «Pazifismus» vermochten es bis jetzt nicht. Kommt es nun eben doch darauf an, daß «die Söhne Gottes offenbar werden» wie für alles erlösende Tun in der Schöpfung Gottes, ihres Vaters, so auch für den Frieden?

Wir glauben es angesichts der Lage, in der die Welt sich befindet. In *entscheidenden Taten* muß nun der Friedenskampf geführt werden. Nicht mehr und nicht weniger als ein Kampf gegen Satan und seine Legionen, die die Völkerwelt in Bann und Knechtschaft des Krieges halten, als ein Kampf mit allen denen, die dem Kriegsdämon dienen, ein Kampf mit allen, die der Kriegslüge dienen, mit allen, die am Kriege arbeiten und verdienen und nicht am Frieden schaffen. Es ist, Freunde, an der Zeit, daß wir das verstehen und *tun* lernen: wo wir sind und wo wir arbeiten, aber auch in außerordentlichen Taten! Und darauf vor allem sollten wir uns bereiten in einer tiefen und entscheidenden Besinnung auf Gott, unseren Vater und seinen Willen, und in einer ebensolchen Verbindung mit Jesus Christus, den wir dann sicher nicht mehr nur dem Worte nach, sondern in Wahrheit «Herr» nennen werden.

Vergessen wir dabei nicht und bedenken es gut, daß solchem Kampf der Friedetäter in dem Maße, wie er echt, klar und mutig sein wird, jene Entzweiung und Scheidung nicht erspart bleiben wird, wovon Jesus in dem Worte redet, das von Lügengeistern aller Art zur Rechtfertigung des Krieges immer wieder mißbraucht worden ist: «Denkt nicht, daß ich kam, um Frieden auf die Erde zu bringen (den Lügenfrieden, den Nichtfrieden, den Scheinfrieden!), sondern um das Schwert zu bringen. Denn ich kam, um den Menschen mit seinem Vater und die Tochter mit ihrer Mutter und die Schwiegertochter mit ihrer Schwiegermutter zu entzweien, und die Hausgenossen des Men-

schen werden seine Feinde sein. Wer den Vater oder die Mutter mehr als mich liebt, ist meiner nicht wert, und wer den Sohn oder die Tochter mehr als mich liebt, ist meiner nicht wert. Und wer sein Kreuz nicht annimmt und mir nicht nachgeht, ist meiner nicht wert. Wer seine Seele fand, wird sie verlieren, und wer seine Seele um meinetwillen verlor, wird sie finden. Wer euch aufnimmt, nimmt mich auf, und wer mich aufnimmt, nimmt den auf, der mich gesandt hat.» (Matth. 10, 34–40.)

Hier sind wir, von der Jüngerschaft her, noch einmal auf das verwiesen, auf was es ankommt: daß etwas Ganzes, Entschlossenes in uns, in unserem Glauben und Tun werde. Diese Ganzheit kann bei all unseren Schwächen und Fehlern doch stark in uns werden, ist doch auch sie eine Mitgift und Gabe des Vaters, als dessen Söhne wir gerufen sind und worin uns Jesus Christus, der «geliebte Sohn», bestärkt und durch sein Kreuz frei und bis in alle Höllentiefen sieghaft macht!

Der indische Ministerpräsident Nehru äußerte sich in den Tagen, da ich diese Zeilen schreibe, im großen Bankettsaal des Kreml-Palastes zu Moskau unter anderem auch mit diesem Wort: «Die Zeit ist gekommen für die ‚Friedemacher', ihr Recht zu fordern.» Vor allem ist die Zeit gekommen, daß den Selig-Ruf Jesu vernehmen die Friedetäter zu immer entschlossenerem Friedenskampf. *Albert Böhler*

Leonhard Ragaz zum Gedächtnis

Die Kirche und der Geist

Die Kirche bleibt geistesleer, wenn ihr den Geist nicht kommen lassen wollet, wie *er* will. Warum denn eine enthusiastische Bewegung nicht leben lassen, auch wenn sie ein wenig überschäumt? Warum nicht vertrauen, daß sie allfällige Irrtümer und Einseitigkeiten selbst ablegen werde? Warum sofort mit den theologischen Ketzergerichtsinstrumenten darüber her? Ja, da wird der Geist sich wohl hüten, unter euch zu erscheinen.

Der Unglaube an den Geist

Was dem Geist tödlich wird, ist nicht Widerspruch, Gegnerschaft, Feindschaft. Solche tun ihm gut, tragen zu seiner Läuterung und Vertiefung bei; sie sind auch ein Zeichen, daß er nicht weltförmig oder trivial ist. Aber es gibt andere Arten, dem Geist zu begegnen, die ihn wohl töten könnten, wenn das möglich wäre. Er wird gerade als *Geist* angetastet. Er wird verdächtigt, bloß ehrgeizige Streberei zu sein; er

wird als unreife Schwärmerei dargestellt, als anmaßendes Prophetentum gehöhnt, ja gehöhnt mit pfäffischem Spott. Jeder unreife theologische Knabe weiß sich in seiner ihm von seinen Lehrern empfohlenen «Nüchternheit» über solche Schwärmer erhaben. Belächelt wird, was ihnen ein Heiligtum ist, von dem sie nur scheu zu reden wagten; es wird ihnen angetastet, entweiht. Ja, dann fühlt sich der Geist ins Innerste getroffen. Einmal hat sich Jesus aufgebäumt wie nie sonst, wie ins Herz getroffen, und über seine Gegner ein furchtbares Wort gesprochen. Als sie den Geist, der in ihm war, vom Beelzebub ableiteten, da hat er von der Sünde wider den Heiligen Geist gesprochen, die allein von allen Sünden weder in diesem noch in jenem Leben verziehen werden könne. Aber gerade dieser Sünde machen sich die offiziellen Vertreter seines Geistes besonders leicht schuldig. Was für ein Mißtrauen ist in ihren Kreisen zu treffen gegen die Motive eines Menschen, der nicht die vorgeschriebenen Wege geht, gegen allen Geist, der nicht bestellt, nicht von Behörden und Fakultäten approbiert ist, was für ein Höhnen und Spotten ist; ein Höhnen und Spotten, aus dem der Unglaube an *allen* Geist, an alles Göttliche im Menschen grinst! Und was ist die Folge? Nicht, daß der Geist wirklich stirbt, aber daß er unter uns gedämpft wird, daß in unseren Reihen die frische Unbefangenheit verloren geht, die kindliche Freude an der Gabe Gottes, daß es unter uns kein hohes, schwungvolles Leben gibt, das Großes schaffen könnte, daß Langeweile und Skeptizismus obenauf kommen. Wie soll das Leben sich entfalten, wenn man auf jedes frische Sprossen sofort Staub schüttet? Wir glauben nicht an den Geist, wir belächeln, benörgeln, lästern ihn – und dann beten wir: «Komm, Heiliger Geist.» Wird er wohl kommen?

Was not tut

Wir müssen zuerst anders werden: einfacher, ehrfürchtiger, kindlicher, untheologischer. Er kann nicht kommen, weil wir im Grunde gar nicht ihn wollen, sondern unser menschliches Wesen. Er soll sich nach uns richten und nicht wir nach ihm. Es fehlt uns an der Hauptsache: Gott selbst zu suchen, ihn allein, und ihn in allen Dingen zu ehren. Statt dessen machen wir Theologien, die sehr, sehr oft nur die Wirkung haben, sich zwischen uns und die lebendige Wirklichkeit Gottes zu stellen, schaffen Surrogate für Gottes Leben, die sich anspruchsvoll gegen dieses selbst sperren. Aus dieser Wurzel wächst das allgemeine große Übel, von dem das von uns geschilderte nur eine Erscheinungsform ist: Wir Menschen können einander überhaupt noch nicht leben lassen. Wir müssen einander verletzen, schulmeistern, quälen, schlecht machen. Wir wollen vergewaltigen, statt zu helfen, wollen Macht haben, statt zu dienen. Wir machen aus Moral und Religion Plagen für die Menschen, statt Befreiungen. Wir stecken das

Leben in Schablonen, darin es verkrüppeln muß. Wir tun es in bester Absicht und erfüllen damit die Welt mit Qual. Das alles wird erst anders in dem Maße, als wir lernen, in allem Leben Gott zu ehren, ihn allein.

Gott, den Vater, ehren

Gott, den Vater, ehren heißt: allen Dingen die *Freiheit* geben, nicht die Freiheit des Fleisches, sondern des Geistes, heißt dienen, statt vergewaltigen, heißt das Gute sehen, statt das Böse, heißt sich freuen, statt zu richten. Das ist die Freiheit, zu der uns Christus befreien will. Daß solche Freiheit, die göttliche Freiheit, die herrliche Freiheit der Kinder Gottes, in der Welt erstehe, von Gott her, und die Welt erlöse, das ist die tiefste Sehnsucht aller Herzen, auch derer, die es nicht recht wissen; es ist die – oft auch unbewußte – Sehnsucht unserer Zeit. Darum bleibt freilich das Gebet der Gebete das um den heiligen Geist.

Die Substanz der Dinge

Ich glaube, daß die Substanz der Dinge irrationell ist (nicht unvernünftig!), nicht in die Formen der Logik zu fassen, daß Anfang und Ende der Dinge die Tat ist, daß es also eine wirkliche *Geschichte* gibt und in ihr Freiheit und Schuld, nicht bloß logisch notwendige Entwicklung, und daß die Persönlichkeit, in der die schöpferische Tat sich konzentriert, das Zentrum der Geschichte ist, und die «Idee» nur die intellektuelle Form, worin wir nachträglich eine Wirklichkeit fassen, die in ihrem Kerne als Willen und Tat verstanden werden muß. (1911.)

Das Fragen nach Gott

Das Fragen nach Gott ist erwacht. Es ist auch schon zu einem Hungern nach Gott, einem Schreien nach ihm gekommen. Die Gottesfrage wird langsam die Frage der Fragen – neben der Menschenfrage. Denn beide gehören aufs innigste zusammen: die Menschenfrage drängt zur Gottesfrage, und die Antwort auf die Gottesfrage ist mehr als je zuvor der Mensch. (1912.)

Wir bedürfen eines Gottes, der Herr der Welt ist, der auch der Welt in uns überlegen ist, der heilig ist und hoch, ein Richter unserer Schuld und gerade darum ein Helfer.

Gott tritt in Gegensatz zu der Welt, die wir sonst kennen, dem Kosmos. Er reicht über alle ihre Formen, auch die logischen, hinaus. Es ist ein eitles Bemühen, ihn mit der Welt zusammen in diese Formen pressen zu wollen. Er steht *über* der Welt, wenn er auch in die Welt eingehen will. Daß er eine persönliche Macht ist, eine Macht, die in höchster geistiger Art, in einer Art, die wir als Willen, Weisheit, Selbstbewußtsein bezeichnen, in die Welt eingreift, das erfährt der Mensch, der im Ernste sich mit ihr einläßt.

Der Glaube an den persönlichen Gott

Der Glaube an den persönlichen Gott ist also einfach Glaube an den Gott, der vollendet geistige und daher *sittliche* Macht ist, er ist die entschlossenste, wir dürfen vielleicht auch sagen: paradoxeste Form dieses Glaubens.

Die logische Formel kommt am wenigsten an das Wesen der Dinge heran, jedenfalls viel weniger als das Sinnbild. Was wir durch das Sinnbild bezeichnen, ist für uns durchaus *Realität*. Der persönliche Gott ist uns Wirklichkeit. Wir erleben ihn als das Du, das unserem Ich antwortet, als die Hand, die uns führt, das Herz, das für uns schlägt. Dieses Erleben können wir freilich niemandem als Wahrheit *beweisen*, aber *uns* ist es Wahrheit.

Der Dualismus hat vor dem Monismus den Vorzug, daß er die Wirklichkeit zunächst nimmt, wie sie ist, als eine vom Kampf streitender Mächte zerrissene, und von da aus dann zu einer Einheit vorzudringen versucht, jedoch lieber auf die *Einheit* verzichtend als auf die *Wahrheit*. Er ist die höhere Denkform. Es ist besonders die ganze *sittliche* Welt, das Reich des Geistes, das für ihn Zeugnis ablegt. Die geistig-sittliche Welt ruht auf dem Dualismus.

Der Kampf

Der Gott der Bibel ist ein heiliger und lebendiger Gott. Er ist darum auch der *Schöpfergott*. In fortlaufenden Taten tritt er dem Menschen entgegen, kann diesem darum aber nur dann verständlich werden, wenn er mit ihm Taten tun will. Nicht im Naturleben enthüllt er sein Wesen, sondern vor allem in der Menschenwelt, dem Reich des persönlichen Geistes. In einer göttlichen Menschenwelt will er selbst Mensch werden. Das ist, wie wir schon oben angedeutet, auch der Glaube des Christentums. Der Vater des Evangeliums ist ein lebendiger, heiliger Gott. Er ist nicht eine Verklärung der vorhandenen Dinge, sondern sein Wille geht auf eine *neue* Welt. In der Gestalt Jesu hat das Christentum dieses Wesen Gottes angeschaut. So hat es der alten Welt neue Jugend gegeben, so bleibt es die ewige Jugendkraft der Welt. *Der Kampf zwischen dem Pantheismus und dem Glauben an den persönlichen Gott erscheint unter diesem Gesichtspunkt als Kampf zwischen Heidentum und Christentum.*

Die Erfüllung

Gott will zu den Menschen kommen, will unter den Menschen wohnen in einem Reiche des vollkommen verwirklichten Gotteswillens, das infolge davon ein Reich wahrer Menschlichkeit ist. Das ist das letzte und höchste Wort schon des Alten Bundes. Im Neuen Bunde aber heißt es: Gott ist zu den Menschen gekommen. Das Wort ward Fleisch und wohnete unter uns. Im Menschen Jesus ist Gott Mensch geworden.

Aus ihm strahlt uns sein Licht an, in ihm berührt uns seine heilige Güte. Er ist nicht mehr fern, er ist nahe. Von ihm breitet sich göttliches Wesen über alles Menschentum aus. In Jesus, dem Christus, wird die göttliche Art und Herrlichkeit des Menschen offenbar. Er ist der Erstgeborene unter vielen Brüdern, der Anfänger einer neuen, göttlichen Menschheit. In Christus will Gott «eine Hütte machen» unter den Menschen. Hier werden Gott und Mensch eins. Von da aus wird göttliches Wesen die ungöttliche Welt erfassen, sie überwältigen in gewaltigem Streit, auf daß zuletzt Gott allein König sei und der Mensch mit ihm. – Das ist ganz unbestreitbar die Botschaft des Neuen Testamentes, das der Freudenglanz, der es durchstrahlt. (1911)

Christentum als Theokratie*

8.

Wir haben die Verunstalter des Christentums im Lager der Namenschristen und nicht im Lager der Gottlosen zu suchen; aufs Politische ausgedehnt bei den heutigen Strömungen besagt das: im Lager der Faschisten und nicht im Lager der Bolschewisten. Wohl gab es weder diese noch jene in ihrer heutigen Aufmachung vor dem Weltkriege, aber zweifellos ist der Faschismus hervorgegangen aus dem Aufgebot jener, die vor dem Kriege die Macht in Händen hatten, was besagt: aus dem Tun und Treiben jener, die das Unglück des Weltkrieges wesentlich verschuldet haben. Der Bolschewismus hingegen zeigt sich hier als die natürliche Reaktion auf diese Verschuldung und hätte, bloß weltlich human gesehen – seine volle Berechtigung. Denn was durch Jahre hindurch gedrillt und gezwungen wird, Krieg zu führen: das heißt zu verheeren, zu verwüsten, zu brandschatzen und zu töten und bei all dem noch allen Nöten und Entbehrungen ausgesetzt ist und in beständiger Lebensgefahr gehalten wird, hat schließlich doch berechtigten Drang, sich dagegen aufzubäumen und das durch Drill und Zwang ihm Anhaftende gegen die zu kehren, die es ihm eingedrillt und aufgezwungen haben. Es sind wiederum jene, die vor und während des Krieges die Macht in Händen hatten. Diese wurden und fühlten sich darum auch bedroht mit Kriegsausgang, der überall Schlimmes hinterließ. Das Reagieren der Menge auf den jahrelangen Kriegszwang und seine Lastenaufbürdung wird nun zum Revoltieren und dieses zur Revolution durch Zugesellung der radikalsten Elemente der Vertreter des Proletariates. Es gestaltet den Bolschewismus, der sich naturgemäß dort am gewalttätigsten entfaltet, wo absolutistisches

* Vergleiche «Neue Wege», Nr. 12, 1954; Nr. 1/2, 3, 4, 5, 1955.

Regime die Mitmenschen vorwiegend in Zwang und Knechtung gehalten hatte. Das war wohl im Zarenreich. Und welche Religion sollte die durch den Weltkrieg verrohten Gemüter noch veredeln und zurückführen können zu Glauben und Nächstenliebe, da doch der ganze Krieg mit all seinen Schrecknissen und Greueltaten sich im Geltungsbereich des offiziellen Christentums abgespielt hat? Und welche Antwort könnte, nach diesem Christentum gesehen, der Frage werden: Was ist Christentum?

So eingesetzt ist gewissermaßen die offene Gottlosigkeit des Bolschewismus eine Klärung, ja ein Schritt vorwärts zur Möglichkeit der Aufnahme des Christentums, der dem verschlossen bleibt, der als vermeintlicher Sachverwalter des Christentums auftritt und sich zu ihm bekennt in all seiner durch sein Gewaltregime bezeugten Gottlosigkeit wie der Faschismus. Ja, die Redlichkeit, als Augenaufschlag einer spekulationslosen Geistigkeit, läßt einen selbst Stalin Gott weit weniger ferne sehen als die beiden Faschistenführer, die mit ihrem nicht endenden Eitelnennen Gottes mit Gott nur Unfug treiben und das Christentum, insoweit sie es mit ihrem gottwidrigen Tun halten und festigen wollen, zu einer Sache machen, die der Christ verabscheuen muß. Weder mit «Rutenbündel und Beil», dem Signum des heidnischen Roms, noch mit dem tierischen Vierschenkelkreuz läßt sich in christlicher Weise nach dem Kreuz greifen, um sich als christlicher Machthaber in Geltung zu setzen, und wer es tut, übt betrügerisches Regime, übt Betrug am Christentum, was christlicher Denkart nach üble Folgen nach sich ziehen muß. Wir sehen dieses getan von Mussolini wie von Hitler. Was entfällt bei Stalin und wird ihm sicher von dem, «der die Herzen erforscht, der weiß, was des Geistes Sinn sei» zu Gunsten vermerkt werden. So stellt sich, gerade christlich gesehen, das faschistische Gewaltregime in Italien wie im Dritten Reich als verwerflicher dar als das der Sowjetregierung, das offen als gottlos auftritt. Denn mit der Bezeichnung gottlos erhält eben die Diktatur erst ihre richtige Wertung: sie ist gottlos, wo immer sie auftritt, und gerade der Christ muß sie als gottlos empfinden, als die schlimmste absolutistische Regierungsform seitens der Menschen, die mit jedem ihrer Gewaltakte wider Gottes Regime geht, das aufzurichten das Trachten des Christen sein müßte. So haben wir Stalin zu danken für seine Offenheit, die ihn zum mindesten von der Sünde abhält, mit Gott Unfug zu treiben durch Eitelnennung Gottes.

Daß die Diktatur gottlos ist, erweist schon ihr Herkommen aus der Bereitschaft des Diktator-Anwärters, sich selber als höchste Instanz in Geltung zu setzen. Da wird nicht gefragt noch geprüft, ob man dazu berufen, befähigt und berechtigt sei, ob die Verantwortung erkannt wird, die mit Herrschen verbunden ist, ob man sich Rechenschaft darüber gegeben hat, wohin man die führen will, denen man sich zum Führer aufgeworfen hat? Wohl kann es noch so sein, daß einer einer

Idee lebt, deren Verwirklichung er sich zur Lebensaufgabe gemacht hat. Der ist nicht eigentlich gewollter Diktator-Anwärter, aber die Zeitereignisse können ihn dazu machen; sein Sinnen ist zunächst nicht auf Herrschen gerichtet, sondern ist Botmäßigkeit gegenüber der Idee, für deren Verwirklichung er sich ausgibt und alle Gefahren auf sich nimmt. Das Emporkommen von Lenin und Stalin trägt etwas von dieser Art in sich. Freilich ist hier wie immer zu beachten, daß eine Idee – und zwar je höher sie ist – von ihrer Verwirklichung um so mehr heruntergebracht, ja geschändet wird, je mehr sich diese übler Mittel bedient, und die übelsten Mittel sind die Gewaltmittel, die dem Mitmenschen abverlangen, was Gottes ist, was er nur Gott zu geben hat. Und wir haben gehört, daß es für den wahrhaft gottesgläubigen Menschen, also auch für den Christen «nichts gibt, was nicht Gottes wäre». Was nun offen als gottlos auftritt, wird freilich dem Gegensatz huldigen müssen, daß es nichts gibt, was Gottes wäre. An dem gottlosen Bolschewismus erscheint darum das Gewaltregime zum mindesten nicht als Widernatur, wie am Faschismus, der Gott im Munde führt und sich tatsächlich als Anwalt des offiziellen Christentums aufspielt. So trägt das Gewaltregime in Sowjetrußland auch keinen Widerspruch in sich; das ihm zugrunde liegende Böse ist ja, daß es gottlos ist, daß es Gott aus sich verloren hat. Fragen wir aber, an den Weltkrieg innerhalb der angeblich christlichen Welt denkend, wie es dazu gekommen ist, und sehen wir heute mit denselben gottlosen Gewaltregime, geübt vom Faschismus, angeblich christliche Kirchen paktieren, die nicht nur Gottesgläubigkeit, sondern auch Christusgläubige zu lehren und zu bestätigen hätten, so können wir uns über das Gottloswerden nicht mehr verwundern. Die Entstellung des Christentums durch das Verhalten der offiziellen Kirchen ist erschreckend: gegen ein gottloses Gewaltregime, das als gottlos auftritt, zieht man kirchenchristlicherseits zu Felde und dem anderen ebenso gottlosen Gewaltregime, das, christlich gesehen, noch weit weniger berechtigt ist, aber kirchenchristlich auftritt, macht man kirchenchristlicherseits den Zuhälter. Versteht man, was das heißt? Daß damit das Gottlose gestützt und gehalten ist, des immensen Betruges wegen, den es nebst dem gottlosen Gewalttun noch verübt. Und die es stützen und halten, sind christliche Kirchen, deren jede, wenn sie den Namen verdient, ausschließlich als Wahrerin des von Gott und Christus Gesetzten zu fungieren hätte. Im Dritten Reich hat dieses unmögliche Christliche schon so groteske Formen angenommen, daß es nicht mehr ernst zu nehmen ist, so widerwärtig, so schrecklich es auch ist. Man versuche sich nur vorzustellen: Hitler als Stifter einer christlichen deutschen Reichskirche, und wie er Bischöfe einsetzt und abkommandiert! Was für Kreaturen diese Bischöfe sein müßten!

Doch überlassen wir den machtlüsternen Hysteriker, in dem mit jedem Machtzuwachs auch die Selbstvergottung immer mehr Platz ge-

winnt, seinem traurigen Ichwahn; ihm wird nicht vorbehalten bleiben, was ihm zukommt. Er ist wesentlich auch nur Nachäffer. Seine Diktatur ist eine zweite Auflage – ist eine neuteutonische Übertragung der des Duce, und als solche freilich noch roher, plumper und dümmer als diese, an der wir uns hier zu halten haben, um sie als unmöglich christliche Regierungsform zu erweisen. Ihr zugrunde liegen Herrschsucht und Machtsinn, ein Hochkommenwollen um jeden Preis, das gar nicht zuläßt, einer Idee Gestalt zu geben und in sie aufzugehen. Die Botmäßigkeit einer gehegten und gepflegten Idee gegenüber, die einer Machtergreifung geistigen Gehalt gibt, ist an Mussolini nicht aufzufinden. Er war Sozialist und konnte sich als solcher oft in albernen Radikalismen nicht genugtun, um sich bemerkbar zu machen. Zu Anfang des Weltkrieges setzte er sich in Italien sehr für das Neutralbleiben ein. Die Wandlung zum heftigen Kriegsschürer kam bei ihm sozusagen über Nacht, als die Deutschen die erste Schlappe erlitten; französisches Geld soll auch mitgespielt haben. Doch blieb er während des Krieges, da er auch einrücken mußte, noch ganz im Dunkel. Erst in der Nachkriegszeit beginnt seine Karriere. (Ich verweise hier auf meine Schrift: *Die Diktatur des Wahns.*) Als Proletarier seinem ganzen Herkommen nach, zudem als Sozialist, der sich als unreifer Mensch in Aussprüchen gegen die Religion erging, die ihn bei den russischen Bolschewisten zum Liebkind gemacht hätten, zeigt ihn uns sein plötzliches Sicheinsetzen für den Katholizismus, mit dem er den Faschismus ausbaute, der Verrat an den Seinen – am Proletariat war, als einen Menschen, der die Religion zum Mittel erniedrigt, um sich in Macht zu setzen, was der wahrhaft gottesgläubige Mensch niemals zu tun imstande ist. Ja, wir sehen ihn als Machthaber nicht im geringsten reifer geworden in religiöser Hinsicht. Als «christlicher» Diktator, dem im Interesse seiner Machtstellung «der Staat das Absolute ist», wird er zu einer übergrotesken Erscheinung. An seiner Diktatur ist nichts aufzufinden, was ihr ein geistiges Gepräge zu verleihen vermöchte. Sein Ausspruch, «der Faschismus ist eine *religiöse Anschauung*», zeigt ihn nur als zynischen Großsprecher. Denn was sich greifbar als letztes Aufgebot der Geldmächte, der gewissenlosen Vertreter des Mammonismus, der sich vom Bolschewismus bedroht fühlt, dartut wie der Faschismus, ist dem Religiösen so fern wie die Prostitution der Jungfräulichkeit, insofern in Geltung bleibt, daß das Religiöse mit Gott und seiner gewollten Ordnung zu tun haben müsse, der die faschistische Diktatur größter Widersacher ist, was sie eben zur gottwidrigsten Regierungsform macht. Ihr liegt keine Idee zugrunde, für die sie sich ausgibt; an ihr ist alles aufgeklebt: Religion, Nationalismus, Staat; hinter allem steht der krankhafte Machtwille eines Menschen, der von den Geldmächten für die Aufrechterhaltung ihrer kapitalistischen Weltordnung ausgenützt und zugleich in Macht gehalten wird. Man sehe doch danach, wo und wie die Schwarzhemden in den verschiedenen Staaten

sich geltend machen: sie schießen empor wie Pilze, der Boden ist da immer kapitalistisch gedüngt. Eingefleischte Mammonsdiener, kapitalistische Größen mit ihrer Presse sind ihre Erwecker. So Lord Rothermere in England, der seine Verehrung für die beiden Faschistenführer auch schon verlautbart hat. (Ich sah ein Bild: «Die Schwarzhemden in England.» Eine Gruppe junger Leute, alle den rechten Arm halbhoch gestreckt. Das mag für den Römer, der ausgestorben ist, Sinn gehabt haben, heute berührt es läppisch und illustriert einem förmlich der Menschen Verwandtschaft mit dem Affen. Freilich ist auch zu bedenken, daß unter den Menschen das Faule, das Verderbte, das Böse verheerend ansteckend ist.)

Carl Dallago

(Fortsetzung folgt)

Der erste Schritt zum Frieden

Die Ansichten Dr. Szilards (sehr bekannter Atomphysiker) über das Wettrüsten und seine Folgen für die Menschheit finden sich in seinem Brief an die Redaktion der «New York Times» vom 6. Februar 1955. Das «*Bulletin of the Atomic Scientists*» übernimmt den Nachdruck mit Zustimmung Dr. Szilards und der «New York Times» (März 1955).

«Im Jahre 1913, also kurz vor dem Ersten Weltkrieg, veröffentlichte der englische Schriftsteller *H. G. Wells* ein Buch «Die befreite Welt» («The World Set Free»). In jenem Buch sieht er die Entdekkung künstlicher Radioaktivität voraus und verlegt sie in das Jahr 1933, auf den Zeitpunkt also, in welchem sie wirklich erfolgte. Darauf folgt in Wells' Buch die Entwicklung der Atomenergie für friedliche Zwecke und für die Atombombe. Den Weltkrieg, in welchem die Städte vieler Nationen durch diese Bomben zerstört werden, sieht Wells für das Jahr 1956 voraus. Nach der Verwüstung großer Teile der Erde kommt es zu einem Versuch, eine Weltregierung zu schaffen, der beinahe mißlingt, aber schließlich doch, auf fast wunderbare Weise, von Erfolg gekrönt wird.

Es sieht so aus, als ob all diese Prophezeiungen – selbst bis zu den Daten – sich erwahren könnten, scheint es doch, als ob für das Jahr 1956 die größte Wahrscheinlichkeit eines Atomkrieges bestehe.

Viel Phantasie und praktischer Sinn wären erforderlich – nicht weniger vielleicht als es für die Entwicklung der Atombombe brauchte –, um eine Verständigung herbeizuführen, die den Machtkonflikt zwischen Rußland und den USA lösen und nicht nur den nächsten Krieg hinausschieben, sondern eine Lage schaffen würde, in der Krieg überhaupt unwahrscheinlich werden müßte. Doch bis jetzt hat sich die

öffentliche Diskussion solcher Fragen auf einer Ebene politischen Denkens bewegt, die überhaupt keine Lösung zuläßt; weder die (amerikanische) Regierung noch sonst jemand hat auch nur die grundsätzlichen Voraussetzungen vorgebracht, auf die eine Verständigung sich stützen könnte.

Wenn wir keine Idee einer wirklichen Lösung besitzen, dann kann sozusagen jedes Vorgehen – sei es für oder gegen einen Ausgleich – endlos und ohne Verpflichtung für irgend jemanden in Erwägung gezogen werden. Gewisse militärische Führer scheinen zu einem Waffengang im Pazifik zu raten, solange es noch möglich ist, die Russen, durch Drohen mit massiver Vergeltung, von Intervention in großem Maßstabe abzuhalten. Wenn wir die Voraussetzung akzeptieren, daß es noch nicht zu spät ist für einen Präventivkrieg, und wenn wir bereit sind, China so zu verwüsten, daß seine Erholung eine oder zwei Generationen erfordert, so mögen die Überlegungen dieser militärischen Führer nicht so ganz falsch sein – nur lassen sie Gott aus ihren Gleichungen fallen.

Nach Presseberichten schlug Admiral Radford letzten September vor, man möge Tschiang Kai-schek erlauben, zur Verteidigung von Quemoy das chinesische Festland zu bombardieren, wobei die USA, wenn nötig, zur Unterstützung dieser Aktion eingreifen würden. Damals legte Präsident Eisenhower sein Veto gegen den Vorschlag ein. Er folgte darin seinem Gefühl, und sein Fühlen heißt ihn nach Frieden streben.

Es ist allgemein bekannt, daß sich der Präsident leidenschaftlich bemüht, das Land vor Krieg zu bewahren. Er glaubt, es könnte ein befriedigendes, allgemeines Abkommen entworfen werden, das die Russen annehmen dürften; aber er weiß nicht, wie er Garantien schaffen soll, daß die Russen das Abkommen auch halten; so ist er nicht in der Lage, einen klaren Kurs zu steuern, der Chancen bietet, zum Frieden zu führen. Wir wissen, daß viele seiner Ratgeber dafür sind, das Risiko auf sich zu nehmen und einen baldigen Waffenentscheid zu suchen; wie lange dürfen wir da auf den Widerstand des Präsidenten zählen?

Der Tag, an dem wir – zur Verteidigung von Quemoy oder Matsu – das chinesische Festland bombardieren, dürfte zum ersten Tag des dritten Weltkrieges werden. Wer glaubt, daß der Verlauf eines solchen Krieges irgendwie vorausgesehen werden kann, ist meines Erachtens arg im Irrtum. Ein solcher Krieg könnte wohl in Rußland und vielleicht auch in den Vereinigten Staaten zu Zerstörungen von solchem Ausmaße führen, daß jede organisierte Regierungstätigkeit aufhörte.

Zurzeit scheint es wohl möglich, daß uns noch eine Gnadenfrist gewährt wird. Doch kann es nur eine kurze Frist sein; wir stehen nun dicht vor dem Punkt, an welchem es kein Zurück mehr gibt, und un-

sere nächsten tastenden Schritte, wenn sie nicht durch klares Gefühl für die Richtung, die Frieden verheißt, gelenkt werden, könnten uns leicht über jenen Punkt hinausführen. Dieses Ende scheint mir in der Tat unvermeidlich zu sein, wenn nicht die Männer in unserer Regierung, die für unsere Außenpolitik verantwortlich sind, bald einen Weg finden, der uns aus der gegenwärtigen Sackgasse führt.

Wenn wir die Unsicherheit, die mit dem Machtkonflikt zwischen den USA und Rußland verbunden ist, überwinden wollen, müssen wir zu einer umfassenden Vereinbarung gelangen, die alle wichtigen Streitpunkte regelt. Ein solches Abkommen, das für Rußland, die USA und mehrere andere Nationen starken und dauerhaften Anreiz schafft, sich für seine Einhaltung einzusetzen, kann eine Lage schaffen, in der Kriege als unwahrscheinlich betrachtet werden dürfen. Nur auf einer solchen Grundlage ist es möglich, Einzelprobleme, die heute einen so dunklen Schatten werfen, einer Lösung entgegenzuführen. Stückweises Vorgehen bringt keinen Fortschritt auf dieses Ziel hin.

Um eine solche Vereinbarung im einzelnen auszuarbeiten, bedarf es einer Phantasie und geistigen Beweglichkeit, wie sie von der Regierung nicht erwartet werden kann. Unter unserem politischen System kann geistige Führung, wie sie hier erforderlich ist, nur von privater Seite kommen.

Unsere einzige Hoffnung, scheint mir, liegt darin, daß es unter dem Patronat von Universitäten, Forschungsinstituten und zu diesem Zweck gebildeten Körperschaften amerikanischer Bürger möglich sein wird, Gruppen von hochqualifizierten Leuten zu bilden, die willens sind, die hier vorliegenden Probleme gründlich durchzudenken. Einigen dieser Gruppen mag es gelingen, in den nächsten Monaten die Umrisse solcher internationaler, vertrauenswürdiger Vereinbarungen auszuarbeiten. Die Schwierigkeit wird nicht so sehr darin liegen, Einzelfragen zu lösen, als vielmehr darin, die Grundsätze aufzuweisen, aus denen sich die Details mehr oder weniger zwangsweise ergeben. Die Details können warten, aber die Einigung über die grundlegenden Prinzipien ist dringend. Nur Gruppen von gleichgesinnten Männern, die sich von Anfang an über die grundlegenden Voraussetzungen einig sind, können hoffen, etwas wirklich Aufbauendes zu schaffen, das – wie es unumgänglich ist – die geistigen Kräfte in Volk und Kongreß und der Regierung aufruft.

Ich glaube, daß sich mit Hilfe einer zuverlässigen Bürgschaft für die erforderliche moralische und finanzielle Unterstützung die nötigen Menschen zur Ausführung dieses Werkes finden werden. Wir haben keinen Mangel an fähigen, opferbereiten und – sagen wir es – mutigen Männern, und solche Männer * würden sich – sollte die Aufforderung im rechten Geist erfolgen – zur Verfügung stellen.

---

* Und Frauen! D. R.

Wird solche Bürgschaft früh genug und in erforderlicher Kraft in Erscheinung treten? Es ist wohl wahr, daß wir heute einer großen Gefahr gegenüberstehen und daß zu solchen Zeiten Patrioten aufstehen und die Herausforderung annehmen, aber werden sich Männer finden, willens, Verantwortung auf sich zu nehmen, auch wenn sie ihnen nicht offiziell angetragen wird? Das weiß ich natürlich nicht. Nur soviel ist mir gewiß: Wenn wir nicht bald einen Weg finden, gibt es Krieg. Und sollte man den Ursachen dann wirklich auf den Grund gehen, so könnte es sich herausstellen, daß der Krieg kam, weil es in den Vereinigten Staaten zu viel Patriotismus, aber zu wenig Patrioten gab.

Leo Szilard

Die modernen Kriegsmethoden im Rahmen der politischen Weltsituation*

«Der Menschheit ganzer Jammer packt uns an.» – Dieser Ausspruch aus Goethes «Faust» vermag wohl besser als irgend etwas anderes das Empfinden derer zum Ausdruck zu bringen, die sich ernsthaft darüber Rechenschaft geben, an welchen Abgrund uns die Katastrophenpolitik eines schrankenlosen Militarismus gebracht hat. Es ist nicht nur die Tragödie einzelner, was sich da vor uns abspielt – es geht nicht nur um das Schicksal von Nationen –, ja nicht einmal mehr um Europa oder Amerika, um eine westliche oder östliche Welt – es handelt sich um Leben oder Tod der Menschheit selbst.

Was sind die Ursachen für diese furchtbare Situation?

Da ist zunächst die gänzlich veränderte, von allen menschlichen Gesichtspunkten völlig losgelöste Einstellung zum Krieg.

Im Altertum vermochte der Zweikampf der Heerführer Kriege zu entscheiden. Persönlicher Mut und Selbstaufopferung um der Sache willen, wo um die Gestalten wie *Achilles* und *Hektor* die Gloriole eines Heldentums, das spätere Geschlechter auch dann nicht vom Kriegshandwerk zu trennen vermochten, als dieses zu Formen übergegangen war, die diesem Mythos in keiner Weise entsprachen – zu Formen, die wohl mit der Erfindung des Pulvers und der Einführung der Feuerwaffen den Beginn einer neuen Epoche der Kriegführung kennzeichnen.

Die Neuerung, die schon in den ersten Anfängen ihrer Entwicklung weit mehr Menschen in ihren Gefahrenkreis einbezog, als dies früher der Fall war, wurde nicht widerspruchslos hingenommen. *Bayard*, der «Ritter ohne Furcht und Tadel», dessen Reiterstandbild

* Vortrag, gehalten an der Jahresversammlung der Schweizerischen Zentralstelle für Friedensarbeit am 6. März 1955.

Grenoble zur Zierde gereicht, setzte sich mit seiner ganzen Persönlichkeit für deren Ächtung ein, weil er diese Kampfweise als unritterlich empfand. Aber die Technik siegte über solche Bedenken. Sie waren nicht mehr zeitgemäß. Die Entwicklung der Mordwerkzeuge nahm ihren Fortgang, anfangs noch in bescheidenem Ausmaß, erst in unseren Tagen mit dem rasenden Tempo, das erst vor einigen Wochen General *MacArthur* in seinem berühmten Friedensappell mit folgenden Worten gezeichnet hat: «An der Jahrhundertwende, als ich in die Armee eintrat, war das Ziel: ein getöteter Feind pro Gewehr, Bajonett oder Säbel. Dann kam das Maschinengewehr, das dutzendweise töten sollte. Nachher die schwere Artillerie, die den Tod über Hunderte regnen ließ. Es folgte die Fliegerbombe, die Tausende umbrachte, und darauf die Atomexplosion, die Hunderttausende traf. Jetzt haben Elektronen und andere wissenschaftliche Verfahren die Zerstörungskraft derart gesteigert, daß Millionen von ihr erfaßt werden. Und rastlos arbeiten wir in dunkeln Laboratorien fieberhaft, um die Mittel zu finden, die alles auf einen Schlag vernichten können.» («New York Times» vom 28. Januar 1955, übersetzt im «Zeitdienst», 12. Februar.)

Bis in unser mit dem Fluch des Massenmordes ohnegleichen beladenes 20. Jahrhundert hinein waren es immer noch die kombattanten Truppen, die Subjekt und Objekt der Kriegführung waren.

Die Leiden der Zivilbevölkerung waren wohl eine Begleiterscheinung, aber eine solche, die ein anständiger Heerführer auf ein Mindestmaß zu beschränken suchte. Plünderung, Brandschatzung und die Verbrechen an Frauen wurden als schwarze Blätter der Kriegsgeschichte angesehen. Für disziplinierte Truppen galten sie als eine Schande.

Aber mit der Wandlung der Instrumente der Kriegführung hat sich auch der Mensch gewandelt. Die Mechanisierung hat auch von ihm Besitz ergriffen, ihn losgelöst von den menschlichen Beziehungen, ihn zum Sklaven der Mordmaschine gemacht, deren einzige Ambition die Steigerung der Tötungsmöglichkeiten ins praktisch Unbegrenzte darstellt. Noch vor vierzig Jahren ungefähr, so stellte ein Staatsmann vom Format *Attlees* kürzlich fest, wäre ein Vorgehen, wie das im letzten Krieg angewandte, für zivilisierte Menschen als unbedingte Scheußlichkeit betrachtet worden. («Bulletin atomic Scientists», 1954, Seite 327.) Aber die militaristische Mentalität schwelgt nichtsdestoweniger weiter in einer von Antike und Mittelalter geprägten Vorstellungswelt. Das Heldentum eines *Winkelried*, der durch seinen Opfertod das Vaterland rettete, wird noch heute zur Beschönigung eines Systems mißbraucht, das mit den modernen Waffen und Kriegsmethoden auf die tiefste Stufe eines gemeinen Massenmordes herabgesunken ist, eines Massenmordes, vor dem sich jeder Soldat, in dem noch eine Spur des heute als «romantisch» abgetanen Begriffes der Ritterlichkeit schlummert, mit Grauen und Verachtung abwenden muß.

Am besten zeigt dies wohl die erwähnte Ansprache, die General *MacArthur* im Januar dieses Jahres in Los Angeles gehalten hat und die in der einen dringlichsten Forderung gipfelt: *Schafft den Krieg ab!*

Und niemand anders als ein Vater des Gaskampfes, Professor *Haber*, war es, der – gewissermaßen zu seiner eigenen Entlastung – in einem Vortrag vor der interparlamentarischen Union sagte:

«Nicht der Gaskrieg als solcher, sondern der Krieg, der Frauen und Kinder nicht verschont, ist das Ungeheure, das unfaßbar Schreckliche, das mit allen Mitteln der Politik bekämpft zu werden verdient.» Aber der Krieg gegen Frauen, Kinder und Greise, gegen die Zivilbevölkerung als solche, ist ja heute gerade die Methode «comme il faut», es ist, wie es in einem Buch des amerikanischen Majors *Marshall* – übersetzt von einem Basler Großindustriellen der chemischen Industrie und schweizerischen Oberst, herausgegeben vom Verlag Huber, Frauenfeld, der ihm gehört – wörtlich heißt: «die Methode, die wir Amerikaner bevorzugen.» . . . Ist es doch die Methode, die eine feindliche Regierung wirksamer als irgendeine andere auf die Knie zu zwingen vermag. – Und der Zweck heiligt eben die Mittel.

Dieses altbewährte Mittel des *Ignazius von Lojola*, des Begründers des Jesuitenordens, feierte seinen barbarischsten Triumph mit der Abkürzung des Krieges mit Japan durch den Massenmord von Hiroshima und durch die Vernichtung von Nagasaki. Mit ihm war das neue Zeitalter, die letzte Etappe auf dem Leidensweg der Menschheit, das Atomzeitalter, angebrochen, wenn nicht in letzter Stunde der Mensch wieder lernt ein Mensch zu sein.

Wohl hatten die Wissenschafter, die die im Atom gebändigten Dämonen der Energie im Dienste der Zerstörung in Freiheit gesetzt hatten, im Gefühl ihrer furchtbaren Verantwortung eine Bittschrift an Präsident *Truman* gerichtet, die Atombombe nicht in Anwendung zu bringen im Hinblick auf die unvorstellbar schrecklichen Folgen. Vergebens.

Ein amerikanischer Präsident ist unfehlbar, ein weltlicher Papst, und trotzdem er die in allen Tonarten gepriesene «freie Welt» gewissermaßen personifiziert, besitzt er so unbegrenzte Machtbefugnisse, wie sie nur je ein Diktator besaß.

Er ist Herr über Leben und Tod, nicht nur im Falle von einzelnen Menschen, wie bei den *Rosenbergs*, wo statt des «in dubio pro reo» – höchstes Prinzip eines Rechtsstaates – das Gegenteil praktiziert worden ist. Er ist Herr über Leben und Tod von Hunderttausenden, die trotz der Petition der Wissenschafter durch die Bombe von Hiroshima und diejenige von Nagasaki in den Tod geschickt oder langsam zum Tode führenden Siechtum ausgeliefert worden sind. In seine Hand war das Schicksal der Kinder gelegt, die scheinbar unverletzt den Untergang der betreffenden Städte überlebt hatten, und die heute in ihren ersten Schuljahren rettungslos zugrunde gehen – und das Schick-

sal jener andern, der in jenen Schreckenstagen noch Ungeborenen, auf denen der Fluch der Keimschädigung lastet mit all ihren furchtbaren Auswirkungen in der Generationen Folge. Kinder ohne Gehirn oder abnormal kleinem Gehirn, solche ohne Augen und Augenhöhlen, Monstruositäten verschiedenster Art, mit denen sich heute die Erblichkeitsforscher befassen, lassen die Tage von Hiroshima und Nagasaki nicht vergessen – um so weniger als durch die Versuche mit der Wasserstoffbombe das Land aufs neue durch die direkt von der radioaktiven Asche getroffenen Fischer, von denen einer im September vorigen Jahres gestorben ist, durch die radioaktive Verseuchung der Fische sowie der Vegetation, des Weidviehs usw. durch radioaktiven Regen gefährdet wurde. Bei der großen Entfernung vom Versuchsort, dem Bikiniatoll im Gebiet der Marshallinseln, ergab sich daraus auch für andere Länder eine nicht minder große Gefahr. Mit der ständig vergrößerten Wirksamkeit der Atombomben und in noch weit höherem Ausmaß der Wasserstoffbomben nahm die Gefährdung weiter Gebiete immer unheimlichere Dimensionen an. Es wird einem dies ohne weiteres klar, wenn man sich das quantitative Ausmaß der Wirkungssteigerung dieser entsetzlichen Waffe vergegenwärtigt.

Die explosive Kraft der in Hiroshima und Nagasaki zur Anwendung gekommenen Bomben entsprach nach *Hanson W. Baldwin* im amerikanischen «Atomic Scientists Bulletin», S. 318, 1954, dem Äquivalent von 20 000 Tonnen des hochwirksamen Sprengstoffes TNT (Trinitrotoluol). Das thermonukleare (H)-Monstrum von 1954 ist in seiner Wirkung nach derselben Quelle mehr als 10 Millionen Tonnen Trinitrotoluol äquivalent, was demnach eine Steigerung um das 500-fache der Sprengstoffwirkung bedeutet. Dabei ist zum mindesten die radioaktive Effektvermehrung nicht einbezogen. Nach *Attlee* (l. c.) hätte die letztere genügt, um das Metropolitangebiet von New York auszuschalten.

Versucht man sich auf Grund der Verluste an Menschenleben von der Steigerung der Tötungsfähigkeit einen Begriff zu machen, so sind nach japanischer Schätzung in Hiroshima 230 000 Personen umgekommen, in Nagasaki 90 000. Der Artikel von *Baldwin* erwähnt nur die letzteren und schätzt sie auf 40 000 Tote und ebensoviel Verletzte. Sieht man von diesen ab, obschon sie in der Mehrzahl, bei der heimtückischen Natur der Strahlenschädigungen, in der Folge ebenfalls ihren Leiden erlegen sind, so hätte eine Bombe von der angegebenen 500-fachen Wirkungssteigerung 200 Millionen Menschen das Leben kosten können. Nicht nur jede Stadt – auch New York mit 10 Millionen Menschen –, wie Admiral *Strauß* feststellte, könne dem Erdboden gleichgemacht werden.

Über den Umfang des von der direkten Austilgung betroffenen Gebietes orientiert die von dem bekannten amerikanischen Kernphysiker Dr. *Lapp* in der Februarnummer dieses Jahres des amerikanischen

Bulletins der Atomwissenschafter gegebene Analyse der raumbedingten Chancen des Überlebens bei einem Angriff mit den Wasserstoffbomben der verschiedenen Teste im Vergleich zu den Wirkungen der Hiroshima-Bombe. Diese erfaßte ihre Opfer durch die Luftdruck- und Hitzewirkung im Umkreis von sieben Quadratmeilen (10,5 km²). Entsprechend einer 43mal größeren Fläche zog der Test der H-Bomben-Explosion vom 1. November 1952 die Tötungsgrenze um ein Areal von über 300 Meilen (480 km²). Es folgte die Wasserstoffbombenexplosion vom 1. März 1954, die über Tausende von Quadratmeilen im Pazifik ihre radioaktiven Partikel ausstreute.

Durch die neue, unheimliche radioaktive Komponente, die sich der Druck-Hitze-Wirkung – dem traditionellen Spreng-Brandbomben-Effekt – hinzugesellte, erhielten die Kriegsmittel eine neue Dimension. Ihre Bedeutung ergibt sich aus der Feststellung von Dr. *Lapp*, daß eine einzige derartige, nahe über dem Boden explodierende Bombe einen Staat von der Größe von Maryland mit tödlicher Radioaktivität verseuchen würde. Der Verfasser berechnet den totalen radioaktiven Auswurf auf ungefähr 20 Millionen Röntgenquadratmeilen, beziehungsweise 30 Millionen Röntgenquadratkilometer, wovon die Hälfte am ersten Tag – der Zeitspanne maximaler Gefahr – ausfällt. Hierauf sinkt die Radioaktivität rasch, ohne jedoch auf Null hinunterzugehen. Noch nach fünfzig Jahren bleiben 7 1/2 Prozent der Strahlungswirkung des totalen radioaktiven Auswurfes erhalten.

Ist es notwendig, möchte ich hinzufügen, besonders darauf hinzuweisen, was diese Rest-Radioaktivität im Hinblick auf wiederholte atomare Explosionen, wo immer sie ausgeführt werden, bedeutet? Es ist selbstverständlich, daß es zu einer ständigen Anreicherung der Atmosphäre an diesem höchst gefährlichen Material kommt und daß Menschen, Tiere und Pflanzen – mehr oder weniger, je nach den örtlichen Verhältnissen – einer *Schädigung* ausgesetzt sind, die unter Berücksichtigung, daß es sich um eine permanente Beeinflussung handelt sowie der besonders heimtückischen Natur der Strahlenerkrankung, früher als wir es vielleicht nur ahnen, ihre unbarmherzige Hand auf alles Leben legen wird. Sie wird das Individuum in seinem persönlichen Dasein erfassen und mehr noch die Flucht der Generationen, die in ihm schlummern. Forscher von der überragenden Bedeutung *Einsteins* haben im übrigen auf die zunehmende Gefahr der radioaktiven Verseuchung, die die Erde schließlich unbewohnbar macht, hingewiesen. Der radioaktive Auswurf atomarer Explosionen und die Gefahren, die die zunehmende Strahlung in sich schließt, waren Gegenstand einer Diskussion im englischen Unterhaus im vergangenen November und haben *Winston Churchill* zu der Erklärung veranlaßt, daß eine «illegale Zahl von Atom- und Wasserstoffbombenexplosionen auf fünftausend Jahre hinaus schwere Wirkungen auf die Erdatmosphäre haben könnten». Und in der diesjährigen Februarnummer des ameri-

kanischen Bulletins der Atomwissenschafter wird von ihm der einsichtsvolle Ausspruch zitiert:

«. . . Der Tod steht auf der Wacht, gehorsam, erwartungsvoll, bereit zu dienen, bereit Völker in Massen hinwegzurasieren, bereit, wenn gerufen, ohne Hoffnung auf Wiederherstellung zu Pulver zu zermalmen, was an Zivilisation übriggeblieben ist. Er erwartet nur den Befehl. Er erwartet ihn von einem schwachen, in die Irre gegangenen Wesen, das lange sein Opfer war und nun für diese eine Gelegenheit – sein Meister.» Und nun – trotz dieser Einsicht – welcher Widerspruch – nun selbst mit dem Übergang zur Wasserstoffbombenproduktion in England das Tötungspotential für die über die ganze Welt zerstreuten Völker des Commonwealths noch zu erhöhen. Zu dem Faktor der Radioaktivität kommt noch ein anderer hinzu, der an diesem Tötungspotential beteiligt ist.

Ich habe mir gestattet, auf denselben hinzuweisen in meinen Ausführungen zum vorgelegten Entwurf «Warum ist die Wasserstoffbombe eine Weltgefahr?» an der Exekutive der internationalen Frauenliga in Dänemark im August vorigen Jahres und habe ihn später dem Flugblatt selber eingefügt. Es handelt sich um die Bildung von äußerst aggressiven Verbindungen des Stickstoffes und des Sauerstoffes der Luft, wie des braunen, erstickenden Stickstoffdioxyds, Salpetersäure und salpetriger Säure bei hoher Temperatur, entsprechend der Stickstoff-Fixierung der Luft, deren sich unter anderem die Chemiker bedienen. Ich habe auf die lebenvernichtende Wirkung dieser aggressiven Stoffe hingewiesen, wie auch darauf, daß deren Bildung den Entzug des zur Atmung aller lebendigen Wesen – einige Bakterienarten ausgenommen – unbedingt erforderlichen Sauerstoff veranlaßt. Nun hat nach einer Mitteilung in der «New York Times» vom 23. November letzten Jahres der bekannte französische Physiker und Nobelpreisträger, Professor *de Broglie*, in einer der französischen Akademie überreichten Schrift ebenfalls auf das Gefahrenmoment hingewiesen, daß sorglos fortgesetzte Wasserstoffbombenexplosionen eine Gefahr für tierisches und pflanzliches Leben bedeuten und als Ursache hierfür angeführt, daß die Bildung nitroser Oxyde aus Stickstoff und Sauerstoff im Feuerball so groß werden könne, daß sie das Leben auf der Erde bedroht.

Betrachten wir noch kurz die atomaren Waffen vom Standpunkt der Schutzmöglichkeit, so könnte man wohl daran denken, gegen ihre einzelnen Komponenten diese oder jene Maßnahme zu treffen. Das Furchtbare ist nun aber gerade der Umstand, daß wir ja niemals nur mit dieser oder jener Komponente zu tun haben, daß im Gegenteil die ganze Fülle der Schrecken über die unglückseligen Opfer hereinbricht. War es nach dem Bericht von Professor *André Meyer* vom Collège de France, Präsident der Internationalen Sachverständigenkommission des Roten Kreuzes, an die internationale Konferenz des Roten Kreuzes

1930 in Brüssel zwar möglich, die Zivilbevölkerung teilweise gegen einen ausschließlichen Giftgasangriff – zu dem es im übrigen glücklicherweise nicht gekommen ist – zu schützen, nicht aber gegen einen kombinierten Angriff. «Wenn sich», so heißt es in wörtlicher Übersetzung in dem Bericht, «der Krieg durch explosive und Brandbomben dem chemischen Krieg hinzugesellt, so ist die Zivilbevölkerung von einer ungeheuren Gefahr bedroht.»

War dies schon zu jener Zeit mit ihren – trotzdem erst ein Vierteljahrhundert seither vergangen ist – fast vorsintflutlich anmutenden Waffen der Fall, wie viel mehr dann im Falle der atomaren Bomben, die in sich selbst Spreng-, Brand-, chemische und radioaktive Wirkungen vereinigen und dies in einem nur durch die Tragfähigkeit der großen Bomber, die heute 30 bis 40 Megatons transportieren können, beschränkten Ausmaß. Was dies bedeutet, geht außer den schon angeführten Berechnungen von Dr. *Lapp* aus einem Artikel von *Philips* im amerikanischen «Bulletin of the atomic Scientists» hervor (Seite 316, 1945). Danach tötet eine Megatonbombe – also einer einer Million Tonnen Trinitrotoluol zukommenden Sprengwirkung entsprechend – 17 000 Menschen, eine 5-Megaton-Bombe 39 000, eine 10-Megaton-Bombe 50 000 Menschen.

Was die Brandwirkung betrifft, so hat Dr. *Lapp* in einem Artikel in derselben, ausgezeichneten Zeitschrift einen praktischen Fall vorausgesetzt: die Situation, in der sich Woodley, eine sechs Meilen (neun Kilometer) vom Weißen Haus in Washington entfernte Vorstadt, befände im Falle eines Angriffes auf das Weiße Haus mit Bomben von einem und weniger als einem Megaton bis zu solchen von fünf Megatonen. Das Ergebnis ist völlig vernichtend für jeden, der noch in der Illusion eines Schutzes befangen ist.

Die schwächsten Bomben ergaben in der angegebenen Entfernung 10 Kalorien pro cm^2, die 5-Megaton-Bombe 50 Kalorien pro cm^2; die mittleren entsprachen 17, beziehungsweise 25 Kalorien pro cm^2. Für diese ergab sich erst bei 10 Meilen Abstand (15 Kilometer) ein Absinken der Brandwirkung auf 3 Kalorien pro cm^2. Wem es also möglich war, in der Zeit von wenigen Minuten vom Beginn des Alarms die 4 Meilen oder 6 Kilometer auf irgendeine Weise durch von verängstigten Menschenmassen blockierte Straßen hindurchzukommen, der hatte Aussicht, mit einer Verbrennung ersten Grades davonzukommen, für welche 2 bis 3 Kalorien pro cm^2 in Betracht fallen, während 3 bis 4 Kalorien pro cm^2 Verbrennungen zweiten Grades, 8 bis 10 Kalorien pro cm^2 Verbrennungen dritten Grades hervorrufen – immer vorausgesetzt natürlich, daß er nicht von radioaktivem Ausfall oder der Brisanzwirkung erfaßt wurde.

Außer den direkt exponierten Hautstellen kommen auch die bedeckten in Betracht, die Kleider, deren Material, wie dasjenige der Häuser und Straßenpflasterung, von sehr ungleicher Brennbarkeit ist.

So verbrennt der Khaki-Baumwolldrilch der amerikanischen Sommer-Dienstuniformen nach den Angaben von *Lapp* bei 15 Kalorien pro cm^2, gestreifte Leinenstoffe und graue Baumwolle schon bei 10 Kalorien, bei denen auch Vorhänge und hölzerne Oberflächen in Feuersgefahr sind. Beträchtliche Gefahr der direkten Einäscherung von Holzbauten besteht bei 25 Kalorien pro cm^2. Für Personen in Unterständen, sogenannten Foxholes (Fuchshöhlen), besteht die Gefahrengrenze bei etwa 37 Kalorien pro cm^2. Dies entspricht, wie gesagt, der Brandwirkung für sich allein betrachtet. Berücksichtigt man außerdem die Sprengwirkung, so gibt der erwähnte Dr. *Lapp* an, daß eine tragbare Bombe schwere bis vollständige Zerstörung innerhalb eines Radius von 10 Meilen (15 Kilometer) verursacht, Brände und leichtere Zerstörungen auf irgendeine größere Distanz. Von den radioaktiven Wirkungen war früher schon die Rede. Bei ihrer schleichenden, den Menschen bei geringeren Graden erst allmählich unterminierenden Natur, sind sie jedoch erst allmählich bewußt erfaßt worden. Vor der Explosion der Wasserstoffbombe vom 4. März war den Wissenschaftern klar, daß sie sehr große Mengen radioaktiven Materials erzeugen werde, über das noch sehr wenig bekannt ist. Sie verlangten daher, daß die Teste verschoben werden. Es war vergebens. Wie *Lapp* bitter bemerkt, wurden die Einwände der Sachverständigen in den Wind geschlagen.

Und damit rühren wir an die schwerste Seite des ganzen Problems. Material von ungeheuerlichster zerstörender Kraft, das Äquivalent von einer Billion Tonnen, ausreichend, um nach dem Hauptredaktor des «American Scientists Bulletin», *Rabinowitch* (Januarnummer 1955), jedes Ziel auf der Erdoberfläche, das sich lohnen würde, vielleicht mehrmals zu zerstören – und auf der Gegenseite eine vielleicht um ein geringes kleinere Menge gleicher Art –, steht bereit, um die Welt in einen Trümmerhaufen ohnegleichen zu verwandeln.

Wenn die in der UNO-Charta garantierten Rechte: Freiheit von Sklaverei, von eigenen und fremden Ausbeutern, Freiheit von Not, Freiheit vor Furcht und nicht zuletzt Gedankenfreiheit auch von anderen Völkern als ihre natürlichen Rechte betrachtet werden, dann kommen sie in Konflikt mit denjenigen, die glauben das Monopol für Freiheit zu besitzen. Dann kommt die Drohung mit der Wasserstoffbombe – und vielleicht mehr als nur eine Drohung. Die wenigsten sind sich bewußt, wie nahe wir im vergangenen Jahr an einer Katastrophe von schrankenlosen Greueln vorbeigekommen sind. Schon hatte die Eisenhower-Administration auf den 28. April, zwei Tage nach der Eröffnung der Genfer Konferenz, einen Luftangriff angesetzt, um den Belagerten in der Festung Dien Bien Phu zu Hilfe zu kommen. Mit Admiral *Radfords* Beistand hätte die «kleine» Atombombe auf die Außenforts abgeworfen werden sollen, wenn nicht *Winston Churchill* die Intervention gestoppt hätte (siehe *Del Vayo*, «Nation», 19. und

26. Juni 1954, und andere). Es kam ihm dabei die ständige Uneinigkeit im Stab der vereinigten militärischen Führer der Vereinigten Staaten zustatten, und daß General *Ridgway*, der gegen die Intervention opponierte, die Oberhand behielt gegenüber Admiral *Radford*, der sie verlangte. Wie lange, muß man sich fragen, da Admiral *Radford* immer noch der Chef des Stabes der vereinigten militärischen Führer ist und nach *Kemler* (Nation», 17. Juli 1954) entschlossen war, an jenem schicksalsschweren 28. April mit 500 Aeroplanen die Vietminhtruppen mit Atombomben anzugreifen. Hätten dann die Rot-Chinesen offen in den Krieg eingegriffen, wie dies als wahrscheinlich angesehen wurde, so wäre Amerikas atomisches Arsenal gegen Peking dirigiert worden, das er, wie einst *Catilina* immer wieder auf sein «Carthaginem esse delendam« zurückkam, selbst auf das Risiko eines 50jährigen Krieges auf asiatischem Boden zerstört wissen wollte.

Gleicht nicht die Situation von damals mit ihrer Zusammenziehung von See- und Luftstreitkräften aufs Haar der heutigen um Formosa? Nur daß sie heute, seit England seine Selbständigkeit völlig an Amerika verloren hat, unendlich gefährlicher erscheint.

Wo ist die Maschinerie, national oder international, um einen Mann wie *Radford* und all seine desperaten Kollegen davor zu bewahren, Massenmörder und Genocidisten zu werden. Selbst die Ausarbeitung solcher Pläne sollten als verbrecherisch gebrandmarkt und mit allen möglichen Mitteln bestraft werden, und zwar sofort. Die Welt hat nicht Zeit zu warten, bis sie mit allem Lebendigen in ein ewiges Grab versinkt.

Wenn Sie denken, daß ich zu viel sage, dann erinnern Sie sich bitte nur an die jüngsten Tatsachen und Reden der Männer, in deren Hände die Macht gegeben ist. Denken Sie einen Moment daran, was es heißt, wenn der amerikanische Staatssekretär, Mr. *Dulles*, erklärt: «Wir haben uns entschlossen, in erster Linie auf eine große Kapazität zur momentanen Vergeltung abzustellen mit Mitteln und an Orten unserer Wahl.» Das bedeutet nach dem Wortlaut eines kritischen Kommentars des sogenannten «New looks» in einer Radioansprache von *Adlai Stevenson* in Miami: «Daß für den Fall, daß die Kommunisten ein neues Korea versuchen wollten, wir durch Abwerfen von Atombomben auf Moskau und Peiping oder an einer anderen Stelle unserer Wahl zurückschlagen würden.» Zurückschlagen mit welchen Mitteln?

Senator Brian *McMahon* hat nach dem amerikanischen Bulletin der Atomwissenschafter, S. 317 des Jahrganges 1954, in einer Ansprache an den Senat im Jahre 1951 in wenig Worten das seither größtenteils realisierte Waffenarsenal der USA vor uns heraufbeschworen. «Hier ist», so sagte er in wörtlicher Übersetzung, «meine Konzeption einer atomischen Marine:

Mit Kernenergie getriebene Unterseeboote von nahezu unbegrenz-

ter Größenordnung.» (Das Muster eines solchen ist heute im *Nautilus* verwirklicht, der unlängst seine Jungfernfahrt angetreten hat. Keiner unserer Journalisten, die darüber berichteten, ist wohl im Bild darüber gewesen, daß nach dem erwähnten Bulletin, das vor einiger Zeit einen ausführlichen Bericht über den *Nautilus* anläßlich seiner Taufe brachte, seine zweihundert atomaren Geschütze dazu bestimmt sind, jede Stadt innerhalb ihrer immensen Reichweite in Asche zu verwandeln.)

Und weiter, so zählte Senator *McMahon* das inzwischen größtenteils Wirklichkeit gewordene Inventar des Arsenals seiner Träume auf: «Mit Atomenergie angetriebene Flugzeugträger, die imstande sind, Aeroplane zu lancieren, die die Atombombe sowohl auf strategische wie auf taktische Missionen tragen:

Atomische Artillerie auf Schiffsbasen;

Gelenkte atomische Geschosse auf Schiffsbasen;

Atomische Minen;

Eine atomische Luftwaffe, die ihrerseits die Kriegsindustriezentren des Feindes aufsuchen und zerstören wird. Dieselbe wird atomische Geschosse (Missiles) abfeuern;

Sie wird die Wasserstoffbombe abwerfen, wenn diese fürchterlichste Waffe – wie es ja leider inzwischen geschehen ist – vollendet sein wird.»

Doch ist damit das Inventar des amerikanischen Kriegsarsenals nicht vollständig aufgezählt.

Auch die Giftgaswaffe ist weiter entwickelt worden und hat nichts von ihren Schrecken verloren – im Gegenteil dieselben noch unter anderem durch das Hinzukommen hochwirksamer Nervengifte vermehrt und deren Reichweite erhöht. Aber sie ist auch in ihren fürchterlichsten Formen der Atomwaffe nicht ebenbürtig, nicht entscheidend wie sie und besitzt ihr gegenüber noch andere Nachteile, wie die Schwierigkeit, sie an Ort und Stelle zu bringen.

Auch die biologische Waffe, die der chemischen Sektion zugeteilt ist und den Anfang ihrer Entwicklung in Amerika nach deren Anwendung gegen China durch die Japaner im Chinesisch-Japanischen Krieg genommen hat, dürfte der Atomwaffe unterlegen sein. Doch teilt sie mit ihr die Eigenschaft, Atmosphäre und Erdboden mit allem, was darauf lebt, in der scheußlichsten und niederträchtigsten Weise zu verseuchen.

Man überlege sich nur einmal, was es heißt, Pestbazillen, in ihrer Virulenz aufs äußerste gesteigert, und auf jede Weise camoufliert, zur Verhinderung der Rettungsmöglichkeiten mit allen Errungenschaften, die die moderne Luftwaffe bietet, in Anwendung zu bringen und damit den Schwarzen Tod über alle Grenzen hinweg, über Freund und Feind zu verbreiten. Und dies ist nur ein Beispiel. Die Verluste der eigenen Bevölkerung sind dabei kaltblütig einkalkuliert, bei der bakteriologischen Waffe wie auch bei der Atomwaffe, wobei man

allerdings bei der letzteren den schleichenden radioaktiven Schäden, die nicht allein in Japan, sondern auch in den USA als Folge der Atomwaffenteste in anormalen Neugeborenen in erschreckender Zahl zum Ausdruck kommen, nicht genügend Rechnung getragen hat.

Selbst wenn die vorhin skizzierten Mittel und Methoden der Kriegführung einem Lande Sicherheit gewähren würden, wie es vielleicht der Fall war, solange Amerika allein über die Atom- und Wasserstoffbombengeheimnisse verfügte, dünkt es einen, daß es jedem anständigen Menschen davor grauen sollte, seinen Schutz auf so verwerfliche Weise zu erkaufen und sich in anderen Ländern durch sogenannte Verteidigungspakte in ein derartiges «Schutzsystem» einbeziehen zu lassen. Wer garantiert im übrigen dafür, wann und wo sich ein sogenannter Verteidigungspakt in einen Angriffspakt verwandelt? – Fait accomplis, die diese Umwandlung nach sich ziehen, sind erfahrungsgemäß rasch geschaffen, und im gegebenen Fall sind die Geister so verwirrt, daß sich jeder als der Angegriffene fühlt.

Aber selbst wenn es nicht zu einem Umschlagen des Verteidigungs- in einen Angriffspakt kommt, so haben bedeutendste Atomforscher immer und immer wieder darauf hingewiesen, daß die atomische Entwicklung nicht mehr Sicherheit, sondern weniger bedeutet. So sagt *Hanson W. Baldwin* im «American Atomic Science Bulletin» (S. 318, 1954), daß seit der Eiszeit keine Periode größerer physischer Unsicherheit und Bedrohung des menschlichen Lebens bestanden hat. «Wir sind, so sagt er, «taktisch und politisch in einen Circulus vitiosus eingetreten. Wir rüsten unsere Streitkräfte mit mehr und mehr Atomwaffen aus, die mit der Zeit weniger und weniger Sicherheit bedingen. Die modernen Waffen haben vollständig versagt in dem Fundamentalgrund für ihre Existenz, der darin besteht, größere nationale Sicherheit vorzusehen.»

Und an anderer Stelle (Seite 317 derselben Zeitschrift) stehen die folgenden bezeichnenden Sätze:

... «Es besteht keine Notwendigkeit, die Vaporisierung von Millionen unglücklicher Bürger in ihren Heimen nach der Theorie der ‚massiven Wiedervergeltung' zu befürworten.»

... «Das Abwerfen von Bomben auf von den Schlachtfeldern entfernte Ziele kann sehr wohl in einer Orgie gegenseitiger Zerstörung enden, der gegenüber der Aderlaß der Mongolen als human erscheinen wird.»

... «Aber eine zukünftige Administration könnte die Direktive ändern, oder durch irgendein Wunder könnte die Menschheit kurz vor dem letzten Irrsinn der Selbstzerstörung haltmachen durch Abkommen, die dem Gebrauch der atomischen Waffen vorbeugen.»

Auch Professor *Thirring*, Direktor des Instituts für theoretische Physik in Wien, hat sich im Hinblick auf den Krieg mit H-Bomben,

«deren einziges Ziel eine große Stadt ist» (*Thomson*, Cambridge), unter anderem wie folgt ausgesprochen:

... «Angriff in einer mit H-Bomben bewaffneten Welt bedeutet nicht allein Massenmord, er bedeutet auch Selbstmord. Welcher Staatsmann besäße den Ehrgeiz, nicht nur Feindesland, sondern auch das eigene zerstört zu haben?»

Berücksichtigen wir zum Schluß, was es heißt, wenn in allen Teilen der Welt sogenannte Stützpunkte errichtet werden. Hat man sich in den politischen Kreisen des Westens hinreichend überlegt, welchen psychologischen Effekt ein solches Mißtrauensvotum bei den Millionenvölkern des Ostens auslösen muß? Und die Völker sind letzten Endes das Entscheidende. Ihre Menschen sind nicht anders als wir. Sie haben gelitten und mehr gelitten als die Menschen der westlichen Länder im großen Durchschnitt. Ihrem Blut hat der Westen seine Freiheit zu verdanken.

Dabei handelt es sich ja bei den Stützpunkten um weit mehr als nur um ein Mißtrauensvotum. Da sie auf fremden Boden errichtet sind, fällt der rein defensive Zweck dahin. Sie können gar keinem anderen Zweck dienen, als – wenn der Moment dazu gekommen ist – mit all den grauenvollen Zerstörungsmitteln das hierzu ausersehene Land oder den Länderblock zu überfallen, einzig und allein weil einem dessen Ideologie nicht paßt. Als ob man Ideologien statt mit Gründen mit Atomkanonen und -bomben bekämpfen könnte!

Haben sich die politischen Kreise des Westens, die nur auf dieser Seite alles Heil, auf der östlichen dagegen alles Unheil sehen, je einmal überlegt, was sie dazu sagen würden, wenn rings um ihr eigenes Haus sogenannte Stützpunkte errichtet, die Nachbarschaft mit Waffen ausgerüstet und Komplotte am laufenden Band geschmiedet würden, die man verschämterweise als «Verteidigungspakte» bezeichnet – und dies alles, weil einem die Gedankenwelt der Hausbewohnerschaft nicht in den Kram paßt!

Würde jemand im täglichen Leben so handeln, so wäre das mindeste, was man von ihm sagen würde: er sei verrückt. Aber der Westen findet es durchaus normal und mit der von ihm selbst postulierten Gedankenfreiheit verträglich, gegen mißliebige Meinungen mit Atom- und Wasserstoffbomben vorzugehen, statt daß man sich zu verstehen sucht, und wo dies nicht möglich ist, die gegenteilige Meinung achtet.

Bedenken wir doch vor allem, daß wir Schicksalsgenossen sind, daß nur unser Zusammenhalten uns alle vor dem grauenhaften Ende, das uns bedroht, noch retten kann.

Wir sind, wie auch unsere Farbe sein mag, Bewohner eines Hauses, an dessen Tor schon die Brandfackel lodert. Halten wir zusammen, tun wir alles, um das gemeinsame Haus und damit uns selbst zu retten!

Gertrud Woker

Tatsachen der atomischen Bedrohung und unsere Verantwortung

Warum nehmen wir Stellung?

Am 15. Mai 1955 erklärte Bundespräsident *Petitpierre* in seiner Ansprache vor der Delegiertenversammlung der Freisinnig-Demokratischen Partei der Schweiz in Biel:

«Vor einigen Monaten hat ein englischer Philosoph angeregt, daß neutrale Länder wie die Schweiz eine Initiative auf diesem Gebiet (nämlich auf dem Gebiet der Versuche, die massiven Zerstörungsmittel, welche die Nuklearenergie herzustellen gestattet, in Acht und Bann zu erklären) ergreifen sollten. Ich glaube, daß im heutigen Zeitpunkt, da das Verbot der Atomwaffe Gegenstand von Diskussionen und Kontroversen zwischen den Großmächten bildet, eine solche Initiative kaum Aussicht auf Erfolg haben würde. Wir sollten immerhin die Möglichkeit nicht ausschließen, daß eine Intervention oder eine Stellungnahme unsererseits eines Tages sich rechtfertigen könnte.»

Kann es sich, wenn die Menschheit vor *dem* entscheidenden Wendepunkt (auch Bundespräsident Petitpierre sagte, die Menschheit stehe an einem Wendepunkt) ihrer Geschichte steht, wenn die Kriegsfrage zur Frage von Leben und Tod der Völkerwelt geworden ist, darum handeln, ob wir als Politiker und als Mensch für konkrete Bemühungen um den Frieden nach dem Erfolg oder der Opportunität fragen? Es liegt doch ein Tatbestand vor, an dem kein verantwortungsbewußter Mensch, erst recht nicht ein Politiker, ohne eindeutige, entschiedene Stellungnahme vorübergehen kann. Hier muß das menschliche Gewissen Posten fassen, *sofort* Posten fassen, und zwar in einer dauernden, über alle Fragen nach Erfolg und Opportunität hinausgehenden, elementaren Verantwortung, die sich vor Gott und den Menschen aufdrängt. Aus dieser Verantwortung heraus hätte jeder einzelne Mensch und auch die Schweiz schon längst die Pflicht gehabt, etwas Entscheidendes und Mutiges zu tun. Gegenüber dem Menschheitsschicksal gibt es doch wohl keine Maxime der Neutralität; hier gilt von vorneherein die Solidarität und die Mitverantwortung, ganz abgesehen davon, daß die Katastrophe, wenn sie eintritt, vor keiner «Neutralität» halt machen wird. Denn die Völker werden in *einer* Welt miteinander leben oder einander vernichten.

Damit haben wir eigentlich schon gesagt, warum wir Stellung nehmen. Wir haben es schon einige Male getan. Leonhard *Ragaz* hat es nach dem Abwurf der ersten Atombombe getan. In seiner Selbstbiographie «Mein Weg», zweiter Band, schrieb er am Schluß:

«Ich bin entschlossen, in dem Kampf für den Frieden überhaupt den Rest meiner Lebenskraft einzusetzen. Die Atombombe bedeutet dabei einen Anschauungsunterricht ohnegleichen.»

Der Kampf um alles Menschentum, der Kampf um die menschenwürdige Existenz der Völker und auch der Kampf um die Freiheit konzentriert sich in diesem Punkt. Hier müssen große Entscheidungen fallen, hier muß *die* Wendung geschehen: in einem unbedingten Einsatz *aller* Kräfte für den Frieden. Die Völker, die Staaten *müssen* begreifen, was nun für sie auf dem Spiele steht. Darum erheben wir aufs neue unsere Stimme und versuchen mit einer in *unseren* Kräften liegenden Zusammenfassung und Beleuchtung der wichtigsten Tatsachen und Fragen in dieser Sache unseren Dienst zu tun.

Zusammenfassung der wichtigsten Tatsachen eines drohenden Atomkrieges

Ein Flugblatt der «britischen Ärztevereinigung zur Verhinderung des Krieges» (291, Burntwood Lane, London, S. W. 17):

Kennen Sie diese Tatsachen über Atom- und Wasserstoffbomben?

Eine Zeichnung (die wir leider nicht wiedergeben können. Die Red.) zeigt den Umfang der Verwüstungen der zwei im letzten Kriege auf Japan abgeworfenen Bomben im Vergleich mit den zwei Versuchswasserstoffbomben, die 1953 und 1954 abgeworfen wurden. Im Falle der Atombombe auf Hiroshima und Nagasaki (1945) betrug der Durchmesser des verwüsteten Gebietes 1,6 Kilometer. Bei den H-Bombenversuchen auf den Marschall-Inseln (1953) 9,6 Kilometer und beim H-Bombenversuch auf Bikini (1954) 22,4 Kilometer.

Was bis jetzt geschehen ist

Beim Abwurf der kleinsten A-Bombe auf Hiroshima wurden

1. *alle* Häuser und *alle* Lebewesen im Umkreis von 800 Metern vom Explosionszentrum vernichtet.

2. Im Umkreis von 2,5 Kilometern vom Zentrum wurden viele weitere Personen getötet. Dazu kamen zahllose Fälle von Strahlungskrankheit und große Schäden an Gebäuden.

3. Mehr als 60 000 Menschen wurden durch diese eine Bombe getötet (ebenso viele Todesopfer wie von *allen* Bombardierungen in Großbritannien während des letzten Krieges).

Was geschehen könnte

Wenn eine «Bikini»-H-Bombe auf London abgeworfen würde, so wäre dies das Resultat:

In einem Umkreis von 11,2 Kilometern: *Totale Zerstörung. Vernichtung jeden Lebewesens* (vier Millionen Menschen);

In einem Umkreis von 24 Kilometern: Schwere Schäden an Gebäuden. Viele Todesfälle, schwere Verletzungen;

In einem Umkreis von 32 Kilometern: Große Feuersbrünste. Tödliche Verbrennungen;

In einem Umkreis von 160 Kilometern: Radioaktive Verseuchung. Später auftretende Krankheit und Todesfälle.

Vergessen Sie nicht

1. *Todesfälle* sind zurückzuführen auf Sprengwirkung, Blitzverbrennungen durch die Explosion, Körperschäden durch einstürzende Gebäude, Verbrennungen durch Feuer und Spätwirkungen der Radioaktivität.

2. *Radioaktivität* kann die Menschen nach Wochen, Monaten oder Jahren töten. Sie verursacht vorübergehende Unfruchtbarkeit, Fehlgeburten, Totgeburten und die Geburt von anomalen Kindern; sie hemmt die geistige und körperliche Entwicklung der Kinder; sie verursacht grauen Star; sie kann noch Jahre nach ihrer Einwirkung Krebs erzeugen.

3. *Eine Bombe* auf eine dicht bevölkerte Stadt würde Tausende von Helfern und Feuerwehrleuten erfordern, die sich mit den Toten, den Verletzten und den Schäden zu befassen hätten. Tausende von Ärzten und Krankenschwestern wären nötig, Tausende von Spitalbetten, Tausende von Litern Blut zur Übertragung, Tausende Tonnen an Nahrungsmitteln und anderen Notvorräten wären erforderlich.

4. *Ein einziges Flugzeug* könnte eine H-Bombe mit den oben erwähnten Wirkungen an Ort und Stelle bringen. Was würden erst viele Flugzeuge und Bomben an Verheerungen anrichten?

5. *Weitere Bomben* können versuchsweise abgeworfen werden, *obwohl die Wissenschafter die gefährlichen Wirkungen dieser Explosionen nicht genau vorauszusehen imstande sind.* Denken Sie daran, daß ein japanischer Fischer 128 Kilometer von der Bikini-Bombenexplosion an den Wirkungen der radioaktiven Verseuchung starb. 22 weitere Fischer sind im Spital, und selbst solche, die sich 1280 Kilometer vom Zentrum befanden, wurden betroffen. Man stellte fest, daß Fische, die in Japan ans Land gebracht wurden, mit Radioaktivität verseucht waren, und radioaktiver Regen fiel auf japanische Städte.

Wir unterbreiten Ihnen diese Tatsachen, nicht um Sie zu erschrekken, sondern um Sie dazu zu bringen, etwas zu unternehmen, daß eine solche Katastrophe, hier oder sonst wo auf der Welt, verhindert werde.

Was können Sie tun?

Besprechen Sie die Tatsachen dieses Flugblattes mit Verwandten, Freunden, und mit wem Sie immer zusammentreffen, um ihnen die Folgen der modernen Kriegführung klarzumachen und um die beste Möglichkeit zu ihrer Verhinderung auszudenken.

Suchen Sie in Zeitungen, lokalen und nationalen, Feststellungen über die H-Bombe und schreiben Sie Ihre Meinung dazu.

Schreiben Sie an Ihre Abgeordneten und fragen Sie, wie sie sich zur Verwendung von H-Bomben und zu den Mitteln der Verhinderung der atomischen Kriegführung einstellen.

Sprechen Sie darüber in Ihren lokalen politischen Parteiversammlungen.

Unterstützen Sie alle Versammlungen, die zur Erörterung der H-Bombe einberufen werden. Organisieren Sie selbst kleine Gruppenversammlungen.

Bitten Sie Ihren Pfarrer – was immer Ihr Glaubensbekenntnis sein mag – sich zur religiösen und ethischen Seite der Verwendung der H-Bomben zu äußern. Bitten Sie ihn, darüber zu predigen.

Zivilverteidigung. Die H-Bomben werden nicht nur Tod und Verletzungen für Millionen Menschen bringen, sondern Zerstörung von Häusern, Spitälern, Nahrungsmittelvorräten, Transporteinrichtungen, Gas- und Elektrizitätsanlagen verursachen. Studieren Sie Ihre lokale Zivilschutzorganisation und fragen Sie sich, ob sie genügt, um den Wirkungen auch nur einer Bombe zu begegnen. Hat man für Luftschutzräume und Massenevakuierung gesorgt?

Dieses Flugblatt wird von der (britischen) Ärztevereinigung zur Verhinderung des Krieges (291 Burntwood Lane, London, S. W. 17) herausgegeben. Die in dieser Vereinigung zusammengeschlossenen Ärzte betrachten es als ihre Berufspflicht, nicht nur die üblichen Krankheiten zu heilen, sondern die furchtbaren Folgen der modernen Kriegsführung auf Geist und Körper zu verhindern. Dies ist ihr Versuch, Ihnen die notwendigen Kenntnisse zu vermitteln und Ihre Mitwirkung zu gewinnen.

Ihre Bemühungen werden helfen.

«Ein Weltkrieg wäre allgemeiner Selbstmord und würde das Ende der Zivilisation, wie wir sie heute kennen, herbeiführen.»

Erster Luftmarschall, Sir John Slessor
(am britischen Radio, 16. Mai 1954)

«. . . atomische Waffen würden beim Ausbruch irgendeines neuen Krieges verwendet werden müssen.»

Feldmarschall Lord Montgomery
(in einer vom «London Observer» im Oktober 1954 wiedergegebenen Rede)

«Es gibt keine andere Möglichkeit, als Frieden zu halten.»

Präsident Eisenhower

Sollte ein neuer Weltkrieg ausbrechen . . .

Düsseldorf, 22. März AFP. In einem Vortrag vor der Gesellschaft für Raumschiffahrt in Düsseldorf erklärte Professor Dr. Hermann *Oberth*, der Erfinder der «V-2»,
bis in einem Jahre gebe es keinen Punkt mehr auf der Erde, der nicht innert 45 Minuten von einer atombombentragenden Rakete erreicht werden könne.

Er fügte bei: «Sollte ein neuer Weltkrieg ausbrechen, so würden zwei Stunden genügen, um vier Fünftel der Kontinente mit radioaktiven Strahlen oder Bakterien zu verseuchen. *(«National-Zeitung», 1955)*

Mr. Val Petersen, der als Leiter der Zivilverteidigung der USA schon immer pessimistisch gewesen war, prägte den Satz: «Mit den Städten ist es nun aus.» *(«National-Zeitung», Montag, den 5. April 1954, Morgenblatt)*

Neue Warnung vor einem Atomkrieg

London. Reuter. *Professor Joseph Rotblat,* ein hervorragender britischer Atomphysiker, Professor für Physik an der Londoner Universität und Physiker am Londoner St. Bartholomew's Hospital, erklärt in einem am Mittwoch veröffentlichten Artikel, ein totaler Atomkrieg würde für die gesamte Menschheit noch einige hundert Jahre lang katastrophale erbbiologische Folgen haben, ganz abgesehen von den unmittelbaren Auswirkungen. «Es handelt sich nicht mehr darum, ob sich zwei Nationen oder Nationengruppen gegenseitig vernichten, sondern es geht um alle künftigen Generationen aller Nationen, die für immer unseren Wahnsinn mit Krankheit, Mißbildung und Geistesschwachheit bezahlen müßten.»

Die Genfer Atomkonferenz

R. W. Neuyork. Universum Preß. Es bleibt Tatsache, daß eine einzige Wasserstoffbombe ein Gebiet von 18 000 Quadratkilometern – nahezu die Hälfte des schweizerischen Territoriums – auf Wochen, Monate, ja auf Jahre hinaus verseucht. 28 solcher Bomben und mehr noch der Staub ihrer Wolken würden genügen, das Industriepotential der Vereinigten Staaten zu zwei Dritteln zu vernichten und 50 Millionen Menschen damit. Eine von der Wasserstoffbombe getroffene Stadt bleibt unbewohnbar. Was die Explosionskraft nicht zerschmettert, wird derart von Radioaktivität verseucht, daß die Überlebenden ihre Keller und Erdlöcher zwei Tage nach dem Bombenabwurf verlassen müssen, wenn sie nicht ein viel schlimmeres Schicksal und Ende als seinerzeit die japanischen Fischer finden wollen. Diese Unglücklichen bekamen im Vorjahr nur einen vom Wind verwehten Sprühregen der Wasserstoffbombenwolke verabfolgt.

(«Arbeiter-Zeitung», Organ der sozialistischen Arbeiterpartei des Kantons Schaffhausen, 4. Juni 1955)

«Die Frage ist nicht so sehr politischer als biologischer Natur. Nicht die Sicherheit eines politischen Systems, sondern der Fortbestand der Menschheit steht bei dem wahllosen Gebrauch atomischer Energie zur Erzwingung politischer Ziele auf dem Spiel. Die einzigartigen Probleme der Kernenergie sprechen für sich selbst. Nichts daran ist so schwierig und tief, daß erst ein Wissenschafter sie in die Alltagssprache übersetzen müßte:

1. Es gibt keine wirkliche Abwehr gegen Atomwaffen;
2. Es gibt keine befriedigenden Gegenmaßnahmen und Entseuchungsmethoden;
3. Es gibt keine befriedigenden medizinischen oder sanitären Schutzmaßnahmen für die Bewohner ‚atomisierter' Gebiete;
4. Der verheerende Einfluß der Bombe und ihrer noch ungeborenen Verwandten kann das Land und seine Bodenschätze – und damit seine Bevölkerung – durch das Andauern der Radioaktivität auf Jahrhunderte hinaus in Mitleidenschaft ziehen.

Diese Befürchtungen sind theoretisch bekräftigt worden durch Tausende von Tierversuchen und praktisch durch die Erfahrungen in Hiroshima, Nagasaki und Bikini. In diesem Sinne waren die Experimente von Bikini alles andere als Mißerfolge. Allzu rasch geplant und allzu rasch durchgeführt, mögen sie das wirkliche Problem nur in groben Zügen umrissen haben; darum aber zeigen diese Umrisse nicht weniger deutlich den Schatten des Kolosses, der unsere Zukunft bedroht.»

(Aus David Bradley: «Atombombenversuche im Pazifik,» Diana-Verlag, Zürich)

Moderne Kriegstechnik und schweizerische Landesverteidigung

Ein Vortrag von Oberstdivisionär G. Züblin

... Die Verwendung der Atomenergie für militärische Zwecke wird tiefgreifende Wandlungen im allgemeinen Charakter der Kampfführung bedingen. Es ist nachdrücklich darauf hinzuweisen, daß bei der Anwendung derartig neuartiger Waffen nicht nur ihre materielle Wirkung, sondern auch ihre moralischen Folgen in Rechnung zu stellen sind. Der verbreiteten und mit dem Hinweis auf die Nichtverwendung von Giftgas im letzten Krieg begründeten Auffassung, die noch furchtbarere Atomwaffe werde in einem künftigen Konflikt weder strategisch (rasche Beeinflussung des gesamten Kriegsgeschehens) noch taktisch (wirksame Beeinflussung einzelner Feldzüge) zum Einsatz gelangen, ist entschieden entgegenzutreten, da sich die beiden Waffen nach Wirkung und Aufwand keinesfalls vergleichen lassen. Da die Vorbereitung für den Krieg entsprechend den eingangs entwickelten Grundsätzen möglichst umfassend gestaltet werden muß, wäre es sträflicher Leichtsinn, einfach auf das Axiom einer Nichtanwendung der Atomenergie zu kriegerischen Zwecken zu bauen.

Ausgehend von der durch die Vorbereitungen der Großmächte bekräftigten Annahme, daß in einem Zukunftskrieg Atomwaffen eingesetzt werden, ist auf folgende wahrscheinliche Konsequenzen hinzuweisen. Einmal dürfte der Charakter des Krieges noch *rücksichtsloser*, die Kriegführung noch roher werden in einer Zeit, wo das einzelne Menschenleben etwa beim strategischen Einsatz der Atom- oder H-Bomben eine noch nie dagewesene weitere Entwertung erfahren müßte. Ferner wäre die *moralische Wirkung* des einzelnen Atomgeschosses in der Zone der Kampftruppen ebenso gewaltig wie heute noch unübersehbar. Der Anblick zertrümmerter Ortschaften und brennender Wälder, der ungeheure Luftzug und die unbeschreibbaren akustischen Erscheinungen sowie die mit einem Schlage eintretenden zahlreichen Ausfälle würden im gesamten Wirkungsraum und darüber hinaus die kämpfenden Truppen in einem Maße erschüttern, das heute nicht ermessen werden kann. Die Ernsthaftigkeit, die jeder Kriegsvorbereitung zugrunde liegen sollte, erfordere es, daß keinerlei Vergleiche zum Beispiel zwischen der Explosion eines Atomgeschosses und einer gen Himmel steigenden Rakete angestellt würden.

(*«Neue Zürcher Zeitung», 4. Mai 1955*)

Wenn die Höllenuhr der Technik tickt

Amerika im Schatten der Wasserstoffbombe, von Jan Reifenberg

Der neue Volksheld

In den letzten Wochen wurde zusehends klar, daß der weitaus wichtigste Zweig der amerikanischen Luftstreitkräfte das «Strategic Air Command» ist, dem die Fernbomber unterstehen. Diesem Kommando obliegt es, die Vernichtungsschläge gegen die feindliche Luftwaffe zu führen. Das amerikanische Publikum ist in Dutzenden von Artikeln über den Mechanismus des «SAC» unterrichtet worden; ein Spielfilm verherrlicht seinen Dienst. General Curtis LeMay, ihr Befehlshaber, ist, mit seiner dicken Zigarre schweigsam hinter seinem mit vielerlei Knöpfen ausgerüsteten Schreibtisch in Omaha sitzend, zu einer Art Volksheld geworden. Die Vorstellung, daß auf seinen Knopfdruck hin sofort Geschwader von B-47- oder B-52-Düsenbombern ihre Todesbahn nach Moskau beginnen, ist vielen Amerikanern eine Beruhigung.

Daß dieses Bild trügerisch sein könnte, hat der Bericht der Atomenergiekommission angedeutet. Vor einigen Tagen hörte man im Rundfunk wieder die Stimme eines Ansagers, der die Zeit bis zur Explosion einer «Baby-Atombombe» bei Las Vegas abzählte: «Zero minus three ... minus two ... minus one ...», und den schaudernden Zuhörern wurde bewußt, daß da die Höllenuhr der Technik tickte, unerbittlich, kalt. So kalt und kahl wie die Wüste in Nevada bei Nacht oder die

Wüste, vom Menschen geschaffen, die ein Zielgebiet der Wasserstoffbombe sein würde. *(«Frankfurter Allgemeine Zeitung», 25. Februar 1955)*

Das zunehmende Bewußtsein der Gefahren der Nuklearkriegführung in den USA

«Nation», Neuyork, vom 19. März. Kurz darauf erhielten die Einwohner Südkaliforniens einen Stoß, der heftiger war als der Schlag der Explosion selbst. *Val Peterson*, der Direktor der Zivilverteidigung der USA, gab vor dem Unterkomitee des Senats zu Protokoll, daß Los Angeles im Falle eines Nuklearkrieges auf lange, lange, lange Zeit evakuiert bleiben müßte. (Offenbar begründete Peterson seine Ansicht damit, daß Los Angeles während der letzten zehn Jahre nicht imstande gewesen ist, den Rauch und Nebel [smog] unter Kontrolle zu bringen und wahrscheinlich nicht viel mehr Erfolg hätte mit radioaktivem Aschenregen.) Sofort fuhren die Verkehrsexperten von Los Angeles auf ihn los und protestierten wütend gegen die Idee der Evakuierung. Es wäre praktisch unmöglich, so einen Vorschlag auszuführen, sagten sie. Es sind vier Hauptstraßen, die von Los Angeles nach dem Norden führen, drei nach dem Osten und zwei nach dem Süden, und Los Angeles hat 2 500 000 Automobile. «Wir würden uns einfach umbringen in einem Versuch, aus der Stadt zu gelangen . . .»

Wenn die Atombombenversuche dieses Jahres weiter nichts erreicht haben sollten, so riefen sie offenbar in Südkalifornien ein neues Bewußtsein der Gefahren eines Nuklearkrieges wach.

(Pressedienst der Zentralstelle für Friedensarbeit, Nr. 3)

Ergebnis

Wir haben aus einer großen Zahl heute durch die Presse zugänglicher Informationen einige markante Tatsachen zusammengestellt, in der Meinung, daß sie Menschen mit ungetrübtem Wahrheitssinn, mit genügender Vorstellungskraft und wirklichem Verantwortungswillen alles sagen, was zur Erfassung dieser Lage nötig ist. Aber nicht nur das Begreifen ist notwendig, sondern die tätige Stellungnahme, der aktive Kampf gegen das, was allen Menschen droht. Es muß eine Entscheidung fallen gegen diesen Krieg, ja gegen den Krieg überhaupt.

In einer Ansprache sagte General Douglas *MacArthur*:

Können wir den Krieg ächten?

(Aus einer Ansprache von General Douglas MacArthur)

. . . Es ist traurig, aber wahr: die menschliche Natur ist in ihrer religiösen Entwicklung nie so weit gekommen, daß sich ein reiner Idealismus hätte durchsetzen können. Verglichen mit der Wandlungsfähigkeit in Kunst und Wissenschaft hat die menschliche Natur sich im Laufe der letzten zweitausend Jahre nur beklagenswert langsam geändert. Jetzt aber hat die umstürzende Entdeckung der Kernspaltung und ihrer Zerstörungskraft das Problem von dem Gebiet des ethischen Idealismus in den Bereich des wissenschaftlichen Realismus verlagert; es ist nicht mehr nur eine ethische Frage; es ist eine praktische Lebensfrage geworden, mit der sich die Massen, deren Sein oder Nichtsein dabei auf dem Spiel steht, auseinandersetzen müssen.

Dies gilt für die sowjetische genau so wie für die freie Welt; es ist jenseits des Eisernen Vorhanges genau so wahr wie diesseits. Die einfachen Leute in der ganzen Welt, ob frei oder unfrei, geben auf diese Frage einhellig die gleiche Antwort, vielleicht ist dies überhaupt das einzige, worin sie alle einer Meinung sind. Es ist aber auch das allerwichtigste. Ihre Führer aber hinken nach. Der Wahn der Macht scheint sie zu verwirren und zu berauschen. Sie haben das grundlegende Problem

noch nicht einmal in Angriff genommen, von einer Ausarbeitung praktischer Maßnahmen zur Durchführung dieser allgemein geforderten Ächtung des Krieges ganz zu schweigen. Sie reden und verhandeln und streiten über hundert Einzelfragen, die sich aus dieser Kriegsgefahr ergeben, aber weder in den Regierungsämtern der Welt noch in den Hallen der Vereinten Nationen wird das eigentliche Problem aufgeworfen. Die Regierenden wagen es nicht, die Binsenwahrheit auszusprechen, *daß ein weiterer erheblicher Fortschritt in der Entwicklung der Zivilisation nicht stattfinden kann, ehe nicht der Krieg abgeschafft ist.*

Dies ist die einzige und auch die einzig entscheidende Frage, in der die Interessen beider Seiten völlig übereinstimmen. Es ist die einzige Frage, die, wenn sie gelöst würde, imstande wäre, alle anderen mit zu lösen.

Es hat sich immer wieder gezeigt, daß eine Vereinbarung zwischen modernen Staaten im allgemeinen nur so lange als gültig betrachtet und eingehalten wird, wie sie jeder Seite nützt, daß man sich aber auch, solange dies der Fall ist, auf beide Seiten verlassen kann, ohne daß sich die Frage der Lauterkeit der einzelnen Vertragspartner stellt. Der Einwand, die andere Seite sei nicht vertrauenswürdig, hat hier, selbst wenn er zutrifft, keine Überzeugungskraft mehr, denn dies wäre keine Angelegenheit der Vertrauenswürdigkeit: das Eigeninteresse jedes an der Ächtung des Krieges beteiligten Staates würde dafür sorgen, daß er sein Wort hält, und kein Beweggrund ist so gebieterisch wie das Eigeninteresse.

Die Ächtung des Krieges würde nicht schlagartig einen Idealzustand herbeiführen, aber sie würde das schlimmste Hindernis auf dem Wege des menschlichen Fortschrittes beseitigen. Die augenblicklichen Spannungen samt der ihnen innewohnenden Gefahr der Vernichtung ganzer Völker werden durch zwei große Illusionen genährt. Die eine ist die feste Überzeugung der Sowjetwelt, daß die kapitalistischen Länder den Angriff auf sie vorbereiten und sie eines Tages zu überfallen beabsichtigen. Die andere Illusion ist die feste Überzeugung der kapitalistischen Länder, daß die Sowjets ihrerseits den Angriff auf sie vorbereiten und sie eines Tages zu überfallen beabsichtigen.

Beide Seiten irren. Jede wünscht den Frieden genau so wie die andere, wenigstens was die Bevölkerung anbetrifft. Für jede Seite wäre ein Krieg eine Katastrophe. Beide fürchten ihn gleichermaßen. Aber die ständige Beschleunigung der Kriegsvorbereitungen kann sehr wohl auch ohne eigentlichen Vorsatz sozusagen durch Selbstentzündung schließlich den Krieg auslösen.

Ich bin mir im klaren darüber, daß sämtliche Besserwisser, Zyniker, Heuchler und Unruhestifter der Welt voller Hohn und Spott behaupten werden, die Abschaffung des Krieges sei eine Utopie, der Wunschtraum eines Phantasten. Ihnen allen setze ich das Wort Lloyd Georges entgegen, der einst auf der Höhe des Ersten Weltkrieges im Unterhaus sagte: «Wenn wir nicht untergehen wollen, müssen wir vorwärtsgehen.» Wir können heute den führenden Männern der Welt den schweren Vorwurf nicht ersparen, daß sie keinen Plan haben, der uns befähigt, «vorwärtszugehen».

Alle ihre Vorschläge umgehen das eigentliche Problem, statt es anzugehen. Sie erhöhen die Kriegsbereitschaft, indem sie Bündnisse schließen, in der ganzen Welt Hilfsmittel verteilen, eine fieberhafte Tätigkeit zur Entwicklung neuer und immer vernichtenderer Waffen entfalten und die Militärdienstpflicht schon in Friedenszeiten durchführen – und der vermutliche Gegner gleicht es Zug um Zug aus. Das alles, so hören wir, vermehrt die Aussichten auf Wahrung des Friedens – was zweifelhaft ist – und erhöht die Wahrscheinlichkeit des Sieges, falls es doch zum Kriege kommt – was unstreitig zutreffen würde, wenn die andere Seite sich nicht entsprechend verstärkte. In Wirklichkeit ändert sich im Laufe der Jahre das Kräfteverhältnis der beiden Seiten sehr wenig, denn jede neue Maßnahme der einen Seite wird sofort von der anderen mit einer Gegenmaßnahme beantwortet.

Man sagt uns, daß es eben auf unbestimmte Zeit so weitergehen muß, vielleicht fünfzig Jahre oder noch länger. Und wie soll es enden? Bei der Ziellosigkeit dieser Politik vermag das niemand zu sagen. Die Suche nach einer wirklichen Lö-

sung wird lediglich auf die Nachfolger abgewälzt. Und am Ende wird das Problem genau so ungelöst sein wie jetzt ...

... Wir leben in einem neuen Zeitalter. Die alten Methoden und Lösungen genügen nicht mehr. Wir brauchen neue Gedanken, neue Ideen, neue Begriffe. Wir müssen uns aus der Zwangsjacke des Überlieferten befreien. Wir sollten jetzt unsere Bereitschaft verkünden, den Krieg im Einvernehmen mit den großen Weltmächten abzuschaffen. Das könnte die Zauberformel sein zur Errichtung einer besseren Welt.

(Aus «Readers Digest»)

Der General des Zweiten Weltkrieges spricht hier, von den Tatsachen gezwungen, aus, was Leonhard *Ragaz* im Zusammenhang mit seiner Stellungnahme zur Atombombe und der daraus sich ergebenden politischen Lage einige Male so formuliert hat: «Entweder wir schaffen den Krieg ab, oder der Krieg schafft uns ab.»

Können wir den Frieden erringen? John H. *MacCallum Scott* (London) sagt in seinem Aufsatz «Führertum im Zeitalter der Wasserstoffbombe» («Neue Zürcher Zeitung», Nr. 1630, 1955) unter anderem folgendes:

... Der Friede muß in den Herzen der Menschen gesucht werden, er wird nicht durch Vereinbarungen der Regierungschefs erreicht. Wir leben in einer Zeit, in der Staatsmänner und Politiker führen und nicht sich führen lassen sollen; sie müssen ihren Völkern das Verständnis für die großen Wandlungen erleichtern, die sie heute erleben. Die Explosion der Wasserstoffbombe hat selber dazu beigetragen. Sie hat ein Loch in die harte Kruste unserer hergebrachten Anschauungen gesprengt und uns im ersten Moment der Erschütterung vor Augen geführt, daß gegenüber dieser Gefahr alle Völker aufeinander angewiesen sind. Diese Empfindung suchte *Franklin D. Roosevelt* kurz vor seinem Tode in der Rede zu seinem vierten Amtsantritt in seinen Zuhörern zu erwecken, als er erklärte:

«Wir können und werden den Frieden erringen. Wir haben gelernt, daß wir nicht isoliert im Frieden leben können; daß unser eigenes Wohlergehen vom Wohlergehen anderer, weit entfernter Völker abhängig ist. Wir haben gelernt, als Menschen zu leben, ohne Neid und ohne uns vor Gefahren zu verkriechen. Wir haben uns daran gewöhnt, Bürger der Welt zu sein, Mitglieder der menschlichen Gemeinschaft, und wir haben jene einfache Wahrheit gelernt, die Emerson am besten ausdrückte: ‚Der einzige Weg, einen Freund zu gewinnen, ist, einer zu sein.'»

Die Atombombe war damals der Öffentlichkeit noch unbekannt, aber Roosevelt muß an sie gedacht haben, als er diese Worte sprach. Er hatte schon in jenem Zeitpunkt die schreckliche Bedeutung dieser Erfindung begriffen und versuchte, die Öffentlichkeit darauf vorzubereiten. Im Vergleich dazu war die Antwort unserer führenden Männer auf das erste Auftreten der Wasserstoffbombe außerordentlich enttäuschend. In jenem Moment wäre es möglich gewesen, das Denken der Öffentlichkeit aus seinen allzu sehr vertrauten Bahnen abzulenken, nachdem sich ihr ein Blick in den Hexenkessel aufgetan hatte, in den die Uneinigkeit der Welt uns zu stürzen droht. Damals wäre der Augenblick gewesen, eindrücklich mit Roosevelt zu betonen, «daß wir nicht isoliert in Frieden leben können, und daß unser Wohlergehen vom Wohlergehen anderer Völker in anderen Teilen der Welt abhängt». Soviel ich weiß, hat damals niemand diese Worte nachgesprochen. Einer von denen, welchen wir am meisten Gehör schenken, hätte sie laut und deutlich wiederholen müssen.

(«Neue Zürcher Zeitung, Nr. 1630, 1955)

Wenn der Verfasser des oben erwähnten Artikels, von dem dieses Zitat stammt, die richtige Einsicht, «daß der Friede in den Herzen aller Menschen gesucht werden muß», «daß gegenüber dieser Gefahr alle

Völker aufeinander angewiesen sind» ausspricht und dazu auf Franklin D. Roosevelts Worte verweist, so geht es natürlich nicht an, diese entscheidende Einsicht in eine westliche Verteidigungsposition umzufälschen, wie es aus dem Schluß des Artikels hervorgeht*. Auch die idealste Einheit des Westens (auf ihr beruht ja zum Teil die These von der «Politik der Stärke») ist für unsere heutige Lage eine absolut ungenügende und täuschende. Roosevelt hatte mit *seinem* Wort die Zusammenarbeit von Ost und West, die Zusammenarbeit aller Völker der Erde im Auge. *Das* ist die Aufgabe, und auf *diesem Wege* liegt die einzige Garantie zur Erringung des Friedens.

Damit sind wir schon zu einem weiteren Punkt unserer Ausführungen gelangt.

Verantwortungslose Ausflüchte

Abschreckungstheorie

Was hilft es, wenn man, wie Lorenz *Stucki* in einem Artikel der «Weltwoche» (15. April 1955) «Gegen die Atompanik» richtig feststellt:

«Zum erstenmal in der Geschichte der Menschheit ist es also völlig und undiskutabel klar, daß man einen Krieg nicht mehr gewinnen kann. Noch Hitler begann den Krieg in der Überzeugung, ihn gewinnen und mit einer Bilanz abschließen zu können, in der der Machtgewinn die Opfer überwiegen würde. Seit den Eröffnungen von Lewis Strauß, an deren Wahrheit nicht gezweifelt werden kann, besteht die Möglichkeit eines militärischen Sieges in einem Weltkrieg grundsätzlich nicht mehr, wohl aber die absolute Gewißheit der Vernichtung, zwar auch des Feindes, ebenso aber der eigenen Macht»,

im gleichen Artikel aber meint:

«Der Vorsprung in den Vernichtungswaffen, in den Händen des Kremls eine politische Macht, der die Welt ausgeliefert wäre, ist in den Händen der amerikanischen Regierung nichts weiter als ein Abschreckungsmittel.»?

Auch Winston Churchill hat ja bekanntlich bei seiner Begründung des Baues der Wasserstoffbombe in England dieses Argument gebraucht. Es wird dabei übersehen, daß der vermutliche oder wirkliche Vorsprung, den man dem Gegner gegenüber zu haben meint, nur in einer befristeten Zeitspanne vorhanden sein kann, und daß der Gegner überdies auf anderen Gebieten des Einsatzes nuklearer Waffen bereits einen Vorsprung haben kann, und man übersieht, daß der *Zwang zum Krieg* von Faktoren abhängt, die noch nie, auch durch das fürchterlichste Abschreckungsmittel nicht, aufgehoben worden sind. Nicht nur ein «irrsinniger Diktator», nicht nur «totalistische» Volksdemokratien mit kommunistischen Weltrevolutionszielen könnten solchen Faktoren unterliegen, sondern auch Staaten mit demokratischen

* Wir möchten in diesem Zusammenhang bemerken, daß die Redaktion sich nicht zu den ganzen Aufsätzen, aus denen einzelne Zitate stammen, kritisch äußern kann. Unsere Leser mögen diese Arbeit jedes für sich selber noch vornehmen.

Regierungen. Die Endphase des Kampfes um Dien Bien Phu, ebenso wie der Formosa-Konflikt zeigen, daß die Abschreckung in den Entscheidungen entweder versagt oder dann wirklich in die Katastrophe führt. Sie ist ein *unverantwortliches Experiment* gegenüber einem Gegner, der so stark ist, daß er *dieselben Mittel* und *dieselben Entscheidungen* einzusetzen vermag.

Die Psychologie der Abschreckung hat noch immer dem wirklichen Bösen gegenüber versagt. Das Gute hat nur eine Chance mit den ihm gemäßen Mitteln und der ihm gemäßen Psychologie. Das haben auch die englischen *Quäker* in ihrer Stellungnahme vom 12. Mai 1955 in London zur Wasserstoffbombe auszusprechen versucht:

London. Die Exekutive der Gesellschaft der Freunde (Quäker) in Großbritannien nahm auf ihrer Sitzung am 12. Mai in London mit folgender Erklärung zum Problem der Wasserstoffbombe Stellung:

«Wir haben uns in Großbritannien entschlossen, selbst Wasserstoffbomben herzustellen. Wenn ein größerer Krieg ausbricht, wird die Versuchung, sie anzuwenden, sehr groß sein. Unsere Wissenschafter haben uns davor gewarnt und uns nicht verhehlt, daß der Gebrauch von Wasserstoffbomben nicht nur jetzt unvorstellbares Leid heraufbeschwört, sondern auch unbekannte Konsequenzen für kommende Generationen nach sich zieht, die dann für unsere Sünde büßen müssen. Wir glauben, daß kein Mensch das Recht hat, diese Waffen seiner Verteidigung dienstbar zu machen oder anderen Menschen zu befehlen, sie für ihn anzuwenden. Sich auf den Besitz von Kernwaffen als Abschreckungsmittel zu berufen, ist Unglaube; sie anzuwenden ist Sünde.

Wir, die wir diese Botschaft erlassen, glauben, daß der Krieg das schlimmste aller Übel ist, die sich nicht mit dem Weg Christi vereinbaren lassen. Noch ist es Zeit, aus dem Glauben zu handeln. Laßt uns im Namen Gottes dem Krieg abschwören.

Nur wenn wir uns an Gottes Heilsplan für die Menschheit halten, wird uns der Mut kommen, auf manches kostbare Gut zugunsten eines noch köstlicheren zu verzichten. Wir wollen mit den Menschen zusammengehen, die danach trachten, den Sinn der Menschen von Mißtrauen und Furcht zu wenden. Unsere Hoffnung auf eine neue Welt wird sich erfüllen, wenn die Menschen willens sind, lieber selbst zu leiden, als Leiden zu verursachen, Böses mit Glaube und Liebe zu überwinden und in allen Dingen mit der überwältigenden Großmut zu verfahren, die der Geist Christi ist. *(Aus: Oek PD, Genf)*

Wirksamer Schutz der Zivilbevölkerung?

Eine verantwortungslose Ausflucht ist es auch, wenn man immer wieder einen wirksamen *Schutz der Zivilbevölkerung* vorzutäuschen versucht. Die Zivilbevölkerung hat in der Tat allen Grund, vor dem ihr drohenden Schicksal aufs tiefste erschreckt und in unaufhörlicher Angst zu sein. Man vergleiche dazu etwa folgende Äußerungen, die dem amerikanischen General *Schuyler* zugeschrieben werden («Die Besinnung», Heft 1/1955, abgedruckt im Pressedienst der schweizerischen Zentralstelle für Friedensarbeit, Nr. 3):

Das Militär ist für den Schutz von Frau und Kind da

So hört man's auf den Straßen, wenn man miteinander in die Diskussion über das Militär und seinen Sinn kommt. Wir werden aber aufmerksam auf eine Notiz

in «Die Besinnung», Heft 1/1955, wo auf Seite 68 zu lesen steht: «In einem zukünftigen Krieg muß mit einer zeitigen Massenflucht der Zivilbevölkerung gerechnet werden. In einem solchen Falle helfen nur Radikalmaßnahmen, wie die Zernierung aller größeren Städte durch Verbarrikadierung ihrer Ausgänge, Herunterkämmen aller zivilen Verkehrsteilnehmer von der Landstraße mit Hilfe von Spezialpanzern, und Gewaltanwendung beim Durchstoßen von Autoknäueln.» Diese Feststellung wird dem amerikanischen General *Schuyler* zugeschrieben, der in der NATO einen Kommandoposten innehat. Wenn es überhaupt noch eine Rettung von dem Untergang in einer von einer Wasserstoffbombe bedrohten Stadt gibt, dann ist dies die Flucht. Das zureichende Fluchtmittel kann nur das Auto sein, schwer bepackt mit Frau und Kind und Verwandten und dem Nötigsten, um die Hunderte von Kilometern rechtzeitig hinter sich zu bringen, die vielleicht allein retten können. Das Militär wird aber «alle zivilen Verkehrsteilnehmer von der Landstraße mit Hilfe von Spezialpanzern herunterkämmen». Kann das Militär noch Frau und Kind schützen? Wozu ist es dann noch da? – Für das Militär? – Ja, aber dann . . . ?

Es besteht nur dann kein Grund zur Angst und Panik für die Völker, wenn die Vernichtungsmaschinerie des dritten Weltkrieges nicht nur aufgehalten, sondern völlig aufgehoben wird. Der angebliche Schutz der Zivilbevölkerung war schon im Zweiten Weltkrieg weitgehend illusorisch; er ist im Atomkrieg vollends eine Illusion. Wer mit dieser Illusion operiert, begeht einen verbrecherischen Volksbetrug. Wenn schon jetzt gegenüber den atomischen Explosionsversuchen die Gefahr der Verseuchung der Atmosphäre und damit der Gesundheitsschädigung der Bevölkerung auf einen hohen Grad gestiegen ist, wie die nachfolgende Meldung besagt, was für eine Aussicht auf Schutz soll denn die Bevölkerung einer Stadt wie New York, London, Moskau, Berlin oder Zürich unter dem Einsatz von H-Bomben haben?

Dr. K. *Bonn*, 31. Mai. Eigenbericht. Den ersten Atomwarndienst der Welt haben soeben die Vereinigten Staaten für hundert amerikanische Großstädte eröffnet. Zweimal am Tage werden den Stadtverwaltungen und Luftschutzstellen radioaktive Vorhersagen über den Grad der Verseuchung der Atmosphäre gemacht.

Die Einführung des Meldedienstes hat sich als notwendig erwiesen, da durch die ständigen Atom- und Wasserstoffexplosionen in weiten Gebieten radioaktiver Aschenregen festgestellt wurde, der den Menschen gefährlich werden kann.

Die Ankündigung des amerikanischen Atomwarndienstes hat in Bonn beträchtliches Aufsehen erregt, zumal von deutscher wissenschaftlicher Seite immer wieder bekanntgegeben worden war, die radioaktiven Teilchen in der Erdatmosphäre könnten keine Gesundheitsschädigungen mit sich bringen.

(Achtuhrblatt «Die illustrierte Wochenschau», München, 31. Mai 1955, Nr. 137)

Nehmt alle Schutzmittel zusammen, die es schon gibt oder die erst geplant sind und haltet ehrlich die Wirkung des Atombombenkrieges in allen seinen Aspekten dagegen, und ihr werdet wissen, wie absurd der Gedanke an solchen Schutz überhaupt ist.

Das Moment der gegenseitigen Bedrohung

Zur Frage der gegenseitigen Bedrohung möchten wir zunächst zwei Aussagen prominenter Männer zu bedenken geben:

Der Philosoph Bertrand *Russel* sagt in seinem Aufsatz «Ein Philo-

soph warnt die Welt» (Wochenzeitschrift «The New York Times Magazine», abgedruckt in «Readers Digest», Januar 1954):

Gegenwärtig sind wir im Westen überzeugt, daß wir uns nie auf einen großen Krieg einlassen werden außer zur Abwehr eines Angriffes; aber wir sind nicht überzeugt, daß ein solcher Angriff unwahrscheinlich ist. Ebenso denkt man vermutlich bei der Sowjetregierung.

Dieses gegenseitige Mißtrauen ist die Wurzel des Übels. Es könnte behoben werden, wenn beide Seiten klarstellen würden, daß sie nur zu ihrer Verteidigung zu kämpfen gewillt sind; daß weder die Regierungen und die Völker des Westens noch die der Sowjetunion und ihrer Satelliten die Erschütterung eines totalen Krieges überleben würden, und daß Hoffnung auf einen Sieg heutzutage nur noch ein Wahn ist.

Ich möchte aber, daß diese Anschauung sich nicht nur auf einer Seite durchsetzt, denn sie würde dann nur entnervend wirken – und so furchtbar ein neuer Krieg auch wäre, ich würde ihn doch immer noch einer kommunistischen Weltherrschaft vorziehen.

Eine sachliche und wahrhaftige Überprüfung der *Frage der Bedrohung* muß gewiß zugeben, daß dieselbe nicht einseitig vom Westen oder vom Osten ausgeht, sondern daß beide Seiten sehr reale Gründe für die Behauptung einer Bedrohung durch die andere Seite anführen können. Diese zu Recht oder zu Unrecht angenommene Bedrohung hat ja bis jetzt nur zu verstärktem gegenseitigem Mißtrauen, zu Angst und Beschuldigungen geführt. Sie ist auch die Quelle der maßlosen Heuchelei, der Lüge und der vergiftenden Propaganda, der Spionage, der Geheimniskrämerei, also des Kalten Krieges.

Haben wir nicht in dem Ausspruch Russels

«– und so furchtbar ein neuer Krieg auch wäre, ich würde ihn doch immer noch einer kommunistischen Weltherrschaft vorziehen.»

einen atavistischen Denkvorgang vor uns? Denn mit der Katastrophe des Atombombenkrieges ist ja kein realer Sieg mehr über die kommunistische Weltherrschaft zu gewinnen. Vielleicht ist auch der Kommunismus, als Mahnung und Gericht einer höheren Instanz, als es unsere menschlichen Meinungen und Gefühle und vielleicht auch unser schlechtes Gewissen und unsere Besitzangst sind, so wirklich in der Welt geworden, daß wir es uns nicht erlauben dürfen, unsere eigene geistige Unfähigkeit und Unfreiheit diesem «Gegner» gegenüber mit dem verzweifelten Mittel der Weltvernichtung zu dokumentieren. Das eben wäre die praktische Krönung des Nihilismus. Eine Freiheit, die nur mit der kommunistischen Welt untergehen kann, ist keine Freiheit. Das wäre eine Kapitulation des Geistes und eine Flucht vor der Aufgabe, die die soziale, die geistige und die sittliche Lage der Welt allen Völkern stellt.

Der andere prominente Mann, Präsident *Eisenhower*, sagte kürzlich unter anderem an der Universität des Staates Pennsylvanien:

«Obwohl wir Kriegsschiffe mit Atomantrieb konstruieren, weil wir dies tun müssen, sind wir doch entschlossen, Atomschiffe für den Frie-

den zu bauen. Obwohl wir Atombomben herstellen, die große militärische Ziele (Nur militärische Ziele? D. R.) vernichten können, weil wir solche Bomben herstellen müssen, bereiten wir Generatoren, Leitungen und Reservoirs für Atomenergie vor, damit der Mensch dieses Geschenk zunutze machen kann, das der Schöpfer aller Dinge in seine Hände gelegt hat.»

Eine geistige und sittliche Unmöglichkeit, auch eine Unmöglichkeit für das wirkliche politische Handeln, wenn es mit reeller Verantwortung gegenüber der jetzigen Lage erfüllt ist, bedeutet Präsident Eisenhowers Meinung, es sei auf absehbare Zeit denkbar, im «Sowohl-als-Auch» des vermeintlichen Muß der Herstellung von Nuklearwaffen und des friedlichen Einsatzes der Atomenergie zu verharren. Was nicht vom Schöpfer aller Dinge stammt, der *nur* gute Gaben uns Menschen gibt, wird uns unfehlbar der Herrschaft des Bösen, des Todes und der Vernichtung ausliefern. Wie wir nicht Gott *und* dem Mammon dienen können, ebenso wenig können wir Gott *und* der satanischen Bestimmung dieser Bombe dienen. Wenn wir nicht umkehren und uns dem Willen Gottes zuwenden, der uns in Jesus Christus eindeutig auf die Friedenstat verweist, werden wir den Todeszirkel der Abhängigkeit des Völkerschicksals von dieser Waffe und vom Kriege überhaupt nicht durchbrechen können.

Gibt es eine wirksame Kontrolle?

Atomversuche sollen überwacht werden

Washington, 6. März. DPA. Der Verband der amerikanischen Wissenschafter hat sich am Sonntag in Briefen an das amerikanische Außenministerium und den amerikanischen Chefdelegierten bei den Vereinten Nationen, Lodge, für die Bildung eines Ausschusses der Vereinten Nationen eingesetzt, der sich mit den Gefahren von Atom- und Wasserstoffbombenversuchen beschäftigen soll ... In einer besonderen Mitteilung für die Presse erklären die amerikanischen Wissenschafter: «Wir nähern uns wahrscheinlich einem Augenblick, da wir nicht mehr sicher sein können, ob die ganze Welt in ein Laboratorium und alle lebenden Wesen in Versuchsobjekte verwandelt werden. Wir sind uns der Hindernisse bewußt, die mangels politischer Stabilität in der Welt einem internationalen Abkommen über die Kontrolle der Atomwaffen entgegenstehen. Aber wir können nicht glauben, daß die Menschheit nicht in der Lage ist, angesichts einer gemeinsamen Gefahr eine begrenzte Zusammenarbeit zu erreichen, welche die Interessen des Nationalismus oder der politischen Ideologie übersteigen.

Bombe mit Uranmantel

Nach einem Bericht der amerikanischen Nachrichtenagentur International News Service (INS) haben die Vereinigten Staaten bei ihrem Wasserstoffbombenversuch im Pazifik am 1. März 1954 mit einer gefährlichen neuen Waffe experimentiert, deren Wirkung alle Beteiligten überrascht habe und die vom Vorsitzenden der amerikanischen Atomenergiekommission, Strauß, als vollkommen neue Waffe bezeichnet worden sei. Wissenschafter seien jetzt auf Grund aller vorliegenden Berichte zur Auffassung gelangt, daß die Vereinigten Staaten bei dem Versuch im vorigen Jahr die Wasserstoffbombe mit einem Mantel aus natürlichem Uran, U-238, umgeben hätten, der die tödliche Radioaktivität in einem Gebiet von 18 000 Quadratkilometer

verursacht habe und in gewisser Hinsicht gefährlicher gewesen sei als die Wirkung einer Kobaltbombe. Der Versuch habe dann alle Erwartungen und Befürchtungen der Wissenschafter übertroffen. Der Wind habe Wolken des tödlichen Uranstaubes weit über das Versuchsgebiet hinausgetragen. Außer den Besatzungsmitgliedern des japanischen Fischerdampfers «Fukuryu Maru» seien auch Amerikaner und Eingeborene auf benachbarten Inseln von radioaktiven Strahlen in Mitleidenschaft gezogen worden. *(«FAZ», 7. März 1955)*

Die letzte Frage

Von Joachim Schwelien

«... Die mit radioaktiven Partikeln gesättigte ‚Wolke' einer Kobaltbombenexplosion ist nicht örtlich zu begrenzen. Die Windströmung kann sie überall hinführen. Ihre jedes organische Leben vernichtende Wirkung hält sich mehrere Jahre. Wohin immer sie wandert, sind Tod oder grauenvolle Verstümmelung. Der Staat, der sie einsetzte, wäre morgen von seiner eigenen Waffe und nicht der seines Gegners bedroht. Es ist nicht nur der Grundsatz aufgehoben, daß es gegen jeden Angriff eine Verteidigung gibt. Es gibt nicht einmal mehr einen Schutz gegen die – eigene Angriffswaffe. Wohl zum erstenmal in der Geschichte der Menschheit zieht die Möglichkeit herauf, daß sich der Krieg durch seine eigenen Mittel aufhebt. Nicht, weil Pazifisten regieren, sondern weil die ‚absolute Waffe' geschaffen worden ist.

Aufgabe der Diplomatie?

Jedoch sind wir noch weit davon entfernt, erwarten zu können, daß mit dieser Entwicklung der Krieg in Acht und Bann getan werde und sich die Menschheit, überwältigt von dem Schrecken, dessen sie ansichtig wird, versöhnt in die Arme sinke. Wie in den Gesängen Homers, der seine Kämpfer vor der Schlacht die eigene Muskelkraft rühmen und dem Gegner verachtungsvolle Drohungen entgegenschleudern ließ, trumpfen auch heute noch die Staatsmänner gegeneinander auf. ‚Noch ein paar Jahre haben wir einen Vorsprung, um dem Gegner einen vernichtenden Schlag zu versetzen, wenn er angreift', sagen die einen. ‚Wir sind schon längst viel weiter als unsere Feinde ahnen, und wenn es zu einem Atomkrieg kommt, werden sie, nicht wir, untergehen', brüsten sich die andern.

Schüchtern erhebt sich hier und da eine Stimme und erinnert daran, es sei die Aufgabe der Diplomatie, dieses Problem in die Hand zu nehmen. Diese aber bemüht sich bereits seit fast zehn Jahren vergeblich um eine Formel. Immer wieder stößt sie auf das Verlangen der einen Seite, welche die Abschaffung der Atombombe nur verlangt, um ihre Überlegenheit auf dem Gebiete der anderen, der herkömmlichen Waffen desto stärker hervorkehren und als Druckmittel einsetzen zu können.

Bald werden wir also so weit sein (wenn die Großmächte eine Sättigung der Atomrüstung erreicht haben, die es überflüssig macht, noch mehr und noch bessere Bomben zu bauen, weil der Vorrat schon reicht, um alles zu vernichten), daß sich die Kontinente in lauernder Bereitschaft gegenüberstehen, den Finger am Knopf, um dem Gegner um Stunden oder Sekunden zuvorkommen zu können. Frieden in ständiger Furcht? Die Stunde rückt heran, an der diese Frage beantwortet werden muß. Sonst könnte es dazu kommen, daß es die letzte Frage ist, die sich die Menschheit stellt, ohne noch Gelegenheit zu einer Antwort zu finden.»

(«FAZ», 7. März 1955)

Es erhebt sich hier neben der Frage der Vernichtung der vorhandenen Atomwaffen und Rüstung sowie des totalen Verbotes der Herstellung von Atomwaffen die entscheidende Frage der Kontrolle in allen Ländern. Es ist eine der schwersten Fragen, und sie ist noch absolut ungelöst.

Allzu leicht macht es sich Lorenz *Stucki*, wenn er in einem Artikel der «Weltwoche» (17. Juni 1955) «Moskau wünscht Vertrauen» sich darüber folgendermaßen äußert:

«Allgemeine Abrüstung wäre zweifellos sowohl sachlich als auch psychologisch das wichtigste. Aber sie ist bei dem heutigen Stand der Dinge doch gar nicht denkbar. Abrüstung setzt gegenseitiges Vertrauen oder die Möglichkeit restloser gegenseitiger Kontrolle voraus. Die Kontrolle, daß auch der andere vertragsgemäß abrüstet und seine Waffen nicht nur versteckt, bis der Gegner wehrlos ist, läßt sich in demokratischen Ländern mit Leichtigkeit durchführen, in denen die Presse überall schnüffeln und alles schreiben darf und die Volksvertreter über jeden Budgetsektor und alle Produktionszahlen Rechenschaft verlangen können. Doch wie stellt man sich eine solche Kontrolle vor im totalitären Staat?

Es liegt im Wesen des totalitären Staates, daß die Machthaber die Möglichkeit besitzen, geheim zu halten, was immer sie wollen, selber zu bestimmen, was die ‚Wahrheit' ist, allein und ausschließlich die Kontrolle über Wirtschaftsplanung, Produktion usw. auszuüben. Man hat mit der Inspektionsfreiheit in kommunistischem Machtbereich schon in Randgebieten wie Korea und Nordvietnam seine Erfahrungen gemacht. Die Annahme, die Sowjets ließen die nötige riesige Zahl westlicher oder neutraler Beobachter jede sowjetische Fabrik und jedes Waffenlager untersuchen, ist geradezu lächerlich. Es gehört eine restlose Verkennung des Totalitarismus und Verharmlosung des sowjetischen Machtapparates dazu, dies im Ernst zu erwägen. Doch immer wieder vergißt man, was man schon beim Nationalsozialismus übersehen hatte: daß zwischen dem Sklavenregime im Innern eines Staates, seiner Abschließung nach außen und seiner Gefährlichkeit für die Nachbarn und – wenn er nur groß genug ist – für die ganze Welt ein tiefer innerer Zusammenhang besteht. Erst an dem Tag ist die Sowjetunion keine Weltgefahr mehr, an dem die politische Opposition aus den Konzentrationslagern befreit ist, der Wettbewerb mehrerer Parteien funktioniert und im Rahmen des Rechtsstaates die voneinander unabhängigen Körperschaften der Staatsgewalt sich gegenseitig kontrollieren. Wie gesagt: es ist zu hoffen, daß wir alle diesen Tag noch erleben werden. Aber wir haben ihn noch nicht erlebt.»

Wenn es so einfach wäre, und wenn diese Behauptung über die gesicherte Kontrolle in «demokratischen» Staaten wahr wäre! Wie steht es in dieser Beziehung zum Beispiel mit dem demokratischen amerikanischen Parlament? Hat es sich nicht freiwillig dieser Kontrolle seiner entscheidenden staatlichen Instanzen begeben, so daß schon einige Male nur der entschiedene Widerspruch und Einspruch seiner Verbündeten Amerika vor der Auslösung einer Gesamtkatastrophe bewahrt haben? Ist es nicht Tatsache, daß die Demokratien ebenso wie die Diktaturen heute mehr denn je die entscheidenden Positionen ihrer Rüstung wie auch die Entscheidung über Krieg und Frieden in die Hand weniger Politiker und Militärpersonen übergeben und daß ihre ganze Rüstung in Abhängigkeit vom «Staatsgeheimnis» und sehr mächtigen Finanz- und Wirtschaftskreisen steht?* Die Presse und die Volksvertreter, die sich den Taten und Entscheidungen einer falschen

* Berdiajew sagt zu dem grundsätzlichen Problem, das die Demokratie hier stellt, einmal: «Was ist denn eine humanistische Demokratie anderes als eine Verkündigung des Rechtes auf Irrtum und Lüge, als Relativität und Sophistik ... als Überantwortung des Schicksals der Wahrheit an den Beschluß durch Stimmenmehrheit?»

und verhängnisvollen Politik auch in der Demokratie wirklich entgegenstellen, sind zahlenmäßig schwach und an Einfluß oft ohnmächtig. In Wirklichkeit haben wir in den Demokratien, vor allem im Zusammenhang mit dem anfänglichen Atombombengeheimnis und dann besonders im Zusammenhang mit der Atom- und Wasserstoffbombenrüstung bis jetzt von seiten der Presse oder der Volksvertreter keine entscheidende und vorwärtsweisende Initiative gegen die allen Völkern drohende Gefahr erlebt. Sich selbst als absolut gut und vertrauenswürdig und aller Kontrolle zugänglich hinzustellen, die andern als ebenso absolut böse und vertrauensunwürdig, mag zwar dem eigenen moralischen Selbstbewußtsein schmeicheln, ob das aber der Wahrheit und der Verwirklichung einer wirksamen Kontrolle dient und eine geistige Anstrengung, eine Mitarbeit an der Lösung der so dringenden Frage bedeutet? Man kann es so machen wie Herr Stucki, daß man davon redet, wie die USA mit der fast gänzlichen Demobilisierung ihrer Armee nach dem Zweiten Weltkrieg die Abrüstung vollzogen und auf der andern Seite die Sowjets «Millionen unter den Waffen behalten und die Rüstung forciert» hätten, «um ganz Osteuropa einzukassieren und für jede kommende Gelegenheit ungefährlicher Machtexpansion mit dem nötigen Gewicht bereitzustehen». Die wahre Sachlage hat man damit nicht erfaßt. Herr Stucki möge einmal mit diesen seinen Aussagen vergleichen, was die amerikanischen Quäker in einer Stellungnahme zur Außenpolitik der Vereinigten Staaten (in der Schrift «Schritte zum Frieden», Sensen-Verlag, Wien 1952) zu dieser Frage zu sagen haben (vergleiche Seiten 47/48). Scheinwahrheiten haben noch nie und werden auch zu keiner wirksamen Kontrolle führen. Es handelt sich dabei nicht nur um die Frage, ob das eine oder andere Regime einer Kontrolle hinderlich im Wege stehe und ob auf der einen Seite der Wille zur Verheimlichung und auf der andern der zur redlichen Unterziehung unter die Kontrolle dominiere. Die Demokratien haben das letztere bis jetzt ebenso wenig unter Beweis gestellt wie die Diktaturen. Wir haben aber an der Deutschen Republik nach dem Ersten Weltkrieg ein sehr sprechendes Beispiel dafür, wie man unter dem Vorhandensein einer demokratisch gewählten Volksvertretung und einer freien Presse sich sogar der durch Friedensvertrag festgelegten Kontrolle entziehen und jenen Apparat um sich greifen lassen kann, der dann in die Diktatur Hitlers mündete. Allzu leicht sind auch die «Guten», die Schafe, gegenüber dem «Feinde» oder dem Gegner, der als Wolf angesehen wird, geneigt, sich zum mindesten in Füchse, wenn möglich aber auch in Wölfe zu verwandeln, weil dies der Logik des allzu selbstgerechten Denkens entspricht.

Mit anderen Worten: die eigene Redlichkeit und die zu gewinnende des andern oder auch die offensichtliche eigene Unredlichkeit oder Unredlichkeit des andern wird sich nur durch den wirklichen praktischen Versuch herausstellen lassen. Dieser ist ein großes Wag-

nis, fordert Glauben, ja überhaupt eine völlig neue Einstellung zu dem Problem selbst wie zum Gegner.

Hören wir, was *Nehru* zur Frage einer Ächtung (das gilt auch von der Frage der Kontrolle der Atomwaffen) sagt:

Delhi, 6. April. ag. AFP. Premierminister Nehru hat erklärt, ein totales Verbot der Herstellung von Atomwaffen bliebe wahrscheinlich wirkungslos, weil die Bomben doch heimlich weiter fabriziert würden. Zudem könnten die bestehenden Anlagen zur friedlichen Verwendung der Atomenergie mit Leichtigkeit für die Herstellung von Atomwaffen hergerichtet werden, ohne daß man diese Änderungen entdeckte oder aufhalten könnte. Es sei deshalb notwendig, ein anderes Mittel zu suchen, um die Gefahr der Atom- und Wasserstoffbomben zu bannen: es gelte, eine *«moralische Kraft»* zu schaffen ähnlich derjenigen, die Gandhi seinerzeit gegen die Engländer eingesetzt habe. *(«Neue Zürcher Zeitung»)*

Auch die sowjetischen Vertreter J. A. *Malik* und Ministerpräsident *Bulganin* haben sich dazu geäußert:

«Es ist wohlbekannt, daß die Atomenergieerzeugung für friedliche Zwecke zur Anhäufung von Vorräten an Atomsprengstoffen ausgenutzt werden kann, und zwar in immer größeren Mengen. Dies bedeutet, daß die Staaten, die über atomenergieerzeugende Betriebe verfügen, in Verletzung entsprechender Abkommen große Mengen an Sprengstoffen für die Atomwaffenerzeugung anhäufen können. Wie gefährlich eine solche Lage ist, wird um so verständlicher, wenn man in Betracht zieht, daß die Produktion von Atom- und Wasserstoffbomben beim Vorhandensein entsprechender Mengen von Atomsprengstoffen technisch durchaus möglich ist und in großem Umfang erfolgen kann.»

(Malik, am 10. Mai vor dem Unterausschuß der Abrüstungskommission der UNO)

«Auch wenn eine solche Kontrolle möglich wäre, würde sie unwirksam sein; denn wenn kein *Vertrauen* besteht, ist auch eine Umgehung dieser Kontrolle möglich. Das wäre um so wahrscheinlicher, als es die Technologie der Atomproduktion ermöglicht, rasch und ohne sonderliche Schwierigkeiten, bloß mit Hilfe einiger Spezialeinrichtungen, Atommaterialien, die für friedliche Verwendung bestimmt sind, in Atomwaffen umzuwandeln. Somit kann man Kontrolleure besitzen, ohne eine Kontrolle zu haben.»

(Bulganin, am 11. Mai an der Warschauer Konferenz)

(Beide Zitate aus dem Artikel «Der Atomartikel des Belgrader Abkommens», «Neue Zürcher Zeitung», Nr. 1503)

Die Umstellung auf das «Vertrauen» spielt wirklich die entscheidende Rolle. Aber es muß ein Vertrauen sein, das die unbedingte Verpflichtung und Verantwortung für den Partner ebenso stark in sich enthält wie den Willen zur eigenen Sicherung. Dieses Vertrauen muß in der Vereinbarung des tatsächlichen und totalen Abbaues der Kriegsrüstung überhaupt, wie aller potentieller Rüstungsproduktionen und Rüstungsstätten bestehen. Es muß eine von den Staaten, von den Finanzmächten und den Parteien unabhängige, übernationale und uneingeschränkte Kontrolle enthalten. Diese Kontrolle wäre im Rahmen der Vereinten Nationen in einem eigens dafür zu schaffenden und mit allen Vollmachten auszustattenden *neuen Rechtsorgan* aus speziell zu diesem Zwecke gewählten Vertretern der Völker (und *nicht* der Re-

gierungen!) zu verankern, dem die Vertreter der radikalen Friedensorganisationen (wie zum Beispiel die Quäker) in entscheidend großer Zahl angehören müßten. Wir sind uns bewußt, daß dieser Vorschlag nur zu verwirklichen sein wird, wenn in den Völkern, in entschlossenen Menschen und durch deren Zusammenschluß sich eine Gewissens- und Glaubenskraft bildet (Dr. Nikolaus Koch meint dasselbe, wenn er in seiner Broschüre «Kriegsdienst und Friedensdienst», über die in diesem Heft der «Neuen Wege» etwas gesagt wird, von der «Grundverantwortung» jedes Menschen spricht, und ebenso Nehru mit seinem Ausspruch von der «moralischen Kraft»). Solche einzelne und zu Arbeits- und Kampfgemeinschaften zusammengeschlossene Gruppen sollten alles für die Errichtung des Friedens und die absolute Bekämpfung des Krieges einsetzen und dafür die geistige und praktische Vollmacht in den Völkern gewinnen. Das wird nicht ohne einen neuen Geist, den wirklichen Friedensgeist, gehen, der uns alle, Völker wie Regierungen, ergreifen muß, wenn die Wendung zum Frieden und die Verwirklichung des Friedens tatsächlich geschehen soll. Wir haben nur noch die Wahl zwischen dieser Einsicht, die eine Selbsteinsicht sein müßte, und dem Untergang. Der Geist, der aus den Höhen in die nach Frieden hungernde und dürstende Völkerwelt ausgegossen werden müßte, wäre für diese Einsicht, für einen entscheidenden Entschluß sicher bereit. Es frägt sich, ob wir Menschen und Völker in dieser unserer Stunde bereit sind.

Sofortiges und totales Verbot weiterer Experimente mit nuklearen Waffen

Wie wirken wiederholte Atombombenexplosionen auf die Lebensbedingungen auf der Erde?

Eine Mitteilung an die französische Akademie der Wissenschaften

nz. Wie «Le Monde» berichtet, hat Louis *Broglie* der französischen Akademie der Wissenschaften ein Schreiben Charles-Noël *Martins* über die Auswirkungen der Atombombenexplosionen auf die Lebensbedingungen auf der Erde übermittelt. Charles-Noël Martin erklärt: «Die Vielfalt der physikalischen Vorgänge, die bei der Explosion einer Atombombe in Erscheinung treten, übertreffen bei weitem die der heutigen Wissenschaft zur Verfügung stehenden Möglichkeiten, um ihre Auswirkungen mit Sicherheit festzustellen.» Martin vertritt jedoch gleichwohl die Ansicht, daß sich gewisse Auswirkungen auf die Erde messen lassen und «daß mit der Zeit schwere, wenn nicht sogar dramatische Folgen zu befürchten seien».

Der chemische Effekt, den Martin zunächst ins Auge faßt, verdankt seine Entstehung der Bildung von Salpetersäure in der Luft. «Diese könnte», so folgert Martin, «das Regenwasser sauer machen und den Stoffwechsel der Pflanzen beeinträchtigen.»

An klimatischen Auswirkungen sind nach Martin zu erwarten: Teilweise Beeinträchtigung der Sonnenbestrahlung, lokale sintflutartige Regenfälle beim Vorbeiziehen der mit radioaktiven Ionen, mit radioaktiven Partikeln und Salpetersäure verseuchten Luftmassen, der örtliche Verdunstungsprozeß und die Durchschnittstempe-

ratur-Schwankungen würden aus dem Gleichgewicht fallen und einen veränderten Windrhythmus zur Folge haben.

Diese unüberprüfbaren Folgen werden bekanntlich durch zahlreiche Wissenschafter auf der ganzen Welt bestritten. Vor einiger Zeit versicherte der hervorragende schwedische Meteorologe, Tor Bergeron, Professor an der Universität Upsala, es sei albern, zu glauben, Atomversuche könnten die Wetterlage beeinflussen. Er fügte hinzu: «Diese Versuche haben die Wirkung einer Fliege in einer Elefantenherde.»

Martin seinerseits weist ferner auf unmittelbare radioaktive Folgen hin, die sich in einer unerwünschten Vergrößerung der Zahl der radioaktiven C^{14}-Kohlenstoff-Isotope in den Lebewesen auswirkten.

Über die genetischen Auswirkungen schreibt Martin wörtlich: «Auf diesem noch schlecht erforschten Gebiet scheint eine noch so leichte Veränderung der natürlien Strahlungsmenge auf weite Sicht wichtige und nicht mehr wieder rückgängig zu machende Folgen nach sich zu ziehen. Es scheint, daß schon experimentelle Präzedenzfälle erzielt wurden.» John Burgher, der Vorsteher der medizinischen Abteilung der amerikanischen Atomforschungskommission, erklärte am 23. September 1954 demgegenüber: «Mit Ausnahme von gewissen extremen Fällen zeigen die durchgeführten Untersuchungen, daß die Atombombenstrahlungen nur unbedeutende Auswirkungen auf die Vererbung ausüben ... Es ist übertrieben, wenn die Entstehung von Ungeheuern oder das Verschwinden der menschlichen Rasse infolge von radioaktiven Strahlungen prophezeit wird.»

Martin faßt jedoch eine fortgesetzte Wiederholung der Explosionen ins Auge und somit ein stetes Anwachsen ihrer Folgen.

Er schätzt, daß es seit zwei Jahren schon zehn H-Bomben-Explosionen gegeben hat, eine Anzahl, die ungefähr 1000 bis 2500 Atombomben entspricht, wie sie in Hiroshima oder Bikini abgeworfen wurden. Und er folgert, daß jede weitere Vermehrung der Anzahl Explosionen «eine ständig zunehmende Verschlechterung des organischen Gleichgewichtes in den natürlichen Lebensbedingungen, an welche sich alles Leben langsam angepaßt hat», zur Folge haben würde.

(«National-Zeitung», Nr. 33, 21. Januar 1955)

Professor Hahn für ein Verbot der Atomwaffen

Trier, 15. Juni. ag. Reuter. An der Jahresversammlung der Max-Planck-Gesellschaft in Trier hat sich der deutsche Nobelpreisträger Prof. Otto Hahn, dem im Jahre 1938 zum erstenmal die Spaltung des Uranatoms gelang, für ein Verbot der Atomwaffen eingesetzt. Hahn erklärte, die Gefahr liege nicht in den unmittelbaren Auswirkungen einer Wasserstoffbombe, die Hunderttausende von Menschen töten könnte, sondern vielmehr in den langfristigen Auswirkungen radioaktiver Wolken, gegen die es keinen dauernden Schutz gebe. *(«Neue Zürcher Zeitung», Nr. 1609)*

Die prüfungsweisen Atomexplosionen führen an die Todeslinie

«Alarm», ein Flugblatt der holländischen Friedensbewegung, macht aufmerksam auf nachstehende wissenschaftliche Warnung:

«Der bekannte französische Wissenschafter (Naturwissenschaft) Louis de Broglie schrieb im November 1954 im Wochenblatt der Französischen Akademie der Wissenschaften, daß es verantwortungslos sei, mit den Versuchsexplosionen der Wasserstoffbomben weiterzufahren, weil «der rote Strich für das Tier- und Pflanzenleben auf der Erde bereits erreicht sei». An drei Punkten ist ihre Wirkung nicht mehr zu heilen:

Chemisch: Salpetergas soll in die Atmosphäre eindringen und ihre Säure das Regenwasser beeinflussen, wodurch möglicherweise der Pflanzenstoffwechsel und die Fruchtbarkeit ganz und gar zerstört werden können.

Klimatologisch: Eine teilweise Schwächung der Sonneneinstrahlung durch die Explosionen kann von Platzregen gefolgt sein, welche die Windverhältnisse durch Temperatur- und Verdampfungsveränderungen zu verändern vermögen.

Radioaktivität: Eine unberechenbare Quantität von kleinsten radioaktiven Stoffteilchen wird verspürt, welche durchdringende Gammastrahlen abgeben, die je nach dem während einiger Tage bis zu einigen Jahren wirksam bleiben.

De Broglie schreibt weiter, daß eine Untersuchung von 2000 Radiologen an den Kindern der USA ergeben habe, daß solche Strahlungen für eine hohe Prozentzahl von Komplikationen bei den Geburten wie auch bei der Zeugung von schwachsinnigen Kindern verantwortlich waren.»

(Aus dem Pressedienst der Schweizerischen Zentralstelle für Friedensarbeit [SZF], Nr. 3, 1955)

Sagen wir den Beschwichtigern auf Grund solcher Nachweise und Einsichten wirklicher Fachleute, daß sie ein verantwortungsloses Geschäft treiben, das heute schon der gerichtlichen Ahndung würdig ist. Die Völker aber dürfen, ja müssen von nun an von den Regierungen verlangen, daß sie ihren Friedenswillen durch sofortige Einstellung aller Versuche auf diesem Gebiet (Bomben, Raketen, Geschütze usw.) unter Beweis stellen und damit die sträfliche Gefährdung von Leben, Gesundheit und gesunder Entwicklung der Völker (die Natur wollen wir als solche, die an den Schöpfer aller Dinge glauben, nicht vergessen!), die mit weiteren Experimenten immer bedrohlicher wird, aufheben. Alle Regierungen oder private Instanzen, die diese Experimente ausführen lassen, müssen auf den wachsenden Widerstand wirklich gewissensgebundener Wissenschafter, Techniker und Menschen stoßen, und es muß die Bildung eines *Volksgerichtshofes* verlangt werden, der Regierungen oder private Kreise (die Privatindustrie!) wegen «atomischer Kriegsvorbereitung» und «Gefährdung des Lebens und der Gesundheit der Zivilbevölkerung» zur Verantwortung zieht. Was man in Nürnberg in vielleicht im einzelnen falschen Formen gegen die «Kriegsverbrecher» gerichtlich im Namen des Friedens und der Sicherheit der Völker begonnen hat, muß nun angesichts der jetzigen Lage als *neue Rechts- und Gerichtsinstanz* über die politischen, militärischen und wirtschaftlichen Instanzen aller Völker eingesetzt werden. Die Souveränität der Staats- und Wirtschaftsomnipotenz muß zugunsten der Souveränität der Völker und ihres friedlichen Zusammenlebens aufgehoben werden. Wir vertreten diese Forderung, wohl wissend, daß sie nur verwirklicht werden kann, wenn wir dabei nicht auf Übereinkommen von «Regierungen», sondern auf die Initiative von einzelnen Menschen, Gruppen und die Bildung eines Willens dafür in den Völkern abstellen. Wir glauben aber, daß nur schon die geistige Vertretung einer solchen Initiative, die unter anderem eine Widerstandsbewegung für den Frieden gegen die Kriegsmacher hervorrufen könnte, in unserer Lage tatsächlich bedeutsam wäre.

Friedliche Verwendung der Atomkraft!

Die Atomkraft und die Schöpfung

Mit dem Neutron, Proton und Elektron der Atomkernphysik ist der Mensch in ein ihm bisher unbekanntes, ganz neues hierarchisches Naturreich eingedrungen.

Dieses Reich scheint mir unterhalb desjenigen der Elektrizität und des Magnetismus zu liegen. Es ist unter anderem die Schicht des «Kernzerfalls» in den spezifisch ganz schweren radioaktiven Elementen. Es ist das fünfte Reich unterhalb des Menschenreiches (Tier-, Pflanzen-, Mineralreich, Elekrizität). Ich halte es für möglich, daß dem Atomkernzerfallreich oberhalb des Menschen dasjenige Reich entspricht, welches im Osten mit Nirvana und Tao bezeichnet wird. Ich darf an dieser Stelle nochmals an das erinnern, was ich über die unter- und übersinnliche Wirkungen der schwarzen und weißen Magie gesagt habe. Denn es besteht – wie die vernichtende Wirkung der Atombombe am besten demonstriert – wohl kein Zweifel darüber, daß es das untersinnliche und untermenschliche Gebiet ist, in welches heute der Chemo-Physiker mit seiner unpersönlichen «mathematischen Vernunft» so erfolgreich vorgestoßen ist. Er tat es, ohne die Notwendigkeit eines Verantwortungsbewußtseins auch nur zu ahnen, da für ihn ja alles «rein wissenschaftlich objektiv» ist und bleibt.

Aus dem Buch: «Der Atem Indiens» von H. H. von Veltheim-Ostrau
(«National-Zeitung», Nr. 265)

Die Frage der «friedlichen» Verwendung der Atomkraft ist nicht nur eine Frage technischer und wirtschaftlicher Art, die schon mit der Bejahung des Nutzens und Interesses entschieden wäre, sondern sie birgt eine grundlegende *geistige Verantwortung* und Neubesinnung in sich, die uns diesen technischen Fortschritt nur gestatten kann und darf, wenn er zum wirklichen Dienst an der Menschheit, an höchstem Maßstabe gemessen, werden kann, und wenn die bedrohlichen Aspekte, die auch in der friedlichen Verwertung der Atomenergie zutage treten, verarbeitet und überwunden sind. Wir stellen uns gegenüber der allzu raschen, allzu bedenkenlosen Bejahung der friedlichen Verwertung der Atomenergie einige Fragen, wenn man uns auch als hinterwäldlerisch betrachten sollte. Von der sehr schwerwiegenden und offensichtlichen Gefährdung der menschlichen Gesundheit in den Uranbergwerken und in den Fabriken abgesehen (schon dieser Tatbestand erlaubt uns nicht, mit dem Menschenleben so umzugehen, wie man es vor hundert Jahren zu kapitalistischen Zwecken und heute im Dienste des Staatsinteresses oder des Allgemeinwohles tut), stellt sich die Frage, ob unsere Vorstellungskraft hinreicht, den ganzen Komplex der Auswirkungen der Atomkraft auch für friedliche Zwecke zu übersehen.

Der Schweizerische Pressedienst schreibt in seiner Nr. 3:

Ein Lebensmittelchemiker zur radioaktiven Verseuchung von Lebensmitteln

In den «Mitteilungen aus dem Gebiet der Lebensmitteluntersuchung und Hygiene», veröffentlicht vom Eidgenössischen Gesundheitsamt in Bern, Heft 1, 1955, ist ein Vortrag von Dr. D. *Melcher* über die «Probleme radioaktiver Verseuchung von Lebensmitteln» enthalten. Wir erlauben uns, aus ihm einige Sätze zu zitieren und zu kommentieren. Wir lesen so unter anderem: «Atommaschinen (Piles) beruhen heute auf dem Prinzip der Kernspaltung. Auch hier bilden sich dieselben Spaltprodukte wie bei der Atombombe. Diese werden aber von Zeit zu Zeit der Pile entnommen und aufgearbeitet oder aber vergraben, bis ihre Radioaktivität abgeklungen ist. Nur ein kleiner Teil entweicht als Gas in die Luft, wobei diese durch geeignete Filter gereinigt wird. Bei Pile-Überhitzungen (Durchbrennen der Pile) besteht jedoch die Gefahr einer Verseuchung, hauptsächlich für die daran direkt

beteiligten Arbeiter. Bis heute ist aus der Literatur ein einziger Fall dieser Art bekanntgeworden. Mit zunehmender Ausnützung der Atomenergie können solche Ereignisse trotzdem eine praktische Bedeutung erlangen.» – Wir denken nun an den schweizerischen Atomreaktor in Würenlingen, in einem dicht besiedelten Gebiet: Wer garantiert dafür, daß die vergrabenen radioaktiven Stoffe nicht doch irgendwie die Abwasser verseuchen? Oder die Filter die Abgase doch nicht genügend reinigen, wie nach Angaben des englischen Atomwissenschafters Soddy angenommen werden muß?

«Bei jeder Anwendung von radioaktiven Isotopen gibt es Abfälle, welche vernichtet werden müssen. Mit zunehmendem Totalverbrauch in der Industrie (wir setzen hinzu: In der Medizin, SZF) nimmt also auch die Wahrscheinlichkeit zu, daß diese Abfallprodukte nicht richtig gehandhabt werden, das heißt unverdünnt in die Abwasser kommen. Heute liegt zum mindesten in der Schweiz eine solche Gefahr nicht vor.» Heute? In den Spitälern mindestens werden heute schon solche Isotopen genutzt. Morgen ergeben sie sich in Genf und in Würenlingen. Und dann?

«Von einer direkten Verseuchung kann man sprechen, wenn das Objekt (Luft, Lebensmittel) direkt von der Quelle her durch radioaktiven Staub verseucht wurde. Eine Verseuchung dieser Art liegt zum Beispiel bei den Ereignissen anläßlich des thermonuklearen Versuches vom 1. März 1954 im Pazifik vor. Auch bei uns wären solche Ereignisse denkbar, wenn in Europa Atomwaffenversuche gemacht würden oder wenn die Verschmutzung durch industrielle Abfallprodukte sehr stark anwachsen würde.» Auch wenn in Rußland oder den USA solche Explosionen ausgelöst wurden, haben weit entfernte Länder direkte Verseuchungserscheinungen festgestellt, wie radioaktiven Regen in Japan oder in Heidelberg.

«Bei der indirekten Verseuchung ist diese durch ein Zwischenglied übertragen worden. Zum Beispiel ist in den USA aus Stroh hergestelltes Verpackungsmaterial verseucht gewesen und hat die Röntgenphotoplatten, welche darin verpackt waren, geschwärzt. Ähnliche Mechanismen sind bei der indirekten Verseuchung von Milch und Fleisch durch radioaktives Futter oder Wasser denkbar.» – Durch Winde über die Welt hin verfrachteter Radiostaub und entsprechender radioaktiv verseuchter Regen vermöchten wohl auch bei uns gefährlich zu werden, wie dies in Japan beispielsweise schon der Fall war. Industrielles, städtisches oder Abwasser der Atomreaktoren in Genf oder Würenlingen vermöchte ebensolche Gefährdungen zu bringen.

Welche Intensität an radioaktiver Strahlung vermag ein biologisches Wesen ohne nachweisbare Schädigungen zu ertragen? Ein großer Teil der Probleme auf diesem Gebiet harrt noch der Bearbeitung. «Klar ist dabei nur eines», daß in Kriegszeiten viel höhere Toleranzen geduldet werden müssen als im Frieden. Soll die Menschheit überhaupt einer solchen Gefährdung in Friedens- oder Kriegszeiten ausgesetzt werden? Die Atomkraft selber kann vorläufig wohl kaum mehr aus dem industriellen Zivilisationsbestreben der Menschheit weggedacht werden, bis nicht die Benutzung der Sonnenkraft technisch vervollkommnet ist. Um biologische Schädigungen auszuschließen, muß erstere aber der militärischen Auswertung entzogen und auf Grund von staatlichen Übereinkommen ihre Produktionsstätten in weithin menschenleere Gegenden der Erde verlegt werden. Dies ist aber nur möglich, wenn die Menschheit ihre Führer gezwungen haben wird, sich an eine Friedensordnung in Recht und Gerechtigkeit zu halten. Bis dahin bleibt die Gefahr ihres langsamen Unterganges in weltverseuchender Radioaktivität durch Versuchsexplosionen und unvorsichtige industrielle und zivilisatorische Verwertung in Friedenszeiten und einem raschen Untergang in Kriegszeiten bestehen.

Ist damit, daß wir die Atomkraft entdeckt haben, schon gesagt, daß sie *wirklich* gut für uns sei? Wohin führt dieser grenzenlose technische Fortschritt mit seiner Berauschung, seinen vielen Sinnlosigkeiten, wenn er den Menschen immer mehr von sich weg, von Seele, Geist, Gemüt

weg in die Gewinnung einer äußeren Macht über die Welt, die Erde, die Natur verführt, was mit seiner Verknechtung unter diese neue, von ihm geschaffene Wirklichkeit verbunden ist? Berdiajew sagt in seiner bedeutenden Abhandlung «Der Mensch und die Technik» (Vita-Nova-Verlag, Luzern 1934) von dieser neuen, noch so vollkommen unbewältigten Wirklichkeit mit Recht folgendes: «Dem Menschen ist es gelungen, eine neue Wirklichkeit ins Leben zu rufen. Das ist ein Zeichen einer übergroßen Kraft, die zur schöpferischen Berufung und königlichen Stellung des Menschen in der Welt gehört. Zugleich aber auch ist es ein Zeichen seiner Ohnmacht: denn durch diese neue Wirklichkeit wird er von einer neuen Knechtschaft bedroht.» Und weiter: «Der psycho-physische menschliche Organismus hat sich in einer ‚natürlichen' Welt gebildet und hat sich dieser ‚alten Natur' angepaßt. Diese Anpassung hatte einen pflanzenhaft-tierischen Charakter. Der Mensch hat sich aber noch keinegswegs der ‚neuen Natur' angeglichen, die durch die Technik und Maschine erzeugt wird; er weiß auch nicht, ob er in der neuen elektrifizierten und radioaktiven Atmosphäre wird atmen, in der neuen metallenen Wirklichkeit ohne tierische Wärme wird existieren können. Wir vermögen die zerstörerischen Folgen noch gar nicht zu überschauen, die durch die technischen Erfindungen und Entdeckungen erzeugt werden und die Menschen in ihrer natürlichen Existenz bedrohen. Manche Ärzte behaupten, daß diese neue technische Atmosphäre eine verhängnisvolle, ja eine vernichtende Wirkung auf die Menschen ausüben wird. Die Erfindungskraft des Menschen auf dem Gebiete der Zerstörungstechnik, der Kriegsindustrie, übersteigt bei weitem seine Erfindungsfähigkeit auf dem Gebiete der Heiltechnik, der Medizin ... Der menschliche Organismus ist gegenüber seinen eigenen Erfindungen ohnmächtig und hilflos, weil die Entdekkungen innerhalb der organischen Sphäre dem menschlichen Geiste viel größere Aufgaben stellen als die Entdeckungen innerhalb der anorganischen Welt. Die organische Natur scheint sich vor dem Eindringen der Technik zu verschließen; die anorganische Natur aber offenbart dem Menschen ihre Geheimnisse und führt ihn auf den Wegen der Wissenschaft und Technik in eine wahre Zauberwelt hinein.»

Ist aber diese Zauberwelt nicht der schwarzen Magie näher als der wirklichen Hilfe für den Menschen? Liegt die *Bestimmung des Menschen* letztlich und entscheidend in diesem sogenannten Fortschritt mit seinen wirtschaftlichen und sozialen Folgen, die ja bis jetzt zumeist auch durch die Bedrohung des Menschen, zum Beispiel durch Arbeitslosigkeit und durch die Depossedierung seines Menschentums allzu schwer aufgewogen wurde? Daß er uns der Bewältigung der Hungerwirklichkeit noch keinen wesentlichen Schritt weitergeführt hat, sei nachdrücklich bemerkt! Liegt die Bestimmung des Menschen nicht vielmehr im göttlichen Willen, Gottes Ebenbild und Sohn zu sein und Gott in seinem Reiche, das auch auf Erden verwirklicht werden soll, zu dienen?

«Geheiliget werde Dein Name,
zu uns komme Dein Reich,
Dein Wille geschehe im Himmel wie auf Erden . . .»

beten wir als Christen und vergessen wir im Alltag doch immer wieder. Die Schöpfung aber wartet nicht auf ihre bloße Nutzung oder gar auf Ausbeutung und Mißbrauch – so versucht sie nur ein Sklave und Tyrann zu bewältigen –, sondern heute wie je und dringlicher denn je wartet sie in ihrem Seufzen und ihrem Gebundensein an Ausbeutung, Tod und Vernichtung auf die herrliche Freiheit der Söhne und Töchter Gottes. Die Aspekte der modernen Technik sind trotz ihrer äußern Größe und ihres äußern Glanzes und der Förderung der äußern Licht- und Kraftquellen zu sehr mit der Finsternis und der Verfinsterung des menschlichen Geistes verbunden. Es täte uns not, daß das Schöpferwort «Es werde Licht!», aus dem der Lichtglanz eines neuen Geistes strahlte, aufs neue über uns gesprochen würde zu einer Neuschöpfung des menschlichen Wesens nach Geist, Seele und Leib. Dann würden wir zu wirklich schöpferischer, menschlicher Tätigkeit und Verbundenheit geadelt.

Täuschen wir uns doch nicht über den vermeintlichen Segen der technischen Errungenschaften, mit denen wir noch keines unserer menschlichen Probleme gelöst haben. Blicken wir doch auch ehrlich ihrem Fluch ins Angesicht.

Leonhard *Ragaz* hat es einmal in seinem Buch «Die Botschaft vom Reiche Gottes» (Herbert Land, Verlag, Bern) so ausgesprochen: «In zwei Formen tritt uns heute diese Entartung der Wissenschaft als furchtbarer Fluch entgegen: in der *Gleichschaltung* des Menschen und der *Technisierung der Welt*. Wir stoßen auf sie im totalen Staat, im totalen Volk, in der totalen Gesellschaft, wie in der Technik – stoßen auf den Moloch, also auf das, was das Griechentum überwunden hatte. Und so wird die Wissenschaft wieder das, wovon sie uns erlösen wollte: Magie, und zwar *schwarze* Magie. Als solche waltet sie heute in den Kriegslaboratorien. Als solche schafft sie die Dämonen der Luft. Als solche zerstört sie die Natur. Als solche verwandelt sie auch die Seele in eine Maschine und dämonisiert sie damit. Als solche verheert sie die ganze Welt Gottes. Nicht umsonst tritt der Teufel in der Bibel (wie übrigens auch im ‚Faust') als Verheerer und Zerstörer auf.»

Das Kains- und Molochzeichen, mit dem unsere Kultur und Technik behaftet ist, muß dem Zeichen des wahrhaft befreiten und brüderlichen Menschen weichen.

Die Verantwortung der Wissenschafter

Man überdenke folgende Ausführungen:

Verantwortliche Wissenschaft

Ein angesehener französischer Journalist stellt in der bedeutenden Wochenzeitung «Carrefour» die Frage: Wird die Wissenschaft die Vernichtung des Menschen-

geschlechts bewirken? Seine Angaben sind so ungeheuerlich, werden aber zugleich mit einem solchen Elan vorgebracht, daß dieser Artikel zumindest in Auszügen nicht genug bekannt werden kann. Es ist zuerst dies Erfreuliche festzustellen: Frankreich beunruhigt sich spät, aber jetzt mit einer starken Reaktion. Die Universität Paris hat eine Reihe von Vorträgen eröffnet, die unter dem Titel «Wissenschaft und menschliche Verantwortung» stehen. Bedeutende Männer, die die ganze Welt kennt, werden das Wort zu einem Thema ergreifen, das mehr und mehr die Menschheit in Atem hält. Dabei wird zugleich folgendes bekannt:

Der Wissenschafter Eduard Teller, der eigentliche Erfinder der H-Bombe, und sein Mitarbeiter Hoffmann wurden kürzlich von der Gesellschaft «Convair», die Flugzeuge baut, zu einem schwindelnd hohen Gehalt engagiert, und zwar als Berater dieser Firma, die heute in der Hauptsache transatlantische Raketenbomber fabriziert. Die Zeitung, die diese Meldung brachte – sie wurde nicht dementiert – erhielt Tausende und aber Tausende von Briefen empörter Leser.

Die öffentliche Meinung war schon durch gewisse Enthüllungen der Presse erregt. Man wußte seit kurzem, daß Japan bereit war, zu kapitulieren. Trotzdem wurden die Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki abgeworfen – denn die Wissenschaft (oder zumindest eine führende Richtung in ihr) hatte ein Experiment nötig. Man erfährt, daß ein Rivalitätskampf ausgebrochen war zwischen den beiden amerikanischen Laboratorien von Los Alamos und Livermore. Es galt zu zeigen, wer die bessere Bombe hervorgebracht hatte. In diesem beunruhigenden Konkurrenzkampf haben die jungen Wissenschafter von Livermore (ihr Durchschnittsalter betrug 25 Jahre) schließlich «ihre» Bombe zur Explosion gebracht, die achtzehnmal stärker war als sie errechnet hatten. Es geschah aus diesem Grunde, daß ernsthafte Gelehrte wie Einstein und Oppenheimer wissenschaftlich die Situation zu studieren begannen, die andere «Kollegen» durch ihre Unvorsichtigkeit heraufbeschworen hatten.

Man erkennt, woran wir sind: die Fabrikation von H-Bomben und unter Umständen noch furchtbareren Körpern ... in den Händen von Firmen, deren junge wissenschaftliche Equipen, von einem ungetrübten Sportsgeist beseligt, mit dem Schicksal der Menschheit spielen. Die Konsequenzen sind nicht auszudenken, sollten sich derartige Rivalitätskämpfe wiederholen. Man wird jetzt den großen französischen Gelehrten *Dubarle* besser begreifen, wenn er in einem Vortrag ausrief, daß die Verantwortung keineswegs auf den Schultern der Wissenschafter allein zu liegen hat. In vielen Fällen fehlt vielen Atomphysikern die menschliche Größe und eine wirkliche Übersicht über die Verhältnisse. Verantwortlichkeit kann sich nur da ganz entwickeln, wo eine bestimmte «Maturation humaine» gegeben ist. Hinzu kommt das einseitige Weltbild vieler junger Wissenschafter, die als Techniker und nicht als Wissenschafter im tieferen Sinne die Alma mater verlassen. Hier muß ein sofortiger Wandel einsetzen; er wird dirigiert und inspiriert sein von der mehr und mehr erwachenden Hellsichtigkeit der Völker, die aus tiefer Beunruhigung kommt. Die Verantwortlichkeit ist auf möglichst viele Schultern zu verlegen, und die unmittelbare Sorge der Staaten muß sein, überall, im Osten und im Westen, jene Experimente zu verhindern, die nicht unter Aufsicht reifer, vom Wohl der Menschheit geleiteter Männer stattfinden. Wird man das begreifen ... und sofort handeln?

G. S. («Schaffhauser Arbeiterzeitung», 1955)

Die abendländische Geistestradition trägt in sich das Hohelied der Geistesfreiheit und der mit ihr verbundenen freien Wissenschaft und freien Forschung. Nicht in der gleichen Stärke und Tiefe ist die mit der allein echten Freiheit notwendig verbundene totale Verantwortung in der dreifachen Ehrfurcht vor dem, was neben, über und unter uns ist, entwickelt worden. Nur in der Furcht und im Dienst Gottes können wir Menschen, nach ewig gültiger Wahrheit und Weisheit, aus

der Freiheit heraus schaffen, die dann zugleich in der höchsten Verantwortung gründet. Losgelöst davon geraten wir und ist auch die Wissenschaft in den Bereich jener «Freiheit» geraten, die in der Verführung und Knechtung unter die Macht der Finsternis besteht. Heute nun stehen wir und steht die Wissenschaft zweifellos vor der unausweichlichen Frage nach der vollen Verantwortung des Freiheitsrechtes und des Freiheitsanspruches. Wir können der Gewissensfrage, ob wir Gott zu seiner Ehre und den Menschen zum Heil und Segen dienen, oder dem sklavischen Dienst an «Göttern», «Dämonen», «Herrschaften», «Süchten» und «Trieben» der gegenseitigen Vernichtung weiter verfallen sein wollen, nicht mehr ausweichen. Dies ist zu unserer Existenzfrage geworden. Die *Wissenschafter* müssen endlich beginnen, ihr *volles Maß der Verantwortung* im ganzen Bereich ihres Schaffens zu übernehmen, und die Völker müssen ihnen diese Verantwortung abverlangen, sie aber auch darin tragen und unterstützen. Der Dienst des Wissenschafters kann im letzten Sinn wie der des Arztes nur in der Heilung und Förderung des Lebens, nicht aber in seiner Verwüstung und Zerstörung bestehen. Es gibt Dinge, Verrichtungen und Tätigkeiten, zu denen wir *nicht Hand bieten dürfen*, wenn wir, gerade auch auf dem Gebiete der Wissenschaft, nicht in den Dienst des Verbrechens abgleiten wollen. Das gilt erst recht, wenn dieses Verbrechen als in den Dienst einer höheren Instanz, also etwa des Staates oder des Volkes, gestellt zu sein vorgibt. Hier dient die Wissenschaft nicht mehr der Wahrheit, sondern der Lüge und betrügt sich selbst und die Welt, hier wird sie zum Fluch, der nur in Segen verwandelt werden kann, wenn jeder Wissenschafter und wenn die geistige Verankerung aller Wissenschaft für die Verantwortung vor Gott und für den Menschen verpflichtet werden.

Die Wissenschaft wird heute nicht nur in totalitären Staaten mißbraucht und geknechtet. Der Mißbrauch und die Knechtung ist ebenso in der falschen, gewissenlosen Freiheit begründet. Eine neue Demokratie müßte gerade auch die wissenschaftliche Verantwortung gegenüber den Menschenrechten und Menschenpflichten, die der Wissenschafter auf seinem Gebiet zu tragen und zu übernehmen hat, in einem demokratisch gehandhabten Recht und Gericht festlegen. Auch die Wissenschaft steht unter dem Gesetz «Wer Sünde tut, der ist der Sünde Knecht» und zieht göttliches und menschliches Gericht auf sich *.

---

* Unterdessen haben einige Wissenschafter, darunter der seither verstorbene *Einstein* und Sir *Bertrand Russel*, eine Erklärung zur Warnung an die Öffentlichkeit geleitet (vergleiche die Tageszeitungen vom 11. Juli 1955), auf die wir im nächsten Heft zurückzukommen hoffen. Auch hier betont Russel, daß «wenn der Kommunismus die Weltherrschaft erringen würde», er Selbstmord begehen würde. Wäre *das* eine Lösung für die Welt, ja auch nur für seine eigene Persönlichkeit? Und *muß* der Kommunismus die Weltherrschaft erringen, auch wenn der Krieg abgeschafft würde? Hätten wir also keine Waffen des Geistes, keine Glaubenskraft und Glau-

Unsere Verantwortung heute

In dem oben schon erwähnten Aufsatz von Berdiajew sagt dieser noch viel zu wenig erkannte Philosoph und prophetische Geist: «Auf allen Gebieten des Lebens gibt die Technik dem Menschen eine ungeheure Kraft, deren Wirkung in eine Zerstörungsaktion umschlagen kann. Die friedlichsten Gelehrten werden bald Erschütterungen nicht nur historischer, sondern auch kosmischer Art hervorrufen. Man kann sich ohne Mühe vorstellen, daß eine kleine Menschengruppe, die sich im Besitze der entscheidenden Geheimnisse technischer Erfindungen befindet, die Macht über die ganze übrige Menschheit an sich reißen wird. Diese Gefahr wurde von E. Renan bereits vorausgeschaut. Wenn dem Menschen die Macht verliehen wird, durch die er die Welt beherrschen und einen bedeutenden Teil der Menschheit und der menschlichen Kultur der Vernichtung preisgeben kann, so werden die Schicksale der Menschheit von dem geistigen und sittlichen Zustand dieses Menschen abhängen, vom Geiste, der in ihm waltet und dem Ziel, in dessen Namen er seine Kraft verwenden wird. Die Frage der Technik erweist sich also als ein geistiges, schließlich aber als ein religiöses Problem, von dessen Lösung die Schicksale der Menschheit abhängen.»

Vor dieser Verantwortung steht die heutige Menschheit, nicht mehr als abstraktes Wesen oder als Idee, sondern als konkreter Leib aller ihrer Völker und Menschenwesen. Von dem, was wir weiter tun, wird auch das Schicksal der übrigen Lebewesen und der zukünftigen Gestalt der Erde abhängen. Christentum, Sozialismus und ein menschlicher Kommunismus, überhaupt alle Menschen, die wahrer Menschlichkeit, Freiheit und Liebe dienen möchten, sind im Angesicht unserer heutigen Situation vor die Probe gestellt. Uns scheint, daß es eine letzte Chance der Erprobung sein wird, der gegenüber wir alle gleich schuldig und gleich verpflichtet sein werden. Werden wir die Apokalypse des Endes oder mindestens eines Endes von ungeheurem irdischem, ja kosmischem Ausmaß erleben müssen, dem wir uns, in Schuld und Verbrechen gebannt, selbst ausgeliefert haben, oder werden wir uns – da Gott uns in seinem Erbarmen über alle Völker, wie es in Christus uns entgegentritt und verheißen ist, gewiß nicht diesem Tode und Ende preisgeben will – seinem Reich und damit der Schaffung von Gerech-

---

bensgewißheit, um ohne die absurde Alternative «Krieg oder Kommunismus» dem Problem des Kommunismus in seiner Ganzheit und Tiefe, und zwar von uns, von der Christenheit und nicht vom Kommunismus als «Feind» aus gesehen, zu begegnen und ihn da, wo er Lüge ist, mit Wahrheit zu überwinden, da wo er eine Wahrheit vertritt, sich mit ihm in Wahrheit zu messen und auseinanderzusetzen? Wir meinen, die Kraft der Erklärung der Wissenschafter werde durch eine solche Haltung, wie sie Sir Bertrand Russel bekundet, entwertet; auf *diese* Weise führt sie uns aus dem Teufelskreis von Tod, Vernichtung und nihilistischen Alternativen niemals heraus. D. R.

tigkeit und Frieden zuwenden? Wir müssen dem apokalyptischen Fatum nicht ausgeliefert bleiben, und das betonen ausdrücklich große Zeugen der christlichen Wahrheit, wie die beiden Blumhardt, Ragaz und Berdiajew, die auch hier die Botschaft und Tat Jesu sicher besser verstanden haben, als es eine an den Fatalismus gebundene Christenheit tut. Wir möchten mit der Beantwortung dieser Frage durch ein Wort von Fedorow schließen und unsere Leser bitten, die Fragen und Aufgaben, die wir mit unseren Ausführungen ihnen nahezubringen versuchten, mit Herz und Gewissen zu überdenken und die eigene Verantwortung und das eigene Denken, Wollen und Tun an dem Ernste und der Wahrheit der heutigen Lage zu messen *.

«Die Apokalypse ist die Offenbarung von den historischen Schicksalen des Menschen und von dem Ende der Welt, von dem Ausgang der Weltgeschichte. Diese Offenbarung braucht aber nicht deterministisch und fatalistisch aufgefaßt zu werden. Das Ende, das Jüngste Gericht und die ewige Verderbnis sind durchaus nicht durch die göttliche oder natürliche Notwendigkeit bestimmt. Der Mensch ist frei und zur Aktivität berufen; das Ende hängt zugleich auch von ihm selbst ab. Die apokalyptischen Wahrsagungen haben bedingten Charakter. Wenn die christliche Menschheit sich zur Erfüllung der ‚Gemeinsamen Tat' nicht vereinigen wird, wenn sie sich der elementaren, todbringenden Naturkräfte nicht bemächtigt, den Sieg über den Tod nicht davontragen und das universelle Leben nicht wiederherstellen wird, das kosmische Leben nicht organisieren und ein christliches Reich der durchgeistigten menschlichen Aktivität nicht erschaffen wird; wenn sie den Dualismus der praktischen und theoretischen Vernunft, der intellektuellen und der körperlichen Arbeit nicht überwinden, die christliche Wahrheit, Brüderlichkeit und Liebe in ihrer Fülle nicht verwirklichen wird, wenn sie also durch die christliche Liebe und die Macht der Technik und Wissenschaft den Stachel des Todes nicht ausreißen wird – ja, dann, aber nur dann, wird das Reich des Antichristen anbrechen und das Ende der Welt und das Jüngste Gericht, wie überhaupt alles, was in der Apokalypse wahrgesagt wurde, in Erfüllung gehen. Aber alle apokalyptischen Ereignisse werden ausbleiben können, wenn die ‚Gemeinsame Tat' in Angriff genommen wird.»

Vielleicht heute noch zum letztenmal gilt uns in unserer Menschengeschichte das Wort: «Das Reich Gottes ist genaht; kehret um und glaubet der Botschaft!»

Carmen Weingartner-Studer *Albert Böhler*

---

* Nicolai Fedorow war ein christlicher Denker, Verfasser des Werkes «Philosophie der gemeinsamen Tat». Er wird von Berdiajew zitiert. D. R.

Dann gibt es nur eins!*

Du, Mann an der Maschine und Mann in der Werkstatt. Wenn sie dir morgen befehlen, du sollst keine Wasserrohre und keine Kochtöpfe mehr machen – sondern Stahlhelme und Maschinengewehre, dann gibt es nur eins:

Sag nein!

Du, Mädchen hinterm Ladentisch und Mädchen im Büro. Wenn sie dir morgen befehlen, du sollst Granaten füllen und Zielfernrohre für Scharfschützengewehre montieren, dann gibt es nur eins:

Sag nein!

Du, Besitzer der Fabrik. Wenn sie dir morgen befehlen, du sollst statt Puder und Kakao Schießpulver verkaufen, dann gibt es nur eins:

Sag nein!

Du, Forscher im Laboratorium. Wenn sie dir morgen befehlen, du sollst einen neuen Tod erfinden, dann gibt es nur eins:

Sag nein!

Du, Dichter in deiner Stube. Wenn sie dir morgen befehlen, du sollst keine Liebeslieder, du sollst Haßlieder singen, dann gibt es nur eins:

Sag nein!

Du, Arzt am Krankenbett. Wenn sie dir morgen befehlen, du sollst die Männer kriegstauglich schreiben, dann gibt es nur eins:

Sag nein!

Du, Pfarrer auf der Kanzel. Wenn sie dir morgen befehlen, du sollst den Mord segnen und den Krieg heiligsprechen, dann gibt es nur eins:

Sag nein!

Du, Kapitän auf dem Dampfer. Wenn sie dir morgen befehlen, du sollst keinen Weizen mehr fahren, sondern Kanonen und Panzer, dann gibt es nur eins:

Sag nein!

Du, Pilot auf dem Flugfeld. Wenn sie dir morgen befehlen, du sollst Bomber und Phosphor über die Städte tragen, dann gibt es nur eins:

Sag nein!

Du, Schneider auf deinem Brett. Wenn sie dir morgen befehlen, du sollst Uniformen zuschneiden, dann gibt es nur eins:

Sag nein!

---

* Wolfgang Borchert, 1921 geboren, 1947 in Basel gestorben, schrieb diese letzte Arbeit kurz vor seinem Tode. Seine Worte mögen uns gerade heute aufrütteln. Sie führen auch zurück zur Anfangsbetrachtung von Albert Böhler. Seither droht uns der noch schrecklichere Atomkrieg, wenn wir zum Kriege nicht «Nein» sagen, jeder einzelne an seinem Ort. D. R.

Du, Richter im Talar. Wenn sie dir morgen befehlen, du sollst zum Kriegsgericht gehen, dann gibt es nur eins:

Sag nein!

Du, Mann auf dem Bahnhof. Wenn sie dir morgen befehlen, du sollst das Signal zur Abfahrt geben für den Munitionszug und für den Truppentransport, dann gibt es nur eins:

Sag nein!

Du, Mann auf dem Dorf und Mann in der Stadt. Wenn sie morgen kommen und dir den Gestellungsbefehl bringen, dann gibt es nur eins:

Sag nein!

Du, Mutter in der Normandie und Mutter in der Ukraine, du, Mutter in Frisco und London, du, am Hoangho und am Mississippi, du, Mutter in Neapel und Hamburg und Kairo und Oslo – Mütter in allen Erdteilen, Mütter in der Welt, wenn sie morgen befehlen, ihr sollt Kinder gebären, Krankenschwestern für Kriegslazarette und neue Soldaten für neue Schlachten, Mütter in der Welt, dann gibt es nur eins:

Sagt nein! Mütter, sagt nein!

Denn, wenn ihr nicht nein sagt, wenn *ihr* nicht nein sagt, Mütter, dann:

In den lärmenden, dampfdunstigen Hafenstädten werden die großen Schiffe stöhnend verstummen und wie titanische Mammutkadaver wasserleichig träge gegen die toten, vereinsamten Kaimauern schwanken, algen-, tang- und muschelüberwest den früher so schimmernden, dröhnenden Leib, friedhöflich, fischfaulig duftend, mürbe, siech, gestorben;

die Straßenbahnen werden wie sinnlose, glanzlose, glasäugige Käfige blöde verbeult und abgeblättert neben den verwirrten Stahlskeletten der Drähte und Geleise liegen, hinter morschen, durchlöcherten Schuppen, in verlorenen, kraterzerrissenen Straßen;

eine schlammgraue, dickbreiige, bleierne Stille wird sich heranwälzen, gefräßig, wachsend, wird anwachsen in den Schulen und Universitäten und Schauspielhäusern, auf Sport- und Kinderspielplätzen, grausig und gierig, unaufhaltsam;

der sonnige, saftige Wein wird an den verfallenen Hängen verfaulen, der Reis wird in der verdorrten Erde vertrocknen, die Kartoffel wird auf den brachliegenden Äckern erfrieren, und die Kühe werden ihre todsteifen Beine wie umgekippte Melkschemel in den Himmel strecken;

in den Instituten werden die genialen Erfindungen der großen Ärzte sauer werden, verrotten, pilzig verschimmeln;

in den Küchen, Kammern und Kellern, in den Kühlhäusern und Speichern werden die letzten Säcke Mehl, die letzten Gläser Erdbeeren, Kürbis und Kirschsaft verkommen – das Brot unter den umgestürzten

Tischen und auf den zersplitterten Tellern wird grün werden, und die ausgelaufene Butter wird stinken wie Schmierseife, das Korn auf den Feldern wird neben verrosteten Pflügen hingesunken sein wie ein erschlagenes Heer, und die qualmenden Ziegelschornsteine, die Essen und Schlote der stampfenden Fabriken werden, vom ewigen Gras zugedeckt, zerbröckeln – zerbröckeln – zerbröckeln;

dann wird der letzte Mensch, mit zerfetzten Gedärmen und verpesteter Lunge, antwortlos und einsam unter wankenden Gestirnen umherirren, einsam zwischen den unübersehbaren Massengräbern und den kalten Götzen der gigantischen, betonklotzigen, verödeten Städte, der letzte Mensch, dürr, wahnsinnig, lästernd, klagend – und seine furchtbare Klage: Warum? wird ungehört in der Steppe verrinnen, durch die geborstenen Ruinen wehen, versickern im Schutt der Kirchen, gegen Hochbunker klatschen, in Blutlachen fallen, ungehört, antwortlos, letzter Tierschrei des letzten Tieres Mensch –

all dieses wird eintreffen, morgen, morgen, vielleicht heute nacht schon, vielleicht heute nacht, wenn – – wenn – –

wenn ihr nicht nein sagt!

Wolfgang Borchert

GESPRÄCH UND BESINNUNG

Verantwortungsvolle Landesverteidigung

Daß trotz unseren Friedensbemühungen der Stand der internationalen Rüstungen außerordentlich hoch ist, beweist, daß man die Möglichkeit einer Aggression ins Auge faßt. Woher ein solcher Angriff kommen und gegen wen er sich richten soll, will ich hier nicht zur Diskussion stellen. Wir wissen aber heute schon, daß ein dritter Weltkrieg (als wahrscheinliche Folge einer größeren Offensive) dank der weitgehenden Vervollkommnung des Kriegsmaterials sich zu einer unvorstellbaren Katastrophe ausweiten wird, der unsere Phantasie und unser Vorstellungsvermögen nicht gerecht zu werden vermögen. Sich über die Gestaltung des menschlichen Lebens nach einem solchen Ereignis langen Betrachtungen hinzugeben, erscheint mir im Angesicht der Dringlichkeit der heutigen Lage als müßige Zeitverschwendung. Ein künftiger Krieg wird weder Siegern noch Besiegten irgendeinen Vorteil bringen, womit die Berechtigung der militärischen Gewaltanwendung zur Austragung internationaler Differenzen hinfällt. (Über die Stellung des unverschuldet angegriffenen Staates, der um seiner Existenz willen zur Defensive übergeht, will ich im folgenden sprechen.) Weite Kreise spüren die Unhaltbarkeit unserer gegenwärtigen

Lage, denn ein Kalter Krieg ist in den meisten Fällen ein Geplänkel, das über kurz oder lang zum offenen Ausbruch der Feindseligkeiten führt. Wenige aber erkennen, daß diese Lage dem Vorabend zur letzten Weltkatastrophe verzweifelt ähnlich sieht.

Betrachten wir die Kräfte, mit denen man diesen Strömungen entgegenzuwirken versucht, so haben wir an erster Stelle die militärische Aufrüstung zu nennen. Im wirtschaftlichen, politischen und auch geistigen Leben der Völker ist sie zu einem Faktor von solcher Bedeutung angewachsen, daß es scheint, als könnte sie heute nicht mehr geregelt und gebremst werden, sondern entgleite infolge der ihr anhaftenden Gesetzmäßigkeit den Händen ihrer Lenker. Um auf die Schweiz zu sprechen zu kommen, will ich einen Redaktor einer führenden rechtsbürgerlichen Zeitung zitieren. Er selbst bejaht das Militär als unbedingte Notwendigkeit, schrieb aber unlängst in einem Artikel: «Wir brauchen Offiziere, die wissen, daß es nur allein um die Verteidigung der freien Heimat geht, unter vielleicht aussichtslos scheinenden Verhältnissen. Offiziere, die befähigt sind, durch vernünftigen Einsatz unserer höchst beschränkten leiblichen und technischen Mittel die Kriegführung sinnvoll, sparsam und dauerhaft zu gestalten.» Wenn im Einverständnis mit unseren Militärbehörden von so kompetenter Seite über unsere «vielleicht aussichtslos scheinende Lage», von unseren «höchst beschränkten Mitteln» gesprochen wird, dann ist anzunehmen, daß unsere militärische Lage bestimmt aussichtslos, unsere Mittel völlig ungenügend sind.

Ein Bürger aber, der seinen Patriotismus nicht nur an gewissen Festtagen öffentlich zur Schau zu stellen pflegt, wird sich im Bewußtsein seiner persönlichen Verantwortung nach Maßnahmen umsehen, die es ihm erlauben, seine Heimat auf wirksame Art und Weise zu verteidigen, sollte er dabei auch neue Wege beschreiten müssen. Ganz abgesehen davon, daß der Kampf um die Wohlfahrt des Volkes und den friedlichen Ablauf des Völkerlebens zu den primären, aber leider stark vernachlässigten Aufgaben des Christen gehören. – Wer sich aller falschen, aus Erziehung und Schule mitgebrachten geschichtlichen Vorurteile entledigt, muß zur Einsicht kommen, daß die Lebensfrage der Schweiz heute nicht lautet: Wie verhalten wir uns im nächsten Weltkrieg, welches wird unsere Stellung und wie werden unsere Aussichten sein, denn dann werden wir vermutlich früher oder später einen Heldentod erleiden, der sich, des ganzen mystischen Heiligenscheines entkleidet, ziemlich prosaisch ausnehmen wird. – Die Parole, die die Geschichte unserer Generation gibt, heißt: Es darf nie wieder zum Kriege kommen! Daß sie mit dem Zweiten Weltkrieg schon einmal Schiffbruch erlitten hat, stellt lediglich den Verantwortlichen jener Zeit ein Armutszeugnis aus, tut ihrer Notwendigkeit aber keinen Abbruch. Vor uns steht das ganze komplexe Problem des Friedens, in dessen Dienst wir unsere staatlichen Einrichtungen, unsere Schule und

unser Einflußvermögen auf die Weltpolitik zu stellen haben, sollen unsere Bemühungen von Erfolg gekrönt sein. Unsere Hingabe an dieses Ziel ist nicht nur oberstes Gebot der Menschlichkeit, sie ist auch das einzige, das dazu angetan ist, unserem Lande Freiheit und Sicherheit zu bewahren.

Ich bin mir durchaus im klaren, daß ein Volk, das diesen Weg zu gehen hat, eine geistige Reife besitzen muß, die bei uns leider nicht Allgemeingut ist, daß es seine geistigen Maßstäbe umwerten muß, um die Materie aus ihrer Vormachtstellung zu verdrängen. Wie oft habe ich es im Gespräch mit allgemein geachteten Leuten erfahren, daß sie sich defaitistisch mit den gegebenen, scheinbar unabänderlichen Tatsachen abfinden, daß sie sich mit veralteten Schablonen in einem gefährlichen Schlaf wiegen, aus dem es nur ein unheilvolles Erwachen gibt. – Ich glaube nicht zu schwarz zu sehen, wenn ich sage, daß wir heute gegen einen eigentlichen Nihilismus anzukämpfen haben. Allerdings stellt er sich nicht in offener Front gegen uns, er ist vielmehr gut bürgerlich und religiös geschäftig, nach dem Ausspruch eines Zürcher Theologen, «ein bohnenzüchtender Nihilismus». Unsere Aufgabe besteht also darin, unser Volk in dieser Hinsicht zu mobilisieren, denn wenn wir in unserer unklaren Stellungnahme verharren, so werden uns die Ereignisse überraschen. Wie jede Wahrheit verpflichtet, so muß auch unsere Erkenntnis zur Tat werden. Nicht umsonst hat Karl Kraus, der große deutsche Denker, sein Volk gewarnt: Gute Ansichten sind wertlos. Es kommt darauf an, wer sie hat! *G. H. B.*

Von der Machtergreifung des Geistes

Brief an einen führenden deutschen Pazifisten

Der Aufruf des Dr. A., den Sie mir zur Mitunterzeichnung zugesandt haben, wirft ein allgemeines Problem auf: Was kann der denkende und sich verantwortlich wissende Einzelne, der die Ursache der modernen Kriege durchschaut hat, heute praktisch tun, um den im Untergrund weiterwirkenden, ja vielleicht sogar stärker werdenden Tendenzen auf einen dritten Weltkrieg hin wirksam zu begegnen? Wenn ich den Aufruf recht verstehe, läuft er auf den organisatorischen Zusammenschluß aller Friedensbewegten hinaus; in solchem Zusammenschluß, meint Dr. A., liege die Voraussetzung allen wirksamen Handelns. Nun, das mag sein; was ist aber mit der Erfüllung einer bloßen Voraussetzung denn schon geleistet? Dr. A. selbst enthüllt ihren illusionären Charakter, indem er sagt, schon die bloße Zahl der «erfaßten» Kriegsgegner werde «imponieren». Imponieren – wem? Den Friedensfreunden selbst vielleicht, aber doch nicht jenen Abgebrühten, die

der Zufall, der Teufel, die Dummheit der andern, oder weiß Gott sonst wer vor die Schalthebel der großen Politik gespült hat und die sich großartig «Staatsmänner» heißen! Was haben wir denn eben erst bei der Bewegung gegen die deutsche Wiederaufrüstung erlebt? Hat der westdeutsche Kanzler sich von der Gegnerschaft gegen seine Pläne, die – mindestens in einem gewissen Zeitpunkt zwischen 1950 und 1955 – die große Mehrheit im Volke ausgemacht hat, auch nur im allergeringsten imponieren lassen? *Er hat sie verhöhnt* und, wie der Effekt gezeigt hat, mit vollem Recht! «Mit dem Volke werden wir schon fertig werden!» – so raunten sich die Auguren von Bonn und vom Petersberg zu. Und sie *sind* mit ihm fertig geworden! Schon schwenkt – unter der berüchtigten Formel «um Schlimmeres zu verhüten» – eine ehrenwerte SPD, vorläufig vielleicht noch etwas verschämt, in den Regierungskurs ein; SPD-Erler, dem Tausende ob seiner fulminanten Bundestagsrede gegen die Wiederbewaffnung zugejubelt haben, befindet sich bereits – Seite an Seite mit dem Simplifikateur CSU-Jäger, für den die Menschheit bekanntlich in westliche Heilige und östliche Banditen zerfällt – in den «Staaten», um, wie es heißt, die dortigen Einrichtungen parlamentarischer Kontrolle des Militärwesens (daß ich nicht lache!) zu studieren. *Wir* haben noch nie eine Demokratie gehabt – Demokratie als die Einflußnahme der Vernunft im Volke auf die Regierung –, aber wenn wir sie je gehabt haben sollten, so ist es heute mit ihr zu Ende, nicht nur weil die Führung jeglichen Charakters verlustig ging, sondern auch, weil die «Gefolgschaft» sich weithin der geistigen und sittlichen Sterilisierung durch Kirche, Presse, Rundfunk willig, ja süchtig ausgeliefert hat. Durch bloße Aufrufe zur Bildung von «Einheitsfronten» gegen Lethargie und Fatalismus kann das – noch völlig organlose! – Volk nur zum Münchhausen werden, der an die Erlösungskraft des eigenen Zopfes glaubt. Lohnt es sich, einen unscheinbaren Wasserlauf, der den ungeheuren Amazonas speist, abzuleiten und im Urwald versickern zu lassen? Der Amazonas spottet solcher Bemühungen und wälzt sich in unverminderter Wucht weiter.

Und doch hat sich in der Welt etwas verändert! Dem – gleicherweise durch seinen Intellekt wie durch seine Raffinesse und seine Verstellungskunst zur Weltherrschaft gelangten – *christlichen* Abendland sind jetzt im Osten Mächte in den Weg getreten, die die Vormundschaft des Abendlandes ein für allemal abgeschüttelt haben. Der «Zauber des weißen Mannes» ist gebrochen, und diese Entzauberung wächst ohne unser Zutun von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde. Nicht so sehr der Marxismus als eine ökonomische Erlösungslehre, als vielmehr der Marxismus als eine Lehre von der Enthüllung des Scheincharakters der bürgerlich-abendländisch-christlichen Kultur – dieser Marxismus der «Entmythologisierung» erobert sich heute die farbige Welt. Und der Bumerang kehrt zu uns zurück! Dieser Marxismus ist

nun durch *einen* Umstand von allen bisherigen Utopien verschieden: Er weiß, daß Geist Macht ist, Geist sich in Macht verwandelt, wie ein Magnet Macht anziehen kann. Wenn Gandhi in der vorstaatlichen Phase des indischen Aufstieges Gewaltlosigkeit verkündete, so bedient Nehru, der Staatsmann, sich der Gewalt dort, wo es nur die Wahl zwischen Feigheit und Gewalt gibt, und wo selbst Gandhi zur Gewalt geraten hat. Auch in China ist seit 2500 Jahren Kungtse (Konfuzius) der große Lehrer der Gewaltlosigkeit. Als einst einem Lande vom Fürsten des Nachbarstaates Gefahr drohte, empfahlen die Minister den Präventivkrieg. Kungtse dagegen sagte: Nein! Richtet vorbildliche Schulen ein, und der Fürst des Nachbarlandes wird keine Heere, sondern Gelehrte zu uns senden, die unsere Einrichtungen studieren, um sie nachzuahmen. Das ist der konfuzianische Glaube an die Macht des Geistes. Dieser Glaube hat sich heute mit den Erkenntnissen eines Sunyatsen und eines Mao Tse-tung gegattet. *Es gibt zweierlei Gewalt*, verantwortliche und verantwortungslose. Es ist ein Unterschied, ob in einem Lande die Tendenz herrscht, aus Pflügen Schwerter zu machen oder die Tendenz, aus Schwertern Pflüge. *Die Tendenz ist entscheidend.* Sie allein! Dem Lande der zweiten Tendenz ist es nicht verwehrt, gegen verantwortungslose Gewalt das Schwert zu führen. Das haben die auf dem Prinzip der Gewaltlosigkeit ruhenden Staaten Indien und China begriffen, und auch der Pazifismus des Westens sollte es begreifen. Auf der anderen Seite ist es völlig klar, daß bloße Lippenbekenntnisse und selbst Scheinanstrengungen von Frieden und Völkerverständigung in Staaten, die den Pflug vielleicht im Wappen führen, innerlich aber geradezu schwertbrünstig sind, nicht den geringsten Wert haben. Der vor sieben Jahren in Paris verstorbene russische Philosoph *Berdiajew* hat die beiden Systeme wie folgt beschrieben: «Es gibt zwei Symbole, das Symbol des Brotes und das Symbol des Geldes. Wir stehen vor der großen Aufgabe, die Herrschaft des Geldes zu stürzen und die Herrschaft des Brotes aufzurichten. Das Reich des Geldes ist das Reich des Fürsten dieser Welt, ist das Reich des Bourgeoisismus. Das Christentum hat noch keine Lösung gefunden für das Problem der menschlichen Arbeit; man verlegte die Geistigkeit in eine eigene Sphäre und sonderte sie von dem Problem der Arbeit, von dem Problem des Körpers und seiner Bedürfnisse ab. Die bourgeoise und kapitalistische Welt ist außerhalb des Geistes und der Geistigkeit entstanden in einer Sphäre, die sich von der menschlichen Existenz abgesondert hat. Im Sozialismus haben der Leib und die Geistigkeit sich miteinander verbunden.» In der Tat: Diese Verbindung von Geist und Leib, von Geist und Macht hat sich in weltgeschichtlichem Maßstabe vollzogen, als China 1947 an die Seite Rußlands trat und Indien unter Nehru den Ring der imperialistischen Staaten des Westens sprengte. *Damit ist im Reiche des Geistes die Entscheidung für den Frieden, für den Pflug, bereits gefallen.* Die

auf Gewaltlosigkeit beruhenden Mächte des Ostens müßten schon politische Mißgriffe schwerwiegender Art begehen, wenn diese Entscheidung noch einmal rückgängig gemacht werden sollte. Solche Mißgriffe sind nicht zu befürchten. Viel eher zeigt sich bei den imperialistischen Mächten jene «Torschlußpanik» und typische Verwirrung derer, die eine schlechte oder veraltete Sache vertreten. China und Indien mögen wirtschaftlich und technisch noch so rückständig sein, geistig sind sie Potenzen hohen Grades. Sie schließen geographisch mit Rußland zusammen jenes mysteriöse Land Tibet ein, das ein wahres Quellgebiet eigenartiger, dem Abendland bisher verschlossener Spiritualität ist. Hier können sich Kräfte ballen, die bei einer künftigen Weltauseinandersetzung schwerer ins Gewicht fallen als alle Technik des Westens und selbst die Atomspaltung.

Wer sich solchermaßen bemüht, die großen Zusammenhänge der weltpolitischen Vorgänge zu erkennen, dürfte sich noch auf andere Weise als durch die von Dr. A. vorgeschlagene Organisation bemühen, wirksam zu sein. Er wird sich vor allem mit der östlichen Geistigkeit vertraut machen. Und dann mit Staunen vielleicht entdecken, daß es sich weniger darum handelt, Erkenntnisse des Ostens zu uns herüberzunehmen als vielmehr: das Östliche, das in uns und unserer Kultur schlummert, zur Entfaltung zu bringen. In Kant und Schiller zum Beispiel steckt ein Eminent-Konfuzianisches, das bei dem Zweitgenannten bis zur Verwendung derselben Parolen reicht, etwa «Reinigung der Begriffe», «Ästhetische Erziehung» usw. Auch Hegels Universalität hat in Konfuzius einen Vorgänger. Wenn bei uns in der jüngsten Zeit ein gewisser Rückgang von Marx auf Hegel stattfindet, so ist das geistig dasselbe, wie im Raume eine Ausfahrt in den Osten: ein Sich-schöpferisch-dem-Osten-Öffnen, ein Brückenschlagen, das eines Tages auch politisch seine Früchte tragen wird. Diese andere Weise, dem Kriege entgegenzuwirken, hat den nicht geringen Vorzug, daß jeder sie jederzeit anzuwenden vermag. «Auf leisen Sohlen kommen die großen Ereignisse!»

Alfred Daniel

WELTRUNDSCHAU

Friedenstauben Es war vielleicht ganz gut, daß ich durch eine Reise nach China sechs Wochen lang von meinen gewohnten Verbindungen mit der Weltentwicklung abgeschnitten war. Was alles da draußen passierte, drang ja in Peking, Schanghai, Mukden und der Enden nur bruchstückweise an mein Ohr; daß zum Beispiel die Konservativen in England wieder gewonnen hätten, erzählte mir nur so nebenbei ein britischer Diplomat bei einer Zwischen-

landung unseres Flugzeuges auf der Heimreise in Ulan Bator, am Rande der Wüste Gobi . . . Das war nicht immer angenehm; aber der Abstand gegenüber den internationalen Ereignissen, den solches Abgeschnittensein erzeugt, ermöglicht anderseits auch eine größere Gelassenheit inmitten der Erregungen und Stimmungsschwankungen, denen die sogenannte öffentliche Meinung in Westeuropa in dieser Zeit ausgesetzt war und noch immer ist. In der Tat: was ist es mit jener völligen *Veränderung des weltpolitischen Klimas*, die – wie ich seit meiner Rückkehr andauernd höre und lese – seit Ende April eingetreten sein soll? Haben die Beziehungen zwischen Ost- und Westblock wirklich eine entscheidende Entspannung erfahren? Sind es wirklich Ölzweige des Friedens, die die überall aufgelassenen Versuchstauben zurückbringen?

Daß die internationale Atmosphäre anders geworden ist, als sie im Frühjahr war, ist allerdings richtig. Die Kriegsgefahr, die damals von der Formosaspannung ausging, ist gewichen; in Europa hat der überraschende Abschluß des Friedensvertrages mit Österreich Hoffnungen auf eine Lösung auch der deutschen Frage geweckt; und die für Mitte Juli bevorstehende Konferenz der vier Staatsoberhäupter der Vereinigten Staaten, Großbritanniens, Frankreichs und der Sowjetunion wird weitherum mit fast ausschweifenden Friedenserwartungen umgeben. Allein, worin besteht nun eigentlich der «Umschwung»? Was bedeutet er? Worauf dürfen wir wirklich hoffen?

Es gibt Beobachter der Weltentwicklung, die – wie etwa Kingsley Martin im «New Statesman» – von einer ungefähr gleichzeitigen und gleichartigen Wendung in den Vereinigten Staaten wie in der Sowjetunion sprechen. In Amerika hätten die Kriegsmacher für einmal ausgespielt, während man in Moskau eingesehen habe, daß «Stalin und seine Politik ein katastrophaler Mißerfolg gewesen» sei. Zum erstenmal seit langer Zeit sei damit ein west-östlicher Friedensschluß wirklich in den Bereich des Möglichen getreten.

Die im Westen – auch in der Schweiz – durchaus vorherrschende Meinung ist jedoch eine erheblich andere. Sie besagt kurz einfach dies: Die «Politik der Stärke», also der Einschüchterung Moskaus durch immer höher getriebene Rüstungen des Westens und namentlich auch durch die Einbeziehung Westdeutschlands in den atlantischen Militärblock, hat offenkundig Erfolg gehabt. Die Sowjetunion weicht auf der ganzen Linie zurück; sie räumt Österreich, sie demütigt sich vor Titos Jugoslawien, sie lädt den bisher als Kriegsmacher angeprangerten westdeutschen Bundeskanzler freundlichst zu einer Unterhaltung nach Moskau ein, und ihr chinesischer Bundesgenosse bietet an der Konferenz von Bandung Verhandlungen mit Amerika über eine Kompromißlösung für die Formosafrage an. Man muß also nur die Politik der Stärke entschlossen fortsetzen und sich nicht von den Friedensmanövern des Kremls täuschen lassen, dann wird Moskau noch viel weiter

gehen und auch Ostdeutschland räumen – und zwar bedingungslos –, den Anschluß eines geeinigten Deutschlands an den Westbund widerstandslos geschehen lassen, Polen, die Tschechoslowakei usw. freigeben und endgültig auf alle Träume von Weltrevolution und Welteroberung verzichten. So ungefähr sagte es auch Eisenhower – etwas besser verhüllt natürlich – in San Francisco; der Frieden hänge auf alle Fälle von einer ehrlichen Radikalschwenkung der Sowjetpolitik ab, während selbstverständlich Amerika schon längst nichts als redliche, selbstlose Friedenspolitik betreibe . . .

Noch ein paar Grade zynischer war dann Mr. Dulles, der in seiner UNO-Jubiläumsrede erklärte, um dem Kalten Krieg ein Ende zu machen, genüge es, «die Satzungen der Vereinten Nationen zu respektieren, die Anwendung von Gewalt oder Drohung mit Gewalt in den internationalen Beziehungen zu vermeiden und auf Unterstützung und Leitung aufrührerischer Umtriebe gegen die Einrichtungen anderer Länder zu verzichten». Dachte er dabei wohl an die Politik systematischer Gewaltanwendung und -androhung, die die Westmächte unter amerikanischer Führung seit Roosevelts Tod gegen die Sowjetunion betreiben, um sie zur bedingungslosen Preisgabe der in Jalta und Potsdam ihnen zugeteilten Machtstellungen und zum Rückzug auf ihre Kerngebiete zu zwingen? Dachte er an die «Unterstützung und Leitung aufrührerischer Umtriebe» gegen die Linksregierungen in Guatemala, in Britisch-Guayana, in Vietnam, in China usw., die sich die Vereinigten Staaten, Großbritannien und Frankreich in den letzten Jahren erlaubt haben? Hatte er vielleicht die Schürung von Feindseligkeit und Aufruhrstimmung gegenüber den bestehenden Einrichtungen im Sinn, die die amerikanische Propaganda (zum Beispiel durch den RIAS-Sender) unter der Bevölkerung von Ostdeutschland seit Jahr und Tag praktiziert? Oder die Bewilligung von Millionenkrediten durch das amerikanische Parlament zur Organisierung des Widerstandes gegen die Regierungen «hinter dem Eisernen Vorhang»? Nein, Herr Dulles zielte einzig auf die *kommunistischen* Oppositions- und Revolutionsbewegungen in fünf Erdteilen, die natürlich Tatsache sind, aber doch, entgegen einer populären Vorstellung, ihren Ursprung viel weniger in Moskau haben als in den politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen der betreffenden Länder selbst. Und die öffentliche Meinung im Westen stimmt ihm darin aufs lebhafteste bei. Sie fordert immer und immer wieder – nicht die Umkehr der amerikanischen Weltpolitik von dem Weg, den sie seit Kriegsende geht, sondern den Verzicht auf das, was man «roten Imperialismus» und «kommunistischen Eroberungsdrang» zu nennen pflegt. Sie glaubt jetzt auch wirklich ernsthafte Anzeichen für eine tiefe Erschütterung des ganzen sowjetisch-chinesischen Machtblockes feststellen zu können und erwartet darum ungeduldiger denn je die Zerstörung dieses Blockes als die entscheidende Bedingung für die Schaffung eines friedlichen Völkerverhältnisses.

Der Fehlschlag einer Politik Ist dieses Weltbild richtig? Der Schreibende hält es im wesentlichen für falsch. Zunächst: die Politik der *Sowjetunion* ist nicht im Begriffe zusammenzubrechen, weder als Folge des Obsiegens einer «besseren Erkenntnis» in Moskau noch unter dem Druck der «Politik der Stärke» des Westens. Ihr Ziel war seit Kriegsende nicht die gewaltsame Ausdehnung des Kommunismus auf Westeuropa, Amerika und Asien, sondern die Sicherung der Existenz der Sowjetunion gegenüber dem sofort nach Roosevelts Tod wiedererstandenen gewalttätigen Antikommunismus der Westmächte, der schon in der ganzen Zwischenkriegszeit deren Haltung gegenüber dem Osten bestimmt hatte. Die Mittel, um dieses Ziel zu erreichen, wechselten je nach den Erfordernissen der Lage; in den letzten paar Jahren hatten sie insbesondere in dem hartnäckigen Bemühen bestanden, den Übergang Westdeutschlands und Österreichs ins Westlager zu verhindern. Das Zustandekommen der Pariser Verträge, die verstärkten Drohungen mit einem «Zurückrollen» der Sowjetmacht auf Innerrußland und die wachsende Gefahr eines Atombombenkrieges drängten nun aber Moskau zu neuen, noch stärkeren Anstrengungen, das Unheil doch noch abzuwenden, und zu dem Entschluß, der Erhaltung des Friedens Opfer zu bringen, die es bisher entweder nicht bringen wollte oder doch nicht so deutlich angeboten hatte. Wir rechnen dazu die Aussöhnung mit Jugoslawien, die für Moskau peinlich war, weil es – wir haben das hier von Anfang an betont – tatsächlich im Unrecht war, die aber doch wohl mithelfen wird, Jugoslawien mindestens zu neutralisieren. Ähnliches gilt für Österreich, das von der Sowjetunion geräumt wird, aber nur um den Preis des Versprechens, daß sich Österreich nicht dem westlichen Militärsystem anschließen werde*.

Gegenüber Westdeutschland verfolgt Moskau die gleiche Taktik; es scheint jetzt – endlich! – bereit, im Laufe der kommenden Verhandlungen mit der Bonner Regierung in aller Form den Rückzug seiner Streitkräfte aus Ostdeutschland anzubieten unter der Bedingung, daß Amerika und seine Verbündeten auch Westdeutschland räumen

---

* Unseres oft so kurzen Gedächtnisses halber wollen wir uns daran erinnern, daß die Sowjetunion schon an der Berliner Konferenz die Österreicher hatte wissen lassen, sie sei zum Friedensschluß bereit, wenn Österreich sich neutral erkläre. Ich zitierte damals («Neue Wege», Februarheft 1954, Seite 91), was von Gutunterrichteten über das Scheitern der Besprechungen mit den Österreichern enthüllt wurde, «daß nämlich Dr. Figl den Rückzug aller Besetzungstruppen hätte erreichen können, wenn er nicht *unter amerikanischem Druck* seine ursprüngliche Bereitschaft zur Neutralisierung zurückgenommen hätte. Mr. Dulles habe eben von einer Neutralisierung Österreichs so wenig wissen wollen wie von derjenigen Deutschlands.» Dulles und die westliche Diplomatie überhaupt lehnten anfangs auch den neuen sowjetischen Vorschlag glatt ab; das für sie Fatale war nur, daß diesmal die Österreicher fest blieben und – unter Schonung ihrer westlichen Freunde natürlich – darum mit den Russen schnell einig wurden.

und die Sicherheit eines vereinigten Gesamtdeutschlands durch einen europäischen Sicherheitspakt gewährleistet werde. Was aber China betrifft, so hat Tschu En-lai – freilich vergebens – schon in Genf im Sommer letzten Jahres direkte Verhandlungen mit Amerika angeboten und dieses Angebot in seinen Verhandlungen mit dem Generalsekretär der Vereinten Nationen, Hammarskjöld, im Januar dieses Jahres bestätigt. Wenn er es in Bandung ein zweites Mal wiederholt hat, liegt darin wirklich jenes sensationelle Zurückweichen vor der «Festigkeit» und «Zielbewußtheit» der Westmächte, als das man es hinzustellen beliebte?

Nein, weder China noch die Sowjetunion haben vor der «Politik der Stärke» den Rückzug angetreten. Sie fürchten wohl die *Folgen* einer sturen Fortsetzung jener Politik – den offenen Krieg – und suchen sie abzuwenden, aber sie beugen sich den Drohungen Amerikas und seiner Bundesgenossen (soweit diese überhaupt noch mit ihm gehen) nicht. Sie suchen vielmehr die Politik der Stärke sinn- und gegenstandslos zu machen, indem sie zeigen, daß es auch ohne sie geht, ja daß nur eine Politik vernünftiger *Koexistenz* der beiden gegensätzlichen Welten ihre *Weiterexistenz* zu sichern vermag, eine Politik also, auf die jetzt nur der Westen einzulenken braucht, um zu haben, was er angeblich so heiß erstrebt: den Frieden.

Besteht Aussicht auf solches Einlenken? Es hat gegenwärtig den Anschein. Denn wenn *etwas* in den letzten paar Monaten klar geworden ist, so der wenigstens vorläufige *Fehlschlag der amerikanischen Weltpolitik*. Die Formosakrise, welche die Aktivistenpartei (man kann es auch schärfer und vielleicht treffender ausdrücken) in den Vereinigten Staaten, mit Außenminister Dulles, Wehrmachtchef Radford und Senator Knowland an der Spitze, im Spätwinter und Frühling so umsichtig fabriziert hatte, löste sich nicht so auf, wie sie gewünscht hatte. So glatt alles in Amerika selber ging, eingeschlossen die Ermächtigung an Präsident Eisenhower, gegebenenfalls einen Präventivkrieg gegen China zu entfesseln, so wenig plangemäß war die Reaktion der chinesischen Regierung. Statt sich zu einem militärischen Vorstoß gegen die Küsteninseln herausfordern zu lassen, der dann den ersehnten Anlaß geboten hätte, die ganze Wehrmacht der Vereinigten Staaten gegen die Chinesische Volksrepublik zu mobilisieren und den «asiatischen Kommunismus» mit ein paar atomischen Gewaltschlägen zu liquidieren, blieb Peking ruhig und beherrscht und ließ die Washingtoner Heißsporne ins Leere greifen. In Bandung zeigte sich gleichzeitig, daß hinter Amerika nur eine Handvoll ohnmächtiger Satelliten stand, während die große Mehrzahl der Völker Asiens und Afrikas ihm für seinen Abenteuerzug die Gefolgschaft verweigerte. Womöglich noch schlimmer war es in Europa, wo Großbritannien, Frankreich und die atlantischen Kleinstaaten nicht daran denken durften, à la Korea «die freie Welt zu verteidigen» und Tschiang Kai-schek wieder in den Sat-

tel zu setzen. Ja, sogar das kleine Österreich nahm sich – wie schon bemerkt – heraus, wider den Stachel zu löcken und seinen eigenen Weg zu gehen, mit dem Erfolg, daß sich auch in Westdeutschland immer mehr Menschen fragten, ob man nicht doch ebenfalls mit den Russen vernünftig reden und zur nationalen Einigung kommen könne, ohne sich für die amerikanische Politik der Stärke zum Schlachtopfer zu bringen. Kurz, Amerika stand so einsam da wie kaum je zuvor, und Eisenhower, im Verein mit den «Gemäßigten», ergriff wohl nicht ungern die Gelegenheit, um das Steuer vorsichtig, aber doch entschieden herumzudrehen, das heißt für einmal von den Aktivisten abzurücken.

Was weiter! Für einmal, sagten wir! Denn man täusche sich doch nicht: die amerikanische Außenpolitik hat damit *keine grundsätzliche Kursänderung erfahren.* Sie hält trotz allen Rückschlägen an ihrer «großen Idee» fest, die «freie Welt» zu einer übermächtigen Koalition gegen die kommunistisch regierten Länder zusammenzufassen und besonders Westdeutschland und Japan als Sturmböcke zum Stoß gegen die Sowjetunion in Europa und gegen China in Asien zu gebrauchen. Die Neuyorker «Monthly Review» (Juniheft) zitiert eine höchst aufschlußreiche Rede von Senator George, der als Präsident des außenpolitischen Ausschusses des Senats heute einer der Hauptplaner der amerikanischen Weltstrategie ist. Es heißt darin unter anderem:

«Westdeutschlands Wiederkehr (als Weltmacht) wird nicht sofort erfolgen, aber sie wird schließlich bedeuten, daß ganz Westeuropa organisiert wird und die Sowjets sich in ihre alten Grenzen zurückziehen müssen ... Und mit der Wiedererstarkung Japans wird schließlich in nicht sehr ferner Zeit der generationenalte Kampf um Nordkorea und das reiche Gebiet der Mandschurei wieder beginnen. Dieser Kampf wird zwischen der jetzt sogenannten Chinesischen Volksrepublik und Japan ausgefochten werden.»

Das ist der Plan. Und es ist, wie die amerikanische Zeitschrift beifügt,

«ganz klar, daß eine Politik, die auf Senator Georges Voraussetzungen ruht, keinerlei Lösung der grundlegenden ost-westlichen Fragen befördern oder auch nur anstreben kann ... Solange also keine wirkliche Schwenkung der amerikanischen Politik in naher Zukunft erfolgt – was höchst unwahrscheinlich ist –, erscheint es unvermeidlich, daß das Ziel der amerikanischen Vertreter bei der bevorstehenden Verhandlungsrunde ein doppeltes sein wird: deren Fehlschlag sicherzustellen und die Schuld für den Fehlschlag dem anderen zuzuschieben.»

Was nicht heißen müsse, daß Mr. Dulles, wie letztes Jahr in Genf, nicht wohl oder übel dennoch gewisse Zugeständnisse machen werde, um zu verhindern, daß die anderen hinter seinem Rücken und gegen seinen Willen ihre Entscheidungen treffen.

Besonders schwierig wird die Rolle *Westdeutschlands* an den Konferenzen der nächsten Monate sein, zumal bei Adenauers direkten

Verhandlungen mit der Sowjetunion über die Normalisierung der Beziehungen zwischen Bonn und Moskau. Wenn sich in Westdeutschland weiterhin die Auffassung festsetzt, daß die Sowjetunion ernsthaft und friedlich mit Deutschland ins reine kommen will, wie sie mit Österreich ins reine gekommen ist, so wird die Wiederaufrüstung der Bundesrepublik als Satellit der Westmächte auf neue Schwierigkeiten stoßen. Wie Herbert Mochalski in der «Stimme der Gemeinde» (15. Juni) richtig sagt:

«Die Aufrüstungspropaganda für Westdeutschland lebt von der bolschewistischen Gefahr. Der Bolschewistenschreck soll die Kasernen füllen. Macht eine Normalisierung der Beziehungen zur Sowjetunion mit einem friedlichen, kulturellen und wirtschaftlichen Austausch den Appell an die Angst wirkungslos – wofür soll dann noch die Jugend Waffen in die Hand nehmen und die besten Jahre ihres Lebens auf dem Kasernenhof verbringen?»

Die Aussicht darauf bereitet dem Kanzler und seiner Koalition wirkliche Sorgen. Aber auch den Westmächten ist nicht wohl. «Der Westen», so stellt Mochalski fest,

«steht vor der Frage, entweder heute ein wiedervereinigtes, militärisch aus den Machtblöcken ausgeklammertes Deutschland zuzulassen oder seine Politik des militärischen Mißbrauchs Westdeutschlands unter Verhinderung der Wiedervereinigung fortzusetzen und dafür morgen ein nationalistisches Deutschland an der Seite der Sowjetunion zu sehen, die ihm die Wiedervereinigung und eine Armee gegeben hat. Frankreich muß und wird sich fragen, welches das kleinere Übel ist.»

Amerika aber wird es erleben, daß Deutschland auf die Länge die Rolle eben doch nicht spielen wird, die ihm die «Politiker der Stärke» zuweisen – trotz allen Treueschwüren Adenauers und seiner Angestellten. Das gleiche wird es mit Japan erleben, das durch seine ganze Lage unwiderstehlich in die Zusammenarbeit mit der aufsteigenden Großmacht China hineingezogen werden wird. Dann mag, wenn nicht vorher die Abenteurer um Dulles und Radford doch noch losschlagen können, der Zeitpunkt kommen, da sich die Vereinigten Staaten gezwungen sehen, eine wirklich *neue* Außenpolitik in die Wege zu leiten und sich so gut es geht mit der Existenz einer antikapitalistischen Völkerwelt abzufinden, die einer sozialistischen Lebensform zustrebt.

China im Umbruch Nun möchte ich aber doch auch an dieser Stelle einiges von den gewaltigen Eindrücken berichten, die ich während eines vierwöchigen Aufenthaltes in *China* bekommen habe. (Als Mitglied einer fünfköpfigen schweizerischen Delegation war ich von Ende April bis Ende Mai Gast der Chinesischen Vereinigung für kulturelle Beziehungen mit dem Ausland, die ebenso freundschaftlich wie großzügig alles tat, um unsere Wünsche zu erfüllen.) Wo soll ich aber anfangen? Vielleicht muß ich an die Spitze gleich dies stellen: China ist einfach *eine andere Welt* für uns.

Schon die ungeheure Größe des Landes – mindestens zehn Millionen Quadratkilometer mit 620 Millionen Einwohnern – ist kaum zu fassen und auf jeden Fall noch eindrücklicher als die Weite und Breite Amerikas. «In China leben», hat ein geistreicher Franzose gesagt, «das heißt in das größte Menschenmeer eingetaucht sein, das es auf der Erdoberfläche gibt.» Man fragt sich immer wieder, woher eigentlich diese riesigen Menschenmengen kommen, die einen in den chinesischen Städten umbranden und die sozusagen aus jedem Loch herausquellen. Wobei das Erstaunliche ist, daß diese Mengen, wenn man die Männer, die Frauen, die Kinder genauer ansieht, gar nicht als formlose Masse wirken, sondern Gesicht und Gestalt haben, durch eine vieltausendjährige Geschichte und Gesittung geprägt sind und nur durch ein abscheuliches Gesellschaftssystem, verbunden mit hundertjähriger Fremdherrschaft, verhindert wurden, zu einem würdigen Menschentum aufzusteigen. Und wenn man dann, wohin man in China kommt, die Zeugnisse eigenständiger, hochentwickelter Kultur und Kunst vor Augen sieht, wenn man die herrlichen Bauwerke, die Paläste, die Tempelanlagen, die Wohnquartiere der Wohlhabenderen genießt, die reichen Museen durchwandert, die faszinierende Schauspielkunst – sei sie nun Pekinger oder Schanghaier Stils – im Theater auf sich wirken läßt, dann fühlt man sich wahrlich in eine Wunder- und Zauberwelt versetzt, von der alle Beschreibung und Bebilderung nur einen schwächlichen Begriff geben können.

Aber nun: diese ganze chinesische Welt ist in einer mächtigen, bis auf den Grund gehenden *Umwälzung* begriffen. Neben und mitten in dem alten China steigt ein neues China auf. Man darf nur vom Pekinger Flugplatz in die Stadt hineinfahren, um diese Doppelgestaltigkeit mit Händen greifen zu können. Der größte Teil des Raumes bis zur alten Stadtmauer – immerhin etwa zehn Kilometer – ist ein einziger Bauplatz. Ganz neue Quartiere schießen aus dem Boden. Hier baut sich insbesondere auch die moderne Hochschulstadt auf, die Stadt der zwölf oder fünfzehn Hochschulen aller Wissenschaften und Künste, die sich in reicher Fülle ausbreiten. Aber auch Industrie- und Wohnviertel entstehen, neue Straßenzüge werden angelegt, Grünanlagen wachsen heran. Und dann geht es durch das massive Westtor in die eigentliche Stadt hinein, in die Geschäftsstraßen mit ihren farbigen Fahnen und Schildern, ihren magischen Schriftzeichen, ihren bizarren Dekorationen, mit den geschwungenen Giebeln, den offenen Läden und Werkstätten, dem unendlichen Menschengewimmel. Hier sind noch Reihen verfallender, elender Wohnlöcher, dort schon jüngste, imposante Zweckbauten und Hotels; auf der einen Seite die Mauern, Tore und Gräben der ehemals verbotenen Kaiserstadt, auf der andern Seite die breiten Boulevards, auf denen alle zweihundert Meter ein Verkehrspolizist in seiner gelb-weißen Uniform winkt und fuchtelt, Regierungsgebäude und Verbandszentralen, aber auch die malerischen Bu-

den der Korbflechter, der Holzschnitzer, der Stoff- und Kleiderhändler und der tausend anderen Handwerker und Kleinverkäufer, die zum Bild jeder chinesischen Stadt gehören. Altes und Neues, Vergangenes und Zukünftiges mischt sich unentwirrbar durcheinander, sucht sich irgendwie zu verbinden oder aber einfach zu verdrängen – das ist Peking, das ist das neue China, in das wir hineingeworfen werden und in dem wir uns, ganz benommen wie wir sind, zuerst kaum zurechtfinden können.

Not und Aufgabe Ich habe das alte China aus eigener Anschauung nicht gekannt. Aber ich kenne es einigermaßen aus der Literatur und habe von jeher den Kampf des chinesischen Volkes um seine Befreiung aus den Fesseln einer halbmittelalterlichen Feudalordnung, eines primitiv-räuberischen Kapitalismus und einer mit beiden verbündeten Fremdherrschaft mit stärkster Teilnahme verfolgt. Was ist die letzte materielle Triebkraft dieses Kampfes gewesen, der vor wenigen Jahren erst – 1949 – mit dem endgültigen Durchbruch der Revolution, mit der *Befreiung* (wie man in China lieber sagt) geendet hat? Wenn man es vereinfachend, aber doch nicht verflachend mit einem einzigen Wort ausdrücken will, so muß man sagen: es ist der *Hunger*. «China», so stellt de Castro in seinem klassischen Buch über die «Geographie des Hungers» fest, «China hat immer in einem stoßenden Zustand von Ernährungsarmut gelebt, und sein Volk hat mehr als jedes andere in der Welt unter den schmerzhaften Folgen des Hungers gelitten. Nirgends ist der Hunger ein solch überwältigendes Problem gewesen wie in dieser Zivilisation, die fast ausschließlich auf Landwirtschaft zum Zwecke der Nahrungsbeschaffung beruht.» Ungenügende und vor allem einseitige Ernährung (Reis und wieder Reis, dazu im Noden Hirse und Zuckerrohr) haben jahrhundertelang die ärgsten gesundheitlichen Verwüstungen angerichtet. Mangelkrankheiten, Schmutzkrankheiten (namentlich auch als Folge der Düngung mit menschlichen Exkrementen) und früher Tod waren an der Tagesordnung. Chinas Sterbeziffer mit etlichen dreißig je tausend im Jahr war die höchste unter den großen Völkern, und seine Kindersterblichkeit mit etwa 160 auf tausend gehörte mit zu den höchsten. Die Lebenserwartung betrug nur 34 Jahre (gegen 63 in der Schweiz). Dazu kamen immer wieder Naturkatastrophen, wie Dürre, Überschwemmungen, Heuschreckenplagen, Erdbeben und Wirbelstürme, die jedes Jahr Millionen und Millionen von Menschen hinrafften.

Man führt den chronischen Hunger, wie er das Leben Chinas so lange kennzeichnete, häufig auf Übervölkerung zurück. Und wenn man in den Großstädten und Industriezentren Chinas herumsieht, so wird man – wie schon angedeutet – tatsächlich immer wieder von den ungeheuren Menschenmassen beeindruckt, die sich da stauen oder hin- und herwogen. Unsere schweizerischen «Großstädte» (wenn es

sie gibt) erscheinen neben Schanghai, Peking oder Mukden beinahe menschenleer. Allein von Übervölkerung kann man höchstens im Ostteil und Süden Chinas reden, in den fruchtbaren Flußtälern und Schwemmlandgebieten wie auch in den großen Tiefebenen des Nordens und Nordostens. Der größere Teil des Riesenlandes ist ausgesprochen unterbevölkert oder überhaupt unbewohnt. Mit etwa 104 Menschen pro Quadratmeile bleibt China als ganzes weit unter der Volksdichte etwa Hollands oder Belgiens (686 und 725), während freilich in bestimmten Provinzen des Ostens und Nordens bis zu 6900 chinesische Menschen auf eine Quadratmeile kommen.

Es ist also zunächst die *ungleiche, unzweckmäßige* Verteilung der Bevölkerung, die Unterernährung, Armut, Krankheit, Unbildung und die ganze damit verbundene Volksnot in China erzeugt hat, und das heißt *der Mangel an Arbeits- und Verdienstmöglichkeiten im größeren Teil des Landes*. Dahinter steht aber jene ganze *verkehrte Wirtschaftsorganisation* des alten Chinas, die sich fast ausschließlich auf Ackerbau und Gemüsekultur beschränkte, dazu noch meistens mit einer völlig primitiven Arbeitstechnik. So ist nicht Übervölkerung die Ursache des Hungers, sondern – verbunden mit seelischen und biologischen Kräften – eine falsche gesellschaftliche Ordnung. De Castro wagt geradezu die Behauptung: «Hunger ist die Ursache und Übervölkerung die Folge.»

Das ist gar nicht so widersinnig, wie es scheinen mag. Man weiß längst, daß Klassen und Völker mit niedrigstem Ernährungsstand auch bevölkerungsmäßig am fruchtbarsten sind. Hunger steigert wohl die Sterblichkeit, erhöht aber noch mehr die Geburtenhäufigkeit. In China kommt dazu, daß die körperliche Schwäche, die der chronische Hunger bewirkt, in den Bauern- und Pächterfamilien den dringenden Wunsch nach zahlreichen Söhnen als Helfer bei der Arbeit weckte und aufrechterhielt. Frühe Heiraten und das Halten von Nebenfrauen waren beliebteste Mittel zu diesem Zweck, während die chinesische Religion und Philosophie – Buddhismus und Konfuzianismus – der wirtschaftlichen Notwendigkeit die moralische Rechtfertigung gab. Kinderreichtum galt als beste Versicherung gegen Mangel und Hilflosigkeit; je mehr Söhne insbesondere blieben, nachdem Hungersnot, Seuche, Überschwemmung und Krieg ihr Werk getan, desto mehr Hände waren da, um das Land zu bebauen und die Ahnen zu verehren.

Es scheint uns auf jeden Fall erwiesen, daß nicht eine übermäßige Bevölkerungsvermehrung für die wirtschaftliche und soziale Not im alten China verantwortlich ist, sondern die ganz ungenügende Ausnützung der Ernährungs- und Produktionsmöglichkeiten in weitesten Teilen des Reiches, verbunden mit einer völlig unrationellen, nur auf den Vorteil einer Oberklasse zugeschnittenen Besitzordnung und Arbeitsweise. 600 Millionen Chinesen können durchaus ein Leben frei von Hunger und Not führen, wenn die natürlichen Reichtümer des

Landes planmäßig und zum allgemeinen Besten erschlossen werden, wenn der Boden gerecht verteilt und die Landwirtschaft modern betrieben wird, mit Bewässerung und Entwässerung, künstlicher Düngung und arbeitsergiebigen Geräten und Maschinen, wenn die großen, brachliegenden Landflächen unter den Pflug kommen und eine Industrie aufgebaut wird, die die fast unerschöpflichen menschlichen Kräfte Chinas in ihren Dienst nimmt und eine fortschreitende Gesamtwirtschaft entwickeln hilft.

Gerade das verhinderte aber bisher eine halbfeudal-konservative Klassenherrschaft im Bunde mit dem rohen, ausbeuterischen Kapitalismus eines jungen Bürgertums und dem raffgierigen Kolonialismus und Imperialismus des nahen Japans wie des fernen Westeuropas und Amerikas. Um noch einmal de Castro zu zitieren, der als Leiter der Ernährungs- und Landwirtschaftsabteilung der Vereinten Nationen ein unverdächtiger Gewährsmann ist: «Während des ganzen letzten Jahrhunderts chinesischer Geschichte haben die imperialistischen Mächte der Landwirtschaftsreform, die die Nahrungsmittelerzeugung hätte steigern können, Hindernisse in den Weg gelegt und sich der Industrialisierung widersetzt, die China modernisiert hätte. Die Westmächte haben ihren Einfluß ausgenützt, um die hergebrachten Formen des Wirtschaftslebens zu zerrütten, ohne eine Industrie einzuführen, die ihren Platz hätte einnehmen können, und haben so den Druck auf den Boden und die Zerstückelung des Landbesitzes vermehrt. Sie haben dadurch das Hungerelend noch vergrößert.»

Die Fremdherrschaft hat das chinesische Volk abgeschüttelt. Seinem neuen Regime obliegt nun die gewaltige Aufgabe, im so befreiten «Reich der Mitte» eine Wirtschafts- und Sozialordnung zu begründen, die Brot und Wohlstand für alle schafft, und das rückständige, verwahrloste Agrarland in ein neuzeitliches Industrieland zu verwandeln – im Geiste nicht des westlichen und östlichen Kapitalismus, sondern eines Sozialismus, der hungernde Bauern und ausgemergelte Kulis zu gesunden, frohen und freien Menschen erhebt. Wie sucht es diese Aufgabe zu lösen?

Die neue Landwirtschaft Das erste, was hiezu gesagt werden muß, ist dies: Die Träger des neuen Regimes wissen, daß Teilreformen, verzettelte Maßnahmen, weniger als nichts wert sind, daß vielmehr das ganze alte Wirtschafts- und Gesellschaftssystem umgewälzt werden muß, wenn das Problem Chinas gelöst werden soll. Das heißt nicht, daß sie überstürzt vorgehen, mit rohen Eingriffen in bestehende Ordnungen und Gewohnheiten; sie tragen vielmehr dem Reifezustand der Dinge und Menschen sorgsam Rechnung. Aber gleichzeitig beharren sie darauf, daß die entscheidenden Grundreformen entschlossen und folgerichtig durchgeführt werden. Das gilt vornehmlich für die Landwirtschaft.

Die Landwirtschaft nimmt ja bei der Schaffung des neuen Chinas eine Schlüsselstellung ein. Im alten China lebten neun Zehntel des Volkes von der Bebauung des Bodens. Wie es dem Bauern ging, so ging es dem ganzen Volke. Und da der landarme Bauer und der besitzlose Pächter immer hungerten, so war die Bodenfrage das Kernproblem des Landes. Ohne eine neue Bodenordnung keine Befriedigung der tiefsten Bedürfnisse des Volkes, aber auch keine Modernisierung und Industrialisierung der Gesamtwirtschaft Chinas. Das erste Anliegen der Revolution mußte darum die Gewinnung und Zufriedenstellung der Bauernbevölkerung sein, so wie umgekehrt die Gegenrevolution und die konservativen Mächte – inbegriffen die ausländischen Nutznießer von Chinas Schwäche – sich in erster Linie auf die Klasse der großen Grundbesitzer stützten.

Es gibt keine unbedingt zuverlässigen Feststellungen über die Bodenverteilung unter dem alten Regime, zumal die Verhältnisse im Laufe der inneren Wirren und der äußeren Kriege während der letzten Jahrzehnte stark gewechselt haben. Man darf aber mit Grund annehmen, daß die Großgrundbesitzer und reichen Bauern, die kaum zehn Prozent der Landbevölkerung ausmachten, 55 bis 60 Prozent der anbaufähigen Bodenfläche besaßen. Den mittleren und armen Bauern, 90 Prozent der Gesamtzahl, blieben höchstens 45 Prozent allen Landes. Nach einer Erhebung der Kuomintangregierung besaßen in elf Provinzen 1500 Großbauern und Feudalherren durchschnittlich 533 Jucharten («Morgen», zu 36 Aren); auf 700 000 Bauernfamilien kamen nur etwa je vier Jucharten. Millionen von «Bauern» besaßen keinen einzigen Quadratmeter Boden. Die meisten mußten etwas Land in Pacht nehmen und gerieten dadurch in drückende Schuldknechtschaft gegenüber den wucherischen Besitzern, die 40 bis 60 Prozent des Ernteertrages ihren Pächtern abforderten. Die andere Folge dieses Systems war die ungeheuerliche Betriebszersplitterung, für die China bekannt war, betrug doch die durchschnittliche Fläche des chinesischen Landwirtschaftsbetriebes nicht viel mehr als vier englische Acres (etwa 160 Aren) gegen heute 14 Acres in Holland, 20 in der Schweiz, 39 in Dänemark, 63 in England und 157 in den Vereinigten Staaten. Daß unter solchen Umständen von einer rationellen Bewirtschaftung der Güter und Gütchen keine Rede sein konnte, liegt auf der Hand, zumal die Anbau- und Erntetechnik so rückständig war wie nur möglich.

Während des Krieges mit Japan verschärfte sich die Bodenzusammenballung noch weiter. Die Landwirtschaft verfiel zusehends, eine allgemeine Landflucht setzte ein, der Hunger richtete die entsetzlichsten Verheerungen an. Und die Kuomintangregierung tat nichts Wirksames, um dem Elend zu steuern. Begreift man, daß der revolutionäre Kommunismus kommen *mußte*, um das Bodenbesitzproblem zu lösen? Er *hat* es gelöst, soweit das unter den obwaltenden Umständen überhaupt menschenmöglich war. In allen Gebieten, in denen er sich durch-

setzte, nahm er eine Neuverteilung des landwirtschaftlichen Bodens vor, oft in gewaltsamer Form, immer aber mit dem Streben, jeder Familie eine Bodenfläche zuzuweisen, die für ihren Unterhalt ausreichen sollte.

Ein Beispiel. Wir besuchten in der Nähe von Mukden (heute Schenyang genannt) das kleine Dorf *Jen Tsching*. Es zählt 332 Familien mit 1542 Köpfen und 4300 Mou Land (1 Mou etwa 7 Aren). Vor der Befreiung waren 95 Prozent des Bodens im Besitze von nur zehn Prozent der Bevölkerung. 1948, also noch vor der Aufrichtung des neuen Regimes in ganz China, wurde die Landreform durchgeführt, in der Art, daß auf den Kopf der Bevölkerung 2,6 Mou (18 Aren) entfielen, bei völliger Gleichstellung aller Einwohner. Größere Familien haben mehr Land, kleinere entsprechend weniger. Der Ernteertrag ist dadurch wesentlich gestiegen. Früher erntete man 120 Kilo Getreide je Mou, 1952 waren es 170 Kilo. Im Jahre 1953 wurde eine Produktionsgenossenschaft mit 34 Familien begründet, die pro Mou bereits 232 Kilo erntete. 1954 gehörten der Genossenschaft 114 Familien an mit einem Ertrag von 262 Kilo je Mou. Gegenwärtig sind 152 Familien, also annähernd die Hälfte der Gesamtheit, in der Genossenschaft vereinigt. Einkommen und Wohlstand der Dorfbevölkerung sind von Jahr zu Jahr gestiegen; der Hunger ist verschwunden; jedes hat genug zu essen. Im vergangenen Jahr wurden allein 36 neue Wohnräume in Backsteinhäusern gebaut, sechs neue Brunnen gegraben und von der Produktivgenossenschaft sechs Wagen mit Gummirädern und 12 Stück Vieh gekauft. Eine Ein- und Verkaufsgenossenschaft dient den Bedürfnissen des ganzen Dorfes. Den Bauern ist kein bestimmtes Ablieferungssoll auferlegt; der Staat nimmt ihre Erzeugnisse zu festen Preisen ab und läßt im übrigen Raum für einen freien Markt, allerdings – zur Verhinderung von Überforderung – unter Ansetzung von Höchstpreisen. Früher konnten nur die Kinder der reichen Bauern die Schule besuchen; heute steht sie – wir haben sie besucht – allen 300 Kindern des Dorfes offen und beschäftigt zehn Lehrkräfte, davon zwei Frauen.

Die Regierung geht, nachdem einmal die Neuverteilung des Bodens durchgeführt ist, sehr behutsam vor. Wie ein Landwirtschaftssachverständiger des Gewerkschaftsbundes, Tou Uel Schen, in einem Vortrag, den ich anhörte, offen sagte, schont sie die Mittelbauern ganz bewußt, um sie nicht ins Lager einer sabotierenden Reaktion zu treiben; ihre Zahl hat sich denn auch in den letzten Jahren bedeutend vermehrt. Das Ziel bleibt dessenungeachtet die völlige Modernisierung und Kollektivierung der Landwirtschaft, vorerst auf dem Wege der Bildung freiwilliger Produktivgenossenschaften. Man zählt heute in ganz China bereits rund 600 000 landwirtschaftliche Produktivgenossenschaften, gegen erst 14 000 Ende 1953; die Zahl der ihnen angeschlossenen Familien hat sich seit 1953 um 13 Prozent vermehrt,

und man hofft, daß bis Ende 1957 mindestens ein Drittel aller Bauernfamilien den Agrargenossenschaften angeschlossen sein wird, mit ebenfalls etwa einem Drittel der gesamten Bodenfläche.

Das Ernährungsproblem bleibt freilich immer noch eine Hauptsorge der Regierung. Die landwirtschaftliche Produktion ist im ganzen noch keineswegs genügend, um eine reichliche Versorgung des ganzen Volkes zu sichern, zumal wenn Überschwemmungen das Land heimsuchen, wie das im Jahr 1954 am Hoangho und Jangtse in solch unerhörtem Maße geschehen ist. Aber auch hier wird mit Flußverbauungen und Wasserregulierung seit Jahr und Tag ein großartiges Werk getan, das seine Früchte tragen wird. Und die Mechanisierung und Organisierung der landwirtschaftlichen Arbeit wird in dem Maße fortschreiten, als sich die chinesische Industrie entwickelt. Eins trägt das andere: die Agrarreform bildet die Grundlage der Industrialisierung, und die zunehmende Leistung der Industrie hilft ihrerseits wieder der Landwirtschaft, sich zu modernisieren.

Industrialisierung . . . Die Bauernbefreiung ist in China grundsätzlich durchgeführt, so viel auch noch zu tun bleibt, um Hunger und Armut im Landvolk endgültig zu besiegen. Anders die Befreiung des Stadt- und Industrieproletariats, die nur verhältnismäßig langsam durchgesetzt werden kann. Wer das nach unseren Begriffen schlechthin untermenschliche Dasein breiter Volksmassen am Unterlauf der großen Flüsse, etwa im Deltagebiet des Jangtsekiang, kennengelernt hat, wer die schauderhaften Wohnungsverhältnisse in gewissen Teilen von Nanking und besonders Schanghai hat auf sich wirken lassen, wer weiß, daß in Canton 60 000 Menschen auf Holzbooten (Sampans) im Perlfluß hausen, dem ist auch klar, daß dieses Erbe eines herzlosen alten Regimes nur schrittweise liquidiert werden kann. Das Tempo dafür ist abhängig von dem Umfang und der Raschheit, mit der China industrialisiert wird. Je reicher sich die Industrie entfaltet, je mehr und je bessere Kapital- und Verbrauchsgüter erzeugt werden, je stärker die Ergiebigkeit der industriellen Arbeit steigt, desto höher wird auch die Lebenshaltung der Stadt- und Industriebevölkerung gehoben werden.

Das ist freilich eine schwere Aufgabe. Ihre Erfüllung verlangt nicht nur Ansammlung und zweckmäßige Anlage von Kapital, nicht nur gute Ernährung der Arbeitskräfte, nicht nur allgemeine und technische Schulung von Arbeitern und Angestellten; sie erfordert auch den Bruch mit jahrhundertealten Gewohnheiten und Sitten in Arbeitsmethode und Arbeitsorganisation, eine dem Industriezeitalter gemäße Disziplin und Technik der Arbeit. Das alte China mit seinem ungeheuren Überschuß an verfügbaren Arbeitskräften hat einer Rationalisierung der Arbeit die stärksten Hindernisse in den Weg gelegt; warum auch Werkzeuge und Maschinen, wenn menschliche Hände und Rücken im

Übermaß bereitstehen? In der Industrie ist das jetzt freilich gründlich anders geworden, *mußte* anders werden; aber in der Landwirtschaft, im Handel, im Handwerk, im Verkehr hat man immer wieder den Eindruck, daß dank einer unerschöpflichen «Reservearmee» von Arbeitsfähigen immer fünf Paar Hände und Füße bereitstehen, wo bei uns zwei Paar genügen. Auf Bauplätzen kann man noch immer Erde und Baustoffe in zwei Tragkörben befördert sehen, die von einer über die Schultern gelegten Bambusstange herunterhängen. Schubkarren scheinen da unbekannt zu sein.

Aber nun muß man eben in die neuen Industriegebiete gehen, um die technische Revolution kennenzulernen, die sich jetzt in China vollzieht. Man muß in das Zentrum der klassischen chinesischen Textilindustrie, nach *Schanghai*, gehen und ein paar Fabriken besuchen; man muß aber vor allem in die *Nordostprovinzen* – die ehemalige Mandschurei – gehen, in das Land der modernen Schwerindustrie, die chinesische Ruhr, mit ihren Bergwerken, Stahlwerken, Maschinenfabriken, Petrolraffinerien. Was wir in und um Schenyang (Mukden) herum gesehen haben, und was wir (auch vom Flugzeug aus) dahinter nur ahnen konnten, war so großartig und eindrucksvoll, daß ich von der Zukunft Chinas als einer der ersten Industrienationen der Welt überzeugt bin. Das Industriekombinat von Anschan zum Beispiel – Anschan selber zählt heute bereits 700 000 Einwohner mit rund 200 000 Arbeitern und Angestellten – umfaßt nicht weniger als 50 Fabriken und sieben Bergwerke größten Ausmaßes. Fuschin, das Kohlenzentrum, hat seine Bevölkerung seit der Befreiung von 140 000 auf 740 000 Menschen hinaufschnellen lassen; seine Kohlenförderung ist jetzt dreimal größer als vor fünf Jahren, die Rohölgewinnung fünfmal höher. Und so geht es weiter.

Wie hoch entwickelt schon jetzt die Industrie der Nordostprovinzen ist, lehrt ein Rundgang durch die ständige Industrieausstellung in Schenyang. Wir stellten fest, daß die mandschurische Produktion von Rohstahl zwischen 1949 und 1953 von 16,6 auf 162,6 Millionen Tonnen gestiegen ist, diejenige von Gußeisen von 8,8 Millionen Tonnen auf 78,7 Millionen. Die chemische Industrie hat ihre Erzeugung in der gleichen Zeit fast verzehnfacht; die Produktion von Soyaöl ist, wenn man ihre Leistung von 1949 mit 100 ansetzt, bereits 1953 auf 2448 gestiegen. Die entsprechende Zahl für die Seidenfabrikation (1949 = 100) ist gar 12 551. Die Beispiele könnten vervielfacht werden. Erstaunlich ist nicht zuletzt, was heute die Nordostprovinzen in der Herstellung von Maschinen und Geräten der Elektrizitätsbranche leisten; hinter der Schweiz bleiben sie hier kaum mehr wesentlich zurück.

Natürlich muß China eine ganze Reihe von Industriezweigen erst ganz neu schaffen. In Schenyang sahen wir zum Beispiel eine Fabrik für Revolverdrehbänke, die früher in China überhaupt nicht hergestellt wurden. Mit Hilfe russischer Ingenieure und Techniker wurde

ihr Aufbau im vergangenen Jahr beendet; sie beschäftigt heute über 2000 Arbeiter und hat mehr als 400 Werkzeugmaschinen in Betrieb. Der Direktor war übrigens ehemals einfacher Kupferschmied. Die Chinesen schätzen begreiflicherweise die sowjetische Hilfe außerordentlich hoch, werden doch gegenwärtig fast 160 verschiedene Industrialisierungsunternehmungen von den russischen Ingenieuren aufgebaut, die man mit ihren Familien in allen chinesischen Großstädten und Industriezentren sich bewegen sieht.

In Schanghai besuchten wir unter anderem eine gleichfalls sozusagen aus dem Boden gestampfte junge Werkzeugmaschinenfabrik, die vor der Befreiung nur ganz einfache landwirtschaftliche Geräte herstellte und heute die kompliziertesten Apparate und Maschinen baut, mit rund 2000 Arbeitern und ständig wachsender Produktion. Ähnliches gilt von der Jutefabrik Tse Kiang in Hangtschau, die – ein ganz neuer, kaum fertiger Betrieb – schon 4200 Arbeiter und Arbeiterinnen beschäftigt und größtenteils für die Sowjetunion arbeitet.

Wo immer wir hinkamen, überall trat uns die machtvolle industrielle Revolution entgegen, die nun in China angehoben hat und das Bild seiner Städte völlig umzugestalten im Begriff steht. Mit Stolz erzählte uns ein Mitglied der Stadtverwaltung von Nanking, wie seine Stadt bereits 131 nationalisierte Fabriken zählt, mit zweieinhalbmal mehr Arbeitern als vor der Befreiung und einer 37mal größeren Produktion. Was das für die Modernisierung und Hebung des ganzen privaten wie öffentlichen Lebens der Stadt bedeutet, kann man sich ungefähr vorstellen, auch wenn man es nicht – wie wir – selber gesehen und im einzelnen beschrieben gehört hat. Vollends Schanghai, das ehemals kaum etwas viel anderes war als eine amerikanisch-britische Kolonie – man stößt fortwährend auf die Zeugen dieser verhaßten Vergangenheit –, hat einen ganz neuen Lebensabschnitt begonnen. Es ist jetzt wirklich eine chinesische Stadt geworden und vorderhand, mit seinen 6,3 Millionen Einwohnern, die volks- und industriereichste Großstadt Chinas.

. . . und Sozialisierung 1953 wurde der erste Fünfjahrplan für die chinesische Wirtschaft in Kraft gesetzt. Alles wetteifert, ihn fristgerecht zu erfüllen, ja überzuerfüllen; insbesondere in jeder Fabrik sieht man die zahlreichen Tafeln und Wandzeitungen, die die Leistungen jeder Abteilung festhalten und stumm und doch so beredt zu nichtnachlassendem Fleiß anspornen. In den Jahren 1953 und 1954 hat sich die Gesamterzeugung von Chinas Industrie und Landwirtschaft bereits um je 12 Prozent gehoben; die geplante Industrieproduktion betrug 1954 mindestens viermal mehr als 1949. Auch die – wie früher angedeutet – technisch viel schwerer zu reorganisierende Landwirtschaft gibt jetzt Erträge, die trotz Kriegsverheerungen und Naturkatastrophen etwa 10 Prozent höher sind als

in den besten Zeiten des alten Regimes. Die Leistung des chinesischen Arbeiters, die infolge der Rückständigkeit der Wirtschaft, des Mangels an Schulung und der lässigen Arbeitsgewohnheiten früherer Zeiten weit unter derjenigen Westeuropas und Nordamerikas stand, ist, wenn man sie für 1949 mit 100 ansetzt, bis 1954 auf 222 gestiegen.

Kurz, die Wirtschaft Chinas modernisiert sich in einem Tempo, das wir uns doch nicht richtig vergegenwärtigt hatten, bevor wir es mit eigenen Augen sahen. Das *Bauen* ist geradezu eine chinesische Leidenschaft geworden. Und es wird gut gebaut, wie der Baufachmann in unserer Delegation immer wieder feststellte, mit viel Sinn auch für die Notwendigkeit von Licht, Luft und Sonne in den Neubauten. Großzügig werden nicht zuletzt die neuen *Straßen* angelegt; gab es 1949 erst etwa 75 000 Kilometer Straßen im ganzen Reich, so waren es 1954 schon 142 000 Kilometer. Eine der jüngsten und besten Leistungen ist hier die Straße, die über Tausende von Kilometern nach Tibet hineinführt und Höhen bis zu 3000 Metern erreicht. Daß die *Eisenbahnen* noch verhältnismäßig altertümlich anmuten, wenn man aus einem Land mit durchelektrifiziertem Verkehrswesen nach China kommt, kann nicht überraschen; doch geht es auch hier sichtbar vorwärts. Und im übrigen reist man gut und angenehm in China, noch abgesehen von der vorbildlichen Sauberkeit, auf die die Chinesen in ihren Eisenbahnwagen bedacht sind. Der Automobilverkehr ist ungleich entwickelt; während man Lastwagen aller Art in Menge sieht, scheinen private Personenwagen erst allmählich in Gebrauch zu kommen. Es hängt das zum Teil damit zusammen, daß China erst jetzt seine erste eigene Automobilfabrik zu bauen begonnen hat; was an Automobilen bisher in Betrieb ist, stammt alles vom Ausland, namentlich aus der Sowjetunion und der Tschechoslowakei, aber auch aus Amerika. Nicht vergessen sei in diesem ganzen Zusammenhang das große Werk der *Wiederaufforstung* der ehedem so ruchlos kahlgeschlagenen Wälder. Die Fachleute sagen uns, daß es für die Bodengesundheit 30 Prozent Wald in einem Land brauche. In China sind nur 5 Prozent der Bodenfläche von Wald bedeckt. Aber die Anpflanzung von Jungbäumen hat bereits in großem Stil begonnen. Längs der Bahnlinie sahen wir bei unserer Fahrt von Peking nach Nanking – die immerhin über etwa 1200 Kilometer ging – auf dem weitaus größten Teil der Strecke links und rechts mindestens zwei fortlaufende Reihen frisch angepflanzter Bäume. Ihre Zahl muß allein hier in die Hunderttausende gehen. Die Wälder aber sollen in zehn Jahren annähernd 20 Prozent der Gesamtfläche Chinas bedecken. Für die Bodenverbesserung, für die Hochwassereindämmung, für die Volksgesundheit, für die Bekämpfung der Staubplage wird das von größter Bedeutung sein.

Die Wirtschaft des neuen Chinas ist indessen nicht nur eine *geplante* Wirtschaft von einer Art, wie sie auch unter kapitalistischem Regime möglich wäre; die Planung geht vielmehr offen und folgerich-

tig auf eine *Sozialisierung* des wirtschaftlichen Lebens aus, auf die Ersetzung des Profitstrebens durch den Dienstwillen, der egoistischen Konkurrenz durch Zusammenarbeit für das Wohl des Ganzen, auf die Schaffung einer klassenlosen, von Gewalt und Unterdrückung freien Gesellschaft. Das neue Regime geht dabei freilich sehr behutsam und überlegt vor. Dies besonders im industriellen und gewerblichen Sektor, in dem – anders als in der Landwirtschaft, wo das feudale Eigentum grundsätzlich abgeschafft ist – das Privateigentum an den Wirtschaftsmitteln nicht mit einem revolutionären Schlag in Gemeineigentum verwandelt werden kann.

Sozialisiert im eigentlichen Sinne sind erst die Großindustrie (die Schwerindustrie zu 80 bis 90 Prozent, die Leichtindustrie zu mindestens 30 Prozent), die Eisenbahnen, ein Teil des See-, Fluß- und Automobiltransportes und die Großbanken. Es sind das allerdings Wirtschaftszweige, die dem Staat bedeutsame Schlüssel- und Machtstellungen in die Hand geben. Daneben besteht aber in der Industrie ein verhältnismäßig umfangreicher kapitalistischer Sektor weiter – sein Träger ist die sogenannte nationale Bourgeoisie –, der nur schrittweise dem sozialistischen Sektor angeglichen wird. Hauptmittel dazu sind die Vergebung von Staatsaufträgen an die Privatindustrie, die in den acht größten Städten des Landes zu 80 Prozent für die sozialisierte Wirtschaft und den Staat arbeitet, sowie die direkte Beteiligung des Staates an der Privatindustrie (sogenannter Staatskapitalismus).

Der Privatbesitz herrscht vor in der Landwirtschaft, im Kleingewerbe und wohl auch noch im Kleinhandel (der Großhandel ist zu 80 Prozent verstaatlicht), wo freilich die Staatsläden in allen Branchen eine immer größere Rolle spielen. (In Peking wird zurzeit ein großes staatliches Warenhaus gebaut.) Die Entwicklung, vom Regime mächtig gefördert, geht hier auf die genossenschaftliche Organisation der in Privathand verbleibenden Betriebe hin, nicht nur in der Landwirtschaft (worüber wir bereits gesprochen haben), sondern auch im Gewerbe; im Laufe des zweiten Fünfjahrplanes hofft man den Großteil der 20 Millionen oder so Handwerksbetriebe vergenossenschaftlicht zu haben. Am Ende des dritten Fünfjahrplanes sollen dann die Grundlagen einer eigentlich sozialistischen Wirtschaft auf der ganzen Linie geschaffen sein.

Wie lebt der Arbeiter? Wie gestaltet sich nun aber, so wird man fragen, auf Grund dieser aufstrebenden Wirtschaft die Lage des chinesischen *Industriearbeiters*? Bevor ich darauf antworte, muß ich daran erinnern, welches die Lage des chinesischen Arbeiters *vor* der Befreiung war. Sie war ja elend genug. Ein Kuli verdiente vielleicht acht Silberdollar monatlich, während das physische Existenzminimum auf 16 Dollar stand. Die Frauen verdienten gleichzeitig nur etwas mehr als 3 Dollar im Monat. Die Arbeits-

bedingungen waren schlechthin unmenschlich. Die Arbeiter «arbeiten, essen und schlafen in den gleichen Räumen», wie eine britische Gewerkschaftsdelegation 1924 feststellte. Arbeiterschutzgesetze und einigermaßen ernsthafte Vorkehrungen für die Gesundheitspflege gab es nicht; der Arbeitstag dauerte 12 und mehr Stunden. Besonders jammervoll war die Lage der lohnarbeitenden Kinder. In den Schanghaier Zündholzfabriken arbeiteten Kinder, die kaum fünf Jahre alt waren, 14 und 16 Stunden. Der Australier Rewi Alley, der in Schanghai Fabrikinspektor war, berichtet von den Zuständen in der Seidenspinnerei 1927/28, daß sie ihm in seiner ganzen Praxis das meiste Alpdrücken verursacht hätten, diese Fabriken, «mit ihren langen Reihen von Kindern, viele nicht älter als 8 oder 9 Jahre, 12 Stunden über kochende Kokonbottiche gebeugt, mit geschwollenen roten Fingern, entzündeten Augen . . . in Räumen so voll von Dämpfen, daß es in der Schanghaier Hitze für mich unerträglich war, es nur wenige Minuten darin auszuhalten . . . Durch die Hungersnot und die Überschwemmungen, durch den Bürgerkrieg und all die anderen inneren Wirren wird immer wieder eine neue Welle von Kindern in die Stadt gespült.»

Und nun – wie steht es mit den Arbeitsverhältnissen in der chinesischen Industrie *heute*? Wir sahen eine ganze Reihe von Fabrikbetrieben verschiedenster Branchen in verschiedenen Landesteilen an und zogen überall Erkundigungen ein, die wir für zuverlässig halten dürfen. Ein paar typische Beispiele mögen indes hier genügen. Da ist die staatliche Textilfabrik Nr. 2 in Schanghai, die 4700 Arbeiter und Angestellte beschäftigt, davon drei Viertel Frauen. Kinderarbeit ist hier ebenso unbekannt wie in anderen Industriebetrieben Chinas. Die steigende Produktion (Faden zum Beispiel 23 Prozent mehr als 1950, farbige Cottonaden 60 Prozent) erlaubt eine zunehmende Verbesserung der sozialen Verhältnisse. Die Arbeitszeit beträgt jetzt netto 7½ Stunden täglich. Der Lohn schwankt zwischen 62 und 98 Yuan im Monat. Für 700 Arbeiterfamilien sind neue Wohnungen beschafft worden. Bezahlte Ferien: mindestens eine Woche jährlich, steigend je nach Dienstjahren gemäß Gesetz. Eine Fabrikkantine gibt billiges, aber gutes Essen ab; ein Betriebssanatorium ermöglicht Erholung und Pflege. Früher waren immer 20 bis 25 Prozent der Arbeiterinnen wegen Krankheit und dergleichen abwesend; jetzt fehlen durchschnittlich noch 5 Prozent, die Mehrzahl wegen bevorstehender oder überstandener Niederkunft. Vor und nach der Niederkunft hat jede Frau 56 Tage Urlaub, bei Weiterbezahlung des vollen Lohnes. Für die Kleinkinder bis zu 14 Monaten besteht eine Krippe; gegenwärtig werden darin gegen 500 Bébés von etwa 50 Pflegerinnen betreut. Die Mütter kommen alle zwei Stunden aus dem Betrieb und stillen ihre Kleinen. Der Betrieb unterhält auch eine Abendschule mit 50 Lehrern, die von einem Viertel der Belegschaft – bisherigen Analphabeten – besucht wird. Für technische Weiterbildung sind besondere Kurse eingerichtet.

Ähnlich trafen wir es in allen anderen Fabriken, die wir kennenlernten. Die schon erwähnte Werkzeugmaschinenfabrik in Schanghai hat einem Viertel ihrer Arbeiter neue Wohnungen erstellt. Arbeitszeit 8 Stunden*; Ruhetag ist der Dienstag. (Wegen der Knappheit der elektrischen Kraft und aus anderen technischen Gründen werden die Ruhetage auf die ganze Woche verteilt, so daß es keinen allgemein freien Sonntag gibt. Doch scheint der Sonntag in verhältnismäßig sehr vielen Betrieben arbeitsfrei zu sein.) Die Krankenbehandlung ist kostenlos, auch für die Familien der Arbeiter und Angestellten. In der Kantine gibt es fünf Mittagessen zur Auswahl zu je 20 Cents.

Fabrik für Revolverdrehbänke in Schenyang: Durchschnittslöhne 1950 = 100, 1952 = 132, 1954 = 141. Höchstlohn 120 bis 130 Yuan monatlich, im Durchschnitt 50 Yuan, da die Mehrheit der Arbeiter aus erst in der Ausbildung begriffenen Lehrlingen und Ungelernten besteht. Abendschule; eigenes Sanatorium; Krippe im Bau.

Industrierevier von Anschang: Durchschnittslohn 69 Yuan im Monat; 42 große Arbeiterklubs (Zentren für Freizeitbeschäftigung, Unterhaltung und Belehrung, Sportbetätigung usw.); 24 Sanatorien; 48 Krippen und Kindergärten, vier große Fabrikkinos.

Bergwerksrevier Fuschin: Lebenshaltung seit der Befreiung auf das Doppelte gestiegen; Durchschnittslohn 60 Yuan, Höchstlohn 140 Yuan. Neun große Arbeiterklubs, 500 kleine. «Wer nach Fuschin kommt, ist der Not enthoben; er hat genug zu essen und ein menschenwürdiges Leben», hören wir einen Gewerkschaftsvertreter sagen.

Ein Vergleich der Lebenshaltung des chinesischen Arbeiters mit derjenigen des europäischen ist freilich schwer, wenn nicht unmöglich. Es ist richtig, daß seit der Währungsreform die Preise nicht mehr gestiegen sind, während die Löhne gegenüber 1950 im Durchschnitt um 90 Prozent erhöht wurden. Aber welches ist die *Kaufkraft* der Löhne? Aus verschiedenen Quellen ist mir der Bericht zugekommen, daß ein Mann im Monat mit 10 bis 15 Yuan seine Ernährung gut bestreiten kann. Eine Arbeiterfamilie muß für Miete meistens nur einen bis drei

---

* Es ist mir unverständlich, wie im Londoner «Socialist Commentary», einem Organ der Labour-Rechten (März 1954), ein indischer Besucher Chinas behaupten konnte: «In China ist der Zwölfstundentag die Regel; eine Arbeitspause gibt es nicht. Es gibt nur vier Tage bezahlte Ferien im Jahr.» Und schon vorher: «Jedes Begehren um Verkürzung der Arbeitszeit oder Lohnerhöhung wird in diesem Arbeiterstaat als Hochverrat betrachtet.» Das schlägt allen Tatsachen ins Gesicht, die wir ermitteln konnten. Was im besonderen die Arbeitspausen betrifft, so sind wir mehr als einmal gerade während dieser Pausen in den Betrieben gewesen, und niemand wird glauben, sie seien lediglich uns zuliebe eingeschaltet worden. Sie entsprechen einfach dem Gesetz, und das Gesetz wird auch in bezug auf Arbeitszeit, bezahlte Ferien, Gesundheitsschutz usw. usw. streng gehandhabt. Überzeitarbeit wird nur in Ausnahmefällen und mit Zustimmung der Gewerkschaft bewilligt, bei anderthalbfachem bis doppeltem Lohn. In den Bergwerken und gewissen Betrieben der chemischen Industrie wird übrigens nur sechs Stunden täglich gearbeitet.

Yuan im Monat rechnen; ein alleinstehender Mann bezahlt monatlich etwa 60 Cents für sein Logis in einem Kollektivhaushalt. Die Lebensmittel sind im allgemeinen billig; ein Kilo Reis – dieses Hauptnahrungsmittel – kostet je nach Güte 20 bis 36 Cents. Ein blauer Baumwollanzug kommt auf 10 bis 15 Yuan; Lederschuhe sind verhältnismäßig teuer; doch sind die Regel Bast- und Stoffschuhe. Bemerkenswert ist die bedeutende Steigerung des Verbrauches von Baumwolle, Fleisch, einfachen Haushaltartikeln, Füllfederhaltern, Schallplatten und dergleichen. Auch Armbanduhren sieht man – wenn schon kaum bei Arbeitern – auffallend häufig. In den privaten Kleinhandelsgeschäften – die öfters in riesigen Basaren räumlich vereinigt sind – gibt es Waren aller erdenklichen Art; an Käufern dafür aus dem Arbeiterstand fehlt es keineswegs. Und daß sich der Umsatz in den *staatlichen* Handelsgeschäften dauernd steigert, ist gleichfalls ein Zeichen für die wachsende Konsumkraft des chinesischen Stadt- und Industrievolkes. Nur nebenbei sei erwähnt, daß das Bettlertum in den großen Städten, das früheren Besuchern Chinas so stark in die Augen stach, heute sozusagen völlig verschwunden ist.

Ein besonderes Wort sei den *chinesischen Wohnungsverhältnissen* gewidmet. Eines der schlimmsten Stücke aus der Erbschaft des alten Regimes ist ja das so weit verbreitete Wohnungselend. Wir müssen zwar immer daran denken, daß wir in Asien sind, daß vom Mittelmeer bis zum Pazifik die Volksmassen zumeist in schauderhaften Löchern hausen, und daß schon in Frankreich, Spanien, Italien und auf dem Balkan das Wohnen nach unseren Begriffen vielfach eine grausige Angelegenheit ist – von gewissen Zuständen in unserem gesegneten, reichen Land gar nicht zu reden. Dennoch: es sind schlechthin untermenschliche Wohnungsverhältnisse, die auch in China aus der Zeit des Feudalismus und des primitiven Frühkapitalismus in die Gegenwart hereinragen. Das Ärgste haben wir in West-Schanghai gesehen, einer Proletariergroßstadt von heute noch 800 000 bis 900 000 Menschen, die da in engen Gäßchen, oft nur Winkeln, und in Häusern, die diesen Namen nicht verdienen, in den unglaublichsten Buden und Baracken, oft nur von Bambus-, Lehm- und Strohwänden notdürftig geschützt, ihr Leben verbringen. Bis vor wenigen Jahren war es mindestens eine Million menschlicher Wesen, die in diesem Riesenslum vegetierte; seither sind einige Hunderttausend weggebracht und die Wohnverhältnisse der Zurückgebliebenen einigermaßen verbessert worden. Es gibt nun doch wenigstens gepflasterte Gassen, einen Anfang von Wasserleitung und Elektrisch und eine Reihe ordentlich renovierter Häuschen; während es früher 60 Prozent Lehm- und Strohhütten waren, sind es jetzt noch etwa 30 Prozent. Ein Glück, daß sich in der warmen Jahreszeit das Leben hier großenteils im Freien abspielt (man ißt und trinkt vor dem «Haus», der Coiffeur betreibt sein Geschäft auf der Gasse, säugende Mütter sind ein normaler Anblick);

wie muß aber das Dasein dieser Menschen bei Kälte und Regenwetter ablaufen?

Aber nun hat freilich das neue Regime mit fester Hand in diese Verhältnisse eingegriffen. Seit Herbst 1951 wurden in Schanghai rund 40 000 neue, saubere und doch billige Wohnungen für 150 000 Menschen gebaut. Eine ganze Reihe moderner Wohnquartiere ist entstanden, und wir waren froh, eines davon genauer besichtigen zu können. Es ist das Quartier Tsao Yung, draußen am Stadtrand, das heute 6400 Familien mit rund 30 000 Köpfen beherbergt, lauter Angehörige von Industriearbeitern, die aus den Elendsvierteln hierher verpflanzt worden sind. Welch ein Unterschied zu jenen Slums! Es ist wie Tag und Nacht. Hier sind breite, luftige und sonnige Straßen, lange Baumalleen, ordentliche Gärten, Grünanlagen, ein hübscher Teich, natürlich Kanalisation, Elektrisch und Gas. Das neue Dorf hat drei Badehäuser, acht Zentralstellen für Heißwasser zur Teebereitung, Postbüros, öffentliche Telephonkabinen, vier Primarschulen, zwei Sekundarschulen, auch vier Kindergärten; einen davon, der 200 Kinder morgens um 6 Uhr aufnimmt und um 7 Uhr abends entläßt, besuchten wir mit großer Freude an den herzigen Kleinen und der ganzen schönen, geräumigen Anlage. Vier Autobuslinien besorgen die Verbindung mit der Stadt und den Fabriken. Kulturhaus, Krankenstuben, ein großer Konsumladen mit mehreren Abteilungen, sogar eine Bankfiliale fehlen nicht. Die Wohnungen sind einfach; vier Zimmer und eine gemeinsame Küche unten und oben müssen zum Beispiel für je drei kleine Familien reichen. Aber die Menschen, die hier wohnen, müssen sich ja fast im Luxus vorkommen gegenüber den Löchern, in denen sie früher gehaust haben. Und der Mietpreis ist erschwinglich: 3 bis 5 Yuan im Monat, einzig als Beitrag an den Unterhalt.

In anderen Städten wird ähnliches geleistet. Da gibt es beispielsweise in Nanking ein Quartier U Laou mit 240 Familien und 900 Köpfen, das früher mitten in einem schmutzigen Sumpfgelände stand. Bei Regenwetter drang das Wasser in viele Wohnungen ein; bei heißem Wetter war die Mückenplage unausstehlich. 80 Prozent der Bewohner waren immer krank. Nach der Befreiung wurde das ganze Quartier saniert: Kanalisation, fließendes Wasser, gepflasterte Straßen, Elektrisch, Gärten usw. Der Sumpf ist völlig ausgetrocknet. Ein netter, neuer Kindergarten sprach uns besonders an. Ehemals Ku Nao geheißen («Schmerz und Traurigkeit»), ist das Quartier jetzt Houan Le, «Das Dorf der Fröhlichkeit», wie über dem Eingang auf einem Spruchband geschrieben steht. Und die Bewohner halten nicht mit Äußerungen ihrer Freude und Freundschaft über den Besuch aus der Schweiz zurück, dem «Garten Europas», wie die Chinesen so oft unser Land nennen.

Ich will nicht viel über den großartigen Wohnungsbau in Mukden sagen, wo wir eine der zahlreichen Neusiedlungen mit 171 Häuser-

blöcken für 7000 Familien und 32 000 Menschen anschauten; nichts über die entsprechende Wohnungsfürsorge im benachbarten Fuschin und nur soviel über Anschan: Hier sind junge Arbeiterstädte teils gerade fertig, teils noch im Bau oder erst geplant, die an Geräumigkeit und Großzügigkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Die Längsachse einer dieser Siedlungen, die wir durchfuhren, mißt gewiß zwei Kilometer. Und der Volkspark, der unlängst eröffnet wurde, wird in wenigen Jahren eine herrliche Erholungsstätte sein.

Soziale Sicherheit — Gewerkschaften Angesichts all dieser Leistungen für die Wohlfahrt besonders des Arbeitervolkes wird man nicht überrascht sein, zu vernehmen, daß das neue China auch ein System der *Sozialversicherung* hat, das sich sehen lassen darf, besonders wenn man daran denkt, daß es erst etwas mehr als vier Jahre (seit 1. März 1951) in Kraft steht und von einer jungen, sich erst entfaltenden Wirtschaft getragen werden muß. Hier nur die wichtigsten Hinweise: Jeder Arbeiter, jede Arbeiterin hat gesetzlichen Anspruch auf ausreichende Fürsorge bei Krankheit, Unfall, Invalidität, Mutterschaft und im Alter. Die Sozialleistungen fallen ausschließlich zu Lasten des Betriebes; sie sind obligatorisch für alle Betriebe mit mehr als hundert Arbeitern und Angestellten. In den kleineren Betrieben erfolgen sie auf Grund von Vereinbarungen mit den Gewerkschaften. Die Versicherten selbst bezahlen keinerlei Beiträge. Die Betriebe überweisen drei Prozent der Lohnsumme an einen Zentralfonds, der die Spitäler, Sanatorien, Altersheime, Waisenhäuser usw. unterhält. Die Leistungen der Betriebe, die direkt an die Arbeiter erfolgen, machen weitere sieben Prozent der Lohnsumme aus, so daß sich der Lohn durch die Sozialleistungen tatsächlich um etwa 10 Prozent erhöht. Das Krankengeld beträgt – bei kostenfreier Behandlung – für die ersten drei Monate 50 bis 100 Prozent des Lohnes, nachher 30 bis 50 Prozent. Familienangehörige werden in Kliniken und Krankenhäusern gratis behandelt. Bei Betriebsunfällen und Berufskrankheiten trägt der Betrieb unter Weiterzahlung des Lohnes alle Kosten bis zur gänzlichen Wiederherstellung. Die Invalidenrente macht bei teilweiser Arbeitsunfähigkeit 10 bis 30 Prozent des Lohnes aus, bei vollständiger Arbeitsunfähigkeit 60 bis 75 Prozent. Bei Todesfall infolge Betriebsunglücks werden drei Monatslöhne als Sterbegeld ausbezahlt. Altersrente wird Männern vom 60. und Frauen vom 55. Jahr an gewährt; Bergarbeiter und Arbeiter in einigen chemischen Industrien erhalten sie schon mit 55 Jahren. Sie beträgt 50 bis 70 Prozent des Lohnes. Vom bezahlen Mutterschaftsurlaub war schon die Rede.

Die Verwaltung der Sozialversicherung liegt bei den *Gewerkschaften*, die auch die direkten Leistungen der Betriebe an ihre Arbeiter beaufsichtigen. Es wimmelt infolgedessen in China von Sanatorien,

Erholungsheimen, Spitälern, Kliniken, Krippen, Altersheimen usw. In der Gegend von Anschan, also in der Mandschurei, gibt es allein 24 Gewerkschafts-Sanatorien; eines davon sahen wir uns an, erstaunt über die moderne Ausstattung, einschließlich Theatersaal. Es beherbergt gegenwärtig 220 Patienten; die Pension ist mit 15 Yuan im Monat sehr niedrig, da vom achten Arbeitsjahr ab der volle Lohn weiterbezahlt wird, sonst mindestens 60 Prozent. Auch das Altersheim in Fuschin, in dem 135 Männer wohnen, machte uns einen überaus freundlichen Eindruck.

Die Gewerkschaften sind somit überaus wichtige Organe des Wohlfahrtsstaates, der in China im Aufbau begriffen ist. Eine damit verwandte Aufgabe, die sie erfüllen, ist die großzügige Pflege der Volksbildung, der Freizeitbeschäftigung und des Sportes. Ihr dienen vornehmlich die Arbeiterklubs, die sich in jedem größeren Betrieb, in jedem Bezirk einer Großstadt finden. In guter Erinnerung bleibt mir unser abendlicher Besuch in einem Bezirksklub in Schanghai, der jeden Tag von vielen Tausenden von Arbeitern geradezu überflutet wird. Wir schauten einem Korbballspiel und einer Volkstanzgruppe zu, warfen einen Blick in den Theatersaal, in dem eine Liebhabergruppe ein paar tausend Zuschauer unterhielt, gingen in die Unterrichtsklassen, in eine Gesangsstunde, in den Lesesaal, in die Bibliothek, sahen dem Märchenerzähler zu – kurz, wir bekamen eine Kostprobe von der reichen Kulturarbeit, die die Gewerkschaften hier leisten.

Die Hauptfunktion der Gewerkschaften ist aber ihr Kampf für die Verbesserung der Lohn- und Arbeitsbedingungen auf Grund einer steigenden Produktivität. Man stellt uns im Westen die chinesischen Gewerkschaften gern als brutale Antreiberorganisationen dar, die die Menschenrechte der Arbeiter einem seelenlosen Staatsmoloch opferten. Nichts ist unsinniger als derartige Behauptungen. Wer sie gutgläubig ausspricht, verkennt durchaus den Unterschied der Gewerkschaftstätigkeit im kapitalistischen Staat von derjenigen in einem Staat, der dem Sozialismus zustrebt. Im ersten Fall haben die Gewerkschaften ihren Kampf gegen den in Wirtschaft und Staat organisierten Klassengegner zu führen; im zweiten kämpfen sie *mit* dem Staat, der *ihr* Staat ist, für den Aufbau einer neuen Wirtschaft, für die Erhöhung der Arbeitsergiebigkeit (die, wie früher bemerkt, in einem dermaßen unterentwickelten Lande wie China bisher nicht höher war als in Westeuropa vor 150 Jahren) und auf diesem Boden für die Hebung des Lebensstandards der Arbeiter, die ohne vermehrte Leistung der Gesamtwirtschaft unmöglich ist. Und wenn man weiß, *wie* sehr sich die Lebensbedingungen der chinesischen Arbeiter schon in den fünf ersten Jahren der Volksrepublik verbessert haben, was für Sozialleistungen der neue Staat vollbringt, welchen Schutz Gesundheit und Arbeitskraft des chinesischen Industrievolkes genießen, so muß man zugeben, daß die Gewerkschaften ihre Aufgabe als Vorkämpfer und Fürsprecher

der Arbeiter und Angestellten gut erfüllt haben und weiter erfüllen. Sie erfüllen sie in den sozialisierten Betrieben, wo ihre Vertreter im Leitungsausschuß sitzen und eine maßgebende Rolle in allen Produktions-, Lohn-, Absatz- und Anstellungsfragen spielen, und sie erfüllen sie in den Privatbetrieben, wo sie als Vertreter der Arbeiterinteressen den Besitzern gegenüberstehen. Streiks sind unter solchen Umständen ebenso unnötig wie Aussperrungen; alle Konflikte werden durch Verhandlung und zuletzt durch Schiedsspruch erledigt, und die Arbeiter brauchen weder in der sozialisierten Industrie noch in der Privatwirtschaft Furcht vor dem Entscheid zu haben. Der Staat wirft sein Gewicht in die Waagschale der Arbeiter, die seine beste Stütze sind. «Die Gewerkschaften», so stellt ein englischer Beobachter mit Recht fest, «sind also in China nicht die Hampelmänner eines autoritären Staates. Sie sind wesentlicher Teil eines Staates, der autoritär nur gegenüber einer Minderheit ist – einer Minderheit, die weder aus Arbeitern noch aus Bauern besteht. Das wird denen unangenehm klingen, die sich gern vormachen, China erreiche seine Erfolge durch Diktaturmethoden. Die Wahrheit ist, daß China seine Erfolge erreicht – und nur erreichen kann – durch die freiwillige, ja begeisterte Anstrengung der großen Mehrzahl des chinesischen Volkes.» (Basil Davidson, Daybreak in China.)

Geistige Revolution Aber ich sehe, daß mir heute der Raum nicht reicht, um auch noch die übrigen Ausdrucksformen der chinesischen Revolution darzustellen: die Sorge für die Volksgesundheit, die neue Volksbildung, die Befreiung der Frau usw., und um das Verhältnis von Volk und Regime wie die Frage des Kommunismus in China ganz allgemein und die Stellung Chinas in der heutigen Welt zu erörtern. Das soll im nächsten Heft geschehen. Was aber diesmal doch noch notwendig ist, das ist ein wenn auch knapper Hinweis auf die *geistigen* Antriebskräfte, die hinter der Umwälzung in China wirken. Denn wie einmal durchaus zutreffend gesagt worden ist: die materiellen Wandlungen in China zu beschreiben, ohne auch die geistigen Wandlungen in Betracht zu ziehen, hieße soviel wie eine Maschine beschreiben, ohne ihre Triebkraft zu berücksichtigen.

In der Tat, die Schaffung des neuen Chinas schließt auch eine geistige Revolution in sich. Die Träger des neuen Regimes wissen es und teilen es ihrem Volke mit: eine sozialistische Gesellschaft verlangt auch sozialistische Menschen. Schon 1939 sprach es Liu Schao-tschi, noch heute einer der geistigen Führer Chinas, in seinen Vorlesungen im damals bereits kommunistischen Yenan klar aus, was die kommende neue Ordnung bedeute: «In einer solchen Welt wird es keine Ausbeuter geben, keine Unterdrücker, Grundherren, Kapitalisten, Imperialisten oder Faschisten. Es wird keine unterdrückten und ausgebeuteten

Menschen geben, keine Dunkelheit, Unwissenheit, Rückständigkeit. In einer solchen Gesellschaft werden alle menschlichen Wesen selbstlose und intelligente Kommunisten sein mit einem hohen Stand von Kultur und Technik. Der Geist gegenseitigen Beistands und gegenseitiger Liebe wird in der Menschheit vorherrschen. Es wird nichts so Unvernünftiges geben wie wechselseitige Täuschung, Bekämpfung, Abschlachtung, Bekriegung. Eine solche Gesellschaft wird die beste, schönste und fortgeschrittenste Gesellschaft in der Geschichte der Menschheit sein. Wer will sagen, daß sie nicht gut ist?»

Das ist das Ideal. Und nur wer vom neuen China keine Ahnung hat, kann behaupten, daß ihm nicht mit größtem Ernst nachgestrebt wird. Die Verwirklichungen, auf die das neue Regime hinweisen kann, die Achtung des Menschen im Arbeiter, der Kampf gegen Unwissenheit, Schmutz und Wohnungsnot, die Befreiung der Frau aus jahrhundertelanger unwürdiger Abhängigkeit – dies und andere Leistungen legen Zeugnis davon ab, daß die Führungsschicht auch tatsächlich meint, was sie sagt. Dem Westeuropäer fällt besonders immer wieder auf, wie tief im neuen China der Gedanke sitzt, daß Eigennutz, egoistische Konkurrenz, Kampf aller gegen alle durch selbstlosen Dienst, Solidarität und gegenseitige Hilfe ersetzt werden muß. Die nationale Erziehung im weitesten Sinn beruht geradezu auf dieser Erkenntnis. Es ist nicht zuletzt der kommunistische Jugendverband mit seinen eineinviertel Millionen Mitgliedern, der diese Erziehungsarbeit leistet; und man kann nicht anders als aufs stärkste beeindruckt sein von dem Ernst, von dem Glauben, von dem Opferwillen, von der Hingabe und Selbstzucht, womit diese jungen Menschen ihr Werk tun. Dieser Geist wirkt aber schon ganz weit hinaus ins Volk und schafft dort eine moralische Erhebung und Erneuerung, die Großes erwarten läßt. Die Hoffnungsfreude und Zuversicht, die allenthalben aus den chinesischen Menschen spricht, ihr Zukunftsglaube und ihre Selbstachtung, ihr Gemeinschaftswillen und ihr brennender Eifer, eine neue Ordnung zu erbauen – hier haben sie ihre Wurzeln. Und wenn man bei uns oft an den Trägern und Anhängern des Regimes die Selbstkritik, die Bereitschaft, begangene Fehler zu gestehen und abzulegen, als unwürdig, ja verächtlich hinstellt, so muß im Gegenteil gesagt sein, daß – wenn man von immer möglichen Übertreibungen absieht – diese Selbstkritik eine unerläßliche Bedingung der geistigen Lebendigkeit und der neuen Demokratie ist, die in China entsteht. Die Regierung und Verwaltung geht in all dem mit gutem Beispiel voran. Man hat oft gesagt, daß China jetzt zum erstenmal seit Jahrhunderten eine ehrliche, saubere, unbestechliche Regierung hat. Und das ist wahr. Wie sollte dieses Vorbild nicht im höchsten Grad anspornend und erzieherisch auf das ganze Volk wirken? Die Lehre prägt sich ihm auf jegliche Art ein: Wenn ihr China umwandeln wollt, so müßt ihr euch zuvor selbst umwandeln!

Die christlichen Gemeinden Und doch habe ich mich immer wieder gefragt: Genügt dieser sittliche Idealismus, dieser kommunistische Glaube an die ursprüngliche Güte und die moralische Erziehbarkeit des Menschen, wenn er sich auf eine materialistische Philosophie stützt, genügt er, um die geistige Grundlage und Triebkraft für die neue Ordnung zu schaffen? Diese chinesischen Menschen, die an der inneren Erneuerung ihres Volkes arbeiten, und erst die Volksmassen selbst wissen ja nichts von Gott und von Christus – und doch ist nach unserem Glauben Christus der Grund- und Eckstein auch aller Erneuerung des menschlichen Gemeinschaftslebens. Wohlverstanden: Wir sagen nicht, die westlichen Völker stünden höher, weil sie Christus kennten. Ja, sie kennen ihn wohl äußerlich und bekennen ihn mit den Lippen (*wenn* sie es überhaupt noch tun), aber sie verleugnen ihn mit der Tat, gerade auch in der Ordnung (oder Unordnung) ihres gesellschaftlichen Lebens. Und ich bin mehr als je überzeugt, daß die Chinesen, die den Kapitalismus und Imperialismus leidenschaftlich ablehnen und einer gerechteren, einer sozialistischen Ordnung zustreben, die dem Frieden so tief ergeben sind und an ihrer sittlichen Wiedergeburt so ehrlich arbeiten, daß sie sittlich dem «freien» Westen überlegen und dem Gottesreich näher sind als das «allerchristlichste» Abendland. Allein es bleibt dennoch wahr, daß ohne die Kraft, die aus der klaren, tätigen Erkenntnis Gottes und Christi kommt, zuletzt auch die chinesische Revolution steckenbleiben und verflachen muß. Diese Revolution selbst wäre ja überhaupt nicht möglich gewesen ohne das Wirken christlichen Geistes in der übrigen Welt und in Ostasien. Leonhard Ragaz hat einmal mit gutem Grund den Engländer Hodgkin zitiert, der berichtet: «Ein führender, nicht christlicher Chinese, der gefragt wurde, wann die Revolution in China begonnen habe, antwortete: ‚Als Robert Morrison (der erste christliche Missionar der neueren Zeit) China betrat.'» Und bedeutsam bleibt sicher für alle Zeit, daß eine der größten revolutionären Erhebungen Chinas, der Aufstand der Taiping, aufs stärkste von christlichen, wenn auch utopistisch erfaßten Gedanken beeinflußt war. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts hatte die Bewegung fast die Hälfte Chinas erobert; sie wurde mit Hilfe des «christlichen» Auslandes blutig niedergeschlagen. Ist etwas einigermaßen Ähnliches wie es die Taiping-Bewegung war, in China vielleicht auch in Zukunft möglich?

Es stellt sich damit die Frage nach dem Verhältnis des *heutigen* China zu den christlichen Gemeinden. Man weiß, daß es mit der christlichen *Mission* in China so ziemlich zu Ende ist. Nicht weil die «gottlosen Kommunisten» dem Evangelium Jesu feind gewesen wären, sondern weil für die nationalgesinnten und gar die sozialrevolutionären Chinesen die Missionen aufs engste mit dem einheimischen und ausländischen Feudalismus, Kapitalismus und Imperialismus verknüpft waren. (Man lese darüber Genaueres nach bei Pannikar, «Asien und

die Herrschaft des Westens», S. 390 ff.) Das wird auch hinter der jüngsten Ausweisung des katholischen Bischofs und Missionars Donaghy stehen, über die gerade jetzt, da ich schreibe, in der Presse berichtet wird. Denn was auch bei dieser Gelegenheit wieder über eine *«Verfolgung» der Christen in China* behauptet wird, ist einfach *unwahr*. Ich habe mich darüber einläßlich erkundigt und verschiedene Erlebnisse gehabt, die ich hier der Reihe nach kurz schildern will.

Das erste war, daß ich in Peking bei einem Empfang mit zwei Chinesen zusammentraf – einem Primarlehrer und einem Psychologieprofessor am Lehrerseminar –, die beide römische Katholiken sind; mitten im Areal der Schule, an welcher der Primarlehrer wirkt (ich besuchte sie zweimal), steht eine sehr stattliche katholische Kirche. Ich traute meinen Ohren nicht, als mir die zwei Männer erzählten, in Peking allein gebe es 24 katholische Kirchen; die Zahl der römischen Katholiken in ganz China beträgt fast vier Millionen, und die Katholiken, mit denen ich sprach, versicherten mir, daß sie völlig ungehindert, wie nur irgendwann zuvor, ihre Religion ausüben könnten. Daß sie nicht gegen das neue China Stimmung machen dürfen, erscheint ihnen selbstverständlich; es fällt ihnen dies auch gar nicht ein, stehen sie doch mit Leib und Seele zum jetzigen Regime, das sie als *ihr* Regime empfinden.

In Schanghai sah ich dann verschiedene protestantische Kirchgebäude, ohne Näheres über das Gemeindeleben zu hören. Das war indessen gleich darauf ausgiebig der Fall in Hangtschau. An dem reizenden See, der die Stadt bespült, traf ich eine Gruppe Schanghaier Protestanten, Männer und Frauen, die mich sofort zu einer Zusammenkunft am Abend mit ihren Hangtschauer Glaubensgenossen einluden. Ich ging natürlich gerne hin und wohnte – mit meinem Übersetzer – im Versammlungssaal einer (wenn ich nicht irre) Kongregationalistenkirche einer langen gegenseitigen Aussprache über die Lage der Protestanten in den beiden Städten bei. Das Kirchengebäude ist massiv-geschmackvoll gebaut, der gottesdienstliche Raum einfach, aber würdig. Hangtschau zählt 27 protestantische Kirchen verschiedener Richtungen; Kirchenmitglieder sind es freilich nur etwa 3000, gegenüber der Zeit vor der Befreiung eine Vermehrung um etwa 640. In den letzten drei Jahren wurden hier drei neue Pfarrer ordiniert und sieben Pfarrhelfer eingesetzt; drei Studenten werden noch dieses Jahr ordiniert. In der Provinz Tsekiang, deren Hauptstadt Hangtschau ist, gibt es gegen tausend protestantische Kirchen und über 100 000 protestantische Christen. In den vergangenen paar Jahren wurden in Hangtschau selbst 16 Kirchen renoviert; die Einnahmen der Kirchgemeinden haben sich um 30 Prozent vermehrt. In Schanghai zählt man nicht weniger als 250 protestantische Gemeinden mit über 400 Pfarrern.

Soviel über das Äußere. Das Innenleben der Kirchen beider Städte

hat sich nach den übereinstimmenden Berichten der Teilnehmer unserer Zusammenkunft – sie wurden der Reihe nach alle aufgerufen – seit der Befreiung besser entwickelt als je. Der chinesische Protestantismus, so sagten sie, hat sich dank dem neuen Regime erneuert und verselbständigt. Die Imperialisten haben uns mit ihren Rivalitäten zwischen den einzelnen Bekenntnissen gespalten; jetzt sind wir viel einiger und verstehen uns besser. Wir werden wirklich Brüder. Wir predigen nur das Evangelium, die Wahrheit; wir wiederholen nicht, was die Ausländer uns vorsagten. Wir suchen selbst die Wahrheit in der Bibel, und die Beseitigung des Analphabetismus hilft uns sehr, die Wahrheit im Volke zu verbreiten. Auch finanziell sind wir nun unabhängig; die Opferwilligkeit unserer Gemeindeglieder ermöglicht uns, in Ruhe unsere Arbeit weiterzuführen. – Die soziale Tätigkeit in den protestantischen Gemeinden scheint recht mannigfaltig, mit Jugendgruppen, Armenpflege, wöchentlichen Familienbesuchen (in Hangtschau durch die Mitglieder eines 42köpfigen Komitees), Kinderkrippen usw. Das Volk achtet jetzt die Protestanten mehr als früher, zumal sie sich stark am öffentlichen Leben beteiligen. Die Pfarrer bekümmern sich heute auch um die internationale Politik, kämpfen für den Frieden und sammeln in ihren Gemeinden Unterschriften zugunsten der Abschaffung der A- und H-Bomben. Auch in der Nationalversammlung sitzen protestantische Pfarrer.

Kirchen und Staat Soweit jene Tagung in Hangtschau, die ich kaum je vergessen werde. Wie ergriffen war ich, als ich zum erstenmal, als Einleitung, die Doxologie («Mit Jauchzen lobet Gott, den Herrn») chinesisch singen hörte und in meiner Sprache miteinstimmen konnte, und als wir am Schluß zusammen das Vaterunser sprachen! Nicht weniger bewegt war ich aber auch, als ich später, wieder in Peking, am Sonntag einem anglikanischen Gottesdienst beiwohnen konnte, an dem der Bischof für Nordchina, Timothy Hsien Yang-liu, die Predigt hielt (etwas länglich zwar; ein altes Mütterchen neben mir, in schwarzem Seidenkleid und Käppchen, schlief auch richtig ein) und zusammen mit dem Gemeindepfarrer das Abendmahl austeilte. Nachher sprach ich im Sitzungssaal der Gemeinde, der übrigens mit den Bildern von Marx, Engels, Lenin, Stalin, Mao Tsetung usw. geschmückt war, lange mit dem Bischof und einigen Gemeindegliedern, die Englisch verstanden; ich vernahm ungefähr das gleiche wie in Hangtschau.

Wiederum wurde betont, wie unabhängig jetzt die Kirche sei. Auch gegenüber dem Staat, der ihr bewußt volle Freiheit gebe und in jeder Weise entgegenkomme, zum Beispiel durch Erlaß der Grundstücksteuer. Was jetzt in China vor sich gehe, sagte der Bischof, sei einfach ein Wunder. Er sei längere Zeit nicht mehr aufs Land hinausgekommen, sei aber bei einer jüngsten Reise erstaunt gewesen über den

Wandel zum Besseren, der sich jetzt vollziehe. Was *mich* wundernahm, war die Opferwilligkeit der Gemeindeglieder. Diese Gemeinde hier zählt nur etwa 300 offenbar meist dem Arbeiterstand angehörige Mitglieder, neben den nichtgetauften Kirchgängern, bringt aber jährlich 2000 Yuan für die Bestreitung der Betriebskosten auf. Das Rechnungsdefizit wird von allen Gemeinden der Diözese gemeinsam getragen. In einer Kongregationalistenkirche in Peking, von der mir berichtet wurde, leisteten die Gemeindeglieder im Jahr 1954 rund 4000 Yuan an Beiträgen; daraus wurden vor allem die Gehälter des Pfarrers, des Hilfsgeistlichen, der Evangelistin und des Mesmers bestritten.

Der Pfarrer, Rev. P. H. Wang, ist allerdings zugleich Präsident des schönen Yenching Union Theological Seminary in Peking, dem ich kurz vor meiner Abreise einen Besuch abstattete. Der langen Unterredung, die ich dort hatte, wohnten noch vier andere Mitglieder des Lehrkörpers und der Verwaltung des Seminars bei, das von sieben Denominationen gemeinsam unterhalten wird: Anglikanern, Methodisten, Baptisten, Lutheranern, Kongregationalisten, Presbyterianern und Angehörigen der Heiligkeitskirche (Pfingstgemeinde). Es zählt gegenwärtig 74 Studenten und Schüler in acht Klassen, davon 25 Mädchen, dazu 15 Professoren und 14 nebenamtliche Lehrkräfte. Das Hochschulstudium dauert drei Jahre, wird aber häufig drei weitere Jahre bis zur Erlangung des akademischen Grades fortgesetzt. Das Seminar ist so das einigende Band unter den chinesischen Protestanten, rund 700 000 an der Zahl; in Peking leben rund 7000 getaufte Protestanten mit 43 Kirchen. (Die römischen Katholiken mustern etwa 30 000 Mitglieder in der Hauptstadt, blicken aber auch auf eine weit ältere Missionstätigkeit ihrer Kirche zurück als die Protestanten.)

Was wir über die Lage des Protestantismus in China verhandelten, ergab für mich im ganzen das nämliche Bild, das ich schon bisher gewonnen hatte. Ich warf immerhin auch die Frage auf, ob nach dem Abzug der ausländischen Missionen nicht ein Hauptgrund für die Spaltung der chinesischen Protestanten in so viele Richtungen weggefallen sei. Man erwiderte mir, das Festhalten an den verschiedenen Bekenntnissen schließe die brüderliche Zusammenarbeit nicht aus, wie ja die Existenz des Seminars selbst beweise; im übrigen ergebe erst die Mannigfaltigkeit der Bekenntnisse und Formen die Einheit der Gesamtkirche, so wie auch im Garten erst der Zusammenklang der verschiedensten Blumen und Blüten die vollkommene Farbensymphonie schaffe. Ob das Bild wirklich stimmt? Und ob die einfachen chinesischen Gemeindeglieder, die ich immer vor Augen hatte, mit den theologischen Lehrunterschieden soviel anfangen können wie die Pfarrer und Professoren? . . .

Einig war ich jedoch mit meinen Freunden in der Forderung, daß das Evangelium eine entscheidende Kraft auch der sozialen und politischen Umwälzung sein und werden muß. Ich habe zwar vielleicht den

einen oder anderen einen Augenblick verstimmt mit meiner üblichen Frage nach der Zusammenarbeit mit dem neuen Regime. «Zusammenarbeit», so wurde mir erwidert, sei nicht das rechte Wort; die Regierung sei die Regierung des *Volkes*, dessen Glieder auch die Kirchen seien, so daß nur von Solidarität und Einheit, nicht aber von Zusammenarbeit verschiedenartiger Körperschaften die Rede sein könne. Die Weltanschauung der Träger des Regimes sei natürlich sehr verschieden von derjenigen der Christen, aber jetzt sei entscheidend nicht diese Verschiedenheit, sondern die Einigkeit im Kampfe für soziale Gerechtigkeit und Frieden *. Unverständlich war diesen Vertretern des chinesischen Protestantismus nicht allein der Konflikt beispielsweise zwischen Kirchen und Staat in Ostdeutschland, sondern noch mehr die moralische Stützung, die im Westen das alte, bürgerlich-kapitalistische Regime mit seinem kriegerischen Antikommunismus bei den Kirchen findet. Die grundsätzlich andersgeartete Haltung der sozialistischen Christen aller Richtungen freut sie natürlich; Leonhard Ragaz ist ihnen kein Unbekannter, so wie sie selbstverständlich auch mit Karl Barth und seiner Theologie vertraut sind.

Aber die Einstellung des westlichen Durchschnittschristentums zum sozialen und politischen Kampf unserer Zeit ist diesen chinesischen Protestanten dennoch ein Schmerz, und einer von ihnen – der Vertreter der Anglikanischen Kirche in unserem Kreis – gab mir am Schluß die Botschaft mit an diejenigen, die sie hören können und wollen, die Christen des Westens und der Schweiz im besonderen möchten doch Ernst machen mit der Erkenntnis, daß der Christenglaube nicht «Gottesdienst» ist, sondern Leben und Handeln, gerade auch in der großen politischen und gesellschaftlichen Umwälzung, in der die Welt heute steht. «Das Volk muß wieder sehen, was Christentum tatsächlich ist!», rief er aus, und er hat nur zu sehr recht. Sieht das Volk nichts oder nicht *mehr* als bisher, dann ist es um die Sache des Christentums geschehen – freilich auch um die Welt und ihre Bewohner.

Hugo Kramer

Eidgenössischer Rundblick

In unserem Lande stehen wir zurzeit gewaltigen technischen Problemen gegenüber. Nach dem Zweiten Weltkrieg nahm die Technik einen unerhörten Aufschwung. Der große Krieg, der mit den Waffen der Wissenschaft geführt wurde, bediente sich in vorherrschendem

* Auch der Christliche Verein Junger Männer mit seinen 26 städtischen Gruppen stellt sich durchaus auf den Boden des neuen Regimes und hat zum Beispiel bei den ersten allgemeinen Volkswahlen im Jahre 1954 sehr tätig an der Aufklärungsarbeit teilgenommen.

Maße der Technik. Diese Entwicklung begann im Ersten Weltkrieg. Wir erinnern an die Entdeckung des synthetischen Stickstoffes durch den Chemiker Haber kurz vor Ausbruch desselben, der Deutschland in die Lage versetzte, trotz der englischen Blockade von Chilesalpeter, die Munitionsfabrikation fortzusetzen. Ohne diese Entdeckung hätte es 1915 kapitulieren müssen. Die zweite Erfindung Habers war das Giftgas, welche den Keim zur biologisch-chemischen Kriegführung legte. Der Zweite Weltkrieg bescherte uns die deutsche V-Bombe, das englische Radar und die amerikanische Atombombe. Die technische Entwicklung trat am augenfälligsten in der Vervollkommnung der Flugwaffe in Erscheinung. Der Motor begann seinen Siegeszug.

Der Motor auf der Straße, das Auto, macht uns Mühen und Sorgen. Der Motorfahrzeugbestand unseres Landes hat sich seit 1939 nahezu vervierfacht. Die Straßen unserer Städte sind mit Autos vollgestopft. Es mangelt an Parkgelegenheit. Kein Wunder, wer ahnte eine solche Entwicklung! Die Überlandstraßen können den angeschwollenen Verkehrsstrom kaum mehr schlucken; sie sind auch nicht auf einen solchen Verkehr angelegt worden. Das führt zu Unfällen, nicht allein ob dem Ungenügen des Verkehrsweges, der Straße, sondern auch ob dem Ungenügen des Menschen, der sich auf der Straße des Motors bedient. 1954 sind in unserem Lande im Straßenverkehr 956 Personen getötet worden. Hauptunfallursachen sind Nichtbeachtung des Vortrittsrechtes, übersetzte Geschwindigkeit und unvorsichtiges Überholen. Daraus spricht deutlich die Nichtbeachtung des Nächsten. Das vermeintliche eigene Recht wird rigoros durchgesetzt, womit man sich selbst und den Nächsten in Lebensgefahr bringt.

Das Unglück von Le Mans, das 82 Todesopfer kostete, erschreckte die Weltöffentlichkeit. In der Tatsache, daß trotz der Katastrophe das Rennen nicht abgebrochen wurde, erkennt man die Fratze der erschreckenden Mentalität des motorhörigen Menschen. Es ist begrüßenswert, daß man den Grand Prix, das große Berner Rennen, dieses Jahr nicht abhalten will. Doch wir müssen zu einem prinzipiellen Verbot dieser Rennen in unserem Lande kommen. Es geht nicht an, offene Fahrstrecken zu einem Versuchslaboratorium der in Konkurrenzstreit liegenden Autoproduktionsfirmen umzuwandeln, dem Schnellfahrer die Überzeugung beizubringen, seine Fahrweise sei die richtige, und darüber hinaus aus der Gaffsucht des Menschen noch ein gutes Geschäft zu machen.

Nahezu hundert Tote innert ein paar Sekunden ist ein harter Schlag. Aber wir machen uns nichts daraus, wenn bei uns jeden Tag fast drei Menschen den Tod auf der Straße finden. Wir sind abgestumpft, wir nehmen das hin wie Tag und Nacht. So darf es aber nicht bleiben.

Es müssen bessere Straßen gebaut, die ganze Verkehrsordnung muß gründlich durchdacht und zum Schutze des Menschen geregelt

werden. Das schweizerische Hauptstraßennetz umfaßt 3800 Kilometer. Davon sind 850 Kilometer ausgebaut. Man plant vorerst den Ausbau der West-Ost- und Nord-Süd-Achse, also die Strecken Genf–Bodensee und Basel–Chiasso. Dazu kommt der weitere Ausbau der Alpenstraßen mit dem Bau von Straßentunnels. Es kommt ein Durchstich des Gotthards und des Bernardino in Frage. Der Gotthard liegt im Zentrum der kürzesten Nord-Süd-Verbindung und ist für eine wintersichere Straßenverkehrsader nach dem Tessin der gegebene Weg. Die Ostschweiz will eine direktere Verbindung mit Mailand und Genua und propagiert den San Bernardino. Der Ausbau des Straßennetzes und der Alpenstraßen kosten etwa zwei Milliarden. Die Tunnels können innert nützlicher Frist nur gebaut werden, wenn private Gesellschaften sich der Verwirklichung dieser Projekte annehmen. Deren Benützung kostet ohnehin einen Wegzoll. Dem Projekt der Ostschweiz darf die Unterstützung nicht versagt werden. Wenn sie in einer konzentrierten Anstrengung die lange Zufahrt zum Bernardino modern ausbaut, sollte sie die finanzielle Hilfe erhalten, um gemeinsam mit dem Tessin und weiteren an diesem Verkehrsweg interessierten Kreisen den Bernardin-Tunnel erstellen zu können. Sie erhielte im Bernardino einen Ersatz für die nicht verwirklichte Ostalpenbahn und käme das Gefühl los, nur Peripherie zu sein. Bedingung aber ist, daß Pioniere gefunden werden, die dieses regionale Verkehrsbedürfnis mit Energie und Tatkraft an die Hand nehmen.

Dieses Frühjahr hat die Rettungsflugwacht in akrobatischen Vorführungen gezeigt, was sie für in Berg- oder Wassernot geratene Menschen unternehmen kann. Tatsächlich hat sie besonders bei Bergunfällen beachtliche Bergungserfolge errungen. Wir gönnen jedem Menschen die Rettung aus Todesnot, doch das ganze Unternehmen ist zu sehr bloß auf den Tourismus ausgerichtet. Ein Rettungsdienst der Straße wäre viel notwendiger. Der Straßennot werden wir nur mit einem neuen Geiste Meister. Eine neue Ethik muß ins Bewußtsein der Gesellschaft treten, die das Verkehrsverbrechen schärfer verurteilt als bisher. Die Gerichte beginnen einzusehen, daß der Verkehrssünder, wie man ihn verharmlosend nennt, schärfer bestraft werden muß. England, das noch stärker motorisiert ist als wir, hat im Verhältnis zu uns nur die Hälfte der Todesfälle. Man erkennt daraus, was Ritterlichkeit auf der Straße ausmacht.

Mit dem Fernsehen, das bei uns im Stadium der Einführung steht, kommt der Kino ins Haus. Es hat in Amerika schon eine gewaltige Verbreitung und spielt dort im öffentlichen Leben bereits die Rolle, wie das Radio zur Zeit Hitlers und Mussolinis in Europa. Es steht stark im Dienste der Sensation. Es macht Propaganda für denjenigen, der bezahlt. Finden wir die Leute, die es verstehen, aus der schweizerischen Television mehr zu machen als ein Instrument modernen Zivilisationskitsches? Hat bei der ganzen Sache nicht das Buch das Nach-

sehen? Wird der Mensch durch diese Erfindung nicht noch mehr in die Äußerlichkeiten des Lebens geschleudert und weiter der Pflege der Persönlichkeit entfremdet?

Am 8. August 1955 wird in Genf die Atomkonferenz eröffnet werden. Gelehrte aus nahezu achtzig Ländern nehmen an ihr teil, darunter die Vertreter der führenden Atommächte Amerika, England, Rußland und Kanada. Wenn die drei Wochen vorher beginnende politische Konferenz der Staatsoberhäupter von West und Ost als Ergebnis auch nur die Ahnung der ungeheuren Verantwortung zeigt, die Menschheit mit einem neuen Krieg zu bedrohen, so darf erwartet werden, es mögen an dieser Konferenz die ersten Fäden zu einer weltumspannenden Zusammenarbeit gesponnen werden, um alle Völker an den Früchten der positiven Verwertung der Atomkraft teilhaben zu lassen.

Die Atomkraft, an deren Stirn bereits das Kainsmahl haftet, lastet schwer auf dem Gemüt der Völker. Es nützt aber nichts, fatalistisch klein beigeben zu wollen. Nein, es hat jedermann die Pflicht, diesem Existenzproblem der Menschheit seine ernstesten Gedanken zu widmen. Die Völker sind an einem Scheidewege angelangt. Wir wissen, welch verhängnisvolle Verflechtung die Wissenschaft mit der Macht einging. Ihre Ursprünge und ihre lange Entwicklung standen meist im Dienste des Krieges. Ihre Eigengesetzlichkeit hat schließlich durch die unerhörten Geschehnisse des Zweiten Weltkrieges zur direkten Existenzbedrohung der Menschheit geführt. Daß die Früchte der Atomwissenschaft, die dem Kriege dienen, dem Fluche Gottes verfallen sind, zeigen die entsetzlichen Erbschäden der japanischen Bombenopfer. Man nehme diese Dinge nicht zu leicht!

Die Zeiten sind vorbei, wo man hoffen konnte, im Kriege noch die Chance haben, davonzukommen. Wir sind unerbittlich und unausweichlich vor das Entweder-Oder gestellt. Entweder verankern wir das Wissen im Gewissen und geben ihm so die sittliche Weltordnung zum Fundament, was uns Segen bringen wird, oder wir lassen es weiterhin seinen Weg im Dienste der Dämonen gehen, und die Stunde wird kommen, wo es uns erschlägt. Wenn wir uns aus Trägheit oder Gesinnungslosigkeit nicht am Ringen um das Finden des rechten Weges kümmern, sind wir Verräter am eigenen Fleisch und Blut, Fahnenflüchtige am eigenen Geschlechte. Das soll nicht im Sinne der bloßen Lebenserhaltung gesprochen sein. Denn diese befriedigt uns nicht, wenn wir ausschließlich nur im Dienste der Welt stehen und demjenigen, aus dessen Hand wir leben, die schuldige Gegenleistung versagen.

Es ist eine Aufgabe unseres Volkes, der Welt feierlich zu erklären, daß wir auf jede militärische Verwendung der Atomkraft verzichten. Die Atombombe ist in unseren Augen nicht die «ideale Waffe», sondern das Produkt luziferischen Geistes, ob dem wir verdienterweise zu Fall kommen würden, sollten wir vor ihm kapitulieren. Diese Er-

klärung muß aber das Ergebnis eingehender Selbstbesinnung aller Volkskreise sein. Noch haben die Schweizer Kirchen keine Stellung bezogen. Sollten sie im Schweigen verharren, so dürfte man sich mit Bitterkeit erinnern, daß drei Leviten am Menschen, der unter Räuber gefallen war, vorübergingen.

Der Atomreaktor, den die Vereinigten Staaten an der Atomkonferenz in Genf aufstellen werden, ist von der Schweiz angekauft worden. Vermutlich wird er in Würenlingen im Aargau seinen Standort finden. Er darf vertragsgemäß nur zu Forschungszwecken im Zusammenhang mit der friedlichen Verwendung der Atomenergie im Dienste der Menschheit verwendet werden. Dieser Kauf setzt die schweizerische Forschung in die Lage, ihre Arbeit sofort aufzunehmen. Neben Belgien und Holland haben auch die skandinavischen Staaten die Ausführung von eigenen Atomenergieplänen aufgenommen. Als ausgesprochener Industriestaat, dessen Maschinenindustrie allein zu 70 bis 80 Prozent für den Export arbeitet, können wir für uns die Atomenergie nicht brach liegen lassen. In deren friedlichen Verwendung liegen ungeheure Möglichkeiten, die heute noch nicht abgesehen werden können. Es steht eine ungeheure industrielle Revolution bevor, deren Auswirkungen nicht auf das Gebiet der Industrie beschränkt bleiben werden. Unser Volk will leben. Wir haben auch unter den ganz neuen Voraussetzungen unsere Existenz zu behaupten. Es gilt unsere Industrie in der kommenden Entwicklung in jenem Range zu erhalten, den sie durch ihre bisherige hochwertige Qualitätsarbeit in Anstrengungen von Generationen bereits errungen hat.

Einer Rede Eisenhowers war zu entnehmen, daß die ausbeutbaren Uraniumvorkommen der Welt zwanzigmal mehr Energie enthalten, als alle bekannten Weltreserven an Kohle, Erdöl und Naturgasen zusammengenommen. Da unsere Wasserkraftreserven in absehbarer Zeit erschöpft sein werden, kommt für unser Land der Verwertung von Atomenergie für Krafterzeugung große Bedeutung zu. Die Vorarbeiten sollen so weit sein, daß im Lande selbst schweres Wasser gewonnen werden kann. Die Sulzer-Werke haben den Auftrag für die Herstellung der Anlage bekommen. Da wir weder Eisen noch Kohle haben und große Gebiete des Landes unbebaubar sind, gilt es durch bahnbrechende Arbeit diese Nachteile unserer nationalen Mitgift aufzuwiegen. Dabei wird sich die schweizerische Forschung bewußt sein müssen, stets alles vorzukehren, um den Menschen, die Tiere und die Natur nicht zu Schaden kommen zu lassen. Ein Mißbrauch des Vertrauens, das man ihr entgegenbringt, müßte von schwersten Folgen sein.

Eine weitere Neuerung, mit der wir uns bald beschäftigen werden müssen, ist die Automation. In dieser besorgen die Maschinen einen ganzen Produktionsprozeß automatisch, also ohne direkte Mithilfe menschlicher Arbeitskraft. Die moderne Elektrotechnik hat das mög-

lich werden lassen. In Amerika ist sie schon in beträchtlichem Ausmaß in Anwendung. Auch Rußland bedient sich dieser Arbeitsmethode, und England studiert deren Einführung. In vollem Arbeitsgang stehende Maschinensäle ohne Arbeiter machen einen unheimlichen Eindruck. Man denkt unwillkürlich an die Ersetzung des Spinnrades durch den Webstuhl und die schließliche Verdrängung der Handarbeit durch die Maschinenarbeit. Die damit verbundenen sozialen Notstände führten bei uns zum Fabrikbrand von Uster. Die Automation birgt kompli-zierteste Probleme nebst großen Möglichkeiten. Auch sie bedeuten eine gewaltige Revolution. Der Groß- und Kleinbetrieb kann sich auf sie umstellen; ihre Anwendung komme auch für den Arbeitsbereich des Büros und der Verwaltung in Frage, wobei zum Beispiel für Versicherungen umwälzende Raum- und Arbeitsersparnisse möglich würden. Die revolutionäre Umgestaltung des Produktionsprozesses ruft entsprechenden Reaktionen bei der Verwertung der menschlichen Arbeit. Wären ihre Ergebnisse positiv oder negativ? Brächten sie uns eine Verbesserung der sozialen Verhältnisse, eine kürzere Arbeitszeit, mehr persönliche Bewegungsfreiheit im besten Sinne? Oder kündeten sie soziale Spannungen, Arbeitslosigkeit und Elend an?

Wir sehen uns auf allen Gebieten vor eine neue Zukunft gestellt. Ihr Schoß kann Gutes und Böses bergen. Es hängt von unserem Geiste ab, ob wir dem Guten zum Wohle des Menschen die Gasse bahnen. Wir Schweizer sind mit der praktischen Behauptung der menschlichen Freiheitsrechte in die Geschichte getreten. In der vor unseren Augen heraufziehenden neuen Geschichtsepoche gilt es des Menschen Freiheit und Würde neuerdings sturmfest zu verankern. Daß es uns gelinge, bedarf unserer angespannten geistigen Konzentration.

Von dem, was dieser noch im Wege steht, hören wir im nächsten Rundblick.

Ulrich Künder

BUCHBESPRECHUNGEN

Nikolaus Koch: «Kriegsdienst und Friedensdienst.» (Beratungsstelle des Friedensdienstes, Witten-Bommern, Westfalen, 1954.)

Unsere Leser erinnern sich an den Abdruck eines Kapitels aus Nikolaus Kochs Schrift «Die moderne Revolution», Gedanken zur gewaltfreien Selbsthilfe des deutschen Volkes (Verlag «Die Mirne», Tübingen, zu beziehen bei der Pazifistischen Bücherstube, Gartenhofstraße 7, Zürich), das wir im März-/April-Heft 1952 in den «Neuen Wegen» brachten. Seither haben wir Nikolaus Kochs Wirken sehr nahe kennen gelernt, und mit der uns vorliegenden, auf jener Schrift basierenden Broschüre «Kriegsdienst und Friedensdienst» beschäftigen wir uns, einzeln und in Gruppenarbeit, seit sie erschienen ist und immer weiter. Weil wir die Ausführungen Kochs für so entscheidend wichtig und wertvoll im Kampf für den Frieden halten, wollten wir uns gründlich mit ihnen befassen. Dies ist der Grund, weshalb die Broschüre nicht schon längst besprochen wurde und weshalb wir auch heute nicht viel

mehr als darauf hinweisen können. Wir beabsichtigen, in einem speziellen Heft die Frage des Militarismus zu beleuchten und werden in diesem Zusammenhange auf die Broschüre eingehend zurückkommen, die ja mit jedem Tag aktueller wird. Vielleicht haben wir auch die Möglichkeit, diese Broschüre in wesentlichen Teilen in den «Neuen Wegen» wiederzugeben und ihre geistige Verarbeitung durch uns, die noch nicht beendet ist, anhand des Textes unseren Lesern nahezubringen.

Nikolaus Koch hat, um es kurz zu sagen, in seiner Broschüre, in der eine riesige Vorarbeit, eine scharfe Denkarbeit und ein ganzer Lebenseinsatz liegt, unter anderem den Begriff des »*modernen Fünfkrieges*« (nämlich den psychologischen, den ideologischen, den wirtschaftlichen, den politischen und den militärischen Krieg) herausgearbeitet und die friedeschaffende «*gewaltfreie Selbsthilfe*» proklamiert, und er will uns zeigen, wie wir uns für den Friedensdienst geistig, seelisch und praktisch schulen können und sollen, damit er nicht im Reden und «Gutmeinen» und bloßem Machen steckenbleibt.

«Was Friedensdienst ist und wie er getan wird, ergibt sich aus der Natur des modernen Krieges. Der Krieg beginnt nicht erst, wenn die Waffen sprechen, wenn Kriegsrecht herrscht, wenn planmäßig und im Großen getötet, erobert und zerstört wird. Der moderne Krieg ist seiner Natur nach total. Er wächst langsam heran und wird auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens gleichzeitig geführt. Und zwar mit Methoden, die ihn möglichst lange verschleiern, so daß vielen erst die militärische Katastrophe die Augen öffnet.»

«Niemand kann ernsthaft glauben, daß er dem sich aus ungeheuren Mitteln gestaltenden Kriegskoloß mit einer halben Gesinnung begegnen kann, die außerstande ist, neue Voraussetzungen zu schaffen. Halbe Taten, gute Reden und planlose Einfälle genügen nicht.»

«Niemand soll kleingläubig oder scheu (im Friedensdienst) zurückbleiben. Der Einsatz des Herzens entscheidet, und in diesem Einsatz kann jeder jeden übertreffen. Durch Reinheit und Tiefe des Einsatzes kann der einfachste und unbegabteste Mensch dem Begabten ebenbürtig werden und ihn an Größe, Wirkung und Bedeutung überragen. Ohne diesen letzten Einsatz bleiben wir ohne Folgen und geben uns der Lächerlichkeit preis.»

Dies sind Aussprüche aus der Broschüre, welche die innere, lautere Leidenschaft des Herzens, die Koch beseelt, erkennen lassen und die uns in ihrer Wahrhaftigkeit und Wahrheit befeuern, die Broschüre, die beim ersten Lesen vielleicht etwas abstrakt anmuten mag, wirklich mit dem Herzen und mit dem Verstand durchzuarbeiten und durchzudenken. Dann beginnt sie lebendig und erregend zu werden, weckt Kräfte, Einsichten und Erkenntnisse und läßt die Geistesarbeit, die in ihr liegt, aufleuchten. Wir glauben, daß wer denkenden Herzens diesen Wegweiser sich aneignet, einen sehr wesentlichen Schritt weitergekommen ist auf dem Wege zum aktiven Friedeschaffen und mit Rat und Tat diejenigen widerlegen kann, die immer sagen: «Was kann der einzelne denn tun? Und ohne Gewalt kommen wir nicht aus.»

In diesem Zusammenhang möchten wir auch wieder auf Pfarrer Krijn Strijds Gedanken über «Neue Wehrhaftigkeit» zurückkommen. Seine und Kochs Arbeit und Wirksamkeit scheinen uns mit die beste Hilfe in unserem Kampf um den Frieden zu bedeuten. Es liegt ihnen echter Geist Jesu, ernsteste Geistesarbeit, klare, festverankerte Haltung, sachliche Nüchternheit zugrunde. Leben und Tat Gandhis, des östlichen Menschen und Nichtchristen, der auf seine Art Jesu Botschaft verwirklicht hat, strahlt hier herüber in unsere weitgehend dem Gewaltglauben verhaftete Welt und kristallisiert sich, vom Glauben an Jesus Christus gespeist, zu einem geistigen und praktischen Weg, auf welchem durch unsere heillose Weltsituation der Schritt zu einer heilvollen Weltgestaltung getan werden kann. Doch läßt uns nur die innerste Entscheidung für Gott und die Errichtung seines Reiches auf Erden fähig werden, diesen Weg zu gehen, und wer ihn aus vernunftmäßiger Einsicht und echter Denkarbeit heraus zu gehen beginnt, spürt wohl bald, daß erst der Geist solcher innerster Entscheidung ihn wahrhaft beschwingt und sicher machen

kann und wird. Das enge Sichanschließen an Gott ist unumgänglich, denn es handelt sich beim Kampf gegen den Krieg um einen Kampf gegen dämonische Kräfte (nicht nur um menschliches Versagen, Irren und Fehlen), gegen den Widersacher Gottes und Jesu Christi, gegen den Fürsten der Welt, und hier müssen wir vielleicht Koch fragen, ob er sich dessen voll und ganz bewußt ist.

Wir wollen uns also für diesmal mit diesen Hinweisen begnügen und mit den zwei von Koch in aller Knappheit formulierten Definitionen vom Kriegsdienst und Friedensdienst schließen:

«*Kriegsdienst* ist alles Tun und Lassen, das die Entwicklung des totalen Krieges zur Katastrophe auf den fünf Gebieten des öffentlichen Lebens (dem psychologischen, dem ideologischen, dem wirtschaftlichen, dem politischen und dem militärischen) fördert oder geschehen läßt.

Friedensdienst ist alles Tun und Lassen, das auf den fünf Gebieten des öffentlichen Lebens der allgemeinen Entwicklung zum Kriege entgegenwirkt und durch Initiative von unten der Gesellschaft hilft, bessere Wege zum Frieden zu gehen.»

Wir hoffen, daß viele Leser die Broschüre lesen, durcharbeiten und zu ihrer Verbreitung beitragen mögen. Sie ist bei der Pazifistischen Bücherstube, Gartenhofstraße 7, Zürich, zu erhalten. *C. W.-St.*

Prof. Dr. Fritz Blanke: «Kirchen und Sekten.» Zwingli-Verlag, Zürich 1955. 140 Seiten, Fr. 6.50.

«Führer durch die religiösen Gruppen der Gegenwart» nennt sich das handliche Nachschlagewerk des Zürcher Kirchenhistorikers im Untertitel. In zwölf Abteilungen werden auf Grund neuerer Publikationen und eigener Ermittlungen 270 Gruppierungen aufgeführt, die von den großen Volkskirchen bis zu den umstrittensten Sekten, zu verschiedenen weltanschaulichen Organisationen und zu den außerchristlichen Missionen in Europa reichen.

Das Buch bietet nützliche, wenn auch teilweise etwas oberflächliche Hilfe; auch fällt eine gewisse Uneinheitlichkeit in der Methode der Darstellung auf, die nur zum Teil auf das Prinzip zurückzuführen ist, «unbekannte Bildungen ausführlicher zu würdigen als die bekannten»; so wechseln in den Titeln allgemeine Sachbezeichnungen und solche des Volksmundes mit den für die betreffenden Gruppen offiziellen, so fehlen bei der lutherischen Kirche sämtliche historischen, Zahlen-, Orts- und dogmatischen Angaben, ähnlich bei der christkatholischen, im Gegensatz zu der ausführlich behandelten anglikanischen Kirche, so wird nicht recht klar, ob es sich um einen schweizerischen oder einen allgemeinen Führer handeln soll; schließlich werden meist die dogmatischen Fragen weggelassen, doch wird bei den «Konkordanten Brüdern» ausführlich auf die theologische Diskussion um die «Allversöhnung» eingegangen. Vor allem aber ist der Führer zu wenig scharf begrenzt und auf die primär in biblischem Gedankengut gründenden oder aber mit dem ausdrücklichen Anspruch auf Christlichkeit auftretenden Gemeinschaften beschränkt worden, wobei die unvollständige Reihe der einzelne Funktionen ausübenden kirchlichen Werke, der weltanschaulichen Organisationen und der außerchristlichen Missionen weggefallen wären.

Erschreckend deutlich werden bei der Durchsicht des Bandes die unverantwortliche Zersplitterung der Kirche Christi, besonders aber die Einengung auf Fragen der privaten Religiosität, auf Grund welcher die meisten Gruppen existieren, das heißt aber der Verzicht auf die soziale Botschaft des Evangeliums und damit auch ein Beiseiteschieben der wesentlichen Probleme unserer Zeit. *J. L.*

Josef Weber: «Was ist Militarismus?» Oswald-Dobbeck-Verlag, Speyer 1954. 32 Seiten. DM –.50.

Die Broschüre ist als Stimme eines ehemaligen deutschen Generalstabsobersten lesenswert, obschon sie zur Sache nichts Neues bietet. Ohne auf weitere und tiefere

Aspekte einzugehen, wird Militarismus als «Vorherrschaft des Systems der Gewaltanwendung in der inneren und äußeren Politik» bestimmt; nach einem Blick auf die deutsche, speziell preußische Geschichte und deren «Misere, den Obrigkeitsstaat», werden die Verhältnisse in der Bundesrepublik scharf kritisiert; in ihr «ist der Weg zurück in vollem Gange», begünstigt durch die Ziele der westlichen Besetzungsmächte, gipfelnd in der Remilitarisierung. «Es geht aber heute darum, nicht das Opfer militärischen Denkens zu werden» (USA-Bundesrichter Douglas), sondern die primäre Aufgabe in der Schaffung einer gesamteuropäischen Ordnung und gesunder sozialer und politischer Verhältnisse zu sehen, welche Zielsetzung – die wir ganz anerkennen – unbedingt näherer Bestimmung und Konkretisierung bedarf.

J. L.

F. W. Zeylmans van Emmichoven: «Amerika und der Amerikanismus.» Verlag «Die Kommenden», Freiburg im Breisgau 1954. 58 Seiten.

Im zweiten Band der Schriftenreihe «Die Seelen der Völker», die dem Verständnis der Völker und Rassen dienen will, sucht der holländische, der Anthroposophie nahestehende Völkerpsychologe feinsinnig und differenzierend die Seele des amerikanischen Volkes zu erhellen. Mit anderen, nicht an Oberflächenerscheinungen haften bleibenden Amerikabüchern zeigt die Studie, wie wenig die Neue Welt im Westen begrifflich eingeordnet und verfügbar gemacht werden kann, wie vielmehr gerade hier, auch bei vermeintlich allzu bekannten Erscheinungen, sich echtes Verstehen ereignen muß. Die Erscheinung des Amerikanismus, der Perversion so vieler guter Anlagen, macht weiter deutlich, wie wesentlich die Begegnung mit Europa ist, die bisher noch nicht geschehen ist; die Entdeckung Amerikas steht noch bevor – sie erst wird den Amerikanismus und vor allem die Amerikanisierung Europas überwinden können. *J. L.*

«La Concorde» in Lausanne hat im Auftrag des Internationalen Zivildienstes ein Buch herausgegeben von *Hélène Monastier: «Paix, Pelle et Pioche, histoire du S. C. I. de 1919 à 1954»* (144 Seiten, 7 Illustrationen). Dieses Buch erzählt von den Anfängen, der Entwicklung und den Taten des Service Civil International, der frühesten internationalen freiwilligen Arbeitsdienstorganisation.

Niemand als Hélène Monastier ist besser in der Lage, die Geschichte des S. C. I. zu schildern. Sie ist eine der ersten Mitarbeiterinnen von Pierre Ceresole, dem Gründer der Bewegung, gewesen. Ihr Buch liest sich wie ein spannender Roman leidenschaftlicher Abenteuer. Es erzählt von der tausendfach wiederholten Geschichte der Menschen, die immer wieder versuchen, das Beste in ihnen in aufbauende Taten umzusetzen; die Geschichte des Kampfes, geführt vom einfachen, natürlichen Vertrauen, gegen die Kräfte der Zerstörung in uns selbst und im Äußern: Haß, Verständnislosigkeit, Mißtrauen und Vorurteile.

Die ältern Freiwilligen werden sich mit großer Freude in die Atmosphäre der ersten Dienste in den zwanziger und dreißiger Jahren zurückversetzen lassen. Die jüngern Freiwilligen werden beim Lesen der Schilderungen der Dienste im letzten Jahrzehnt an ihre Erlebnisse erinnert. Jene, die noch nie an einem S. C. I.-Dienst teilgenommen haben, werden beim Lesen des Buches fragen: «Gibt es das wirklich?» Gibt es wirklich, immer und immer wieder, solche Unternehmen, von denen Ceresole sagte: «Mettre en train un de nos services, c'est demander régulièrement la répétition du même miracle.» (Seite 96.) Jeder wird eine Ermutigung finden. Er wird auch eine Verpflichtung fühlen: ebenfalls oder vermehrt am gemeinsamen Werk mitzuhelfen. Das Buch ist also ein Bericht, der Rechenschaft ablegt, und zugleich ein Aufruf an uns alle, mehr und noch Besseres zu leisten.

Es ist Hélène Monastier ausgezeichnet gelungen, die inspirierende Rolle von Pierre Ceresole, dem großen Idealisten und absoluten Pazifisten, zu schildern. Aber auch der Anteil seines Bruders Ernest, dem praktisch veranlagten, tüchtigen Organisator, Oberst in der Schweizer Armee, am gemeinsamen Werk ist ins Licht gerückt.

So zeigt sich klar, daß das Werk von Anfang an eine Gemeinschaftsarbeit war: alle, die daran teilnahmen und dafür ihr Bestes gaben, unabhängig von ihren persönlichen Auffassungen und Weltanschauungen, fühlten sich verantwortlich für das Gelingen des Unternehmens: des Hilfsdienstes, den sie leisteten. Dieses Verantwortungsbewußtsein bei der gemeinsamen aufbauenden Tat, im Geiste des Willens zum gegenseitigen Verstehen und in gegenseitiger Achtung, ist gerade in heutiger Zeit wieder dringend notwendig. Es ermutigt auch uns, durch die praktische Tat der Hilfe die ewig gültigen Werte sittlicher Forderungen persönlich zu *leben*.

Pfarrer Henri Roser in Paris hat ein ausgezeichnet geschriebenes Vorwort beigesteuert. Dem Text von Hélène Monastier sind einige Seiten statistische Angaben über den internationalen Aufbau des S. C. I. und über die Entwicklung der einzelnen Landeszweige angeschlossen.

Das Buch kann in den Buchhandlungen oder beim Sekretariat der Schweizerischen Vereinigung für Internationalen Zivildienst für Fr. 4.— bezogen werden.

R. H.

Der Verlag *Müller & Kiepenheuer, Bergen, Oberbayern*, hat — in der Meinung eines Friedensbeitrages, worauf der die Karte zierende Ausspruch von Goethe schon hinweist: «Manches Herrliche der Welt ist in Krieg und Streit zerronnen; wer beschützet und erhält, hat das schönste Los gewonnen» — eine von *Otto Wommelsdorff, Carl Schietzel und Wilhelm Neufeld* geschaffene, künstlerisch gestaltete *Karte* von Europa herausgegeben, die wir uns in Schulzimmern und in manchen öffentlichen Lokalen oder in Büroräumen, vor allem über den Schreibtischen der politisch Verantwortlichen und der die Atombomben herstellenden «Gewaltigen» aufgehängt wünschten. Diese Karte, die wie ein riesiges Bilderbuch anmutet, welches uns die großen, geistig unvergänglichen Bauwerke, die hauptsächlichsten wirtschaftlichen und technischen Zentren und auch charakteristische landschaftliche Formationen und Besonderheiten vor Augen und vors Gemüt führt, kann gewiß primär die Gewissen nicht wecken und die entscheidenden, vor Gott verantwortbaren Handlungen der Menschen, wer es auch sei, nicht beeinflussen. Aber sie möchte und kann, wenn man sich in sie versenkt, das seelische Auge öffnen; sie kann dem Erwachsenen zum Mahnmal werden ,und sie wird Kindern und jungen Menschen anschaulich machen, was Kultur und Natur, was Wirtschaft und Menschengeist bedeutet haben und bedeuten können, und ihnen den Sinn für Europa, für die Welt und für das Schöpferische öffnen. Freilich: zu einem gefährlichen Verweilen «im Alten» möge die Karte nicht auffordern; wir werden heute keine Kathedralen bauen können, und diejenigen, die erhalten blieben, werden uns immer mehr zum Symbol einer Gottesnähe, die wir erst wieder erringen müssen und aus der heraus allein wir ein Neues schaffen, bauen und nutzen können. Die Karte ist schön und ernst zugleich.

C. W.-St.

An unsere Leser!

Das vorliegende Heft befaßt sich vorwiegend mit dem drohenden Atombombenkrieg und mit den Problemen der Atomenergie überhaupt. Es kann sicher in seiner Weise ein eindrückliches Bild der heutigen Situation bieten. Es will zugleich zur Besinnung und zum Einsatz jedes einzelnen im Kampf um den Frieden aufrufen.

Wir appellieren an das Verständnis unserer Leser, wenn wir sie bitten, Probehefte dieser Nummer zu bestellen und weiterzugeben oder uns Adressen von Interessenten anzugeben. Bitte bekunden Sie Ihre Mitarbeit und Ihr tätiges Mittragen, worauf unsere Zeitschrift so

sehr angewiesen ist, durch Ihre praktische Aktivität! Wir danken Ihnen im voraus.

Anschließend geben wir Ihnen einen kleinen, aber doch bedeutsamen Hinweis auf Literatur, das Atomproblem betreffend. Helfen Sie durch Verbreitung und Bekanntmachung vor allem der Broschüren mit, das Gewissen der Menschen aufzurütteln und viele Mitarbeiter und Mitkämpfer zu gewinnen! Wir glauben, daß eines jeden einzelnen *Konzentration auf das Schaffen des Friedens* zu dieser Stunde unumgänglich notwendig ist und daß dieser aktive Kampf zum absoluten Mittelpunkt unseres jetzigen Lebens werden muß. Ohne diese Glaubensprobe und geistige Anstrengung und Bewährung ist und wird alles, was wir sonst tun und wirken, illusorisch. *D. R.*

Literatur

Bücher:

John Hersey: «Hiroshima.» (Diana-Verlag Zürich)
David Bradley: «Atombombenversuche im Pazifik.» (Diana-Verlag Zürich)
P. M. Blacket: «Angst, Krieg und Atombombe.» (Steinberg-Verlag, Zürich)

Broschüren:

«Warum ist die Wasserstoffbombe eine Weltgefahr?» (Herausgegeben vom schweizerischen Zweig der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit, Gartenhofstraße 7, Zürich)

«Die Folgen der Explosionsversuche von Wasserstoffbomben im Südpazifik vom Frühjahr 1954», von Professor *Yasushi Nishiwaki*, Osaka, Japan (Sonderdruck aus «Der Mittag», Nr. 292 bis 297, 1955, zu beziehen bei der Pazifistischen Bücherstube, Gartenhofstraße 7, Zürich)

«Adventure or Eclipse», Man and the atom, by Doctor Barnett Stross, M. P. Vicepresident of the Socialist Medical Association (The Union of Democratic control, 21 Strutton Ground, London S. W. 1)

ferner:

Heft Nr. 3, 1955, des Pressedienstes der Schweizerischen Zentralstelle für Friedensarbeit, Gartenhofstraße 7, Zürich

«Die Atombombe», von Leonhard Ragaz («Neue Wege», Heft 6, Juni 1954)

Redaktionelle Bemerkungen

Unter der Rubrik «Gespräch und Besinnung» werden wir im nächsten Heft einen Beitrag zu Dr. Erich Blochs Ausführungen «Der Kampf um den Frieden» und wennmöglich unsere eigene Stellungnahme bringen. Ferner werden wir uns mit dem Problem der modernen Evangelisation (Graham, Branham) auseinandersetzen.

Das Buch von L. L. Matthias «Die Entdeckung Amerikas Anno 1953 oder: Das geordnete Chaos» (vergleiche «Neue Wege», Maiheft 1955, Seite 212) ist deutsch im Verlag Ernst Rohwolt, Hamburg und französisch in den Editions de Seuil, 17, rue Jakob, Paris 6, herausgekommen.

«Die Völker selbst müssen den Frieden machen»

Aus ihnen muß der wirkliche Friedenswille sich erheben und die Regierungen mit fortreißen, sie vielleicht wegfegen. Ich meine aber, dies müsse sogar auf *alle* Fälle geschehen, auch dann, wenn die Regierungen Friedensverhandlungen einleiten. Denn die Gefahr ist groß, daß die Regierungen einen Frieden machen, der keiner ist, einen Frieden der Schlauheit und Selbstsucht, einen Frieden mit Hintergedanken, einen Frieden, der nur ein Waffenstillstand wäre. Darum müssen die Völker selbst Hand an dies heilige Werk legen. Die Regierungen werden vielleicht *einen* Frieden machen, die Völker werden *den* Frieden machen müssen.

Wie die Völker es anstellen müßten, diesen Frieden zu machen, wollen wir diesmal nicht erörtern. Wir wollen vielmehr im Lichte des Christfestes nur das eine festzustellen versuchen: wie denn ein Friedestiften aussehen müßte, das zu einem wirklichen Frieden führen könnte. Es ist stets eine große Kunst gewesen, das Friedestiften, es ist jetzt *die* Kunst geworden und, wie gesagt, eine schwere Kunst. Die versteht nicht ein jeder, der sich jetzt des Friedens annehmen will. Ganze Friedenskongresse verstehen vielleicht sehr wenig davon, und mancher Pazifist redet davon wie ein Blinder von der Farbe.

Ich möchte gar nicht einmal versuchen, darüber das Tiefste zu sagen, was gesagt werden kann, sondern bloß einiges von dem nennen, was jetzt am meisten bedacht werden sollte. Folgende Regeln sollten nach meinem Bedünken bei dem kommenden großen Friedestiften nicht verletzt werden:

1. Man darf, wenn man wirklich Frieden will, den Gegner nicht *demütigen* wollen. Der berühmte «psychologische Moment» für den *wirklichen* Frieden ist eigentlich nicht der, wo es einem der beiden Gegner besonders gut geht oder doch zu gehen scheint, sondern der, wo die Schalen möglichst gleich stehen. Wenn dies nicht der Fall ist, so muß der den Frieden Anbietende nachhelfen – durch *Großmut*. Durch Großmut! Ja, es ist eine schöne Sache um den Großmut – aber es ist auch eine schwer zu übende Sache. Was sich so gewöhnlich als Großmut gibt, das ist nur eine besonders wirksame Form der Demütigung des Gegners. Es gibt nämlich Völker und einzelne Menschen, die solche Großmut viel bitterer empfinden als grobe Beleidigung; es gibt neben Sklavenseelen und Sklavenvölkern, die Knechtschaft essen wie Zuckerbrot, auch noch Menschen und Völker, die das kennen, was man *Stolz* nennt. Ihnen gegenüber würde ein gewisses großmütiges Gebahren eine grobe Psychologie verraten. Weil verletzter Stolz eine schlechte Grundlage des Friedens abgibt, so muß die Großmut fein

sein, statt grob, sich verbergen, statt sich zur Schau zu stellen, sie muß also aus der Selbstverleugnung stammen, und diese selbst kann nur aus einem *wirklichen* Friedenswillen kommen.

2. Man darf, wenn man Frieden anbietet, nicht *Drohungen* hinzufügen. Vor solchen beugt sich kein tapferer Mensch, kein tapferes Volk. Man darf wohl zu dem Gegner sagen: «Es wäre ein Irrtum, wenn du meintest, ich strecke dir aus Schwäche die Hand entgegen», aber man darf es nicht so sagen, daß es heißt: «Wenn du den Frieden nicht willst, so schlage ich dich nieder, denn ich bin der Stärkere.» Ein solches Friedensangebot ist keines. Es ist auch nicht ein Zeichen *wirklicher* Stärke. Ganz anderen Eindruck würde es machen, wenn es hieße: «Ich weiß, daß du stark bist, du weißt, daß ich auch nicht schwach bin, laßt uns also Frieden schließen.» Wieder sehen wir, daß zum Friedestiften *Größe* gehört, wahre *Kraft*.

3. Man darf nicht den Krieg *rüsten*, wenn man Frieden haben will. *Diese* Weisheit sollte nun in diesen zweiundeinhalb Jahren jeder gelernt haben. Aber was geschieht heute? Genau diese Höllenweisheit wird heute wieder geübt, als ob nichts vergessen und nichts gelernt wäre – es sei denn noch höllischere Weisheit! Man will den Frieden, *alle* wollen ihn, aber um einen rechten Frieden zu bekommen, treiben sie die Kriegsrüstung zum Unerhörten. Was kann aus dieser Höllenweisheit kommen als ein noch tieferes Hinabsinken zur Höllentiefe? Niemand kann zweien Herren dienen. Du kannst nicht einen Friedensaltar bauen und hart daneben dem Mars ein Opfer bringen. Es geht nicht an, gleichzeitig den Ölzweig zu brechen und das Schwert zu schleifen. Wer den Frieden will, muß ihn mit *ungeteiltem* Herzen wollen. Nie kommt aus einem geteilten Herzen etwas Großes. Wer den Frieden will, muß an den Frieden *glauben*. Einem echten Glauben bringt man *Opfer*. Man läßt es darauf ankommen, um seinetwillen Nachteil zu leiden. Wer den Frieden will, muß die Echtheit seines Wollens durch Friedens-*Taten* beweisen. Nur er ist ein Friedestifter. Friedensherolde kommen unbewaffnet, mit dem Ölzweig, nicht mit dem Schwert, mit der weißen Fahne, nicht mit der blutgetränkten. Ein *Friedestifter muß wehrlos sein – als Friedestifter*. Wehrlos hat Christus Frieden gestiftet. Wenn ein Volk dem andern Frieden anbietet, dann muß es in diesem Augenblick wehrlos sein, das heißt: es muß den Friedens*glauben* zeigen. Friedestiften ist eben ein Wagnis; es wäre sonst nichts Großes.

4. Der Friedenswille muß ein *reiner* Wille sein. Es darf nicht im Hintergrund der Gedanke lauern, den Frieden und den Friedensgedanken möglichst zur Mehrung der eigenen Macht und Herrlichkeit auszunützen. Es darf auch nicht die Absicht walten, den Gegner in ein schlechtes Licht zu stellen, falls er ablehnt, und sich selbst in ein gutes, und was alles etwa an Verunreinigung des hohen Gedankens möglich

ist. Das erzeugt nur Hohn, Zorn und Verachtung. Gerade der Friedensgedanke ist zu viel mißbraucht worden, als daß er leichten Glauben fände. Nur als *reiner* Wille kann er wirken. Man müßte es dem Friedebringer anmerken, daß es ihm um den Frieden selbst zu tun sei. Ich meine aber, das müßte ergreifend wirken, müßte entsühnen, entwaffnen.

5. Wenn man Frieden will, darf man nicht damit beginnen, daß man dem andern die Schuld aufbürdet und sich selbst freispricht. Das ist die dem Friedensweg genau entgegengesetzte Richtung. Gewiß ist die Schuldfrage wichtig. Gewiß gibt es keinen wahren Frieden ohne Erkenntnis und Bekenntnis der Schuld. Aber ist dies durch Vorwürfe, durch Selbstgerechtigkeit zu erreichen? Muß dies nicht aus dem Innern des Schuldigen wachsen? Kommt es nicht am ehesten, wenn es nicht gefordert wird? Und braucht man denn das Kreuz Christi nur noch zu Zwecken der kriegerischen Dekoration? Es müßte uns doch sagen, welches in dieser Hinsicht der Weg des Friedens ist: «Fürwahr, er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen . . . Die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Frieden hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilt.» Das ist der Weg zur Versöhnung, das das tiefste Geheimnis des Friedestiftens.

Wir haben, mehr als Beispiel, zur Beleuchtung der Wahrheit, auf die es ankommt, einige Regeln des Friedestiftens genannt, nicht um die Weite und Tiefe dieser Kunst zu erschöpfen, sondern nur um zu zeigen, wie schwer und groß sie ist, wie viel wir alle da noch zu lernen haben.

Und nun? Treiben wir Utopismus? Wollen wir den Diplomaten und Regenten so hohe Dinge zumuten?

Nein, das wollen wir nicht. Es wäre vielleicht ungerecht, es zu tun. Sie *können* vielleicht so Großes nicht. Aber den *Völkern* wollen wir sie zumuten, all den vielen, den Zahllosen unter ihnen, die von einem *echten* Friedenswillen beseelt sind. *Sie* sollen diesen Weg gehen, *gegen* die Regierungen, wenn nötig, oder doch *über* den Regierungsweg hinaus. *Sie* sollen nicht darauf ausgehen, einander zu demütigen, sondern gerade umgekehrt: einander zu ehren und anzuerkennen, dem andern Gelegenheit zum *Stolz* zu geben. Wer jetzt kommt und im Namen *eines* Volkes, das das auserwählte ist, die andern Völker herabsetzt, von dem heißt es: «Wehe den Streitbringern, denn sie werden Söhne Luzifers heißen.» Denn Luzifers Fall ist der Hochmut, der sich Gottes Glanz anmaßt. *Sie*, die Völker, werden viel mehr darauf aus sein, die eigene Schuld zu suchen, als die der andern, es diesen überlassend, sich selbst zu richten. *Sie* werden einen reinen Friedenswillen finden und ihn beweisen durch Friedensglauben und Friedenstaten, durch eine ganze Friedenshaltung. *Sie* werden sich davor hüten, den Friedensgedanken wieder in den Dienst der nationalen Macht und Ehre zu stellen, sondern werden es als etwas Großes betrachten, ihm zu

dienen und ihr Volk zu seinem Dienste aufzurufen. *Ihr* Friedenswille wird aus der Quelle stammen, aus der allein echter Friedenswille strömen kann: aus der Ehrfurcht vor der Wahrheit, die zur Selbstverleugnung wird.

Daher muß der Friedensstrom in die Welt fluten. Er allein kann, in das Meer des Hasses und Fluches fließend, es «süße» machen. Er muß gewaltig aufquellen in der Welt, aus der Tiefe der Herzen, aus den Tiefen Gottes. Er kommt nicht vom grünen Tisch her, wo Diplomaten um Leiber und Seelen feilschen, nicht von Kongressen her, wo kleine und kluge Menschlein für ihre Fündlein streiten, nicht von den Kanzeln her, wo Prediger *das* Evangelium verkündigen, das der Welt jeweilen am besten gefällt, sondern es heißt gerade jetzt in tiefstem Ernst: «Selig sind die Friedestifter, denn sie werden *Gottes Söhne* heißen.» *Leonhard Ragaz*

(Aus dem Aufsatz «Vom Friedestiften», Dezemberheft 1916.)

Christentum als Theokratie

9.

Ich habe die faschistische Diktatur als die übelste Regierungsform ersichtlich gemacht. In ihr kommt wirklich diese arge Welt zur vollen Entfaltung als ausgesprochene Menschenherrschaft, die keine Botmäßigkeit kennt, auch nicht die einer Idee gegenüber, die – wie ich angedeutet habe – in der bolschewistischen Diktatur als der Diktatur des Proletariats noch vorzufinden ist, womit sich diese – rein menschlich gesehen – entschieden als die höhere als jene ausweist. Hier doch habe ich auch noch zu erweisen, daß der Aufrichtung der Theokratie, als die wir das Christentum erkannt haben, der schlimmste Widersacher wird, wer einzig vom Trachten erfüllt ist, sich in Macht zu setzen und zu herrschen. Dieses Trachten betätigt der faschistische Machthaber: er erlebt seinen Aufstieg, indem er einzig seinem Sinnen lebt: wie komme ich hoch! Und wenn das erreicht ist, geht es ihm nur mehr darum, sich seine Machtstellung zu erhalten. So ist ihm der schändlichste Opportunismus notwendig anhaftend und die Unverläßlichkeit das Verläßlichste an ihm. So kann er noch dazu kommen zu verordnen, was er früher streng geahndet und mit Strafen belegt hat; ja, er kann es fertigbringen, daß er auch offen zur Gottlosigkeit übergeht, wenn für seine Machtposition mit der Prägung «Mit Gott!» und dem Pakt mit der Kirche nichts mehr zu machen und zu halten ist. Wir sehen: wer der Herrschsucht verfallen ist, hat es eben nötig, aus allen Löchern zu pfeifen und auf allen Schultern – auch auf den erborgten seiner An-

hänger – zu tragen, um zu erreichen, was seine Hohlheit begehrt. Wer so geartet ist, dem muß logischerweise auch jedes Mittel recht sein für seinen Zweck, weil er nur den kennt und anerkennt. Es sollte die alte Einsicht neu erwecken, daß der Herrschsüchtige zum Herrschen der Unberufenste ist. Denn er langt nur nach Rechten und erkennt nicht die Pflichten, er gefällt sich im Gebieten und ist stumpf für Verantwortung, er bläht sich zur Größe auf und sieht dann die anderen gering werden. Auf einem solchen Menschen ruht der Wahn, aber nicht der Geist. Das mag wohl für jeden Diktator gelten und jede Diktatur kennzeichnen; sicher aber zeigt sich uns, daß die faschistische Diktatur die eigentliche Diktatur des Wahns ist und als solche eine unmögliche christliche Regierungsform.

Kehren wir hier wieder zur Geschichte des frühen Israel zurück, dessen Regierungsform mit dem Abkommen von den «Richtern» und dem Aufkommen des Königtums als abfallend und nicht als aufsteigend in theokratischer Hinsicht anzusehen ist. Als Höchstes und für den Willen zur Theokratie zeugend, deren erfüllende Aufrichtung als Verheißung und Erwartung dem frühen Israel innewohnt, bleibt der Satz in Geltung,

«daß der Mensch, auf dem der Geist ruht,
nicht herrschen wolle».

Mit dem Abflauen des theokratischen und Bekenntniswillens (dem – wie ich dargetan habe – ein Abflauen der Gottesgläubigkeit zugrunde liegt) und dem wachsenden Begehr nach einem König oder Herrscher im jüdischen Volke, tritt die Geltung obigen Satzes zurück und macht der neuen Geltung Platz, daß nur der Mensch, auf dem der Geist ruht, herrschen solle, oder daß der Mensch, auf dem der Geist nicht ruht, nicht herrschen solle. Es ist immer wieder Bubers Buch «Königtum Gottes», das mich veranlaßt, diesen Sätzen Beachtung zu schenken und sie für die Erfassung des Christentums zu verwerten. Mit der Einführung des monarchischen Prinzips, das bedingt, daß einer herrschen wolle, machte sich nötig, dem Erwählten auch zuzuerkennen, daß auf ihm der Geist ruhe. Das geschah durch priesterliche Mittlung. Diese sehen wir erst einsetzen mit dem ersten Buche *Samuel*. «Das antimonarchische Richterbuch kennt keine priesterliche Mittlung», betont Buber. Samuel übertrug, «da er alt ward», sein Richteramt auf seine Söhne, die jedoch versagten. Der Bericht sagt: «Sie wandelten nicht in seinem (Samuels) Wege, sondern neigten sich zum Geiz, nahmen Geschenke und beugten das Recht.» Da wurde im Volke das Verlangen laut nach einem König. Samuel nahm das übel auf. Aber der Herr sprach zu Samuel: *«Gehorche der Stimme des Volkes in allem, was sie zu dir gesagt haben, denn sie haben nicht dich, sondern mich verworfen, daß ich nicht soll König über sie sein.»* Das sind Bibelworte, mit denen von Gott selber die monarchische Regierungsform als Glau-

bensverfall, ja gewissermaßen als Strafregierung für die Verwerfung der von Gott gewollten gewertet scheint. Das galt dem frühen Judentum, in welchem bisher noch der theokratische Verfassungswille traditionell war, der nun dem Begehr nach einem menschlichen König weichen mußte. Nachdem wir aber das Christentum als die erfüllende Aufrichtung der Theokratie erkannt und anerkannt haben, müßte die in den zitierten Bibelworten verlautbarte Wertung des menschlichen Königtums innerhalb des Christentums noch mehr Geltung erlangen. So stellt sich für den Christen die monarchische Regierungsform im besten Falle als ein Regime dar, mit dem einem Menschen zuerkannt wurde, was eigentlich nur Gott zuzuerkennen ist und das nun als Analoges zur Theokratie und somit als Trugregime auftritt, da ihm tatsächlich das Widerpartsein zu jener im Grunde anhaftend ist, das darin liegt: daß ein Mensch und nicht Gott soll Herrscher über Menschen sein.

Die Worte Samuels, der als treuer Prophet des Herrn tat, wie ihm geheißen ward und nun dem Volke das Recht des Königs verkündet, berühren wie eine letzte Warnung vor dem Begehr, einen Menschen zum Herrscher über Menschen zu machen. Wir hören gesagt (1. Samuel, 8–11–17): «Das wird des Königs Recht sein, der über euch herrschen wird: Eure Söhne wird er nehmen zu seinen Wagen und zu Reitern, und daß sie vor seinem Wagen herlaufen . . . Eure Töchter aber wird er nehmen und sie als Salbenbereiterinnen, Köchinnen und Bäckerinnen verwenden. Eure besten Äcker und Weinberge und Ölgärten wird er nehmen und seinen Knechten geben. Und eure Knechte und Mägde und eure schönsten Jünglinge und eure Esel wird er nehmen und damit seine Geschäfte machen. Euren Herden wird er den Zehnten nehmen, und ihr müßt seine Knechte sein.» Die Warnung ist umsonst. Das Volk ist bereits in seinem Glaubens- und Willensvermögen so geschwächt, daß es die Freiheit als Ausfluß der Gebundenheit an die Macht, die über alle Menschenmacht ist, nicht mehr begreifen und sich erhalten kann; so beharrt es bei seinem Begehr nach einem König, und Samuel fügt sich auf Gottes Geheiß und wird nun mit der Aufgabe betraut, einen Menschen zum König zu salben, womit bedeutet sein soll, daß der zum König Erwählte von Gott bejaht ist und auf ihm auch der Geist ruhe.

So sagt Samuel zu Saul: «Der Geist des Herrn wird über dich geraten; . . . da wirst du ein anderer Mann werden.» Und als er (Saul) von Samuel wegging, «gab ihm Gott ein anderes Herz, und alle diese Zeichen kamen auf denselben Tag». (Den Tag der Salbung.) Wir sehen also die priesterliche Mittlung einsetzen, um einem Menschen ein Amt, das Herrscheramt, zuerkennen zu können, das eigentlich nur Gottes ist. Die Salbung soll versinnbildlichen und wohl auch erwirken, daß auf dem zum Herrschen Erwählten nun auch der Geist ruhe. Gedacht ist wohl: daß, wenn schon ein Mensch über Menschen herrschen

soll, auf ihm der Geist ruhen müsse, um seine Herrschaft als beglaubigt höhererseits hinstellen zu können. Das liegt der monarchistischen Regierungsform zugrunde, die als das erbliche Herrschertum aus Gottes Gnaden auch innerhalb der Christenheit Geltung erlangt hat. Anstelle der Salbung ist die Krönung getreten, die ja auch der priesterlichen Mittlung, der hierarchischen Beteiligung und Weisung bedarf, um ihr das Gottesgnadentum aufzuprägen. Vergessen ist nur von Kirche und Christenheit, was Samuel nicht vergaß und worauf er das Volk aufmerksam machte: nämlich auf «das große Übel, das es vor des Herrn Augen getan hat, daß es sich einen König erbeten hat». Und Samuel zeigte, wie nichtig des Menschen Macht ist vor der des Herrn, indem er dem Herrn um ein Gewitter vor der Weizenernte ausrief, das wirklich hereinbrach und das Volk so in Furcht und Schrecken versetzte, daß es reuig Samuel bat: «Bitte deinen Gott, daß wir nicht sterben. Denn wir haben neben unseren Sünden noch das Übel getan, daß wir uns einen König erbeten haben.»

Die Geschehnisse in unserer Zeit machen es nötig, auf das Herkommen der monarchischen Regierungsform hinzuweisen, auf daß eingesehen werde, daß ihr ein Verlust des Geistigen und Religiösen, ein Abkommen vom Gottdienen und nicht ein Gottdienen zugrunde liegt, daß ihrem Herkommen nach mit ihr – wie wir gehört haben – ursprünglich zum Ausdruck gebracht ist, daß nicht Gott soll König über sein Volk sein: daß also mit dem Begehr nach der monarchischen Regierungsform vom Gottesvolk, das seiner Bestimmung und Verheißung nach der Aufrichtung der Theokratie immer mehr zugeführt werden sollte, Gott verworfen wurde. Das war ja das Übel, das den Begehr nach einem König erst aufkommen ließ, was mit der Aufrichtung und dem Erhalt der Theokratie unvereinbar ist. Nun haben wir wieder zu beachten, daß mit dem Messias den Juden die Erfüllung ihrer Bestimmung und Verheißung, also die erfüllende Aufrichtung der Theokratie zuteil werden sollte, und erst durch ihre Nichtanerkennung des Messias ihnen vorläufig verloren ging, was ihnen nicht verheißen und zugedacht war, und dieses nun überging auf jene, die Jesus, dem Menschensohn als das Fleisch gewordene Wort, als den Mensch gewordenen Willen Gottes, als das Licht, das nicht von dieser Welt ist und alle Menschen erleuchtet, in sich aufnahmen und an ihn als Christus, den wahren Sohn Gottes, glaubten und nach den Forderungen dieses Glaubens ihr Leben gestalteten, was sie eben erst zu Christus und Gotteskindern machte und diese Christen zum Gottesvolk. An diesen Christen als dem Gottesvolk müßte demnach die erfüllende Aufrichtung der Theokratie, das Zurückgekehrtsein zum tatsächlichen Regime Gottes, das keine Menschenherrschaft vorsieht und vorschiebt, das Kennzeichnende und sie Legitimierende sein. Und da schon das Richterbuch mit seinem theokratischen Verfassungswillen keine priesterliche Mittlung kennt, müßte dieser der erfüllenden Gestaltung der

Theokratie, die wir dem wahren Christentum zugewiesen sehen, erst recht völlig ungekannt sein. Es ergibt: das wahre Christentum schließt Hierokratie aus. Auch Buber sagt, berichtend über die Theokratie im frühen Israel, daß «die geschichtliche Gestalt der unmittelbaren Theokratie mit Hierokratie zu verwechseln besonders irreleitend wäre». Für uns gilt: Im Christentum ist Christus der Mittler und Führer und Hohepriester, er allein. Ich verweise hier auf den Hebräerbrief (7/17), der sagt: «Du bist ein Priester ewiglich nach der Ordnung Melchisedeks», die mit dem Priesterstand der «Kinder Levi, die das Priestertum empfangen» nichts zu tun hat, ja ihn suspendiert. Es ist die Hierokratie, die den Juden zum Verhängnis wurde. Es ist die offizielle Kirche mit ihrem hierarchischen Regime, die dem Christentum heute ein christlich unmögliches Aussehen gibt. Die priesterliche Mittlung kann eben nicht Wunder wirken und Gewaltmenschen zu Menschen machen, auf denen der Geist ruht. Bei Samuel stand die Sache anders, er war auch Prophet und als solcher Seher, der sah, was Gott diente und auch am Gesalbten den Ungehorsam Gott gegenüber strafen konnte. Die offizielle Kirche mit ihrer hierarchischen Aufmachung steht bereits zu sehr im Dienste dieser Welt, um noch entscheidend Gott dienen zu können. Das trifft den Priester als einzelnen noch nicht, der gewillt sein kann, Lehrer im christlichen Sinne seiner Gemeinde zu sein, wobei er freilich Gefahr läuft, vom hierarchischen Regime seines Amtes enthoben zu werden. Denn dieses Regime ist politisch verweltlicht. Das ist von Rom ausgegangen, das mit seinem in dieser Welt offiziell gewordenen Christentum dem Christentum als Theokratie abtrünnig geworden ist. Denn die Gottesherrschaft kann in dieser Welt nicht offiziell werden, sie ist etwas, das der Mensch und Christ *in sich* dieser Welt entgegen aufrichten muß.

Es ist unwahr, ja total falsch, daß das Wesen des Politischen die Gerechtigkeit ist, wie Theodor Haecker als Hierarchist zu meinen sich aufzwingt. Das Politische schafft wohl Geschichte, und diese zeigt wiederum das Walten der Gerechtigkeit gerade darin, daß sie alles bloß Politische – das Theopolitische ist zu diesem ein Konträres – hinfällig und zu Schaden macht. Denn Politik entsprießt dem eigenmächtigen Herrschaftswillen der Menschen, der Gott entgegen ist als der schlimmste Widersacher der Theokratie. So bekannte sich Tertullian als Christ dem heidnischen Rom gegenüber, das in Politik aufging, zum Satze: «Nichts liegt uns ferner als Politik.» Aber mit dem Offiziellwerden in dieser Welt ist die Romkirche eben notwendig auch politisch geworden, wobei ihr Christentum immer mehr hierarchisches Gepräge angenommen hat, das der Aufrichtung der Theokratie entgegen ist. Denn politische Priesterherrschaft ist letzten Endes nur eigenmächtige Menschenherrschaft. So kann in der Gegenwart, die nur mehr offizielle christliche Kirchen kennt, der wahre Christ nicht hierarchisch sein.

Schon wird heute auch von kirchenchristlicher Seite, die nicht blind ist, wahrgenommen, daß «die sogenannten christlichen Völker in ein Neuheidentum zurücksinken». Die Anhänger der Romkirche wollen das zunächst nur für das Dritte Reich in Geltung sehen, das sich an Widerchristlichkeit freilich das Groteskeste leistet. Aber ausgegangen ist dieses Neuheidentum als Faschismus von Rom, und wenn im Dritten Reiche das Tolle und Irrsinnige auch am verheerendsten Platz gegriffen hat, so hat es doch anfänglich Zuspruch und Stütze für sein Aufkommen von Rom her erhalten. In Rom fand sich zuerst der Mann, dem kein Mittel zu schlecht war, um sich in Macht zu setzen, der sich förmlich besessen und zum Bersten gebläht sah von der Sucht hochzukommen, sich in die Geschichte einzuschreiben, zu herrschen. Daß auf einem solchen Menschen – christlich gesehen – der Wahn und nicht der Geist ruht, steht außer Frage, und wo immer das Christliche nicht vollends erloschen ist, muß ihm eine solche Beschaffenheit als höchst antichristlich erscheinen. Der angebliche Stellvertreter Christi, und als solcher, romkirchlich gesehen, auch der Stellvertreter Gottes auf Erden aber hat mit dem Wahnmenschen, der den Faschismus, der zu Recht als Neuheidentum erkannt ist (Rutenbündel und Beil sprechen doch auch dafür), in die Welt setzte, einen Pakt geschlossen, der dem antichristlichen Partner die Machtstellung festigte, wofür der angebliche Stellvertreter Gottes viele Millionen Lire gezahlt und den Kirchenstaat zurückerhielt. Ob Gott, der Allmächtige, der Schöpfer Himmels und der Erde, ein solches Geschäft auch als *sein* Geschäft anerkennt? Im Sinne Christi und des Neuen Testaments ist der Pakt gewiß nicht. Also bestimmt auch nicht im Sinne des Christentums, der als die Aufrichtung der Theokratie uns unauslöschlich einprägt, daß der Mensch, auf dem der Geist ruht, nicht herrschen will, denn damit ist im Menschen erst Raum gelegt für die Aufrichtung von Gottesherrschaft.

Carl Dallago

(Fortsetzung folgt)

Wie überwinden wir den Gegensatz von Ost und West auf friedliche Weise?

Vortrag, gehalten auf der Landeskonferenz der religiösen Sozialisten Württembergs 1951

Liebe Freunde!

Sechs Jahre sind vergangen, seit wir den furchtbarsten Zusammenbruch erlebt haben, den unser Volk je in seiner Geschichte erfahren hat.

Noch blutet Deutschland aus tausend Wunden,

noch zeugen die Trümmer in den Großstädten von den entsetzlichen Verheerungen dieser Zeit, noch stöhnen wir unter der Last der Kriegsfolgen: der Wohnungsnot, dem Flüchtlingselend, den Besatzungskosten, der Not der Kriegswitwen und -waisen, der Kriegsversehrten, der Gefangenen;

und schon wieder ballen sich unheimliche Kriegswolken zusammen, schon rüsten die Völker wieder mit den furchtbarsten Waffen gegeneinander, verschwenden Milliarden auf Milliarden für Rüstungszwecke und drohen mit der Atombombe, das heißt mit der Vernichtung ganzer Landstriche. Und wir wissen alle:

dies wäre kein lokaler Kampf mehr, sondern ein globaler Weltkampf, ein Krieg, der die ganze Erde umfaßt,

ein Kampf, der durch die weltanschaulichen Gegensätze seine besondere Härte erfahren würde. Man kann diese Auseinandersetzung in den *einen* Gegensatz zusammenfassen, den Gegensatz von Ost und West. Hier Kapitalismus, hier Kommunismus, sagen die einen, hier Freiheit und Demokratie, hier Diktatur, die andern. Und das Furchtbarste für uns ist dies, daß dieser Gegensatz mitten durch unser Volk und Land geht.

Wir sind der Schnittpunkt, bei uns würden die Heere rechts und links aufmarschieren.

Wir würden das Schlachtfeld bilden, und wir wären gezwungen, im Bürgerkrieg, der immer der schlimmste Krieg ist, gegeneinander zu kämpfen, einander zu morden wie in Korea.

Dürfen wir einer solchen Entwicklung tatenlos zusehen? Sollen wir Deutsche endgültig auseinandergerissen werden, soll der Graben, der uns jetzt schon schmerzlich genug trennt, so tief und breit werden, daß wir nur noch mit gezückten Schwertern einander gegenüberstehen, jederzeit bereit, einander zu vernichten?

Nein und noch einmal nein. *Wir sind doch Brüder!* Gegen diese drohende Gefahr muß sich alles in uns aufbäumen. Es *darf* nicht sein, daß der Rest unserer Jugend, den wir glücklich noch aus dem letzten Krieg gerettet haben, in einem weiteren mörderischen Kampf vollends verblutet; es *darf* nicht sein, daß die Kinder, die von ihren Müttern unter unsagbaren Mühen in dieser Hungerzeit aufgezogen wurden, wieder dem mörderischen Krieg zum Opfer fallen; es *darf* nicht sein, daß alles, was jetzt unter unsagbaren Opfern wieder aufgebaut wurde, schon wieder in Trümmer fällt, daß unsere Heimkehrer, unsere Flüchtlinge neu die Drangsale, die sie eben durchgemacht haben, wieder auskosten müssen. Darum *muß* der Gegensatz von Ost und West überwunden werden, *muß* es zu einem friedlichen Ausgleich kommen, sonst gehen wir alle miteinander zugrunde.

Aber wie soll das möglich sein? Das ist die schwere Frage.

Ablehnen müssen wir jedenfalls die Meinung, als dürften wir mit *Gewalt* den Gegensatz überwinden, so daß eine der beiden Mächtegruppen auf der Strecke bleibt. Das bedeutet Selbstmord. Da würde nicht *einer* auf der Strecke bleiben, sondern wir *alle* verbluten. Das ist sonnenklar und brauche ich darum nicht weiter auseinanderzusetzen. Wer aber diesen Selbstmord nicht haben will, der darf auch die *Vorbereitungen* dazu nicht treffen.

Wer nicht will, daß sein Haus in Brand gerät, der darf es nicht zu einem Pulvermagazin umwandeln! Sonst kann ein kleiner Funken die Katastrophe auslösen. Er darf ebensowenig sein Haus mit Explosionsstoffen anfüllen.

Aber genau das geschieht gegenwärtig. Man rüstet und rüstet, stellt immer neue Atombombenversuche an, legt Flugplätze und Truppenübungsplätze in unserem Lande an, hetzt in Presse und Rundfunk beständig gegeneinander. Natürlich wachsen dadurch die Spannungen, und es bedarf dann nur einer kleinen Ursache, dann kommt es zur Explosion. Haben wir dies nicht schon beim Ersten Weltkrieg erlebt? Hat nicht auch der Krieg in Korea schon beinahe dazu geführt, daß er zu einem Krieg mit China und dann wohl zu einem neuenWeltkrieg geführt hätte? Ist dort nicht die Verwendung der Atombombe schon ernsthaft in Erwägung gezogen worden. Ja, fühlen denn diese *hochgerüsteten Staaten* sich sicher oder wächst nicht vielmehr mit dem Grade der Rüstung das Gefühl der Spannung und Angst, weil nämlich die Rüstung der einen die Rüstung der andern hervortreibt, weil dann die ganze Luft mit Elektrizität geladen ist, das ganze Leben militarisiert wird und die Gewalt immer stärker als der letzte Ausweg angesehen wird, so daß man die schließliche Entladung der Spannung zunächst beinahe als Befreiung aus unerträglichem Druck empfindet? Kann eine so angelaufene Kriegsmaschine schließlich überhaupt in ihrem verhängnisvollen Lauf aufgehalten werden?

Kann eine auf Hochtouren laufende Rüstungsindustrie plötzlich stillstehen, ohne schwerste wirtschaftliche Krisen und große Arbeitslosigkeit nach sich zu ziehen?

Das ist die beängstigende Frage.

Aber selbst wenn durch Gottes Gnade das Schlimmste verhütet wird, *überwunden* werden auf diese Weise die Gegensätze niemals, sie bleiben bestehen und bilden eine dauernde Kriegsgefahr. Unser Land bleibt gespalten und wird immer mehr auseinandergerissen.

Wie aber sollen dann diese Gegensätze überwunden werden? Sie sind nun einmal da. Sie lassen sich nicht so einfach durch ein paar freundliche Worte oder versöhnliche Gesten aus der Welt schaffen, auch nicht durch Verhandlungen allein, so notwendig diese sind. Da haben die Befürworter der Aufrüstung schon recht. Wie viele Verhandlungen, Ge-

gespräche und Friedenskonferenzen haben wir schon erlebt! Aber sie haben bis jetzt zu keinem Ziele geführt.

In der Tat, die Sache ist nicht einfach. Eine wirkliche Lösung ist nur möglich durch eine gründliche *Umkehr der Völker* in Ost und West, einer Umkehr, zu der wir Deutsche aber durch den Zusammenbruch, den wir erlebt haben, in besonderer Weise gerufen sind. Denn dieser Zusammenbruch hat uns doch gezeigt, daß wir auf grundfalschen Wegen waren, daß insbesondere unser Nationalismus und Militarismus, unser Vertrauen auf das «geschliffene Schwert» und die «blinkende Wehr», uns zweimal in die Katastrophe geführt haben. Es war jene sogenannte «Realpolitik», die nur an die Macht der Kanonen glaubte und nicht an die Macht geistiger und sittlicher Kräfte, die uns zum Verhängnis wurde.

Aber hinter diesem Zusammenbruch unseres Volkes stand noch mehr, der Zusammenbruch einer ganzen Welt, die aufgebaut war auf Habsucht, Machtgier und rücksichtslosem Egoismus, die beherrscht war von den Götzen Mammon und Moloch, das heißt vom Kapitalismus und einer totalitären Staatsvergötterung.

Darin mußten wir als Christen ein *Gericht Gottes* erblicken und einen Ruf Gottes zu einer grundlegenden Erneuerung, zu einem Zustand, in dem an die Stelle der Gewalt das Recht, an die Stelle des gegenseitigen Kampfes die Gemeinschaft und Brüderlichkeit, an die Stelle der Sorge um Profit und Reichtum, um Macht und Ruhm die Sorge um den *Menschen* und sein Heil treten soll. Das ist die große Umkehr und Erneuerung, zu der wir gerufen sind.

Ist es zu dieser Umkehr gekommen?

Leider müssen wir sagen: Nein. Anfangs zwar schien es so. Die Menschen waren erschüttert. Die alten Ideale waren ihnen zerbrochen. Sie suchten nach neuen Wegen. Aber was ihnen als Ersatz angeboten wurde, hatte keine Leuchtkraft und Durchschlagskraft mehr. So kam – befördert durch die Not und das ungeschickte Verhalten der Besatzungsmächte – mehr und mehr der alte Geist wieder auf. Der Materialismus, der Eigennutz und die Genußsucht gewannen wieder die Oberhand, ja es machte sich ein richtiger *Nihilismus* breit, der überhaupt keine höheren Ziele mehr kannte. Die Folge war eine große innere Leere, die man nun durch Berauschung zu übertäuben suchte, sei es direkt durch den Alkohol, sei es durch den Festrummel, sei es in Form der großen Toto- und Sportsensationen.

Wie erinnerte das Geschrei bei den Sportfesten, wie man es im Rundfunk hören konnte, in beängstigender Weise an die Berauschung, in die Hitler bei seinen Massenversammlungen die Massen hineinzusteigern vermochte!

Dazu kam all das wieder, was wir gehofft hatten, endgültig überwunden zu haben: der Wucher, der rücksichtslose Profitgeist, der nicht danach fragt, ob durch die Preissteigerungen andere in bitterste Not geraten,

die Korruption und als Folge davon die Klassenkämpfe, der Luxus auf der einen und das Elend auf der andern Seite. Ebenso erhoben sich wieder der Militarismus, die Soldatenbünde, der Stahlhelm, die alten Studentenverbindungen mit Mensuren und Kneipwesen. Auch die Orden- und Ehrenzeichen, durch die man mit dem prunken will, was man bei den Morden des letzten Krieges geleistet hat, will man wieder einführen.

Die Milliarden, die man dringend zur Beseitigung des Flüchtlingselends und der Wohnungsnot nötig hätte, werden jetzt in den Rachen der Rüstung geworfen.

Und vor lauter Angst vor dem äußeren Feind sieht man nicht, wie man dadurch einen noch viel gefährlicheren Feind im eigenen Lande großzieht, eine verzweifelte, sozial verelendete Masse, die eines Tages das Chaos über uns bringen könnte.

Das ist die Lage im Westen. An diesen Tatsachen ändern alle Schönfärbereien, wie sie von offizieller Seite versucht werden, nichts.

Denn die Scheinblüte unserer Wirtschaft, die durch die großzügige Marshallplanhilfe – nicht durch die «freie Wirtschaft» – ins Leben gerufen wurde, ist ja auf einer ungeheuren Schuldenlast aufgebaut.

Wir kennen das ja von der Vorkriegszeit her, wo durch die großen Auslandsanleihen (Dawes- und Youngplan) auch eine solche Scheinblüte entstand, auf die aber der große Katzenjammer folgte. Von einer Umkehr aber, einer *inneren* Erneuerung ist schon gar nicht die Rede. Der alte Geist triumphiert auf der ganzen Linie.

So sieht es im Westen aus.

Und wie steht es im Osten? Liebe Freunde,

es ist sehr schwer, sich vom Osten ein klares und sachliches Bild zu machen, nicht nur, weil unsere Presse und unser Rundfunk im Westen sehr einseitig und tendenziös uns unterrichten, nur Schlechtes vom Osten zu berichten wissen und das Gute unterschlagen,

sondern auch weil wir aus dem Osten selbst ganz entgegengesetzte Berichte erhalten. Aber als einer, der von dort viele Briefe und Nachrichten verschiedenster Art erhält, glaube ich folgendes sagen zu können: *Im Osten ist ein gewaltiger Umbruch erfolgt.* Daran kann kein Zweifel bestehen. Eine grundlegende Bodenreform ist durchgeführt.

Der Großgrundbesitz ist zerschlagen, Tausende von neuen Siedlungen sind errichtet,

wenn die Siedler zum Teil auch noch sehr hart um ihre Existenz zu ringen haben. Die alte Kapitalisten- und Herrenschicht ist verschwunden. Die Sozialisierung wird stark gefördert, man denke an die volkseigenen Betriebe. Das Bildungsmonopol der besitzenden Klassen ist gebrochen.

Den Arbeitern und Bauern ist der Zugang zur Bildung und zur Universität geöffnet,

wenn sie die Gaben dafür besitzen. Die Arbeitslosigkeit ist weithin überwunden. Gewinnsucht und Wucher dürfen sich nicht breitmachen.

Die Jugend darf nicht wie bei uns um des Gewinnes willen durch Schmutz und Schund seelisch vergiftet werden.

An Stelle der Ichkultur ist eine Gemeinschaftskultur aufgebaut, der sich der einzelne – nach unseren Begriffen oft in zu starkem Maße – unterzuordnen hat.

Aber dies alles ist geschehen unter unsagbarer *Härte*, ja oft einem *Terror*, der das Gefühl der Befreiung selbst bei weiten Schichten der arbeitenden Bevölkerung nicht aufkommen läßt. Das zeigen die Tausende von Flüchtlingen, die über die Zonengrenze zu uns herüberkommen. Mögen darunter auch viele sich befinden, die aus sehr zweifelhaften Gründen zu uns kommen, bei vielen sind es die Angst, der Druck und auch die Gewissensnot, die ihnen unerträglich erscheinen und denen sie entgehen wollen. Das zeigen aber auch die Tausende, die aus politischen Gründen in den Gefängnissen schmachten, das zeigt das Verbot ganzer Gruppen, zum Beispiel auch der nichtoffiziellen Friedensverbände, der ernsten Bibelforscher usw. In den nach unsern Begriffen überaus harten Zuchthausstrafen, auch bei Jugendlichen, in dem plötzlichen «Verschwinden» von Menschen und der Weigerung, ihren Aufenthaltsort anzugeben, waltet oft eine Grausamkeit und Unmenschlichkeit, die uns unbegreiflich ist.

Viel Not bereitet auch die gewaltsame *Gleichschaltung*, besonders auf geistigem Gebiet, in der Schule und bei der Jugend überhaupt, die einheitlich nach marxistischem Schema in leninistischer Form ausgerichtet werden soll. Darunter leiden besonders viele kirchliche Kreise und viele christliche Lehrer, die den dialektischen Materialismus, den sie lehren sollen, nicht mit ihrer christlichen Überzeugung vereinigen können. So geraten viele in Gewissensnot wie einst beim Nationalsozialismus, und so sind Lehrer wie Schüler in der Gefahr, zur Lüge und Verstellung zu greifen – um des Fortkommens willen. Das ist die Folge der Diktatur, des Versuchs, mit Gewalt eine neue sozialistische und kommunistische Gesellschaft zu errichten. Damit wird aber der Mensch innerlich zerstört und ihm das Rückgrat gebrochen, man gewinnt so die Menschen auch nicht mit dem Herzen, sondern schafft eine heimliche Erbitterung, die sich in Ermangelung einer legalen Opposition oft in Terror- und Sabotageakten Luft macht, die ihrerseits die Regierung wieder zu sehr harten Gegenmaßnahmen zwingt.

Es ist klar, daß wir dies im Westen nicht übernehmen können und wollen. Wir wollen *freie* Menschen sein und bleiben, wollen ohne Angst und Druck leben können, wollen unsere eigene Meinung behalten und frei bezeugen können.

Es ist ja nun freilich neuerdings mit der Freiheit auch bei uns nicht mehr weit her, seitdem insbesondere jede Betätigung für den Frieden und die Volksbefragung so sehr gehemmt ist.

Wie wird man gleich diffamiert und als kommunistisch gebrandmarkt, wenn man dafür eintritt! Wie wenige Zeitungen wagen darum noch offen gegen die Aufrüstung sich zu wenden! Wie sucht man durch immer neue Verbote und «Blitzgesetze» das Volk mundtot zu machen!

Aber – so bedauerlich das ist – es gibt doch noch nicht diese beständigen «Säuberungen», diese schweren politischen Prozesse und unerwarteten Verhaftungen wie im Osten, die eine Atmosphäre der Furcht erzeugen. Wir haben das alles ja schon einmal erlebt und wollen es nicht wieder erleben, wir wollen keine Diktatur, keine geistige Gleichschaltung, keine «Propagandawellen», keine Beeinträchtigung der Menschenrechte und Menschenwürde. Darum müssen wir auch dem Osten zurufen: Auch ihr braucht eine Umkehr, so gut wie der Westen. Nur aus einem neuen *Geist* kann auch eine neue Welt entstehen. Mit den alten Methoden der Gewalt und der Menschenknechtung schafft man trotz allen Revolutionen keine wirkliche Befreiung, keine wirklich neue Gesellschaft.

Aber dies ist unseren Brüdern im Osten ja nicht die Hauptsache. Das Wesentliche ist ihnen eine neue sozialistische Lebensgestaltung, die Überwindung jeder Art von Ausbeutung und eine Gesellschaft, die nicht beherrscht ist vom Profitgeist und der Gewinnsucht. Sie glauben nur, dies nicht ohne die Methoden der Gewalt erreichen zu können. Da können wir ihnen nicht folgen. Wir sehen vielmehr, daß dies zu neuer Unterdrückung, neuer Freiheitsberaubung, ja sogar zu einer neuen Klassenherrschaft führt, nämlich der Herrschaft der Funktionäre und Parteigewaltigen. *Der Zweck heiligt eben nie die Mittel, sondern schlechte Mittel verderben den guten Zweck.* Aber ich glaube, daß man auch im Osten bereit wäre, auf die harten Zwangsmethoden zu verzichten, wenn man dort den Eindruck gewinnen würde, daß man auch ohne diese Methoden eine neue sozialistische Gesellschaft aufbauen könnte.

Und hier liegt nun unsere Aufgabe als Sozialisten und Christen.

Wir müssen ganz anders als bisher ernst machen mit einer Umwandlung unserer Gesellschaft in sozialistischem Sinne, und wir können da vom Osten manches lernen.

Auch wir wollen doch – wenn es uns mit unserem Sozialismus ernst ist – den Kapitalismus überwinden, auch wir streben danach, daß in der Wirtschaft nicht der Profit maßgebend ist, sondern das Wohl des Menschen, auch wir wollen die Beseitigung der sozialen Not und Unterdrückung. Auch wir wünschen eine Bodenreform, vielleicht nicht so gewalttätig wie im Osten, aber auch nicht so lau und lendenlahm wie im Westen, wir wünschen, daß unsere Heimatvertriebenen wieder Boden unter ihre Füße bekommen und unsere Arbeiter Anteil an dem, was sie

mit ihrer Hände Arbeit erzeugen. Auch wir streben nach einer neuen Gemeinschaftsform an Stelle der egoistischen Ichkultur, wie wir sie bisher hatten, wenn wir freilich auch das Recht des Einzelnen auf Freiheit der eigenen Überzeugung, des Gewissens und des berechtigten Eigenlebens nicht preisgeben wollen.

Auch uns ist es klar, daß die ganze Welt des Imperialismus und der Kolonialherrschaft vorüber ist.

Wir verstehen, daß die bisher so unterdrückten und ausgebeuteten Völker in Asien und Afrika sich befreien wollen und bejahen dies, wenn wir auch wünschten, daß dies auf friedliche Weise geschähe. Mit einem Wort: wir dürfen uns als echte Sozialisten in keiner Weise zu Hütern und Verteidigern der bisherigen, vielfach so korrupten Ordnung machen lassen, sondern wollen *Wegbereiter des Kommenden*, einer *neuen* Ordnung der Brüderlichkeit sein.

Dies muß aber auch unser Ziel sein, wenn wir es mit unserem *Christentum* ernst nehmen. Denn die christliche Religion ist ja im tiefsten Grunde die revolutionärste Sache, die es gibt. Sie erstrebt eine Umwandlung und Umwälzung von Grund aus, sie steht unter der Losung: «Siehe, ich mache alles neu!»

> *Nicht der Mammon soll herrschen und nicht der Cäsar, sondern Gottes Wille allein; man denke an die dritte Bitte des Vaterunsers: «Dein Wille geschehe.»*

Das heißt aber: Gerechtigkeit und Liebe, Friede und Brüderlichkeit sollen triumphieren. Christus brachte eine «Umwertung aller Werte» wie kein anderer. Er sagt denen, die auf ihre Standesprivilegien erpicht sind: «Wer unter euch der Vornehmste ist, der sei aller Diener, und wer der Größte sein will, der sei aller Knecht.» Er ruft den machtlüsternen Imperialisten und allen denen, die alle Schätze der Erde an sich reißen wollen, zu: «Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewänne und nähme doch Schaden an seiner Seele.» Er sagt zudenen, die nichts Höheres kennen als Besitz und Profit: «Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon.» Ihm ist jede Menschenseele und ganz besonders diejenige des Geringen und Unterdrückten heilig gewesen, denn sie ist ewiger Natur und darf darum nicht versklavt und erniedrigt werden, weder durch den Kapitalismus noch durch den Militarismus noch durch irgendeinen totalitären Staat. Er predigte aber auch die brüderliche Verbundenheit aller Menschen über alle Schranken der Rassen, Nationen und Klassen hinweg: «Hier ist nicht Jude noch Grieche, nicht Herr noch Sklave, nicht Mann noch Weib, sie sind allzumal eines in Christus.»

Wer diese Gedanken Jesu ernst nimmt, der *muß* ja für eine Umgestaltung aller Verhältnisse eintreten, freilich nicht mit den Mitteln der Gewalt, sondern durch die Kraft des neuen Geistes, den er in der Welt zum Siege führen will.

Es ist die *Tragik* des Christentums gewesen, daß es diesem seinem innersten Wesen untreu geworden und aus einer im tiefsten und besten Sinne *revolutionären* Kraft eine konservative Macht wurde, vor allem durch seine Verbindung mit dem Staat und seinen ihn beherrschenden Mächten. Es hat sich auf diese Weise einseitig mit den Mächten der Vergangenheit verbunden und wurde so vielfach ein *Hemmnis* der lebendigen Entwicklung nach vorwärts.

Aber überall, wo das *ursprüngliche* Christentum wieder erwachte, da hat es zu gewaltigen Umwälzungen geführt; ich erinnere nur an die Reformation, die den Anfang einer neuen Geschichtsperiode bedeutete, oder an die religiösen Kämpfe in England im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, aus der die großen Freiheitsbewegungen hervorbrachen, die dann durch die Auswanderer nach Nordamerika verpflanzt wurden und dort zu der Erklärung der Menschenrechte in der nordamerikanischen Verfassung führten. Ich weise hin auf die Bewegung der Quäker, die den Kampf gegen die Sklaverei aufnahmen und erfolgreich durchführten, oder auf eine Gestalt wie den großen japanischen Sozialreformer Kagawa, der in die Elendsquartiere (Slums) der japanischen Großstädte hinabstieg, ihre Aufhebung veranlaßte und sich für das Recht der unterdrückten Bauern und Arbeiter einsetzte.

Für dieses ursprüngliche, entschiedene und neuentdeckte Christentum treten wir *religiösen Sozialisten* vor allem ein. Wir möchten es lösen von den Bindungen an die Vergangenheit, damit es wieder eine lebendige Macht der Erneuerung werden kann. Wir bekennen uns mit ganzem Herzen zu den Worten des großen Sozialpolitikers Friedrich Naumann, der einmal gesagt hat: «*Wir haben nicht vor, Schutzwächter einer zerbröckelten Vergangenheit zu sein.* Wie das Christentum in seinen ersten Jahrhunderten eine Kraft der Erneuerung war, so allein können wir uns heute lebendiges Christentum vorstellen. *Wir kennen in der ganzen Welt nichts Fortschrittlicheres, Zukunftsvolleres, Umgestaltenderes und Hinreißenderes als wirkliches Christentum. Das Evangelium ist uns wie schmelzende Glut, Kraft einer neuen Epoche.*»

Wenn so *Christen* wie *Sozialisten* auch bei uns sich mit Entschiedenheit für eine neue gesellschaftliche Ordnung einsetzen würden, unter Wahrung der Freiheit und Menschenwürde, dann könnte der Gegensatz von Ost und West überbrückt werden.

Man redet heute oft von der Koexistenz der beiden Ideologien, der kapitalistischen und kommunistischen. Das ist vielleicht der nächste Schritt, den wir tun müssen, daß wir uns schiedlich-friedlich zu vertragen suchen. Aber dies kann nur eine *vorläufige* Übergangslösung sein. Denn die Welt kann auf die Dauer nicht in zwei grundverschiedene Systeme auseinandergerissen werden. Dies gilt ganz besonders für unser deutsches Volk. Wie soll in einem geeinigten Deutschland dies

durchgeführt werden? Wir sind vielmehr unsrer ganzen geographischen Lage wie auch unserer historischen Vergangenheit nach dazu berufen, diese Gegensätze auf höherer Ebene zu *überwinden* und eine *Brücke* zu bilden zwischen Ost und West. Denn es ist falsch, wenn man immer behauptet – und auch die SPD tut das leider –, daß wir selbstverständlich zum «freien», man könnte auch sagen: zum «kapitalistischen», Westen gehören. Gewiß ist Deutschland die Heimat von Martin Luther, der gegen alle Versuche einer Zwangsweltanschauung uns die Freiheit des Gewissens und der Überzeugung erstritten hat – und das wollen wir uns nicht nehmen lassen. Aber unser Land ist auch die Heimat von Karl Marx, der uns einer neuen Gemeinschaftskultur entgegenführen, die Menschheit vom Joch kapitalistischer Ausbeutung befreien und die «Selbstentfremdung des Menschen» überwinden wollte. Und der Osten hat ja gerade von *uns* diese Ideologie erhalten!

Darum dürfen wir uns weder in zwei Teile zerreißen lassen, die hochgerüstet in militärischen Machtblöcken einander gegenüberstehen, noch uns einseitig dem Westen verschreiben, der sich immer mehr zu einer reaktionären, die alten ungerechten Besitz- und Machtverhältnisse verteidigenden Mächtegruppe zusammenfindet und dadurch in immer schärferen Gegensatz zu den auch um ihre politische und soziale «Freiheit» kämpfenden Völker, besonders in Asien und Afrika, gerät. Vielmehr gilt es mit allem Ernste einer *neuen* Gesellschaftsordnung zuzustreben, in der Freiheit mit Gerechtigkeit, innere Selbständigkeit mit einer neuen Gemeinschaftskultur verbunden sind.

Wir sind doch Brüder, wir gehören zusammen, wir wollen darum auch von einander *lernen*, wir im Westen zum Beispiel von den neuen sozialen Versuchen des Ostens in Bodenreform und volkseigenen Betrieben, ohne dies sklavisch nachzuahmen, und wollen so einer neuen inneren Einheit zustreben. Gelingt es uns so, die Gegensätze, die uns trennen, *innerlich, geistig* zu überwinden und in einer höheren Einheit, einem freien, demokratischen, aber entschiedenen Sozialismus zu überbieten, dann haben wir für die Zukunft etwas ganz Entscheidendes geleistet, nicht nur für unser deutsches Volk, sondern auch für die andern Völker.

Wir haben die Wahl: Entweder wir gehen unter, indem wir die Gegensätze zwischen Ost und West durch Hetze und Lüge, durch Wettrüsten und Gewalt immer mehr vertiefen und verschärfen, bis es zu einer Explosion kommt, oder aber wir streben gemeinsam einer neuen Ordnung zu, in der wir als Brüder frei und froh miteinander leben können. Wer da glaubt, daß Gott uns durch alle Erschütterungen der Zeit seinem Reiche entgegenführen will, der wird sich dieser großen Aufgabe mit heißem Herzen weihen, damit der Vers von Friedrich Rückert seine Erfüllung findet:

O laß dein Licht auf Erden siegen,
Die Macht der Finsternis erliegen
Und lösch der Zwietracht Glimmen aus,
Daß wir, die Völker und die Thronen,
Vereint als Brüder wieder wohnen
In deines großen Vaters Haus!

Eberhard Lempp

Die Revolutionierung von Wirtschaftsunternehmungen im Dienste der Demokratie und des Friedens

«Es geht darum, daß wir den beiden Riesengötzen Mammon und Mars gänzlich den Garaus machen und mit der Zinswirtschaft als auch mit der Militärgewalt ein- für allemal gründlich aufräumen. Der sichere Weg dazu ist der Weg der Umkehr, der Weg des Verzichtes und der Opferfreudigkeit. Diese Opferfreudigkeit zum Aufbau soll weit über diejenige des Kriegssoldaten hinausgehen, sie muß aber ebenso mutig und unabwendbar zum Werkzeug der neuen Ära der Arbeitsfreude werden.»

Vorstehende Sätze bezeugen die Gesinnung, welche das Reformwerk *Ernest Baders* in seinem von ihm gegründeten Betriebe in Wollaston, Wellingborough/England, trägt, wie auch das Ziel, dem es dienen soll.

Das durch diesen schweizerischen Kaufmann 1920 gegründete Unternehmen war unter der Firma Scott Bader & Co. Ltd. als Vertreterfirma ausländischer Fabrikanten begonnen worden. Während des Zweiten Weltkrieges evakuierte es wegen Bombenschadens aufs Land nach Northhamptonshire, um dort früher aus dem Ausland bezogene Artikel selbst herzustellen. Es sind dies besonders Kunstharze für die Lack-, Leder-, Papier-, Textil- und ähnliche Industrien, wobei während der letzten Jahre als Spezialität gewisse neuartige Gießharze hinzugekommen sind, die, durch Glasfasern verstärkt, eine neue Industrie für die Herstellung von Schichtstoffen für Autokarosserien, Boothüllen usw. geschaffen haben.

Das Unternehmen arbeitet mit einem Betriebskapital von etwa 200000 Pfund. Die Werkanlagen wurden auf dem gekauften Areal eines großen Landgutes mit Manorhaus und anschließendem kleinerem Bauernhof erstellt und werden von Jahr zu Jahr vergrößert. Die Beleg-

schaft, welche zu normalen Löhnen und Gehältern arbeitet, gruppiert sich zurzeit folgendermaßen:

Fabrikarbeiter	70	
Chemiker und Laboranten	40	
Verwaltung	30	
Verkauf	35	
Bauernhof und Garten	6	
Zusammen	171	Personen

Von diesen sind 45 Frauen und Mädchen, während der Rest etwa 130 Männer und Jünglinge sind. Der ausgesprochen technische Produktionscharakter des Unternehmens bedingt die verhältnismäßig zahlreiche Besetzung des Laboratoriums.

Bis 1951 stellte die Firma eine gewöhnliche private Ltd. Co. dar, deren Aktien ausschließlich in Familienbesitz waren. Nach mehreren Jahren der Vorbereitungen und Diskussionen mit der Belegschaft wurde im Gründungsjahr 1951 die Umwandlung des Unternehmens in das Miteigentum aller Beteiligten durchgeführt. Neunzig Prozent der Aktien wurden im Sinne einer Stiftung an die aus gesetzlichen Gründen neugegründete Scott Bader Commonwealth Ltd. übertragen.

Die übrigen zehn Prozent blieben in den Privathänden der bisherigen Unternehmer als Scott Bader & Co. Ltd., damit durch die besondere Stimmkraft dieser Vorzugsaktien dafür gesorgt werden kann, daß die Gütergemeinschaft im geplanten Sinne aufgezogen und beibehalten wird. Diese Vorzugsaktien haben ein zehnfaches Stimmrecht, um die Rentabilität und die idealen Ziele des Unternehmens zu wahren, besitzen aber grundsätzlich kein Gewinnbezugsrecht. Sie werden rein treuhänderisch verwaltet. Ihr Besitz ist an die Mitarbeit an der Scott Bader Commonwealth Ltd. gebunden. Wenn sich die Gründermitglieder aus irgendeinem Grunde von den Geschäften zurückziehen, geben sie automatisch ihre Geschäftsanteile auf. Sie sind dann auf ihren Nachfolger, den sie zu ernennen haben, zu übertragen. Auf diese Weise wird allen Vererbungsschwierigkeiten im Interesse des Unternehmens gewehrt.

Beim Commonwealth, in dessen Verwaltungsrat die Geschäftsleitung nur zwei Mitglieder von zwölf entsendet, liegen nicht nur neunzig Prozent des Unternehmungskapitals, sondern auch die Verfügung über den Betriebsgewinn.

Zu welchem Zwecke wurde dieses Gemeinwesen gegründet? Es wurde zur Verwirklichung der idealen Grundsätze und Ziele gebildet, die zum größten Teil der Ideenwelt der Quäker zugrundeliegen. Das Interesse aller Werkbeteiligten soll für diese Ziele geweckt und ihnen die Möglichkeit gegeben werden, ihren Beitrag zur Verwirklichung dieser Ziele zu liefern. Die Mitgliedschaft ist jedoch nicht an die Anerkennung dieser Ziele geknüpft. Grundsätzlich gehören alle in der Unter-

nehmung Arbeitenden dem Gemeinwesen an. Die Mitgliedschaft ist freiwillig, und jeder mindestens einundzwanzig Jahre alte und sechs Monate beschäftigte Mitarbeiter kann sie erwerben.

Das Commonwealth äußert sich durch einen aus zwölf Mitgliedern bestehenden Gemeinschaftsrat (community council), von welchem neun alljährlich durch das Gemeinwesen gewählt, zwei von der Geschäftsleitung ernannt werden, während ein Mitglied nicht aus dem Betriebe selbst stammt, sondern von den elf Mitgliedern aus der örtlichen Umgebung hinzugebeten wird, um als prominenter Volksvertreter die Interessen der Allgemeinheit wahrzunehmen.

Neben diesem Gemeinschaftsrate als geschäftsführendem Organ des Commonwealth besteht noch die allgemeine Mitgliederversammlung (general meeting), welche grundsätzliche Beschlüsse zu fassen, besonders aber zu bestimmen hat, zu welchen Zwecken das Einkommen des Gemeinwesens verwendet werden soll. Die diesem zufließenden Gewinne des Unternehmens begründen keine willkürlichen finanziellen Ansprüche irgendeines Mitbeteiligten. Wer das Unternehmen verläßt, scheidet automatisch aus dem Gemeinwesen ohne weitere Ansprüche aus. Das Commonwealth ist demnach nichts anderes als eine Institution zur Gewinnverteilung. Darin besteht seine soziale und methodische Bedeutung. Der Kapitalgewinn wird privater Verfügungsmacht entzogen. Der Gewinn wird gemäß den jetzt gültigen Statuten in drei Teile zerlegt:

1. Sechzig Prozent im Minimum werden für Steuern (Einkommens-, Gewinn-, Gemeindesteuern usw.), Reserven und Consolidation ausgeschieden. Unter letzterem ist verstanden: Erhöhung der Reserven, Zuschüsse zum Betriebskapital, Neuanschaffungen von Maschinen und Apparaten, Bauten, Alterspensionen und Reservefonds. Versicherungsverträge sind, wegen ihrer Verbindung mit dem Zinswesen, nicht geschätzt, weshalb die Pensionen aus eigenen Mitteln bestritten werden.

2. Zwanzig Prozent im Maximum werden für die Gewinnbeteiligung der Belegschaft (staff bonus) ausgeschieden, wobei, je nach Geschäftslage, der Prozentsatz auch geringer ausfallen kann. Die Gewinnbeteiligung des einzelnen wird zu zwei Dritteln gemäß seiner Lohnhöhe, zu einem Drittel gemäß besonderen Verdiensten berechnet.

3. Zwanzig Prozent im Maximum verbleiben für gemeinnützige Zwecke, denen das Commonwealth dienen möchte. 1955 standen für diesen Zweck etwa 2000 Pfund zur Verfügung. 1000 Pfund kamen verschiedenen Friedensorganisationen zu, wie der St. Faith's Farm (Africa Bureau), welche der Verständigung der Rassen dient, dem Friedenskomitee der Gesellschaft der Freunde (Quäker), dem Internationalen Hilfswerk gegen den Hunger, dem Internationalen Zivildienst, dem Gesundheitsdienst der UNO und «War on Want», das heißt der Hilfe an zurückgebliebene Völker. 560 Pfund kamen lokalen gemeinnützigen Institutionen zu, während 500 Pfund an den Fonds für bedürftige An-

gestellte und an die Aushilfskasse zur Leistung von vorübergehenden Darlehen an Angestellte gingen.

Die Entscheidung über diese Prozentsätze steht nicht der Geschäftsleitung, sondern dem general meeting zu, wobei auch die Direktoren Vorschläge einbringen dürfen, denen aber nicht ohne weiteres zu folgen ist. Die Verfassung des Commonwealth kann seitens des general meeting jederzeit geändert werden. So war ursprünglich der Gewinnanteil zehn Prozent höher für die Rücklage ins Geschäft und zehn Prozent niedriger für gemeinnützige Zwecke angesetzt. Letztes Jahr wurde aber einstimmig beschlossen, daß der Zuschuß für gemeinnützige Zwecke von zehn Prozent auf 20 Prozent erhöht werde.

Dem Aufbau des Unternehmens und seiner Funktion liegt eine bestimmte gesinnungsmäßige Einstellung zugrunde, welche besonders in den drei folgenden Punkten zum Ausdruck kommt:

Miteigentum (co-ownership),
Gewinn-Verlust-Beteiligung,
Weitergabe eines Gewinnanteils an die Allgemeinheit.

Wenn wir diesen drei Punkten kurzgefaßt unsere Aufmerksamkeit schenken wollen, so ist zum ersten zu bemerken, daß das *Miteigentum* aller im Unternehmen Mitarbeitenden darauf beruht, daß das Finanzierungskapital beinahe ganz einer selbständigen Körperschaft, eben dem Commonwealth, übertragen worden ist. Dieses bildet aber nur die Rechtsgrundlage für das Mitbestimmungsrecht der Mitarbeiter des Betriebes, wenn über die Verwendung des Gewinnes Entscheidungen zu treffen sind. Jeder weiß, woran er ist, und alle nehmen teil an Gewinn und Verlust. Würde es im Falle von Verlusten nötig, die Ausgaben zu kürzen, so hätten die höchsten Gehälter proportional die größten Opfer zu bringen, so daß die Untersten überhaupt keine Einbuße zu erleiden brauchten. Auf diese Weise wird etwas von dem erreicht, das man als Nutzungs- oder Verantwortungseigentum an den Betriebsmitteln bezeichnen könnte.

Die Absicht der ganzen Organisation geht darauf hinaus, bei allen Mitarbeitern um ein Verantwortungsbewußtsein fürs Ganze zu werben. Das Unternehmen soll auf Gemeineigentum stehen und durch verantwortliche Zusammenarbeit betrieben werden. Diese Gemeinschaftsarbeit soll weder ein Ausdruck eines Kollektivismus noch Individualismus sein, noch von seiten der Leitung in einer Diktatur bestehen, sondern abhängen von einer Leitung, die mehr auf Zustimmung aller im Rahmen von Gewissensfreiheit und Verantwortung vor Gott abstellt. Dies bedingt einen Verzicht auf Privilegien und Macht von seiten der Arbeitgeber und Aktionäre, fordert aber von seiten der Belegschaft die Übernahme ihres vollen Anteils an der Verantwortung für die Politik, die Leistungsfähigkeit und das allgemeine Wohlergehen des Unternehmens.

Die in diesem Unternehmen praktizierte *Gewinnbeteiligung* will ein entscheidender Beitrag zur Überwindung des herkömmlichen Lohnverhältnisses sein. Unter diesem wird der Arbeitnehmer nicht als Mensch in den Betrieb hineingenommen, sondern nur als materielle Leistungsgröße, die durch seine Entlöhnung Unkosten verursacht. Der Mensch wird zu einer Funktion in der Berechnung eines privatwirtschaftlichen Betriebsgewinnes. Es wird lediglich mit ihm gerechnet. Weiter kommt er nicht in Betracht.

Dieses Arbeit-Lohn-Verhältnis wird überwunden, wenn der Gewinn dem egoistischen Ziel der Geschäftsleitung und der Kapitaleigentümer entzogen wird. In diesem Falle können die Arbeiter niemals das Gefühl haben, daß sie für private Gewinninteressen arbeiten müssen. Leben sie unter den bisherigen Verhältnissen einzig in Konkurrenz mit dem Unternehmer für ihre privaten Gewinninteressen, das heißt für möglichst hohe Löhne, dann wird sie kein anderes Interesse an die Arbeit fesseln, sie werden für nichts weiteres ein Interesse aufbringen, das nicht zu diesem Gelderfolg beiträgt. Praktisch gesehen besteht zwischen dem Unternehmer und seinem Arbeitnehmer auf Grund seines kapitalistischen Interesses kein Unterschied. Wer unter solchen Bedingungen arbeiten muß, kann sich im Betrieb nicht als Mensch fühlen, kann für ihn kein Interesse aufbringen und erst recht sich nicht verantwortungstätig in ihn hineinstellen. Soll der Mensch Verantwortungen übernehmen, die über seinen persönlichen Einkommensbereich hinausgehen, dann muß zuerst in seiner Seele die Kraft der Selbstlosigkeit entstehen, die ein Interesse erzeugt, das nicht von persönlichen Vorteilen abhängig ist. Ein Unternehmer, der seinen Betrieb nur als eine egoistische Angelegenheit betreibt, hat es leicht, von seiner den ganzen Betrieb umfassenden Verantwortung und von seinem ihn ganz erfüllenden Betriebsinteresse zu sprechen. Fordert man vom Arbeiter oder Angestellten ebensolche Verantwortung und gleiches Interesse für den ganzen Betrieb, dann vermögen diese die dazu nötige Selbstlosigkeit nicht aufzubringen. Sie wird nicht eher hervortreten, als der Unternehmer selbst für sie ein Vorbild gegeben hat. Solange ein Unternehmer den Reingewinn als sein Eigentum beansprucht, wird der Arbeiter nicht anders können, als nur um des Lohnes willen zu arbeiten, und er wird kein wirkliches Betriebsinteresse aufbringen. Wenn heute ein Unternehmer auf das Eigentum am Gewinn verzichtet, so tut er etwas sozial Notwendiges und Selbstverständliches. Dies erscheint nur dann als ein Opfer, wenn man die historisch gewordene Betriebsverfassung zugrundelegt, nicht aber, wenn man die sozialen Gesetzmäßigkeiten ins Auge faßt, welche erkennen lassen, daß der Unternehmergewinn nicht dem Unternehmer oder Betriebsführer gehören darf.

Verzichtet aber ein Unternehmer auf den Gewinn, dann ist dadurch eine gewaltige psychologische Wirkung erzielt. Er erklärt damit seinen Mitarbeitern: Mir gehört der Gewinn nicht, aber euch gehört er auch

nicht. Er gehört eigentlich der Allgemeinheit, und wir können heute nichts anderes tun, als miteinander darüber beraten, auf welche Weise er verwendet werden soll, damit auch die Allgemeinheit einverstanden sein kann. Diese Aufgabe fällt uns zu, da die Allgemeinheit ihrer Ansprüche noch völlig unbewußt und diesbezüglich erkenntnislos ist, es sei denn, der Staat bemächtige sich auf dem Steuerwege, durch Nationalisierungs- oder Sozialisierungsmaßnahmen des Gewinnes oder des gewinnbringenden Betriebes. Dieser Weg ist aber für die Würde des arbeitenden Menschen nicht so fruchtbar.

Die Unternehmen der Scott Bader & Co. Ltd. haben das Beispiel dieser gewünschten objektiven Selbstlosigkeit gegeben. Sie liegt unausweichlich in der Logik des sich im Unternehmen bildenden Kapitals. Es ist keine Lösung des Problems, wenn die Unternehmer, beziehungsweise die Kapitalgeber und die Arbeiter den Gewinn unter sich verteilen. Dies ist eine soziale Unbilligkeit. Man steigert dadurch das Lohninteresse des Arbeiters in der Richtung des Unternehmerinteresses. Es ist eine oft geübte Methode, daß man die Opponenten gegen unsoziale Verhältnisse dadurch beschwichtigt, indem man sie an den materiellen Vorteilen dieser Verhältnisse teilhaben läßt. Aber mit solchen Methoden werden die sozialen Probleme nicht gelöst. Nur wo der Unternehmer mit dem Beispiel des Gewinnverzichtes vorangeht, was, wohlgemerkt, nicht Einkommensverzicht heißt, wird das Tor für ein objektives Betriebsinteresse aller Mitarbeitenden geöffnet. In einem solchen Betriebe können sich alle wohlfühlen und zu einer wirklichen Betriebsgemeinschaft zusammenwachsen.

Eine sozial sich verantwortlich wissende Unternehmung kann nicht nur für ihre eigenen Interessen existieren, sondern die Interessen der *Allgemeinheit* sind auch die ihren. Sie ist ein Teil der nationalen und internationalen Gemeinschaft. Als solche hat sie eine Verantwortung, die weit über die Fabrikmauern hinausreicht. Aus diesem Grunde werden aus dem Gewinne des Betriebes nicht nur diejenigen bedacht, welche zum Erfolg produktiv beigetragen haben, sondern auch die Allgemeinheit außerhalb des Betriebes, die als Konsument und Rohstoffe und Kraft liefernde Volksgemeinschaft indirekt zu seinem Werden beigetragen hat, und weil gerechterweise in guten und schweren Zeiten die Lasten, den einzelnen Kräften entsprechend, von allen getragen werden müssen. In diesen Erkenntnissen drücken sich die Grundgesinnung eines lebendigen Christentums wie auch die Ideale der Quäker aus, welche zu fördern den Gründern des Unternehmens sehr am Herzen liegt.

Das Wesentliche daran ist darin zu sehen, daß es gelang, die Belegschaft des Unternehmens – die in keiner Weise eine andere ist, als wie sie sich in jedem weiteren Betriebe vorfindet – dazu zu erwecken, daß ein wesentlicher Teil des Gewinnes wie auch ein gewisser Teil der Freizeit des einzelnen zu Nachbarschafts- und Mitmenschendienst verwendet werden, also nicht wirtschaftlichen Zwecken zugutekommen, sondern

eingesetzt werden zur Förderung der Friedensarbeit, für die Wohlfahrt zurückgebliebener Völker und Gebiete, für bessere Beziehungen zwischen den Menschenrassen, für die Erziehung zur Brüderlichkeit und ihre Pflege usw. Dieses Aufbrechen der tätigen sozialen Verantwortung der Zusammenarbeitenden in einem Unternehmen unter den hier gegebenen Voraussetzungen ist eine bedeutende und wirklich zu beachtende Erscheinung. Um ihre Bedeutung zu ermessen, stelle man sich vor, daß alle kapitalbildenden Wirtschaftsbetriebe in dieser Weise verfahren würden und grundsätzlich einen Teil ihres Betriebsergebnisses aus Einsicht in die Notwendigkeit der Freiheit des Geisteslebens diesem zuwenden würden. Die revolutionäre und weltbedeutende Wirkung davon könnte die sein, daß das gesamte Erziehungs- und Wohlfahrtswesen vom Staate gelöst und in eine von der Staatspolitik unberührte Selbstverwaltung übergeführt werden könnte.

Der Ruf nach der Demokratisierung der Wirtschaft entspricht dem menschlichen Bedürfnis nach Mitbestimmungsrecht. Wie soll dieses sachlicher- und gerechterweise mit der Mitverantwortung in Einklang gebracht werden? Wie kann ein Betrieb zu einer demokratischen Schule der Zusammenarbeit und der Selbsthilfe der Gesellschaft umgestellt werden? Der Weg der Nationalisierung oder Sozialisierung scheint dieses Ziel nicht zu erreichen, weil er an der Krebskrankheit eines überzogenen Beamtenstabes nur allzu schnell zu leiden anfängt. Der Weg, die Betriebe in genossenschaftliche Unternehmungen umzuwandeln, scheint auch nicht weiterzuführen, solange diese rechnungsmäßig in kapitalistischem Sinn und Geist geführt werden. Noch schlimmer wäre es, die Eigentumslosen durch Aktienbeteiligung oder reine Gewinnbeteiligung noch mehr zu Kapitalisten zu verwandeln. Die heutigen Verhältnisse würden dadurch nicht geändert, sondern nur verschoben, und der wirtschaftlich Mächtigere behielte trotzdem die Oberhand.

Das Experiment der Scott Bader Commonwealth ist aber ein beachtenswerter Lösungsbeitrag zum Problem. Wenn sich die Wirtschaft nach den drei Punkten des Miteigentumsrechtes, des Rechtes an der Gewinnbeteiligung und der Hingabe eines Gewinnteiles an die Allgemeinheit revolutionierte, so würde sie eine praktische Schulung zur Demokratie und des Mitverantwortungsbewußtseins für gesellschaftliche und soziale Aufgaben. Es könnte in der Folge nicht ausbleiben, daß auch die politischen Fragen in diese Denk- und Lebensart hineingezogen würden. Wenn in politischen Dingen eine verantwortungsbewußt gewordene und praktisch tätige Demokratie jedes einzelne Glied der Volks- und Völkergemeinschaft in den Dienst der Wohlfahrt aller Völker stellte und für das praktische Wirksamwerden der Gerechtigkeit verpflichtete, dann wäre die Stunde gekommen, da in den staatlichen Auseinandersetzungen die egoistischen nationalen Machtpositionen zu erweichen begännen und der Krieg als das letzte Mittel kämpferischer

Auseinandersetzungen als unzeitgemäß allseits erkannt und überwunden würde.

Tatsächliche und wirkungsvolle Demokratisierung der Wirtschaft entmachtet das Mammutwesen des Staates durch das tätige Verantwortungsbewußtsein des einzelnen Bürgers, führt zur freien Erziehung und Wissenschaft, zur freien Wohlfahrtspflege, durchbricht die Klassenschranken und hilft dem heute pseudodemokratischen Schlagwort: Einer für alle, alle für einen, zur Verwirklichung zu kommen. Darum ist es für unsere Gesellschaft lebenswichtig, von solchen, wie auch dem vorstehend beschriebenen, Experimenten Kenntnis zu nehmen und ihre Erfahrungen zu ihrem Wohle auszuwerten.

Zuletzt bleibt mir noch übrig, Herrn Ernest Bader herzlich für seine mir zur Verfügung gestellte ausgiebige Dokumentation über sein Unternehmen und dessen Organisation herzlich zu danken, besonders auch für seine Erlaubnis, seinen Vortrag vor dem Forschungsinstitut für Sozial- und Verwaltungswissenschaft an der Universität Köln nach freiem Ermessen zu benutzen, ohne welche diese Darstellung noch weniger vermocht hätte, das Wesentliche des Experimentes einem weiteren Interessentenkreise bekanntzumachen. *Willi Kobe*

GESPRÄCH UND BESINNUNG

«Der Kampf um den Frieden»

Vorbemerkung der Redaktion: Es ist uns im Moment leider nicht möglich, zu diesem Thema und zu den Ausführungen von Dr. Bloch und GSH an dieser Stelle etwas zu sagen. Wir bitten unsere Leser, sich ihrerseits darüber klar zu werden, und machen sie darauf aufmerksam, daß im Juni-/Juliheft genügend über das Friedensproblem zu lesen ist.

Meine Aussetzungen zu diesem Artikel von Erich Bloch* gelten nicht der Gesinnung, die dem Artikel zugrunde liegt, sondern der fast unverständlichen Sprache und mangelhaften Form, in der er geschrieben ist. Ich will nur auf einige meines Erachtens *ganz falschen Formulierungen* hinweisen, deren Unrichtigkeit dem Autor selbst wohl nicht einmal bewußt geworden ist. Er greift da ins Blaue hinein nach Ausdrücken, von denen er sich selbst kaum Rechenschaft ablegen kann.

Wenn B. am Anfang versucht, den Begriff Friede zu definieren, so vergreift er sich fast bei jedem Wort, vielleicht meint er das Richtige, ist aber ganz ohnmächtig, dies klar und richtig auszudrücken.

* Vergleiche Maiheft 1955.

Selbstverständlich hat der Friede mit *Gott* und dem *Reiche Gottes* zu tun. Gott ist die Quelle des Frieden, und das Reich Gottes ist «Friede und Freude im Heiligen Geiste». Aber wenn man so etwas philosophisch definieren will, so sollte man sich doch an bewährte und maßgebende Vorbilder halten. Die berühmteste Definition ist bekanntlich jene von Augustinus: «Pax est tranquillitas ordinis.» «Der Friede ist die Ruhe der Ordnung», das heißt der Friede ist der natürliche Ausfluß der zur Tatsache gewordenen stabilisierten Ordnung. Oder mit anderen Worten: *Wo das Verhältnis des Menschen zu Gott und der Menschen untereinander geordnet ist, da ist Friede.* Anders und besser kann man die Sache nicht sagen. Der Friede ist also ein *Zustand*, nicht eine «Welt». Der Friede ist der Welt auch nicht «immanent», wie B. sagt, sondern er ist ein Zustand, der *geschaffen* werden muß, um den *schwer* gerungen werden muß, der *«gestiftet»* werden muß («Selig die Friede*stifter!*»). Es ist daher auch falsch, wenn B. sagt, der Friede sei nichts Geschaffenes, wie etwa die Natur oder der Mensch, sondern ein Zustand des Ewigen. Nachher sagt er selbst (sich widersprechend), der Mensch sei ein Instrument des Friedens. Auch das stimmt übrigens wieder nicht; er *sollte* es sein, ja, aber in Wirklichkeit ist «Wolf und Fuchs der Mensch dem Menschen». Der *unerlöste Mensch* ist der Haupt-Friedestörer!

Ganz falsch ist auch die Behauptung von B., der Friede werde nicht gebildet aus der Harmonie von Spannungsgegensätzen (aus den widersprechenden Kräften des Gegensätzlichen). Diese Synthese von Gegensätzen sei nicht die Vorbedingung seines Seins. Nun aber weiß jeder philosophisch geklärte Kopf, daß 1. ein *Unterschied ist zwischen Widerspruch und Gegensatz. Gegensätze* widersprechen sich nicht, sondern *ergänzen sich*, wenn sie auch *in Spannung zueinander* stehen. So beruht zum Beispiel der soziale, der politische und der konfessionelle Friede gerade in der *Synthese von solchen Spannungsgegensätzen*: In der Verbindung von Autorität und Freiheit, von links und rechts, von konservativ und fortschrittlich usw.

Ein ganz altes philosophisches Axiom sagt: Omnia duplicia, unum contra unum», das heißt «Alles Leben besteht aus Gegensätzen: das eine ist gegen das andere». Aber gerade das, meint B., seien keine Elemente, welche den Frieden begründen. Und doch ist sogar der *«Kampf* der Vater aller Dinge», selbst des Friedens. Dies will auch das paradoxe Sprichwort zum Ausdruck bringen: «Si vis pacem para bellum», «Wenn du den Frieden willst, rüste zum Kampf.» Dies Wort wird von pazifistischer Seite vielfach scharf bekämpft. Zu Recht und zu Unrecht. Zu Recht, insofern der Militarismus dies Wort dazu mißbraucht hat, um das ewige Wettrüsten zu begründen. Zu Unrecht aber, wenn man dies Axiom richtig versteht. Es will nämlich nur dies besagen: Der Friede ist nicht ein Produkt der menschlichen Trägheit. Ein fauler Friede, ein Friede der Faulheit, des «laisser faire» ist ein *falscher*

Friede. Der Friede ist vielmehr *das Produkt ständiger Wachheit, ständiger Auseinandersetzung und ständiger geistiger Kampfbereitschaft.* Nur dort, wo man sich in einer Familie, in einer Gemeinschaft vorzu mutig die Wahrheit sagt, wo man sich ständig über bestehende Differenzen auseinandersetzt miteinander, nur da werden Katastrophen, Streit und Spaltung vermieden, während sonst ein mit Dynamit geladener Zustand aufkommt, ein latenter Krieg, der früher oder später zur Explosion kommen muß.

B. schreibt zuweilen gerade das Gegenteil von dem, was er eigentlich sagen wollte. So schreibt er zum Beispiel: *Zweifel*, daß der Krieg Lösungen bringe, seien zu beseitigen! Als Pazifist will er doch wohl das Gegenteil sagen: den *Glauben*, daß der Krieg Konflikte löse, sollen wir bekämpfen. *GSH.*

Zum «Angriff auf den Amerika-Mythos»

In Nr. 5 der «Neuen Wege» wird das Buch von L. L. Matthias «Die Entdeckung Amerikas Anno 1953 oder das geordnete Chaos» besprochen.

Zu den Folgerungen, die H. Kramer dort zieht, ist einiges zu sagen, da sie dem Kenner amerikanischer Verhältnisse fraglos einen recht tendenziösen Eindruck erwecken. Wenn von einem Mythos gesprochen wird, mag dies auf Rußland zutreffen, da sich jenes Land seit Jahren mit einem Eisernen Vorhang hermetisch abriegelt, welcher Umstand zweifellos einer Mythusbildung Vorschub leistet. Im Gegensatz hiezu sind die Vereinigten Staaten in puncto Freiheit der Meinungsäußerung und der Freizügigkeit das vorbildlichste Land der Welt. So wurde die Gesinnungsschnüffelei eines McCarthy in gesunder politischer Reaktion vom Senat zurückgebunden.

Die Schlagworte «reine Erwerbsgesellschaft» oder «ranglose Klassengesellschaft», im Gegensatz zu europäischen Verhältnissen, wirken eindruckslos, da die mittelalterliche sogenannte Rangordnung einem selbstherrlichen Feudalsystem entsprang, das den alten Kontinent dauernd mit blutigen Fehden und Revolutionen überzog. Diese geschichtlichen Tatsachen sind weder anzufeinden noch totzuschweigen. Während sich in Europa die Stände und Ränge wegen ihrer Hab- und Machtgier zerfleischten, entfaltete sich in den USA in großzügigster Weise der freie Wettbewerb, der nicht nur den Erwerbsgesellschaften, sondern auch ihren Mitarbeitern jede Möglichkeit des freien Aufstiegs gewährleistete und auch heute gewährleistet. Gerade die Erfolge und die Bedeutung der amerikanischen Gewerkschaften beweisen, daß die Arbeiterschaft vollumfänglich in ihrer wirtschaftlichen und politischen Bedeutung gewürdigt wird, ohne daß sie einer hohlen Phrase, wie «Klassenbewußtsein», zu verfallen braucht. Gerade der brutale Klassenkampf der Extremen hat Europa an den Rand des Abgrundes ge-

bracht und die Satellitenstaaten der Diktatur des Proletariates ausgeliefert.

Wo viel Licht ist, da ist auch viel Schatten. Es versteht sich von selbst, daß ein Kontinent mit einer so heterogenen Zusammensetzung der Bevölkerung wie in Nordamerika manche Probleme zu meistern hat, die andern Erdteilen fremd bleiben müssen. Betrachtet man in aller Objektivität das Schicksal der amerikanischen Neger, dann verlangt die Ehrlichkeit die Feststellung, daß diese von den Abkömmlingen eingewanderter Europäer versklavt wurden und daß es immer noch deren Nachfahren im Süden sind, die sie diskriminieren. Es waren aber die amerikanisierten freiheitlichen Elemente, die ihr Leben und ihre Existenz für jene armen, unterdrückten Menschen schwarzer Farbe in die Schanze schlugen und sie befreiten. Der Name eines Abraham Lincoln steht für die Ethik einer großen Nation.

Wenn Matthias Amerika bedauert, daß es keinen Adelsstand kenne und ihm die militärischen Tugenden, mangels jenes «Vorbildes», abspricht, dann kann man seine Schlußfolgerungen mit dem besten Willen nicht mehr ernst nehmen. Gerade diese Mentalität war der Urgrund von Deutschlands Überfallkriegen von 1870, 1914 und 1939 und das Sprungbrett für Hitler. Ohne die glänzenden militärischen Tugenden und Erfolge der USA wäre heute die ganze Menschheit nazistisch oder kommunistisch versklavt. Auch halfen die Vereinigten Staaten, dem christlichen Ideal entsprechend, einer verarmten und verelendeten Welt, ja selbst ihren unterlegenen Todfeinden großmütig und weitsichtig auf die Beine. Wer dies nicht anerkennt, ist undankbar oder schlechten Glaubens. Sucht Matthias den Hort aller wahren Freiheit in Europa, dann findet er sie bei dessen Großmächten nicht einmal mit der Lupe. Das Pseudochristentum des alten Kontinents wurde leider nur allzu oft unter Beweis gestellt. Der Hakenkreuzzug Hitlers war die letzte grausige Erfahrung.

Der Vorwurf, Unternehmer und Arbeiter bereichern sich gemeinschaftlich auf Kosten der Konsumenten, steht im Widerspruch mit dem Beispiel und der Tatsache, daß das Leistungsprinzip unserer Migros eine getreue Kopie der amerikanischen Safeway-Organisation ist, welche ebenso die Konsumenteninteressen wahrt.

Die Krokodilstränen, die Matthias über den Mangel einer Rechtsordnung in den USA im europäischen Sinne vergießt, sind symptomatisch für dessen tendenziöse Argumentation. Es sei hier nur daran erinnert, daß die Grundlage unserer Rechtsprechung, die eidgenössische Bundesverfassung, sich weitgehend an die amerikanische Constitution anlehnt.

Die Krankenversicherungen sind in den Vereinigten Staaten glänzend ausgebaut, die «old age pension» funktionierte lange vor unserer AHV und ist den Lebensbedingungen angepaßt. In Sachen religiöser Bekenntnisse gibt es kein freiheitlicheres Land als das kritisierte. Das

Frauenstimmrecht ist längst realisiert und wird auch mit staatsbürgerlichem, großem Interesse aktiv und passiv gehandhabt.

Wenn man den USA Weltherrschaftspläne unterschiebt, so ist dies im Gegensatz zum militanten Kommunismus ein rein politischer Slogan. In der UNO ist der Gedanke internationaler Solidarität und Koordination bereits verwirklicht und wird von Amerika machtvoll gefördert.

Nach dem Gesagten erübrigt es sich, auf Details einzutreten.

Milton Weil

Replik auf die Erwiderung des Herrn Milton Weil

Herr Milton Weil hat es für erforderlich gehalten, sich mit dem hervorragenden und sachlichen Referat zu beschäftigen, das Herr Dr. Hugo Kramer über mein Amerika-Buch in dieser Zeitschrift gegeben hat.

Es ist schwer, sich mit den Ausführungen des Herrn Weil auseinanderzusetzen, da er Behauptungen aufstellt, die ich niemals gemacht habe, oder solche wiederholt, die von mir auf Grund eines reichhaltigen und ausschließlich amerikanischen Materials widerlegt worden sind.

Beispiel. – In meinem Buch befinden sich dreißig Seiten über die religiöse Frage in Amerika, bei denen ich mich auf die Forschungen der angesehensten amerikanischen Theologen stütze, wie zum Beispiel des Dekans der theologischen Fakultät von Harvard, des berühmtesten Theologen des Theologischen Seminars von Neuyork. usw. Herr Weil nimmt von diesem gesamten Material nicht nur keine Kenntnis, sondern behauptet mit einer Kühnheit, die er durch keine Literatur rechtfertigen kann, daß Amerika, ganz im Gegensatz zu den Feststellungen dieser großen Gelehrten, ein allerchristliches Land sei und daß es in Europa nur noch ein «Pseudo-Christentum» gäbe. Die Beweise schenkt er sich. Er begnügt sich damit, Behauptungen aufzustellen, und versucht, beim Leser den Glauben zu erwecken, daß er sich in der religiösen Welt Amerikas besser auskenne als die berühmtesten amerikanischen Religionswissenschafter.

Herr Milton Weil kennt sich auch in der amerikanischen Geschichte besser aus als die amerikanischen Historiker. Ich kenne keinen amerikanischen Gelehrten dieser Fakultät, der von seinen Kollegen ernst genommen würde und zu behaupten wagte, daß der amerikanische Sezessionskrieg für die Befreiung der Neger geführt worden sei. Der von Herrn Weil zitierte Abraham Lincoln hat noch 1861 erklärt, daß ihm die Negerfrage gleichgültig sei, da er nur die Aufgabe habe, die Union zu retten. Selbst ein amerikanischer Journalist zweiten Ranges würde es heute nicht mehr wagen, jene hundertmal wiederlegten Behauptungen aufzutischen, die Herr Weil den Lesern dieser Zeitschrift zu präsentieren wagt.

Mit gleicher Unverfrorenheit tritt Herr Weil an die Frage der ame-

rikanischen Rechtsprechung heran. Auch auf diesem Gebiet ist Herr Weil, der sich ganz offenbar niemals mit diesen Fragen wissenschaftlich beschäftigt hat, besser informiert als die von mir zitierten und weltbekannten Juristen der Universitäten von Harvard und Columbia.

Herr Weil schließt seine Erwiderung mit den Worten, daß es sich «nach dem Gesagten erübrigt, auf Details einzugehen». Aber man darf vielleicht fragen: was *hat* Herr Weil gesagt? Er hat nichts anderes getan als die Slogans der amerikanischen Propaganda zu wiederholen, die wir nun seit zehn Jahren über uns ergehen lassen müssen.

Hätte er sich mit den Details beschäftigt, so wäre es ihm vielleicht aufgefallen, daß ich auf Grund meiner Soziologie der Vereinigten Staaten imstande gewesen bin, bereits vor mehreren Jahren die erschreckenden Ereignisse dieser Tage vorauszusagen. Herr Weil hätte sowohl in der deutschen wie in der um neues Material bereicherten französischen Ausgabe die Unterlagen dafür finden können, daß der Glaube an die militärische und technische Überlegenheit Amerikas auf falschen Voraussetzungen beruht, deren man sich mit hoher Wahrscheinlichkeit in kurzem bewußt werden wird. Diese Voraussage, auf Grund einer rein soziologischen Analyse der amerikanischen Macht, ist eingetroffen. Es gibt keinen amerikanischen Generalstäbler mehr, der nicht heute zugeben müßte und tatsächlich ungezählte Male zugegeben hat, daß Rußland imstande war, die technisch-militärischen Errungenschaften Amerikas zu erreichen und sogar zum Teil zu übertreffen.

Die wenigen Beispiele, die ich hier gegeben habe, werden genügen, um die Methoden zu charakterisieren, die Herr Weil für seine Erwiderung benützt hat. Es erübrigt sich nach dieser Feststellung, auf den arroganten Ton einzugehen, mit dem ein Amerikaner in vollkommen unsachlicher Weise über die europäische Zivilisation spricht, deren Grundlagen er ganz offenbar nicht begriffen hat.

Prof. Dr. L. L. Matthias

Bemerkungen der Redaktion: Auf das von Hugo Kramer unter dem Titel «Angriff auf den Amerika-Mythos» im Maiheft der «Neuen Wege» besprochene Buch von L. L. Matthias «Die Entdeckung Amerikas Anno 1953 oder Das geordnete Chaos» bekamen wir die Erwiderung von Herrn Milton Weil und die Replik von Prof. Matthias, die wir unseren Lesern zur Kenntnis bringen, wenn wir uns auch ein Gespräch oder eine Entgegnung in einem andern Geiste geführt denken. Herrn Milton Weils Erwiderung entwertet sich übrigens nach unserer Meinung dadurch, daß er das Buch selber nicht kennt.

Wir haben das zur Diskussion stehende Buch selbst gründlich gelesen und finden es als zum Wahrheitsdienst gehörend, mit fundierter Kenntnis und auf Grund von Belegen und Quellenmaterial – übrigens rein amerikanischen Ursprungs – die amerikanische Welt aufzuzeigen

und manche aufschlußreiche Zusammenhänge, Überlegungen und Einsichten objektiv darzustellen. Hier sehen wir die Tendenz des Buches. Es leistet uns für die Erkenntnis der treibenden Grundkräfte Amerikas insofern einen wirklichen Dienst, als wir davor behütet werden, die amerikanischen «Ideale» allzu direkt mit der amerikanischen Wirklichkeit zusammen zu schauen. Prof. Matthias zeigt im Gegenteil sehr deutlich – und die Geschichte und unsere Gegenwart bestätigen es weithin –, daß die Kluft zwischen Ideal und Wirklichkeit in wenigen Ländern so tief ist wie in Amerika. Anstelle der echten Macht der Ideale kommt es so immer wieder in entscheidenden Augenblicken der Geschichte der amerikanischen Beziehungen zur übrigen Welt zu einer *Führung* der amerikanischen Geschäfts-, Macht- und Gewalttendenzen, die für wirkliche Lösungen der Weltprobleme sich auf die Dauer als unfähig erweisen, so wie es unter anderem die zehn Jahre Kalter Krieg nach dem Tode Roosevelts (der auf seine Weise das echte Ideal zu vertreten suchte) zeigen. Die jüngsten Ereignisse haben den Fehlschlag dieser Politik aufs deutlichste erwiesen.

Es bleiben uns einige Fragen, darunter diese: ob der von dem ursprünglichen Puritanertum und Quäkertum, überhaupt von den christlichen Impulsen getragene Einfluß in Amerika nicht stärker, tiefer und nachhaltiger war, als es der Verfasser des Buches darstellt. Auf dieser Linie würde sich dann doch wohl auch eine Hoffnung und Verheißung für Amerika öffnen, dessen tragischer Bruch zwischen Idee und Wirklichkeit nicht das letzte Wort sein müßte. Hier mündet das amerikanische Problem mit seiner spezifischen Art in das Problem einer Erneuerung der Völkerwelt überhaupt ein. Echte Freunde des amerikanischen Volkes (wie übrigens aller andern Völker auch) werden ihr Denken und Sinnen darauf richten, durch Wahrheitsdienst hinzuweisen auf die Verantwortung für die tatsächliche Verwirklichung der menschlichen Ideale. Von einem Amerika, das seine Kräfte und Energien, von neuem und verantwortungsvollem Geist getrieben, in dieser Beziehung entfaltete, möchten wir Verheißungsvolles erhoffen.

WELTRUNDSCHAU

Ende des Kalten Krieges! Das große Ereignis der Berichtszeit war natürlich die *Genfer Konferenz* der vier Staatsoberhäupter. Das Weltecho auf ihre Beschlüsse war zunächst fast überwältigend freundlich, zum Teil sogar begeistert; inzwischen ist freilich ein gewisser Rückschlag eingetreten, und es wird mit auffälliger Beflissenheit vor allen «Illusionen» gewarnt, die sich an

Genf heften könnten. Es ist daher angezeigt, sich vor allen Dingen zu fragen: Was ist eigentlich in Genf geschehen?

Um es kurz zu sagen: Dies ist geschehen, daß bei der obersten Staatsführung der «vier Großen» – Vereinigte Staaten, Großbritannien, Frankreich, Sowjetunion – endlich die Einsicht durchgedrungen ist: *Krieg und Kriegsdrohung* als Mittel der Politik *scheiden* in Zukunft im Hinblick auf die neuen Massenvernichtungswaffen *völlig aus*; infolgedessen ist gutwillige *Verständigung* über die trennenden Streitfragen – also «Koexistenz» – die einzige verbleibende Möglichkeit, sollen nicht in einem dritten Weltkrieg Ost und West und Mitte gemeinsam untergehen.

Wie zu erwarten war, stritt man sich zwar auch in Genf zunächst über die bekannten Differenzpunkte des langen und breiten herum, vor allem über die Deutschland-, die Sicherheits- und die Abrüstungsfrage. Die Westmächte verlangten wiederum die glatte Zustimmung der Sowjetunion zu gesamtdeutschen Wahlen in der Überzeugung, daß daraus die Annexion Ostdeutschlands durch die Bonner Republik und der Anschluß eines geeinigten Deutschlands an den westlichen Militärblock hervorgehen werde. Die Russen ihrerseits wiederholten, sie seien zur Ermöglichung eines geeinten Deutschlands sofort bereit, wenn sie nur die Sicherheit hätten, daß ein aufgerüstetes Gesamtdeutschland nicht die Westmächte in ein Gewaltabenteuer hineinziehen werde, dessen Ziel die Niederreißung der Oder–Neiße-Grenze, die Zurückgewinnung der an Polen, die Sowjetunion und die Tschechoslowakei verlorenen deutschen Provinzen und überhaupt der Umsturz der ganzen gegenwärtigen Machtverhältnisse in Osteuropa wäre. Ihre Losung war darum: Zuerst kollektive Sicherheit, dann (oder gleichzeitig) Einigung Deutschlands und Abrüstung.

Es war klar, daß auf dieser Grundlage nicht ersprießlich weiterdiskutiert werden konnte, weder im Kreise der Außenminister, die beauftragt waren, Richtlinien für spätere Verhandlungen aufzustellen, noch unter den Staatschefs selber. Da entschloß sich Präsident Eisenhower – wie man hintendrein aus dem Munde des französischen Ministerpräsidenten Faure vernahm – zu einem Entgegenkommen, das die Konferenz vor dem Versagen rettete. Nachdem er die ihm vom amerikanischen Senat ausdrücklich mitgegebene Forderung, die Sowjetunion müsse «ihre Satelliten freigeben», sang- und klanglos hatte fallen lassen, und nachdem er bereits vorgeschlagen hatte, Amerika und die Sowjetunion sollten beide ihren Luftraum zur Photographierung der gegenseitigen Rüstungsanlagen öffnen (eine Idee, die in Amerika selbst von ernster Seite als bloße Propaganda bezeichnet wurde), ging er einen Schritt weiter und setzte eine Formulierung des Schlußcommuniqués der Konferenz durch, die unverkennbar die Sicherheitsfrage, im sowjetischen Sinn, in den Vordergrund und die deutsche Frage in den Rahmen eines allgemeinen Sicherheitsabkommens hinein-

stellte. Das machte den Weg für eine grundsätzliche Einigung der vier Staatschefs und für den Auftrag an die Außenminister frei, für den Oktober eine neue Konferenz zur Lösung der Sachfragen gemäß den in Genf gezogenen Linien vorzubereiten.

Die Weltmeinung hatte vollkommen recht, wenn sie dieses Ergebnis als einen fast kaum mehr erhofften Fortschritt, ja als den *Anfang vom Ende des Kalten Krieges* empfand. Und man wird es uns nicht verdenken, wenn wir – die Gegner jeglicher Gewaltlösung für den West-Ost-Konflikt – darüber keine geringe Genugtuung empfinden. Jahre- und jahrelang hat ein kleines Häuflein von Menschen in allen Ländern des Westens, allen Anfeindungen und Verketzerungen zum Trotz, daran festgehalten, daß es selbstmörderischer Widersinn sei, den Kommunismus durch Gewalt und Gewaltdrohung, durch immer höhere Kriegsrüstungen und immer umfassendere Militärbündnisse unschädlich zu machen. Wir haben insbesondere immer wieder festgestellt, daß die Herstellung der Atom- und der Wasserstoffbombe auch durch die Russen die berühmte «Politik der Stärke» – den Versuch, durch Einschüchterung die Sowjetunion zur Kapitulation zu zwingen – ein für allemal zum Scheitern verurteilt habe. Vielleicht darf ich doch daran erinnern, was ich selbst schon im Oktober 1949 in den «Neuen Wegen» (Seite 442 f.) geschrieben habe, nachdem bekannt geworden war, daß nun auch die Russen die Atombombe haben:

> «Die auf den amerikanischen Alleinbesitz der Atombombe begründete Politik, die von der Sowjetunion die Unterwerfung unter die Bedingungen des ‚amerikanischen Friedens' erpressen wollte, ist gescheitert ... Es hätte zwar schon bisher einleuchten sollen, daß ein präventiver Atombombenangriff auf Rußland nur die außerhalb der Sowjetgrenzen stehenden russischen Armeen antreiben müßte, sich nach Westen hin in Bewegung zu setzen und damit den zu verhindernden Krieg erst recht auszulösen. Aber das scheint keineswegs allen westlichen Strategen und Staatsmännern klar gewesen zu sein. Jetzt *muß* man es zur Kenntnis nehmen, daß sich die Russen nichts abzwingen lassen ... Wollen die beiden feindlichen Mächtegruppen den darin (in einem dennoch fortgesetzten Wettrüsten) liegenden tödlichen Gefahren ausweichen, dann bleibt ihnen eben nur der Weg der *Verständigung* über die hauptsächlichen zwischen ihnen stehenden Streitpunkte übrig.»

Es hat noch fast sechs Jahre gebraucht, bis diese Erkenntnis auch an der Spitze der Staatsführungen durchgedrungen ist. Aber wir wollen uns freuen, daß sie eben doch durchgedrungen ist und die Möglichkeit geschaffen hat, dem Kalten Krieg ein Ende zu machen, also auch einen neuen «Heißen» Krieg zu vermeiden. Es ist ein weltgeschichtlicher Durchbruch, der sich hier anbahnt, und alle guten Geister müssen jetzt zusammenwirken, um aus der nun ganz real gegebenen Möglichkeit eine endgültige Wirklichkeit zu machen.

Konsequenzen ziehen! Denn darauf kommt ja nun alles an, daß der Anlauf von Genf nicht wieder im Sand stecken bleibt, oder besser gesagt: daß die feindlichen Mächte,

die sich überall aufs neue erheben, nicht doch noch das so verheißungsvoll begonnene Werk zerstören und die Menschheit in unvorstellbares Grauen stürzen können. Bereits wird ja – wie oben angedeutet – im Westen allerorten vor der «Illusion» gewarnt, der Gegensatz zwischen den beiden Machtlagern könne friedlich überbrückt werden, und zu unentwegtem Festhalten an dem «bewährten» Kurs des Weiterrüstens gegen den tückischen Osten gemahnt, der nur scheinbar, um den Westen einzuschläfern, von Frieden und Sicherheit rede. Bezeichnenderweise stimmt man auch in der Schweiz in diese Melodie ein; man darf nur die «Neue Zürcher Zeitung» lesen, die schon das Ergebnis von Genf höchst sauersüß kommentiert hat und jetzt im alten antikommunistischen Hetzstil fröhlich weiterfährt, und man muß auch festhalten, daß der Präsident der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz, Bringolf, an einer Konferenz der sozialdemokratischen Internationale in London gesagt hat, Koexistenz könne es vielleicht mit den Oststaaten als solchen, niemals aber mit den kommunistischen Parteien geben (die doch die Oststaaten regieren!).

Kurz, man ist offenbar weitherum noch nicht bereit, die unausweichlichen Konsequenzen aus der Sinnlosigkeit von Krieg und Kriegsrüstungen zu ziehen. Man will seinen Kommunistenkomplex nach wie vor ungehemmt abreagieren. Man will seine gegenstandslos gewordenen Kriegsrüstungen immer noch nicht einstellen. Man betrügt sich immer noch mit der Hoffnung (die die *wirkliche* Illusion ist, vor der nicht eindringlich genug gewarnt werden kann), die Russen würden schließlich, zum Teil unter dem Druck innerer Schwierigkeiten, vor der militärischen und wirtschaftlichen Überlegenheit des Westens doch zurückweichen und alles zugestehen, was die «freie Welt» von ihnen fordert.

Das gilt nicht zuletzt von der Haltung der *westdeutschen* Staatsmänner und Parteien. Die ganze bisherige Politik Adenauers und seines Kreises beruht ja auf der Spekulation, daß sich die Russen zur Räumung Ostdeutschlands, ja zur Preisgabe Polens, der Tschechoslowakei usw. entschließen würden, wenn nur Westdeutschland unbeirrt aufrüste und zusammen mit dem Westblock recht kräftig auf die Sowjets und ihre Verbündeten drücke. Diese Spekulation ist in Genf rettungslos zusammengebrochen. Eisenhower, der sichtlich seine Entschlußfreiheit in einem beträchtlichen Maße zurückgewonnen und Dulles wie dessen Hintermänner in den zweiten Rang verwiesen hat, sieht ganz klar, daß für die Russen die Sicherheitsfrage allem anderen vorgeht und über Deutschland mit ihnen zu keiner Einigung zu kommen ist, solange die «Politik der Stärke» im Westen fortgesetzt wird. Und die Russen haben ihrerseits auf ihrer Heimreise in Ostberlin ganz deutlich zu verstehen gegeben, daß sie nicht den mindesten Grund haben, Ostdeutschland zu opfern, um mit den Amerikanern ins reine zu kommen; sie haben Zeit zu warten, bis ihr Sicherheitsanliegen be-

friedigt ist, und scheinen gewiß, daß sie mindestens bei Eisenhower Verständnis finden. Damit fällt aber die ganze Grundlage von Adenauers Außenpolitik in sich zusammen. In Bonn (oder Mürren, wo Adenauer zurzeit sein Hauptquartier hat) macht man zwar gute Miene zum bösen Spiel, aber alle Zeichen deuten darauf hin, daß man über die Wendung der Dinge bestürzt ist und der neuen Lage ziemlich ratlos gegenübersteht, so wenig es Herrn Adenauer im übrigen auch mit der Einigung Deutschlands pressiert.

Ratlos? Das ist vielleicht doch zu viel gesagt. Denn die *Gegenoffensive* der «ewig Gestrigen» hat ja in Westdeutschland schon begonnen. Und in den Vereinigten Staaten wird sie nicht lange auf sich warten lassen. Die Vertreter eines «aktiven Kurses» gegenüber den kommunistischen Ländern haben durchaus noch nicht abgerüstet, und man muß sich darauf gefaßt machen, daß sie alles ins Werk setzen werden, um den «schlappen» Eisenhower wieder in Form zu bringen. Hier liegt die große Gefahr der Stunde. Dennoch: *es ist eine wohl entscheidende Stunde.* Jetzt gilt es, die Wahrheit, daß der Krieg sich selber unmöglich gemacht hat, unauslöschlich stark und tief dem Bewußtsein der Völker einzuprägen und ihnen die Konsequenzen, die sich daraus ergeben, mit voller Klarheit aufzuzeigen. Was eine kleine, scheinbar einflußlose Minderheit immer und immer wieder vertreten hat, muß jetzt zum Gemeingut der großen Mehrheit aller Völker werden, die ja – wie es mindestens in Westdeutschland der Fall war – nach dem Zweiten Weltkrieg bereits zur Erkenntnis ihrer wirklichen Lage erwacht schienen, sich aber durch eine raffinierte Propaganda, die an all die unheilvollen alten Instinkte appellierte, wieder vom guten Weg abbringen und in Gleichgültigkeit und Verblendung hineinführen ließen.

Eine besonders große Verantwortung liegt dabei auf den Sozialisten Westeuropas, die im besten Fall eine unsichere, widerspruchsvolle Haltung einnehmen, vielfach aber – mit ihrem sturen Antikommunismus – zu eigentlichen Stützen der «Politik der Stärke» geworden sind. Werden sie jetzt einsehen, daß es mit dieser Politik ein für allemal vorbei ist und ein neuer Weg eingeschlagen werden muß – ein Weg, der für Menschen, die dem Sozialismus Treue bewahrt haben, von Anfang an klar vorgezeichnet war? Sehen sie es nicht ein, dann haben sie die letzte Chance verloren, aus Helfershelfern des Kalten Krieges, also Schrittmachern des «Heißen» Krieges, die sie jetzt sind, wieder die Vorkämpfer des Friedens zu werden, die sie einst waren. Dann muß eben die Sammlung der Völker für den entscheidenden Friedenskampf auf anderem Boden erfolgen, so wie es neuerdings der große Kongreß von Helsinki versuchte, an dem sich Kommunisten und Pazifisten aller Richtungen ebenso duldsam wie freimütig aussprachen, einig in dem Willen, den selbstmörderischen Charakter eines neuen Krieges den Völkern völlig klar zu machen und die herrschenden Klassen zu zwingen, die Konsequenz aus dieser Tatsache zu ziehen: militärische Ab-

rüstung, Schaffung einer Ordnung kollektiver Sicherheit und friedliches Zusammenleben aller Staaten, unbeschadet der Gegensätzlichkeit ihrer Wirtschafts- und Regierungsformen.

China lebt gesünder Ich habe im letzten Heft begonnen, das neue China zu beschreiben, wie es sich mir während eines vierwöchigen Aufenthaltes in der Volksrepublik darstellte; darf ich damit jetzt zu Ende kommen? Es bleibt mir vor allem übrig, die Leistungen des Regimes auf dem Gebiete der Volksgesundheit, der Volksbildung und der Frauenbefreiung zu würdigen.

Daß sich in der Fürsorge für die *Volksgesundheit* eine große Wandlung vollzieht, ist fast mit Händen zu greifen. Unter dem alten Regime gab es eigentlich so etwas wie öffentliche Gesundheitspflege gar nicht. Daß China damals unter den Ländern der Erde mit die höchste Sterbeziffer und die kürzeste Lebensdauer hatte, wurde schon erwähnt. Hinzugefügt sei, daß es im ganzen großen Reich kaum 20 000 Ärzte gab – einen auf 30 000 Einwohner – und daß die Masse des armen Volkes ärztlicher Betreuung so gut wie vollständig entbehrte, besonders auf dem Land. Jetzt verlassen alle fünf oder sechs Jahre rund 30 000 ausgebildete Ärzte die 33 medizinischen Hochschulen, die neuerdings bestehen. Gleichzeitig wird ein zahlreiches ärztliches Hilfspersonal – Krankenpfleger und -pflegerinnen, Hebammen usw. – ausgebildet. Fast jeder Bezirk hat heute seine ärztliche Station, abgesehen von den vielen einfacheren Sanitätsposten, die über das ganze Land hin verstreut sind. Staatliche Krankenhäuser zählt man über 800 (neben den von den Gewerkschaften betriebenen Spitälern und Sanatorien) mit viermal soviel Betten als vor der Befreiung.

Besonders großzügig wird die Aufklärung des Volkes über Gesundheitspflege und Krankheitsverhütung betrieben. Jedes Jahr wird ein gut vorbereiteter Gesundheitsfeldzug geführt, an dem sich alle Schichten mit riesigem Eifer beteiligen. Aber auch sonst wird größter Wert auf sachgemäße Belehrung über Körperpflege, Reinlichkeit und Gesundheitsschutz gelegt, nicht zu reden von der planmäßigen Förderung des Sports, der sich denn auch im neuen China der größten Volkstümlichkeit erfreut. Und die Erfolge dieser alles erfassenden Fürsorge für die Volksgesundheit sind wirklich zum Erstaunen rasch sichtbar geworden. Eine Reihe früher unausrottbar gewesener Krankheiten ist fast vollständig verschwunden, so Malaria, Cholera, Pest, in den Städten auch Pocken und Ruhr. Geschlechtskrankheiten kennt man nicht mehr; «diese Seuche», so sagte uns im Pekinger Gesundheitsministerium ein Arzt, «ist aus unserem Lande vertrieben worden und wird nie wiederkehren.» Auch die Tuberkulose ist merklich zurückgegangen, besonders dank der Verbesserung der Ernährung und des Wohnens. Der Opiumgenuß, dieses dem chinesischen Volk von den Engländern in zwei Kriegen aufgezwungene Laster, gehört der Ver-

gangenheit an; Produktion von Opium wie Handel damit sind streng verboten. Der Alkoholismus ist nach meinen Beobachtungen bei weitem nicht so verbreitet wie in Europa, zumal das eigentliche Volksgetränk ja der Tee ist, der in unglaublichen Mengen und bei jeder nur denkbaren Gelegenheit von früh bis spät geschlürft wird.

Im Abschnitt über die Sozialfürsorge habe ich bereits erwähnt, wie sehr sich das neue Regime der Gesundheit von Frauen und Kindern annimmt. Die Fortschritte gegenüber dem früheren Zustand sind auch hier augenfällig. Noch 1949 starben sieben Prozent der gebärenden Frauen im Wochenbett; schon im Jahr darauf war es nur mehr ein halbes Prozent. Säuglinge (bis zu einem Jahr) starben 1949 in Peking nach den Angaben einer Ärztin 110 auf tausend, 1954 nur 46. Und die Leiterin einer Primarschule in einem sehr proletarischen Quartier Pekings versicherte mir, daß die früher bei den Kindern so verbreitet gewesene ägyptische Augenkrankheit (Trachom) heute so gut wie verschwunden sei, wie auch der allgemeine Gesundheitszustand der Schüler dank der reichlicheren und weniger einseitigen Ernährung sich wesentlich gehoben habe.

So wächst im befreiten China ein gesünderes Geschlecht heran, dessen Lebensfreude man ihm vom Gesicht ablesen kann und das vom Hungerelend der alten Zeit schon in wenigen Jahren nichts mehr wissen wird.

Die neue Volksbildung Mit der Volksbildung war es unter dem alten Regime ähnlich schlecht bestellt wie mit der Volksgesundheit. 95 Prozent der Bevölkerung Chinas konnten weder lesen noch schreiben. Die Masse der Bauern und Arbeiter wurde – sei es aus Nachlässigkeit, sei es aus Absicht – in möglichster Unwissenheit belassen; die so reichen Bildungs- und Kulturschätze des alten Chinas waren Alleinbesitz einer feudal-bürokratischen Oberklasse. Das neue Regime erkannte es als eine seiner vordringlichsten Aufgaben, dieses Bildungsmonopol zu brechen. Und schon heute kann man sagen, daß der Analphabetismus in raschem Aussterben begriffen ist; in wenigen Jahren wird man überhaupt nurmehr verhältnismäßig wenige ältere Leute finden können, die nicht mindestens lesen können. Das Volk drängt sich geradezu in die Kurse und Schulen, die die Elementarkenntnisse vermitteln. Die Erwachsenen besuchen besondere Lehrgänge – die Arbeiter am Feierabend, die Landbevölkerung im Winter –, die Jugend geht in die Schulen, vor allem natürlich in die Primarschulen. Noch besteht keine allgemeine Schulpflicht, wohl aber ein *Recht* auf Schulung, das in dem Maße ausgeübt werden kann, in dem Lehrkräfte und Unterrichtsräume zur Verfügung stehen. Und bis ins letzte Dorf hinaus wird von diesem Rechte Gebrauch gemacht.

Ich sah mir eine kleine Dorfschule in der Mandschurei an, die früher nur von den Kindern der wohlhabenden Bauern besucht werden

konnte, die aber heute allen 300 Kindern des Örtchens offen steht. Und eine Schule in Peking, die ich inspizierte, in der vor der Befreiung nur 200 Schüler von fünf Privatlehrkräften unterrichtet wurden, zählt heute 600 Schüler mit 15 von der Gemeinde angestellten Lehrern und Lehrerinnen. Im ganzen gehen jetzt 55 Millionen Kinder in die Primarschule, die niedere und die gehobene (die etwa unserer Sekundarschule entspricht), 135 Prozent mehr als in den besten Zeiten des alten Regimes. Die Mittelschulen, die bis zur Hochschulreife führen, haben 3,5 Millionen Schüler, 160 Prozent mehr als früher; weitaus die meisten davon besuchen die technischen Anstalten. Die höheren Lehranstalten, deren Aufgabe vornehmlich in der Heranbildung des Personals für die wichtigeren Posten im Wirtschafts- und Kulturleben Chinas besteht, zählen gegenwärtig rund 256 000 Studenten, etwa 70 Prozent mehr als vor 1949; in zwei Jahren schon hofft man ihre Zahl auf über 400 000 gebracht zu haben. Fortwährend werden namentlich neue Hochschulen eröffnet; zurzeit gibt es in China 40 technische Hochschulen, 14 Universitäten mit geistes- und naturwissenschaftlichen Fakultäten, 25 landwirtschaftliche Hochschulen, drei forstwissenschaftliche, fünf volkswirtschaftliche, vier Rechts- und 33 Medizinhochschulen. Dazu kommen sechs Sporthochschulen, 14 Kunst- und Musikhochschulen, 37 Lehramtshochschulen, acht Hochschulen für Fremdsprachen usf.

Der Staat scheut keine Mittel, um die Volksbildung im weitesten Sinne zu fördern. Der Besuch der Schulanstalten aller Stufen ist – mit geringfügigen Ausnahmen – kostenfrei, namentlich auch das Hochschulstudium, das jedem begabten Studenten beiderlei Geschlechts durch Gewährung eines Vollstipendiums (Unterhalt, Lehrmittel usw.) ermöglicht wird. Im laufenden Jahr sind es zwar erst 29 Prozent aller Hochschulstudenten, die aus der Bauern- und Arbeiterschaft kommen, aber in dem Maß, als die vorbereitenden Schulstufen von Kindern aus diesen Volksschichten besucht werden – und das ist eben erst seit wenigen Jahren der Fall –, wird sich diese Zahl entscheidend erhöhen. Besondere Anstrengungen macht der Staat, um den noch immer sehr großen Mangel an Lehrkräften zu beheben; die steigende Hochachtung, die der Lehrerberuf jetzt genießt – sehr im Gegensatz zu früher –, und die bedeutend bessere Bezahlung der Lehrkräfte tragen wesentlich dazu bei, daß er dabei Erfolg hat.

Nicht übergangen sei in diesem Zusammenhang ein Doppeltes. Einmal die Erweckung der *nationalen Minderheiten in China* – es gibt ihrer mehr als 60 mit 40 Millionen Angehörigen! – zu eigenem Bewußtsein und Leben. Das trefflich ausgestattete Pekinger Institut für die Ausbildung von jungen Männern und Frauen zum Dienst in Wirtschaft und Geistesleben ihrer Heimatnation leistet hier die zentrale Aufgabe; ein immer dichteres Netz von Schulen und sonstigen kulturellen Einrichtungen in den Minderheitsgebieten besorgt die Arbeit auf

lokalem und regionalem Boden. Sodann: das neue Regime läßt trotz all den anderen, so überragend wichtigen Aufgaben, die zu erfüllen sind, dem alten *Bildungs- und Kulturerbe* Chinas die sorgfältigste Pflege zuteil werden. Ich könnte für die Gestaltung von Museen, die Förderung von Theater, Literatur und bildender Kunst, die Erhaltung und Renovierung von Tempelanlagen und Baulichkeiten aller Art Beispiele anführen, die auch europäische Fachleute in Staunen versetzt haben. Die von westlich-amerikanischem Hochmut noch immer gern als primitive Barbaren angesehenen chinesischen Kommunisten können uns da wahrlich beschämen!

Die Befreiung der Frau Wohl die größte Umwälzung aber, die das neue Regime China gebracht hat, ist die Befreiung der Frau von jahrhundertealten, schmählichen Fesseln. Im alten China war die Stellung der Frau durch die feudale Wirtschafts- und Gesellschaftsverfassung bestimmt. Die Wohlhabenden und Reichen leisteten sich Nebenfrauen, so viel sie vermochten und wünschten; bei den Armen war die Heirat nicht viel anders als Kauf und Verkauf, der oft schon in den Kinderjahren der zukünftigen Ehegatten abgeschlossen wurde. Die Familie des Mannes gewann dadurch eine billige Arbeitskraft, diejenige der Frau in bar oder in natura eine immer erwünschte finanzielle Beihilfe. Eigenen Willen hatte die verheiratete Frau nicht; sie war zu einer sklavenartigen Stellung verurteilt, aus der sie oft genug nur durch Selbstmord den Ausweg fand. Scheidung war ihr ebenso verwehrt wie Wiederverheiratung nach dem Tod des Mannes.

Schon die erste Chinesische Revolution (1911) nahm einen Anlauf zur Befreiung der Frau aus solcher Entwürdigung; seitdem hat mindestens der grausame Brauch, die Füße der Mädchen zu verkrüppeln und dadurch vermeintlich zu verschönern, aufgehört. Aber wirklich und konsequent befreit hat die chinesische Frau erst das neue Ehegesetz vom 1. Mai 1950. Es gründet sich, wie sein erster Artikel besagt, «auf die Freiheit von Mann und Frau in der Wahl des Ehegatten, auf die Einehe, auf die Gleichberechtigung der beiden Geschlechter und auf den Schutz der rechtmäßigen Interessen der Frau und der Kinder». Die Eheschließung ist dem Mann erst mit 20 Jahren, der Frau mit 18 Jahren erlaubt. Das Recht zur Wiederverheiratung und zur freien Berufswahl ist gewährleistet. Scheidung wird erst nach langwierigen, vergeblich gebliebenen Versöhnungsbemühungen erlaubt. Beide Ehegatten haben gleiche Eigentumsrechte; die Frau kann, wenn sie will, ihren Mädchennamen weiterführen, so wie auch die Kinder den Familiennamen entweder des Vaters oder der Mutter annehmen können. Die Kinder genießen jeden möglichen Schutz; daß es (nach einem Artikel des Ehegesetzes) «strengstens verboten» ist, «Neugeborene zu ertränken oder andere ähnliche Verbrechen zu begehen», ist selbstverständlich.

Bringen diese Neuerungen, so revolutionär sie für China sind, für uns «Westler» kaum viel Nachahmenswertes, so haben wir um so mehr Grund zur Beschämung im Blick auf zwei andere Errungenschaften des neuen Regimes. Es hat nämlich erstens die *Prostitution ausgerottet.* Die öffentlichen Häuser – die in China bisher die gleiche unheilvolle Rolle gespielt haben, wie die Teehäuser sie heute noch in Japan spielen – sind geschlossen worden, und so etwas wie «freie Prostitution» kennt man als soziale Erscheinung in China auch nicht. Schon die wirtschaftliche Besserstellung der Frau, die für gleiche Leistung gleichen Lohn erhält wie der Mann, wirkt ihr entgegen. Für die sittliche und berufliche Umerziehung der ehemaligen Prostituierten ist viel getan worden; mindestens 10 000 Frauen sind so einem normalen, anständigen Berufs- oder sogar Familienleben zugeführt worden. Zum zweiten ist die chinesische Frau auch *politisch und beruflich* dem Manne durchaus *gleichgestellt.* In allen Berufen und Stellungen findet man im neuen China jetzt Frauen. In den Gemeinderäten, in den Bezirksvertretungen, in den Provinzialräten, überhaupt in allen Behörden sitzen Frauen; der Nationalversammlung gehören 147 Frauen von insgesamt 1226 Mitgliedern an, und in der Zentralregierung bekleiden meines Wissens sechs Frauen Ministerposten. Wir Bürger der «ältesten Republik Europas» waren nicht gerade stolz, wenn wir an unsere eigenen Zustände dachten, während uns chinesische Frauen von *ihrer* Rechtsstellung erzählten . . .

Freilich, die chinesischen Frauen haben sich ihre Rechte durch ihre opfervolle Mitarbeit in der nationalen und sozialen Freiheitsbewegung redlich verdient. Es wäre nach diesen Leistungen einfach unmöglich gewesen, sie weiterhin in ihrer früheren gesellschaftlichen und politischen Abhängigkeit zu belassen, und das neue Regime hat jedenfalls – das stellt man überall fest – mit der Freisetzung der gewaltigen Kräfte, die in der Frauenwelt schlummerten, eine Hilfe beim Neuaufbau Chinas gewonnen, die schwerlich überschätzt werden kann.

Warum Kommunismus! Viele westliche Menschen, die wohl einsehen, wie völlig unhaltbar die alten Unrechtsordnungen in China waren, werden sich dennoch fragen: «Gab es denn keine andere Möglichkeit, das Problem Chinas zu lösen, als den Kommunismus? Wäre nicht auch ohne Gewaltrevolution, ohne blutigen Bürgerkrieg die Befreiung der Bauern, der Arbeiter, der Frauen möglich gewesen? Hat die Beseitigung des Hungerelends, der sozialen Ausbeutung, der Unbildung, der Volkskrankheiten nur um den Preis einer kommunistischen Diktatur geschehen können?»

Meine Antwort ist einfach: Gewiß, es *wäre* möglich gewesen, China zu befreien ohne Gewaltrevolution, ohne Bürgerkrieg, ohne Diktatur. Aber diese Möglichkeit wurde nicht ergriffen. Sie wurde von den einheimischen Machthabern versäumt, und sie wurde von den aus-

ländischen Mächten – den «Demokratien» Westeuropas und Nordamerikas – versäumt, die mit der chinesischen Herrenklasse verbündet waren und alles taten, um eine *friedliche* Befreiung Chinas zu verhindern. Die unvermeidliche Folge waren die Gewaltrevolution, der Bürgerkrieg und der Sturz des alten Regimes durch die kommunistische Bewegung. Soll ich an die uralte Erkenntnis erinnern, daß für die Revolution von unten immer in erster Linie die Reaktion und die Gegenrevolution von oben verantwortlich sind? In China liegt es jedenfalls klar am Tag, daß angesichts der riesengroßen materiellen Not und der geistigen Unreife der Volksmassen – die eben weder den christlichen noch den indisch-gandhistischen Weg der Befreiung kannten – entweder auf die Schaffung einer neuen Ordnung verzichtet oder der kommunistische Weg beschritten werden mußte, der schon in Rußland schließlich zum Ziel geführt hatte, soviele Leiden er auch gekostet hatte. China wählte den kommunistischen Weg.

Es versuchte zwar, mit der Revolution von 1911, zunächst den bürgerlich-liberalen Weg. In dieser Revolution konzentrierten sich all jene Reformbemühungen, die schon seit Jahrzehnten immer wieder von aufgeklärten Vertretern der herrschenden Klasse – Beamten und Intellektuellen zumeist – unternommen worden waren, mit dem Ziel, das alte feudal-absolutistische Gesellschaftsgebäude zu renovieren, aber über kurz oder lang immer wieder stecken geblieben oder einfach gewaltsam unterdrückt worden waren. Aber man weiß, was das Schicksal dieser ersten Revolution war. Sie beschränkte sich allzu sehr auf die Veränderung des politisch-rechtlichen Überbaus der chinesischen Gesellschaft, ohne ihre wirtschaftlichen Grundlagen umzugestalten. Sie tat wenig, um die halbfeudalistische Bodenbesitzordnung zugunsten der proletarisierten Bauernmassen zu beseitigen, und sie tat noch weniger, um dem räuberischen, roh ausbeuterischen Kapitalismus zu Leibe zu gehen, der von einem jungen chinesischen Bürgertum und dem Kolonialismus und Imperialismus der alten ausländischen Industriemächte getragen war. Ein revolutionäres Bürgertum, wie es in Westeuropa und Nordamerika einmal bestanden hatte, gab es in China nicht. Die chinesischen Geschäftsleute – Fabrikanten, Bankiers, Kaufmannschaft – waren weithin selber Grundbesitzer und darum mit der feudalen Herrenklasse eng verbunden; anderseits fühlten sie sich solidarisch mit den ausländischen Kapitalisten, die China zu industrialisieren und auszusaugen begonnen hatten. Mit den Volksmassen hatten sie nicht nur *keine* freundschaftliche Fühlung; sie wurden ihnen mehr und mehr feindselig gesinnt, je stärker Arbeiter und Bauern ihr Menschenrecht forderten und den Willen bekundeten, es um jeden Preis zu erkämpfen.

Als in den zwanziger Jahren *Tschiang Kai-schek* zur Macht aufstieg, begünstigte zwar die Industrie, die der fremden Konkurrenz nicht gewachsen war, die Kuomintang-Partei, die die Abschaffung der

Exterritorialität (der Sonderrechte der Ausländer) und die Herstellung der nationalen Unabhängigkeit auf ihre Fahne geschrieben hatte. «Als aber», so stellt Jack Belden («China erschüttert die Welt») fest, «nach dem Tode Dr. Sun Yat-sens der Kuomintang, im Bunde mit den Kommunisten und unter der Führung Tschiang Kai-scheks, nordwärts marschierte, enthielt sein Programm nicht nur die Beseitigung der imperialistischen Einflüsse der Westmächte, sondern auch die Herabsetzung der Pacht auf dem Lande. Als sich daraufhin nicht nur die Bauern, sondern auch die Arbeiter in den Städten erhoben, vergaß die chinesische Bourgeoisie unverzüglich ihre antiimperialistischen Gesichtspunkte und vereinte sich mit den ausländischen Mächten in Shanghai, um diese volkstümliche Bewegung zu unterdrücken.»

Tschiang Kai-schek selbst aber glitt mehr und mehr ins gleiche Fahrwasser ab. Er wurde der «starke Mann» der Gegenrevolution und – man kann es nicht anders ausdrücken – der Arbeiterschlächter, der er noch heute im Bewußtsein des chinesischen Volkes ist. Jean-Jacques Brieux, der französische Geschichtsschreiber, sagt es (in seinem Buch «La Chine, du Nationalisme au Communisme») mit dürren Worten: Trotz allem Ehrenwerten und Guten, das der Kuomintang geleistet hat, versagte er schließlich vollkommen. «Seine Arbeit hatte zum Ziel nicht die Zufriedenstellung des Volkes, der Mehrheit, sondern die Zufriedenstellung einer bestimmten Gesellschaftsschicht, der Herren, der Grundbesitzer, der Militärs, der Kaufleute, Industriellen und Bankiers – der Minderheit... Im ganzen erwies sich die Reegierungstätigkeit damals fast immer als den Interessen der chinesischen Volksmasse entgegengesetzt; sie opferte bewußt deren Interessen denjenigen einer verschwindenden Minderheit ... Als er (der Kuomintang) sich schließlich vom Volksganzen fast völlig abgeschnitten hatte, blieb ihm nurmehr übrig, zusammenzubrechen und den Platz derjenigen Partei zu überlassen, die es ihrerseits verstanden hatte, sich nie von den Massen zu trennen und sich die breiteste Volksgrundlage zu wahren, schloß sie doch nicht nur die 85 Prozent der chinesischen Volksmasse ein, die die Bauern darstellten, sondern auch die Arbeiter, die Gebildeten, die Kleingewerbetreibenden, die Angehörigen der freien Berufe. Es war kurz die Partei, die sich zur Vertreterin all dessen gemacht hatte, was nicht die Oberschicht des Kuomintang war. Zehn Jahre lang sah man den Kuomintang abnehmen, während der Kungtschantang (die kommunistische Bewegung) immer stärker wurde. Der Zusammenbruch des einen und der Triumph des andern wurden unausweichlich. 1949 wurde das Jahr der großen Wende für China.»

Die *Amerikaner* trugen mit ihrem Eingreifen zugunsten des Regimes Tschiang Kai-scheks wesentlich dazu bei. Die Chinesen erwarteten von der großen Republik jenseits des Pazifik am Ende des Zweiten Weltkrieges Freundschaft und Hilfe. Statt dessen erfuhren sie Feindschaft und Boykott. Mit ihrer ostasiatischen Armee und größten Geld-

mitteln stellten sich die Vereinigten Staaten nach kurzem Zögern entschlossen auf die Seite der Gegenrevolution. Ich zitiere wieder den Franzosen Brieux: «Die Ziele der amerikanischen Politik sind von der Art, daß sie diese zur Unterstützung der ‚organisierten Gewalten', der ‚starken Männer' der herrschenden Klassen veranlassen . . . Sie (die Amerikaner) machten sich zu Werkzeugen der Unterdrückungspolitik des Kuomintang und standen so auf einmal im Lager der Volksfeinde. Für das Volk war es augenscheinlich, daß sich der Kuomintang nur noch dank den amerikanischen Waffen, den amerikanischen Lebensmitteln, den amerikanischen Anleihen halten konnte . . . Die Chinesen hatten die Amerikaner in den Himmel gehoben, als sie von ihnen Mehl und Penicillin bekamen; sie verfluchten sie, als sie sich von den Marauder-Flugzeugen beschossen oder von den Kugeln der Browning-Maschinengewehre niedergemäht sahen.»

Hat also Amerika – so muß man fragen –, hat der «demokratische» Westen überhaupt das geringste Recht, China einen Vorwurf daraus zu machen, daß es seine nationale wie seine soziale Befreiung nicht mit den Methoden vollzog, die in der angeblich freien Welt – besonders im Hausgebrauch – solange geübt werden, als die Klasseninteressen des kapitalistischen Bürgertums dadurch nicht gefährdet sind, die aber im Verkehr mit dem Ausland und gar mit «rückständigen» Völkern zugunsten der massivsten Gewalttätigkeit ebenso schnell wie zynisch zum alten Eisen geworfen werden? Darf man sich im geringsten wundern, daß das chinesische Volk die kommunistische Führung zur Abschüttelung seines Doppeljoches willig annahm und heute nur ein bitteres Lachen für diejenigen übrig hat, die ihm von den Segnungen der westlichen Demokratie erzählen?

Demokratie und Diktatur Aber – so werden unsere großen Demokraten ihrerseits fragen – muß die übrige Welt die kommunistische Diktatur in China einfach als unveränderliche Tatsache hinnehmen, ohne Hoffnung, daß daraus einmal ein freiheitlicheres Regime erwachse? Sie muß nicht. Aber sie muß bei aller Sehnsucht, die 600 Millionen Chinesen der politischen Demokratie gewonnen zu sehen, doch verschiedenes sehr ernstlich bedenken.

Zunächst bleibt immer, wenn von Terror und Unterdrückung der Opposition im neuen China die Rede ist, die Tatsache zu würdigen, daß China noch nicht völlig aus dem *Bürgerkrieg* heraus ist. Die Gegnerschaft gegen das neue Regime ist zwar viel schwächer, als sie etwa in Rußland nach der Aufrichtung der Sowjetrepublik war, und demgemäß auch die Reaktion darauf. Aber verschwunden ist sie doch nicht; da und dort macht sie sich immer noch bemerkbar, gefördert natürlich von Formosa und wahrscheinlich auch vom Ausland her. Es ist noch ein letztes Kapitel des Bürgerkrieges, das hier geschrieben wird, eines Krieges also, für das – wie gesagt – vor allem die Nutznießer und

Verbündeten des alten Regimes verantwortlich sind, in dem aber seit 1949 insgesamt weniger Opfer gefallen sind als in einem einzigen Jahr zuvor. Das muß billigerweise stets gewürdigt werden.

Daß unter solchen Bedingungen die *politischen Freiheits- und Bürgerrechte*, wie wir sie (teilweise) genießen, in China nicht einfach durch Parlamentsbeschluß und Verfassungsgesetz verwirklicht werden konnten, leuchtet dem geschichtlich Denkenden ein. Dies um so mehr, als ja die Masse des chinesischen Volkes vorher niemals ein liberal-demokratisches Regime im westlichen Sinne gekannt hat. Sie vermißt es darum höchst wahrscheinlich auch gar nicht stark. Für *sie* heißt Freiheit nicht zuerst Pressefreiheit, Vereinigungsfreiheit, Oppositionsfreiheit, Schutz vor behördlicher Willkür und dergleichen, sondern *Freiheit von Not und Lebensangst*, Freiheit von Ausbeutung und Unwissenheit, Freiheit von der ständigen Bedrohung des Verhungerns. Also vor allem wirtschaftliche, soziale, kulturelle Befreiung und – nicht zuletzt – Befreiung von der Fremdherrschaft. Und *diese* Befreiung ist dem chinesischen Volk zuteil geworden, zuteil geworden durch die kommunistische Revolutionsbewegung. Gegenüber dem früheren Zustand hat die große Überzahl aller Chinesen – Männer, Frauen, Kinder – unendlich an Freiheit und Würde der Person gewonnen. Verloren hat nur eine sehr geringe Minderheit, deren Freiheit, die Mehrheit zu bedrücken und auszubeuten, allerdings radikal beseitigt worden ist. So empfindet es durchaus der Chinese – und wir sollten uns mit ihm freuen, daß seine Befreiung wenigstens einmal in diesem grundlegenden Hauptstück gelungen ist.

Oder wollen wir mit der so oft gehörten Behauptung, der Sozialismus setze die politische Demokratie voraus, dem chinesischen Volk im Ernste zumuten, es hätte (unter dem Regime Tschiang Kai-schek und unter der japanischen Besetzung!) zuerst den Kampf für die politische Demokratie führen sollen, um erst dann, wenn dieser Kampf siegreich geblieben wäre, an die allmähliche Reform der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Ordnungen heranzugehen und einen Wohlfahrtsstaat nach britischem Muster aufzubauen? Das wäre lächerlichster, wirklichkeitsfernster Doktrinarismus gewesen. Man kann nun einfach nicht die politische Demokratie in jedem Land und in jeder Lage «einführen». Die Engländer, die Franzosen, die Amerikaner, die Belgier und Holländer wissen und wußten das gut genug, wenn es sich um ihre Kolonien und Schutzgebiete handelte, und unser schweizerisches Bürgertum würdigte es auch immer sehr verständnisvoll. Warum hätte nun auf einmal eines der «zurückgebliebensten» Länder der Welt wie das alte China, das die Europäer und Amerikaner selbst als Kolonie behandelt haben, den Sprung von der Diktatur in die Demokratie vollführen sollen? Will man sich nicht mehr daran erinnern, welche geistigen und wirtschaftlichen Umwälzungen nötig waren, bis sich in Westeuropa seit dem 16. Jahrhundert – um nicht weiter zurückzugrei-

fen – politische Freiheit und Demokratie durchzusetzen vermochten – *soweit* sie sich überhaupt durchsetzten? In der Schweiz haben wir ja noch nicht einmal die politische Gleichberechtigung der Frau mit dem Mann, also im besten Fall eine halbe Demokratie. Und dabei ist im Westen, eingeschlossen Nordamerika, die politische Demokratie seit langem doch in einer Rückbildung begriffen, die auch dort schlimm genug ist, wo sich kein eigentlicher Faschismus entwickeln konnte. Seien wir darum etwas weniger selbstgerecht gegenüber den Chinesen, die nun eben einmal, aus *ihren* Verhältnissen heraus, zuerst die *wirtschaftliche* und *soziale* Demokratie zu verwirklichen trachten, um erst nach deren Festigung und Sicherstellung zur vollen politischen Demokratie weiterzuschreiten! Und helfen wir ihnen, diesen Schritt recht bald zu tun, indem wir endlich aufhören, das neue Regime in China zu boykottieren, zu bekämpfen, ja mit Krieg zu bedrohen! Solange Tschiang Kai-schek auf Formosa sitzt und unter dem Schutz der Vereinigten Staaten und ihrer Wehrmacht die Volksrepublik mit Krieg bedroht, solange Syngman Rhee von Südkorea aus mit dem Angriff auf den kommunistischen Nordstaat droht, ebenfalls mit Amerika im Rücken, ist an einen durchgreifenden Abbau der autoritären Methoden in China nicht zu denken. Sie werden als Notwendigkeit der Selbstverteidigung empfunden und aufrechterhalten, und niemand darf der Volksrepublik einen Vorwurf daraus machen, der sich nicht zugleich konsequent für die Anerkennung der nationalen und sozialen Revolution in China als einer dauernden Tatsache einsetzt.

Im übrigen muß man aber überhaupt vorsichtig sein, wenn man von einer Diktatur in China redet. Gewiß, in dem «Gemeinsamen Programm der Politischen Konsultativkonferenz des Chinesischen Volkes» vom 29. September 1949, dem eigentlichen Grundgesetz der Volksrepublik, wird offen von einer «volksdemokratischen Diktatur» gesprochen, wenn dieser Ausdruck auch in der neuen Verfassung von 1954 nicht mehr enthalten ist und nur von einem «Staate der Volksdemokratie» die Rede ist, der «von der Arbeiterklasse geleitet wird und auf das Bündnis der Arbeiter und Bauern gegründet ist». Allein Tatsache ist, daß trotz der straff autoritären Form der Pekinger Zentralregierung in den örtlichen und regionalen Körperschaften Chinas seit Anbeginn der Revolutionsbewegung, vor allem auf dem Land, die *weitestgehende Selbstbestimmung des Volkes* herrscht und die ganze Umwälzung nur auf dieser Grundlage durchgeführt werden konnte. Und erst recht Tatsache ist, daß trotz der Unterlassung «freier Wahlen» vor der Aufrichtung des neuen Regimes im Jahre 1949 die herrschende Partei durchaus den Willen der ganz großen Mehrheit des chinesischen Volkes ausdrückt und ihr nicht etwa eine Ordnung aufzwingt, die ihren Wünschen und Interessen zuwiderläuft. Professor de Castro, den ich schon im letzten Heft bei der Besprechung des chinesischen Ernährungsproblems anführte, urteilt mit gutem Recht: «Die Erfolge des

Kommunismus in China gehen meiner Ansicht nach darauf zurück, daß seine Grundsätze praktisch mit dem tiefsten Sehnen des Volkes zusammenfallen: nach Befreiung von der Hungerdrohung. Und der Hunger ist seinerseits ein Ergebnis imperialitischer Ausbeutung von Mensch und Boden.»

China und die Welt Es unterliegt darum für mich keinem Zweifel, daß ungeachtet des diktatorischen Zentralismus am Sitze der Regierung Volk und Staatsführung in allem Wesentlichen einig sind. Wer die grandiose Kundgebung des Pekinger Volkes – nicht nur der Arbeiterschaft – am 1. Mai dieses Jahres miterlebt hat, der mußte spüren, daß hier keine befohlene Loyalität einer fügsamen Masse zum Ausdruck kam, sondern die innere, freie Verbundenheit aller Schichten der Nation mit einem Regime, das durchaus als das einzig mögliche und notwendige des jetzigen China empfunden wird. Das Volk hat Vertrauen zu seiner Regierung, und die Regierung hat Vertrauen zu ihrem Volk, dessen Selbsttätigkeit zu wecken ihr Hauptanliegen bei all ihren Maßnahmen ist. Weder die Agrar- noch die Schulreform, weder die Industrialisierung und Sozialisierung noch die Befreiung der Frau oder die großen Gesundheitsfeldzüge hätten auch nur von ferne die erstaunlichen Erfolge zeitigen können, die wir kennen gelernt haben, würde nicht das Volk freudig, willig und oft begeistert mit den Behörden zusammenarbeiten.

Es wäre auch durchaus verkehrt, wollte man annehmen, hier handle es sich immer nur um äußere Reformen und Einrichtungen, die mechanisch und mit recht viel Propaganda durchgezwängt würden, ohne Rücksicht auf die innere Gesinnung. Ich habe schon im ersten Teil dieses Chinaberichtes darauf hingewiesen, daß sich unter dem neuen Regime auch ein tiefgreifender *Gesinnungswandel* im Volke vollzieht und daß überall das Bewußtsein durchzudringen beginnt: Eine sozialistische Gesellschaft muß von sozialistischen Menschen getragen werden – trotz allen Vorbehalten, die wir als Christen in bezug auf den Inhalt und das Ziel dieser neuen Menschenbildung machen müssen. Und ich möchte diese Feststellung (im Juni/Juli-Heft) hier unterstreichen, wo es sich darum handelt, ihre Bedeutung für das Werden und Wirken der chinesischen Demokratie zu kennzeichnen. Mein persönlicher Eindruck ist, daß im neuen China keine Diktatur in dem Sinne vorliegt, wie man das unseren Zeitungslesern und Radiohörern suggerieren will – als «bolschewistische Tyrannei», «totalitäre Gleichschaltung» und «materialistische Entseelung der Menschen». Was an Diktatur tatsächlich festzustellen ist, das ist die Folgerung aus einem uralten geistigen und gesellschaftlichen Zustand, der die politische Demokratie einfach noch nicht im Vollsinn ermöglicht, die Folgerung auch aus der Bekämpfung der neuen sozialen Ordnung von innen und besonders von außen. Es wird im gleichen Grade verschwinden, in dem

diese Ursachen verschwinden. Die sogenannte freie Welt hat es großenteils selbst in der Hand, dieses Verschwinden zu befördern, indem sie ein für allemal auf die Anfeindung des neuen China verzichtet, der Volksrepublik ihren rechtmäßigen Platz in der Organisation der Vereinten Nationen zugesteht und den Neuaufbau Chinas mit allen Mitteln – wirtschaftlich, geistig, politisch – fördert.

Jetzt ist China hinsichtlich solcher Förderung fast ausschließlich auf die *Sowjetunion* angewiesen, die ihm wirklich großzügige Hilfe zuteil werden läßt. Nicht weil der Kreml, wie bei uns immer gesagt wird, diese Hilfe vor allem als Mittel zu dem Zweck gewährte, China seinem «Imperium» einzuverleiben. Solche Vorstellungen sind ebenso kindisch wie die Spekulation darauf, daß umgekehrt das chinesische Riesenreich die Sowjetunion an die Wand drücken werde, wenn es einmal fest auf eigenen Füßen stehen könne. Die beiden Länder werden bei aller natürlichen Verschiedenheit ihres Aufbaus und Charakters auf alle absehbare Zeit in voller Selbständigkeit zusammenarbeiten, wo immer es sich um die Verteidigung der aufsteigenden sozialistischen Welt gegen den niedergehenden, jedoch gerade in seinem Niedergang so gefährlich aggressiven Kapitalismus und Imperialismus des Westens handelt. Aber wenn man im Westen wirklich ein China wünscht, das nicht allein auf die Sowjetunion angewiesen ist, so muß man ihm eben selbst die Anerkennung und Hilfe gewähren, die es braucht. Und man muß darüber hinaus aufhören, den Kommunismus mit den militärischen und wirtschaftlichen Gewaltmitteln ausrotten zu wollen, die unter Führung Amerikas seit zehn Jahren neuerdings so planmäßig angewandt werden. Man muß sehen, daß dem chinesischen Volk nach Lage der Dinge gar kein anderer Weg blieb, sein nationales und soziales Problem zu lösen, als die kommunistische Revolution. Und man muß sich klar sein, daß dieses Beispiel eine ungeheure Wirkung auf all die anderen Völker Asiens, aber auch Afrikas und Lateinamerikas ausübt, die in einer ähnlichen Lage sind, wie China es vor der Befreiung war. Anna Louise Strong, die amerikanische Schriftstellerin, die China – das alte und das neue – so gut kennt, übertreibt kaum, wenn sie einmal sagt: «China ist in diesem Jahrzehnt die Angel, um die sich die Welt dreht... Wenn Chinas neue Wirtschaftsform durchdringt, wird das übrige Asien nachkommen und die Mehrzahl der Menschheit in den sozialistischen Block hineinbringen. In dem Kampf unserer Zeit zwischen Kapitalismus und Sozialismus wird Chinas Erfolg entscheidend für die ganze Welt sein.» An uns, am Westen liegt es, die Folgerungen aus dieser Tatsache zu ziehen. Zum gewaltsamen Sturz des neuen China ist es bereits zu spät; ein Versuch, ihn dennoch herbeizuführen, müßte zur Katastrophe für seine Urheber werden. Was zögern wir also, zur friedlichen, tätigen Koexistenz mit dem neuen China überzugehen?

10. August. *Hugo Kramer*

Die religiöse Freiheit existiert nicht, erklärte der aus Wuchow ausgewiesene Bischof

Vorbemerkung der Redaktion: Zur Frage der religiösen Freiheit in China, auf die Hugo Kramer in seiner Weltrundschau im Juni-/Juliheft zu sprechen kam, sendet uns Georg Heidingsfelder den nachfolgenden Auszug aus «Informations Catholiques Internationales», Paris, 15. Juli 1955. Wir unsererseits zweifeln nicht, daß es derartige Unterdrückungen machtpolitischer Art auch unter dem kommunistischen Regime in China gibt. Auch wenn man die große Schuld des Christentums an dieser Reaktion des kommunistischen Chinas voll in Rechnung stellt, bleibt natürlich die Frage nach der Vertretungsmöglichkeit einer wirklichen, im Glauben begründeten Freiheit bestehen. Nur sollten wir Abendländer uns dabei sehr ernst fragen, ob wir in jenen Ländern wirklich als Träger jener Freiheit aufgetreten sind, die wir jetzt fordern, und ob wir sie auch da gewähren, wo zum Beispiel unser «Glaube» zur Staatsreligion und zur politisch ausschlaggebenden Macht geworden ist.

Von den kommunistischen Autoritäten ausgewiesen, ist der Bischof von Wuchow, Monsignore Donaghi, welcher seit 26 Jahren in China wirkte, in Hongkong eingetroffen, nachdem er seit fast fünf Jahren unter kommunistischer Überwachung gestanden hatte. In einem Interview, welches der Bischof sogleich nach seinem Eintreffen in Hongkong amerikanischen Presseleuten gab, erklärte er ganz besonders: «Es gibt nichts, das einer religiösen Freiheit im kommunistischen China gleichsieht. Die Kommunisten haben eine neue und subtilere Form der Verfolgung entwickelt, welche es vermeidet, Märtyrer zu schaffen. Sie haben zu ihren Gunsten die Güter der acht Missionsstationen der Diözese Wuchow eingezogen, und die Gottesdienste sind nur noch in zwei Kapellen gestattet. Zwei chinesische Priester dieser Mission sind immer noch Gefangene in einem Zwangsarbeitslager. Seit beinahe fünf Jahren haben die Christen unter dauernden Einschüchterungen gelebt. Die Polizei macht Hausdurchsuchungen bei ihnen und bedroht sie.»

Nach der amtlichen Statistik gibt es in China, am 1. Januar 1955, 58 fremde Priester – davon 18 im Gefängnis –, während es 1948 noch 3000 waren. Von über 2000 Ordensleuten sind nur 26 noch da, und von über 500 Brüdern ganze drei.

106 dem Namen nach bekannte chinesische Priester und 60 auswärtige Geistliche, darunter vier Bischöfe, sind als Opfer der Verfolgung gestorben. Mindestens drei chinesische Bischöfe und beinahe 200 Priester sind noch im Gefängnis. Und dies sind Ziffern aus 54 Diözesen, derer China 143 besitzt.

Schweizerische Hilfe an wirtschaftlich benachteiligte Länder

Am 18. Juni 1955 ist in Zürich das *«Schweizerische Hilfswerk für außereuropäische Gebiete»* gegründet worden; damit haben Bestrebungen verschiedener Persönlichkeiten und Gruppen, vor allem die Vorarbeit der Initiantengruppe «Die Schweiz hilft wirtschaftlich benachteiligten Ländern», eine erste Form und praktische Basis erhalten. Die Notwendigkeit einer derartigen Hilfe muß in diesen Blättern nicht begründet werden; es genügt der Hinweis auf die beiden Pole «menschliche Solidarität» und «konkretes christliches Zeugnis», die auch unserer Arbeit Mittelpunkt bilden. Daß sich die Hilfsaktion nicht auf karitativer Ebene verwirklicht wird, geht aus den vorliegenden Äußerungen eindeutig hervor. (Das Memorandum der «Initiantengruppe» sowie zwei dem Hilfswerk nahestehende Broschüren seien nachdrücklich und herzlich empfohlen: Prof. R. Behrendt, «Die wirtschaftliche und soziale Revolution in den unentwickelten Ländern», Bern 1954, sowie R. Kägi-Fuchsmann, «Die UNO im Dienste der Menschheit», Zürich 1955). Weder geht es um ebenso kurzfristige wie kurzsichtige, letztlich vor allem im Interesse des weißen Mannes stehende Reformen, noch um Vermittlung abendländischer Kultur (immer wieder und immer mehr in Frage gestellt durch westliche Unkultur); die schlichte, praktische Bruderhilfe von Volk zu Volk (unter Vermeidung eines großen bürokratischen Apparates, aber in Zusammenarbeit mit den bestehenden nationalen, internationalen und UNO-Stellen) steht im Vordergrund; sie soll Anleitung zur Selbsthilfe sein, Dienst an der Schaffung neuer ökonomischer, aber auch neuer Gemeinschafts- und Herrschaftsverhältnisse und damit Mitarbeit an einer *gerechten* Lösung der Situation der kolonialen, halbkolonialen und ehemals kolonialen Völker. Auch diese Hilfe gehört damit in den großen Rahmen sozialer und politischer Befriedung.

Das Hilfswerk steht unter der Leitung von Dir. L. Groschupf (Präsident), Frau Dr. R. Kägi-Fuchsmann (Vizepräsidentin) und A. Bietenholz-Gerhard (Quästor); dem Sekretariat steht Dr. H. Mertens (Wibichstraße 81, Zürich 37) vor. Mit Hilfe verschiedener Ortsgruppen sollen nun Mitglieder, Ideen und Finanzen gesammelt werden In Angriff genommen werden sollen Hilfsprojekte in Nepal (Aufbau milchwirtschaftlicher Einrichtungen und einer Mütterstation) und in Irak (Mitwirkung an einem heilpädagogischen Kinderdorf, Stipendien für heilpädagogische Ausbildung in der Schweiz).

Ob nicht so eindeutige Zeichen eines schweizerischen «Malaise», wie sie die Rüstungspause-Initiative Chevalliers oder die Städtebaupläne Max Frischs darstellen («Achtung: die Schweiz») – Vorschläge,

die weit über bloße Kritik hinausgehen und deshalb sehr ernst zu nehmen sind – in der vom «Hilfswerk» anvisierten Gemeinschaftsarbeit ihren eigentlichen positiven Wert (der letztlich nur in der Ausrichtung auf einen Dienst liegt) ihre Erfüllung finden können? *Jörg Liechti*

BUCHBESPRECHUNG

Emmy Moor: Jugendgefährdung – Jugendschutz. Zum Problem Schund und Kitsch. Schriften des VPOD. Kommissionsverlag der Genossenschaftsbuchhandlung Zürich. 56 Seiten, broschiert.

Im ersten Teil der Broschüre stellt die Verfasserin bemerkenswerte grundsätzliche Betrachtungen zu diesem aktuellen Thema an. Die Gefährdung liegt nicht in der Jugend selbst, sondern vor allem in der meistens von Erwachsenen gestalteten Umwelt. Was wir der heutigen Jugend vorwerfen, zum Beispiel Oberflächlichkeit, Vergnügungssucht, Gleichgültigkeit allen Fragen des öffentlichen Lebens gegenüber usw. sind – alle Altersstufen umfassende – Zeiterscheinungen. Der Kalte Krieg mit seiner Verwirrung der Begriffe, die «Massenkonfektion vorgekauter Meinungen» in Presse, Film, Vortrag und Radio und das Gefühl einer beinahe unüberbrückbaren Kluft zwischen technischem Fortschritt und menschlicher Entwicklung erzeugen in vielen Menschen eine tiefe Unlust, über wichtige Lebensfragen nachzudenken. Weil der heutige Mensch die volle Wahrheit verschweigen muß und zu Zwecklügen und Propaganda«wahrheiten» des Kalten Krieges schweigt, haben sich seiner eine große Angst und Unsicherheit bemächtigt, die das ganze Leben vergiften. «Solange über Gegenwart und Zukunft die Drohung eines Atomkrieges nicht gebannt ist, solange wird diese Sucht, sich abzulenken und zu vergessen, so viel wie nur möglich zu genießen und zu erhaschen und sich in seine eigenen Interessen und Wünsche abzuschließen, nur zunehmen müssen.» Aber auch die modernen Arbeitsmethoden mit der ständigen Forderung nach Produktions- und Leistungssteigerung erwecken im Menschen Unlustgefühle und die Sucht nach geistloser Unterhaltung. Ob aber eine Wirtschaftsform, deren Hauptzweck der Profit ist, imstande sein wird, hier abzuhelfen, ist zu bezweifeln. Einführung der 40-Stunden-Woche und Arbeitszeitreduktion für Jugendliche sind dringend notwendig, notwendiger als aller Kampf gegen Schund und Kitsch. Der Jugend fehlen auch die lebenden Vorbilder und Kämpfer, damit sie sich wieder für lebende Ideale begeistern kann. Vor allem braucht sie aber eine Sicherheit für die Zukunft. Oft sind auch die innere Sicherheit und Geborgenheit, das heißt Heim und Familie, nicht vorhanden. Eine verpfuschte, liebeleere Jugend ist nur zu oft Ursache von Jugendverbrechen. Es ist eine gesunde Familienpolitik (u. a. Mütterrenten) anzustreben.

Ein Kampf nur gegen Schund und Kitsch wird wenig Erfolg bringen. Wir müssen die Ursachen erkennen und die Verhältnisse bessern. Aber auch im einzelnen sind positive Maßnahmen der Bekämpfung und dem Verbot vorzuziehen. Die Verfasserin zeigt uns im zweiten Teil anhand guter Beispiele, wie dies zu geschehen hat.

Das Schriftchen ist sehr lesenwert, führt gut in das Problem ein und überrascht vor allem durch die ungewöhnlichen, umfassenden Gedankengänge und den Blick für die wahren, tieferen Ursachen der heutigen Jugend- und Weltkrise. *K. St.*

Berichtigungen!

Im Juni/Juli-Heft bitten wir folgende Stellen wie folgt zu korrigieren:

Seite 299, Zeile 5 v. u.: Daß er uns *in* der Bewältigung . . .

Seite 300, Zeile 3 v. o.: . . . Dein Wille geschehe *wie* im Himmel, so *auch* auf Erden . . .

Seite 300, Zeile 24 v. o.: Herbert *Lang*, Verlag.

Es war ein Versehen, daß das Augustheft als Doppelnummer angekündigt wurde.

An unsere Abonnenten

Diesem Heft liegt ein Einzahlungsschein bei. Wir bitten unsere Abonnenten höflich, denselben zur baldigen Bezahlung des Abonnementsbetrages fürs zweite Halbjahr (Fr. 10.—) oder fürs dritte Vierteljahr (Fr. 5.—) zu benützen. Der Einzahlungsschein liegt aus technischen Gründen der *ganzen* Auflage bei.

Die ausländischen Abonnenten bitten wir, auf unser Postscheckkonto oder mit Mandat einzuzahlen.

Probenummern stehen jederzeit gratis zur Verfügung (Administration, Manessestraße 8, Zürich 4).

Wir danken Ihnen zum voraus für baldige Überweisung des Abonnementsbetrages; es erspart uns Arbeit.

Jünger Jesu müssen zuerst alles dessen bar werden, woran die andern sich noch halten. Alles, was in der Welt ist, darf ihnen nichts mehr gelten, und alle ihre eigene Gerechtigkeit muß ihnen zu nichts werden, weil ihnen nur so das Wahre, Himmlische, Göttliche beigebracht werden kann, das sie selig und zum Licht der Welt macht. Kein Wunder, daß es bei Vieler Christentum schon von vornherein nichts oder nicht viel ist!

Joh. Chr. Blumhardt

Die Umkehr des Einzelnen und die Rettung der Welt

(Eine Betrachtung zum Thema: Glaube im Atomzeitalter)

I.

Der talmudische Traktat, der sich mit dem Götzendienst beschäftigt, erzählt von einem besonders verworfenen Sünder namens Elasar ben Dordaja, über den vom himmlischen Gericht ausgerufen wurde, daß man ihn selbst dann nicht wieder in Gnaden aufnehmen werde, wenn er Buße tue und umkehre. «Da ging er fort, setzte sich zwischen zwei Berge und Hügel und sprach: Berge und Hügel, bittet für mich um Erbarmen! Sie antworteten ihm: Ehe wir für dich bitten, wollen wir für uns selbst bitten, denn es heißt: Die Berge werden weichen, und die Hügel werden wanken (Jes. 54, 10). Er sprach: Himmel und Erde, bittet ihr für mich um Erbarmen! Sie antworteten: Ehe wir für dich bitten, wollen wir für uns selbst bitten, denn es heißt: Der Himmel wird wie Rauch zerstieben und die Erde wie ein Gewand zerfallen (Jes. 51, 6). Da sprach er: Sonne und Mond, bittet ihr für mich um Erbarmen! Sie antworteten ihm: Ehe wir für dich bitten, wollen wir für uns selbst bitten, denn es heißt: Der Mond wird bleich werden, und die Sonne wird sich schämen (Jes. 24, 23). Da sprach er: Sterne und Sternbilder, bittet ihr für mich um Erbarmen! Sie antworteten ihm: Ehe wir für dich bitten, wollen wir für uns selbst bitten, denn es heißt: Und verfliegen wird das ganze Heer des Himmels (Jes. 34, 4). Er sprach: *die Sache hängt von niemandem ab außer von mir selbst.* Er senkte sein Haupt zwischen seine Knie und schrie weinend so lange, bis seine Seele ausging. Da erscholl eine himmlische Stimme und sprach: Rabbi Eleasar ben Dordaja ist eingeladen zum Leben der kommenden Welt. (Awoda sara 17a).»

Auch der neuhebräische Dichter Bialik hat den Himmel um Erbarmen gebeten. Sein berühmtes Gedicht «Über das Schlachten», mit dem er auf die Blutwelle reagierte, die sich in den Jahren 1903 bis 1905 über den jüdischen Osten zu ergießen begann, beginnt wie folgt:

«Ihr Himmel, heischt Erbarmen ihr für mich!
Ist in euch ein Gott, gibt's zum Gott in euch Pfade
– Ich hatte niemals die Gnade –
Betet doch ihr, doch ihr für mich!
Denn ich – tot das Herz, kein Schrei, kein Gebet ist im Mund noch,
Und schon schwand die Kraft, keine Hoffnung blieb,
Wie lang doch, bis wann denn, wie lang noch?»

Ein Vergleich zwischen dem talmudischen und dem modernen Zeugnis ist lehrreich für den Wandel der Zeiten. Zwei jüdische Menschen wenden sich in ihrer Not an den Himmel, damit er für sie um

Erbarmen bitte, und beide werden von ihm enttäuscht. Der antike Jude aber findet zuletzt den Weg zu sich selbst, zum betenden Ich, während der moderne Jude sich selbst verfehlt. Vielleicht wird eine genauere Betrachtung jenes Weges zu sich selbst, den Eleasar ben Dordaja gegangen ist, unserer Selbstentfremdung lehrreich und etwa gar hilfreich sein.

II.

Der reuige Sünder bleibt zunächst auf der Erde und spricht «Hügel und Berge» um Hilfe an. Als sie versagen, verzichtet er noch nicht auf die Erde, aber nimmt den Himmel hinzu: «Himmel und Erde.» Der dritte Schritt führt zu den Himmelsfiguren, die für das antike Weltbild und für die unbefangene, die vorkopernikanische Naturbetrachtung der Erde zugeordnet sind: «Sonne und Mond.» Erst ganz am Ende, nachdem alle diese vorläufigen Stationen vergeblich durchwandelt sind, wendet sich das betende Ich an die gleichsam abstrakte Sternenwelt, die nur teilweise noch gesehen, teilweise nur geahnt wird: an «Sterne und Sternbilder».

Nun ist also der betende und büßende Mensch in genauem architektonischem Aufbau, der den Stufengang abbildet, den seine Seele geht, ganz ins Weite und Hohe gelangt: er steht scheinbar ganz oben. Die Erde ist hinter ihm versunken, mit ihren nahen Hügeln und fernen Bergen; kein irdischer Himmel leuchtet ihm mehr; Sonne und Mond sind verblichen; er schickt sich an, sein inneres Schicksal von dem der Sternenwelt abhängig zu machen. Aber auch diese weiß, daß sie nicht minder vergänglich ist als jene engeren konzentrischen Kreise, die der Beter hinter sich gelassen hat. Auch aus dieser letzten, fernsten und höchsten Sphäre hört er das Nein. Selbst die Sternbilder können für ihn nicht um Erbarmen flehen, denn auch ihnen hat der Prophet den Untergang gewahrsagt.

Aus der Verzweiflung der äußersten Welthöhe stürzt der Büßer, über alle Zwischenstationen hinweg, hinunter in das eigene Ich. Er weiß nun: meine Rettung hängt von niemandem ab außer von mir selbst. Dieses Wissen kommt ihm zu spät, um ihn noch irdisch zu retten, aber sein Gebetstod macht den Urteilsspruch zunichte, der seiner Seele ewige Verdammnis gekündet hatte: seine Buße wird angenommen, und das ewige Leben ist sein Teil.

III.

Diese merkwürdige Erzählung steht in der talmudischen Literatur nicht allein da. Wir lesen im Traktat Sanhedrin: «Alle Berechnungen des Endes sind bereits vorüber; die Sache ist nur von Buße und guten Handlungen abhängig.» (97b.) Und an anderer Stelle: «Der Heilige, gelobt sei Er, erschafft Welten und zerstört sie . . .» (Breschith Rabba, 9, 3).

Der antike Jude hatte offenbar ein deutliches Gefühl zugleich für die Endlichkeit und Unendlichkeit der Welt. Sie war geschaffen worden, hatte also einen Anfang in der Zeit und mußte, oder konnte jedenfalls, auch ein Ende haben, wenn sie Gott nicht mehr gefiele. Dieses «Ende» wurde in verschiedener Form vorgestellt, es konnte als Katastrophe oder als Erlösung erscheinen und, wie in dem zuletzt zitierten Ausspruch, auch als deren dialektischer Zusammenhang, das heißt als die Folge von Vernichtung und Neuschaffung.

Solche Ahnungen, in denen der Glaube sich, vom Lichte der Offenbarung geleitet, in der endlich-unendlichen raumzeitlichen Welt zu orientieren vermochte, sind nichts ausschließlich Jüdisches, sondern kehren in den Mythen und kosmischen Epen vieler alter Völker wieder.

Auch die Denker haben sich mit dem Problem beschäftigt, und am tiefsten vielleicht diejenigen, die als Dichter zugleich Gläubige waren. So hat Ricarda Huch in ihren «Briefen an einen Freund», die unter dem Titel «Luthers Glaube» im Kriegsjahre 1916 erschienen sind und die der Frontsoldat Franz Rosenzweig begeistert las, als sein Herz und sein Kopf schon vom Strahl des «Sterns der Erlösung» ergriffen waren, die bedeutende Feststellung gemacht: «Es ist merkwürdig, daß ein Jahrhundert nach Luther der seltsame Hang die Menschen ergriff, das Perpetuum mobile zu erfinden. Die heimliche Lust am Automatischen und zugleich das Grauen davor gibt den Werken E. Th. A. Hoffmanns ihren grotesken Charakter, die Ahnung des Vergängnisses seiner Zeit, mit der er zu seiner eigenen Verzweiflung verwachsen war.» (S. 34/35.)

Mit anderen Worten: wenn die Zeiten auseinander- und aufbrechen, das Chaos offenbar wird und das irdische Ende nahe erscheint, dann flüchtet der ungläubige Mensch gerne in eine mechanische Ewigkeit, wie sie im Perpetuum mobile konstruiert oder in E. Th. A. Hoffmanns unheimlichen Geschichten gestaltet und gebannt ist. Diese Fluchtversuche erweisen sich immer wieder als nichtig und vergeblich, weil der sich öffnende und verderbendrohende Welthorizont durch keine Technik wieder zugebaut und durch keine Kunst wieder in eine geschlossene Form zurückverwandelt werden kann. Der Mensch muß vielmehr in ihm, das heißt mit ihm, neu zu leben versuchen.

Dies gelingt ihm in seiner Glaubenslosigkeit nicht. So versucht er es als «politisches Tier» zu tun und flieht in den Staat, nachdem ihm die Flucht in die Technik und die Kunst mißlungen ist. Darüber sagt Ricarda Huch das folgende:

«Der moderne Staat, weil er nicht von innen wächst, sondern von außen zusammengesetzt wird, ist seiner Art nach grenzenlos; was natürlich wächst, nach einem inneren Urbilde sich gestaltet, ist begrenzt. Die modernen Staaten müssen sich gegenseitig verschlingen, weil sie ihrem Wesen nach unendlich sind, und der Augenblick muß kommen, wo die Erde ihnen zu klein wird.» (S. 128.)

Dieser Augenblick, geweissagt von Jesaja im siebenten Jahrhundert

vor der gewöhnlichen Zeitrechnung, im magischen Gebet vergeblich erschwungen von Eleasar ben Dordaja im zweiten nachchristlichen Jahrhundert, gläubig vorausgesehen von der großen deutschen und christlichen Dichterin vor genau 40 Jahren, zu Beginn unserer neuen katastrophalen Weltzeit: dieser Augenblick ist nun da. Die Grenzen unserer bisherigen Welt weichen aus ihrer Scheinstabilität; scheinbar feste Masse enthüllt sich als Bewegung im Kern des Atoms; die scheinbar ewigen Male, die die Sterne und ihre Bahnen voneinander trennten, werden verrückbar, wenn nicht heute, so morgen. Eine unendliche Perspektive eröffnet sich für den Menschen, im Mikrokosmos wie im Makrokosmos. Wo findet er neuen Stand?

IV.

Die Antwort läßt sich sowohl in philosophischer Sprache versuchen wie in der des Glaubens.

Philosophisch würde sie etwa lauten: Wir stehen vor einer dritten «kopernikanischen Wendung». Die erste, von Kopernikus selbst und seinen nächsten Schülern herbeigeführt, versetzte die Erde aus dem Mittelpunkt der Welt, der zunächst irrtümlicherweise der Sonne zugewiesen wurde. Als diese Erkenntnis allmählich aus dem engen Kreise der Gelehrten in weitere Schichten drang, bewirkte sie eine tiefe religiöse Erschütterung. Das bisherige Weltbild des Gläubigen war ja nicht nur geozentrisch, sondern auch anthropozentrisch gewesen, und mit der Mittelpunktstellung der Erde schien auch die des Menschen gefährdet. Was konnte es noch auf ihn, seine Erkenntnisse und seinen Glauben ankommen, wenn er nicht mehr das Zentrum der Welt war, sondern ein Stäubchen aus einem etwas größeren Stäubchen?

Auf die Frage dieser ersten kopernikanischen Wendung gab die zweite eine Antwort. Sie knüpft sich an den Namen Immanuel Kants. Dieser bestritt natürlich nicht das neue astronomische und kosmogonische Weltbild in der vorläufig endgültigen Form, die es, nach Kopernikus, durch Giordano Bruno und Newton, Laplace und ihn selbst erhalten hatte, sondern seine entscheidende Bedeutung für die zentrale Stellung des Menschen. Wenn der Mensch es ist, dessen Verstand die Gesetze der Natur nicht nur erkennt, sondern sie ihr recht eigentlich gibt, so bleibt er in deren Mittelpunkt, ganz unabhängig von seinem kosmischen Aufenthaltsort und dessen peripherer oder zentraler Position. Diese neue «Revolution der Denkart», wie Kant selbst sie nannte, hob die weltanschauliche Wirkung der vorhergegangenen wieder auf und war also eine zweite «kopernikanische Wendung».

Heute wird auch sie uns nicht mehr genügen. Verstand und Vernunft des Menschen haben sich zwar fähig erwiesen, die Erd- und Weltgeister zu entbinden, aber sie werden sie nicht mehr los. Der Kantsche Mensch ist ein Zauberlehrling, doch kein Meister seines Schicksals, das mit dem seiner irdischen Welt sich als immer stärker

verbunden erweist. Als scheinbar autonomer Gesetzgeber einer nicht von ihm geschaffenen Welt bringt er sie durch seine Experimente bis an den Rand der Zerstörung, der Selbstzerstörung.

Die dritte kopernikanische Wendung, von deren Vollzug die Rettung der Welt abhängt, ist nur in der Sprache des Glaubens anzudeuten. Gott schafft und zerstört Welten: er ist also nicht nur größer und wichtiger als die unsere, sondern als jede denkbare Welt. Der sündige und büßende Mensch, der das erkannt hat, erkennt auch, daß die Art der Verwendung seiner eigenen wissenschaftlichen Machtmittel zum Aufbau oder zur Zerstörung, zum Leben oder zum Tode, von ihm selbst abhängt: von seiner Einsicht und von seiner Umkehr, die bewirken kann, daß Gott seinen Bund mit dieser unserer Welt aufrecht erhalte. Hügel und Berge, Himmel und Erde, Sonne und Mond, Sterne und Sternbilder können den Menschen nicht retten; sind sie doch selbst durch ihn gefährdet. Er kann sich und sie nur retten durch den Vollzug der dritten kopernikanischen Wendung, die ihn wiederum auf einen entscheidenden Punkt stellt, wenn auch nun nicht mehr in den Mittelpunkt, weder in den vorkopernikanischen der Sternenwelt, noch in den kantischen der Gesetzgebung durch den Verstand. Die neue Wendung wird uns nicht nur als Verstandes- und Vernunftmenschen erfassen und auch nicht nur als politische Tiere, sondern in der *ganzen Verantwortung unserer Existenz.* In dieser, von deren Kern her, werden wir umkehren, das heißt unser zersplittertes Leben und die Zersplitterung unserer Welt mit dem Herrn der Menschen und der Welten wieder in Verbindung bringen dürfen. In dieser Wendung wird der Mensch, spät, aber nicht zu spät, die alte Weisheit ergreifen lernen: «Die Sache hängt von niemandem ab außer von mir selbst.»

Vermag der Mensch unserer Zeit dies mit dem ganzen Einsatz seines Wesens zu sagen und zu vollziehen, so wird er eingeladen werden zum Leben der kommenden Welt und, vielleicht, auch zum Leben und Fortleben dieser unserer Erde. *Ernst Simon*

Leonhard Ragaz zum Gedächtnis

Der Sozialismus

Der Sozialismus kann als religiöse Forderung und religiöse Hoffnung verstanden werden. Das ist *unser* Weg. (1912)

Die soziale Revolution (zum Generalstreik 1912)

Die soziale Revolution ist ein Stück Verwirklichung des Programms, das da lautet: «Ihr könnet nicht Gott dienen und dem Mam-

mon!» In *dieser* Revolution wohnt die sittliche und religiöse Wahrheit. Ich mute nicht jedem zu, daß er das zugebe, aber ich behaupte, daß man von diesem revolutionären Anspruch der Arbeiterschaft nichts versteht, über sie so wenig ein Urteil abgeben kann, als etwa der Papst in Rom über den Protestantismus.

Das göttlich Rechte und Gute

Hoch über dem heutigen Staat, dem heutigen Recht, der heutigen Moral, dem heutigen Patriotismus steht das *wirklich* Rechte und Gute, das *göttlich* Rechte und Gute. *Dort*, nicht in den heutigen Formen, die es ausdrücken sollen, ist es zu finden, von dorther ist es zu holen.

Frieden

Frieden kann es nur geben, wo die Lebensordnungen der Menschen auf dem rechten Grunde stehen. In einer Gesellschaft, die sich soweit von der Wahrheit weg verirrt hat wie die unsrige, kann kein Friede sein, sondern nur Verstörung. Darum müssen wir vielmehr mit größerer Kraft und größerer Entschlossenheit als bisher *eine völlige Umkehr* fordern, eine neue Begründung unserer menschlichen Gemeinschaft, die eine neue Gesellschaftsordnung einschließt. Wir müssen nun erst recht *die* Wahrheit, die durch die soziale Gärung unserem Geschlecht nahegebracht werden soll, mit neuer Macht verkündigen. Jetzt ist so wenig die Zeit für eine weiche Friedensstimmung, daß vielmehr *Schroffheit* von uns verlangt wird, Schroffheit im Einstehen für das, was wir als recht erkannt haben. Es kommt darauf an, daß jetzt *ganze* Menschen da sind, an denen die Wahrheit in ihrem herben Ernst sichtbar wird. Es muß zu einem Durchbruch, zu einer Entscheidung kommen. Eine neue Generation von Männern und Frauen muß erstehen, die den Mut und die Freudigkeit hat, auf neuen Grund zu bauen. Es ist mir aber gewiß, daß das nicht geschehen kann ohne eine *religiöse Erneuerung*, die die Gemüter im Innersten von der Herrschaft der heutigen Ordnungen befreit und ihnen die Lust und Kraft für einen neuen Weg gibt.

Der Kampf

Darum hat diese Zuspitzung der Lage für uns letztlich doch nichts Bedrückendes, im Gegenteil, wir *freuen* uns darüber. Es ist immer gut, wenn Klarheit wird. Darob mag es bei vielen zu einem Erwachen kommen. Es ist auch gut, wenn in die von so vielen Miasmen erfüllte Atmosphäre unserer Zeit die Stürme Gottes fahren. Wir segnen den Kampf, wenn um des Kampfes würdige Dinge gekämpft wird. Er wird uns aufrütteln aus Sinnlichkeit und Eitelkeit, uns neue Gesundheit bringen. Das Erdbeben wird die verschütteten Quellen zum Fließen bringen. Wir gehen getrost in die kommenden Stürme hinein, denn wir wissen, in wessen Dienst sie stehen. (1912)

Der Klassenkampf

Der Klassenkampf unserer Tage mit all seinen Problemen, Gefahren und Verheißungen wächst, ähnlich wie vor hundert Jahren die Französische Revolution und vor vierhundert Jahren die Reformation, aus Verhältnissen empor, die größer sind als die Menschen. Wenn auch nur diese Erkenntnis einmal allgemein würde, dann müßten schon viele gegenseitige Vorwürfe verstummen. Es wäre ferner ein großer Irrtum, wenn wir den Klassenkampf für eine Erscheinung hielten, die bloß der Gegenwart eigentümlich sei: *er ist vielmehr nur die scharfe Zuspitzung eines Kampfes, der durch die ganze bisherige Geschichte geht, das besonders deutliche Hervortreten eines Zuges, der allem bisherigen Leben der Menschheit anhaftet.*

Unsere Gesellschaft und Kultur

So steht unsere Gesellschaft, steht unsere Kultur vor uns als eine von Klassengeist zerrissene und verstörte, vom Prinzip des Egoismus und der Gewalt überschattete.

Die politische Demokratie

Auch in der Demokratie kann die Macht in der Hand einer herrschenden Klasse liegen, so daß eine andere sich mühsam gegen sie durchkämpfen muß.

Die politische Demokratie ist noch keine soziale, und mit formellen politischen Rechten ist ökonomische Unfreiheit und soziale Not sehr wohl vereinbar.

Die Friedenspredigt

Nicht die Friedenspredigt, sondern der Kampf ist sehr oft der Weg zum Frieden. Rechten Frieden gibt es aber nur da, wo das Rechte eingesehen und getan wird; alles andere ist fauler Friede. *Gerechtigkeit ist der Weg zum Frieden.* Also soll nicht das Wort «Friede» zuerst, zu rasch gerufen werden, sondern das Wort «Gerechtigkeit» – *und das um des Friedens willen!* Wenn aber um Gerechtigkeit gekämpft werden muß, so soll eben gekämpft werden; das ist noch immer ein guter, ein heiliger Kampf gewesen.

Was aufhören muß

Aufhören muß Klassenunrecht, Klassenjustiz, Klassenmoral, Klassenreligion, aufhören schreiende Not neben Überfluß; aufhören der Unterschied von Herren und Knechten, sonst wird eines Tages über unsere Kultur die Katastrophe kommen, die über die Antike gekommen ist.

Der Kampf um Gerechtigkeit

Der Kampf um Gerechtigkeit ist gerade die eigentliche Aufgabe des Christen. Freilich sollte er gerade als Kämpfer zeigen, daß er ein Christ ist. Er sollte kämpfen ohne Haß, außer dem Haß gegen das Unrecht. Er sollte sich Mühe geben, auch den Gegner zu verstehen; sollte seine Hände rein halten; sollte über allen Staub und Schmutz und alle Kleinlichkeit des Alltagsstreites, die kein Kämpfer vermeiden darf, den Blick immer wieder erheben zu jenen letzten höchsten Zielen, die still und rein zu den Kampfesfeldern der Gegenwart hinübergrüßen von einer höheren Ordnung der Dinge her. Solche Menschen müssen immer zahlreicher hinein in den Kampf: reine, gütige Menschen, Menschen mit *großen* Gedanken, Menschen, die ihr Leben an hohe Ziele setzen, die *hoffen* können auch gegen die Hoffnung, und ihr Selbst zum Opfer bringen. Sie sind die Friedebringer des Evangeliums.

Der Sinn des Klassenkampfes und der sozialen Bewegung

Der tiefere Sinn und die eigentliche Meinung des Klassenkampfes wie der sozialen Bewegung überhaupt ist eine allgemeine geistige Vorwärtsbewegung der Menschheit, ein Aufleuchten hoher, neuer und doch uralter Ziele. Aus Kampf und Gärung soll ein edleres Menschenwesen werden. Wir sollen eine höhere *Moral* bekommen, eine Moral, die nicht am Geld, sondern am Geist orientiert ist und den Menschen im Auge hat statt der bloßen Sache. Wir sollen einen neuen *Patriotismus* bekommen, einen Patriotismus, der nicht in nationalem Dünkel und nationaler Abschließung besteht, sondern sich der Eigenart des eigenen Volkes um so lieber freut, als er seine Zugehörigkeit zur ganzen großen Völkerfamilie betont; der nicht in Festbegeisterung und Festphrasen, sondern in der Willigkeit zum *Dienst* am eigenen Volke seine Größe sucht. Wir bedürfen eines neuen *Christentums*, ich meine eines Christentums, das sich aus seinem ursprünglichen Geiste heraus erneuert hat. Daß darin letztlich unsere Hilfe liegt, ist freilich meine Überzeugung. Wenn es einmal recht erwacht ist, dann hat das Ende allen Klassenkampfes begonnen. Gerade der soziale Kampf mit seiner Not und Verheißung wird es aufwecken, wie er es zum Teil schon jetzt aufgeweckt hat. Das ungeheure Erdbeben, das die Menschenwelt erschüttert, wird die tiefste Quelle des Heils, die halbvergessene, wieder ans Licht bringen.

Das Reich der Gewalt und das Reich der Liebe

Das Reich der Gewalt kann nur durch viel Leiden besiegt werden, Leiden um der Liebe willen. Denn solches Leiden um der Liebe willen ist ja der schärfste Gegensatz zur Gewalt.

Christentum als Theokratie

10.

Was dem alten Judentum vorenthalten blieb, sollte mit dem Christentum – mit Christi, des Messias Erdendasein – eingelöst werden: nämlich die Erfüllung der Israel gewordenen Verheißung und Bestimmung, als welche zweifellos die Aufrichtung der unmittelbaren Theokratie anzusehen ist. Sie war es ja, nach der sich des frühen Israels «urprophetische Führer immer neu und immer gleich vergeblich» gesehnt hatten. Wir haben daher, auch entsprechend meiner Darstellung, als feststehend zu betrachten, daß Christentum Theokratie ist und Theokratie will, und zwar deren erfüllende Aufrichtung. Nun ist aber für jeden redlichen Menschen wahrzunehmen, ja mit den Händen zu greifen, daß unser gangbares Christentum, das durch die angeblichen christlichen Kirchen in dieser Welt offiziell geworden ist, keine Gottesherrschaft darstellt, nicht nur nicht die erfüllende, sondern bloße Menschenherrschaft, zudem eine der gewalttätigsten Art; daß demnach unser Christentum nicht Christentum ist, sondern etwas, das diesem geradezu entgegenwirkt. Wir haben nun zwar in Kierkegaard einen Christen und Christentumlehrer, der das gründlich dargetan hat. Bevor ich zu ihm übergehe mit meiner Darstellung, sei der jüdische Forscher und Geist Martin Buber weiter verfolgt in seinen Darbietungen, die meines Erachtens für Erfassung des Christlichen eben mehr geben, als die Auslassungen sämtlicher Apologeten der offiziellen christlichen Kirchen von heute zu geben imstande sind. Dem Buche «Königtum Gottes», das wesentlich meine bisherigen Ausführungen hervorrief, sollte ein zweites Buch, das «die messianische Person» und ein drittes, das «die eschatologischen Spannungen» behandelt, folgen. Ich kenne sie nicht und weiß auch nicht, ob sie erschienen sind. Was ich noch kenne, ist: «Kampf um Israel» und «Zwiegespräche».

Das Kapitel «*Der Glaube des Judentums*» im erstgenannten Buche gibt Wesentliches auch für den Glauben des Christentums, der keinen andern Gott kennt. So ist es auch für den Christen heilsam zu hören, daß «der Sündenfall nicht einmal geschehen und zum Verhängnis geworden ist, sondern in all seiner Wirklichkeit geschieht er jetzt und hier». Mit dem Wissen, was Sünde ist, ist eben «jeder Mensch in der nackten Adamssituation; ist jedem Menschen Entscheidung zugeteilt». Es ist christlich, zu denken, daß Wissen um Gut und Böse, um Recht und Unrechttun auch das Vermögen in sich schließt, das eine vom andern tatsächlich scheiden zu können. So haben wir an Willensfreiheit in diesem Sinne zu glauben, also auch an das Vermögen das Gute zu wollen, es sei denn, daß durch Schuld und Versündigung der gute Wille in uns lahmgelegt ist.

Der Bibel nach sehen wir den Sündenfall aber auch von entschei-

dender Bedeutung für die Gestaltung des Daseins. Er zeigt sich als eigenmächtiger Einbruch des Menschen in Gottes Schöpfung, der mit sich bringt, daß sich für den Einbrecher das ganze Aussehen der Schöpfung verändert. Mit dem Verlust der Botmäßigkeit Gott, dem Schöpfer, gegenüber entgleitet dem Menschen eben auch jedes unmittelbare Verhältnis zur Schöpfung, so daß er sich aus dieser gleichsam vertrieben sieht. So erkennen wir den Sündenfall als die Grundlage zur Weltbildung, die dort erst ersteht, wo der Mensch eigenmächtig wider Gottes Anordnung auftritt. Es erhellt das Herkommen dieser Welt, die der Schöpfung Gottes entgegen als eigenmächtiges Mach- und Machtwerk der Menschen sich auswirkt: ihr ist mit dem Sündenfall des ersten Menschenpaares nicht nur der Grund gelegt, sondern auch Raum für Entfaltung und Bestand gegeben, indem seither in jedem Menschen der Hang zur Weltbildung als ererbte Beschaffenheit eingedrungen ist.

Wir haben also als *Erstes Welt und Schöpfung auseinander zu halten* und diese als Gottes- und jene als Menschenwerk zu betrachten. Was uns als Erbsünde anhaftet, ist demnach ein eigenmächtiges, von der Schöpfung losgelöstes Geltungsbestreben, das uns von Mensch- und Geschöpfsein abzieht und uns verführt mitzutun bei all dem, was diese Welt unterhält und erhält. Und das ist Menschenherrschaft, die jeder Aufrichtung der Theokratie entgegen ist, die der Gottesherrschaft Feind ist. «*Wer der Welt Freund sein will, der wird Gottes Feind sein.*» (Jac. 4, 4.) Das gilt nicht der Schöpfung Gottes, sondern dieser Welt als dem Machtwerk der Menschen. Es ist unmöglich zu sagen: Wer der Schöpfung Gottes Freund ist, wird Gottes Feind sein. Hier wird klar: Nicht nur Welt und Schöpfung, auch Welt und Mensch als Geschöpf Gottes sind Gegensätze, sind zweierlei Herrschaft. Ich verweise auf meine Schrift – noch ungedruckt – «Welt und Mensch oder zweierlei Herrschaft».

Das Aufkommen dieser Welt hat das Eingehen des ursprünglichen Menschenseins und die daraus resultierende Pervertierung des Menschen, kurz gesagt: den zu Schaden gekommenen Menschen als Voraussetzung. Erst das Aufgeben des Kontaktes mit Schöpfer und Schöpfung durch Überhebung führte die ersten Menschen zum Sündenfall und verschloß ihnen die Schöpfung des Paradieses. So erfordert die Menschwerdung des Menschen unbedingt, daß der Mensch mit Gott und der Schöpfung zunächst wieder in Kontakt komme, und dies erfordert volle Subordination, unbedingte Botmäßigkeit Gott dem Schöpfer gegenüber. Sie lag für den Juden in Befolgung der Gebote Gottes unter Einhaltung der Gesetzesvorschriften und liegt für den Christen zunächst in der Befolgung der Weisungen Christi, die wohl das jüdische Gesetz, jedoch nicht Gottes Gebote aufheben. Wie für den Glauben der Juden Abraham das Vorbild war, ist für den Glauben der Christen Jesus Christus das Vorbild der Botmäßigkeit Gott gegenüber. Durch Abrahams Botmäßigkeit wurde den Juden, als dem Volk aus

seinem Samen, die Auserwähltheit zuteil, durch die Christi, wird denen, die an ihn glauben und ihre Lebenshaltung danach gestalten, die Erlösung. Mit Abrahams Lebenshaltung ist die Theokratie vollendet anerkannt, mit der Christi ist sie erfüllend ins Werk gesetzt. Denn er ist die Wahrheit und zugleich der König, dessen Reich nicht von dieser Welt ist. An ihm erfüllt sich: durch sein Sichaufgeben erhält er sich. Und er hat sich erhalten und ist geworden, in das er aufgegangen ist und das ihn, sich legitimierend, aussagen läßt: *Ehedem Abraham war, bin ich.* So ist, was er gelehrt und gelebt hat, die Aufrichtung des Königtums Gottes, das aber erst auf Erden vollends in Kraft tritt, wenn alle Menschenherrschaft außer Kraft gesetzt und diese Welt eingegangen ist. Das muß Gott überlassen bleiben. Jederzeit aber kann und soll es aufgerichtet werden in dem inwendigen Menschen. Dort ist der Platz dafür, dort kann und soll mit jeder Menschenherrschaft, die wider Gottes Ordnung ist, gebrochen und Schluß gemacht werden, um der Botmäßigkeit Gott gegenüber vollen Raum zu geben, was nötig ist für die Aufrichtung von Gottes Herrschaft, für die Erstehung des Reiches, das nicht von dieser Welt ist. Das Reich, *nach dem am ersten zu trachten* der Glaube des Christentums fordert, ist also ein völlig Konträres zu allen Reichen dieser Welt, völlig konträr auch in seiner Aufrichtung wie in seiner Gestaltung, die beide dem Menschen als dem Einzelnen ohne Anhang und ohne offizielle Kirche, die sich längst als Weltbildung ausgewiesen hat, vorbehalten sind. Ja, es ist heute bereits so, daß von den offiziellen christlichen Kirchen als bloßen Pseudogeistesmächten die Glaubenshaltung, die das Christentum erfordert, am meisten bedroht ist. Hatte das frühe Christentum wie das frühe Judentum sich wesentlich gegen «Gnosis und Magie» zu erwehren, so ist, was heute dem Christentum heftigste Abwehr auferlegt, das Wesen der offiziellen Kirchen: Die Feilbietung von Kirchentum für Christentum, die wohl nur das Hierarchische dabei auf seine Rechnung kommen läßt. Aber Priesterherrschaft ist noch immer Menschenherrschaft, und die Hierarchisten sind noch nicht Christen.

11.

Hören wir nun, was Buber über «Gnosis und Magie» sagt in Hinsicht auf das Judentum. Es berührt wesentlich auch das Christentum, wiewohl in ihm außer acht gelassen ist, daß Welt und Schöpfung Gegensätze sind, welche Erkenntnis die Aufgabe des Menschen im Sinne des Glaubens des Judentums wie in dem des Glaubens des Christentums — was letzten Endes doch im Sinne Gottes bedeuten soll —, weit klarer macht. Buber sagt: «Von zwei religiös gewendeten Geistesmächten vor allem ist die Einsicht in die religiöse Wirklichkeit . . . bedroht: von Gnosis und Magie. Sie greifen nicht von außen an, sie dringen in die Religion selber ein und geben sich dann als deren Wesen aus.»

Ihrer hatte sich wie das Judentum auch das Christentum von jeher zu erwehren. Heute, da dieses in der Öffentlichkeit nicht mehr aufzufinden ist und das auffindbare bloße Kirchentum, das sich nachgerade als das Wesen des Christentums ausgibt, auch dessen Stelle einnimmt, tritt die Kirche, durch die es soweit gekommen ist, in die Reihe der falschen Geistesmächte, derer sich das Christentum eben auch zu erwehren hat.

Buber spricht vom «unzerstörbaren Wissen des Judentums um die Dreiheit im Dreiklang der Weltzeit: Schöpfung, Offenbarung und Erlösung». Soviel ich diesem verinnerlichten theistischen Juden auch verdanke an Anregung und Klärung, hier scheint er mir zu falschen Schlüssen gekommen zu sein eben dadurch, daß er diese Welt von der Schöpfung nicht gehörig getrennt hat. Er sagt: «Innerhalb des frühen Christentums hat zuerst das Johannesevangelium die Dreiheit durch eine Zweiheit zu ersetzen gesucht, indem es Offenbarung und Erlösung in eins band: das Licht, das in der Finsternis scheint und von der Finsternis nicht empfangen wird, das den ganzen Menschen erleuchtende Licht, das in die Welt kommt – das ist Offenbarung und Erlösung zugleich, in seinem In-die-Welt-Kommen offenbart sich Gott und wird die Seele erlöst.» Das ist nicht ganz richtig. Auch das Christentum erhält sich unzerstörbar die Freiheit aufrecht: Schöpfung, Offenbarung und Erlösung. Das Licht, das in die Welt kommt, das den ganzen Menschen erleuchtende Licht ist wohl höchste Offenbarung, mit der die Bestimmungen für die Erlösung gegeben sind. Aber diese Offenbarung ist noch nicht die Erlösung, sie erfordert zunächst den Glauben an das Licht, um diesem zu ermöglichen, den Menschen zu erleuchten. Sie sagt doch auch, daß das Licht von der Finsternis nicht begriffen, nicht empfangen, daß aber jenen, die es in sich aufnahmen, Macht gegeben wurde, Kinder Gottes zu werden. Unter Finsternis verstehen wir diese Welt, mit der eben Finsternis in die Schöpfung eingezogen ist. So ist es auch nötig, daß der Mensch, der das Licht begriffen hat und von ihm ergriffen ist, aus dieser Welt als aus der Finsternis herausgehoben wird, um wieder Gottes Kind und als solches Anteil an Gottes Schöpfung zu werden. So sehen wir die Dreiheit von Schöpfung, Offenbarung und Erlösung unzerstörbar auch im Christentum Bestand haben.

Das Auseinanderhalten von Welt und Schöpfung im vorgebrachten Sinne erhellt auch die abgründige Irrung *Marcions*, von dem Buber sagt: «Er hat die Zweiheit durch eine Einheit zu ersetzen gesucht, indem er die Schöpfung aus der religiösen Wirklichkeit verbannte, Schöpfergott und Erlösergott auseinanderriß und jenen der Anbetungswürdigkeit, also der Gottheit verlustig erklärte. Das Alte Testament wird als widergöttliches Buch verworfen.» Buber meint nun, daß «Marcions Werk» von der Kirche in großer Weise bekämpft, für das christliche Denken dennoch aktuell geblieben ist, wofür ihm «neben vielem

anderem in unseren Tagen die marcionisierende These Harnacks» den Erweis bringt, «der die ‚Konservierung' des Alten Testamentes als die ‚Folge einer religiösen und kirchlichen Lähmung' brandmarkt und von jenem nur noch den Propheten eine religiöse Gültigkeit zuspricht». Hier gibt Buber noch Raum der konventionellen Anschauung, die kirchliche Theologen allzu maßgebend für christliche Denken sein läßt, und übersieht, daß sie mit ihrer offiziellen Zugehörigkeit zum Offiziellsein ihrer Kirche weit eher widerchristliches Denken zu pflegen gezwungen sind. Freilich ist auch die Annahme der Freiheit von Schöpfung, Offenbarung und Erlösung für jüdisches und christliches Denken gewissermaßen irreführend, indem hier mit Schöpfung der Mund des Schöpfers, der den Sündenfall in sich schließt, angenommen ist. Doch der Stand der Schöpfung im Anfang, an dem Gott selber sah, daß alles sehr gut war, läßt keinen Raum für ein Verlangen nach Offenbarung und Erlösung. So haben wir es eigentlich mit einer Vierheit für christliches Denken zu tun, die sich zu einer Zweiheit auswächst. Denn Schöpfung und Sündenfall gehören für die Einordnung in unser Dasein zusammen wie Offenbarung und Erlösung. Aber nicht zu übersehen ist, daß mit dem Sündenfall, mit dem das Menschenverhältnis zu Schöpfer und Schöpfung gründlich verändert worden ist, sich ein Neues eingeschoben hat, eben das Aufkommen dieser Welt, die heute die Schöpfung besetzt hält und sie zugleich verheert. Das gilt, wie ich glaube, für christliches Denken, das dem Alten Testament vollen Bestand beläßt und keinen Demiurgen und bösen Scheingott kennt, und das Verheerende, das sich immer wieder im Menschen kundtut, vom ersten Sündenfall und seiner Nachwirkung ableitet, die den Menschen aufs neue zum Sündenfall anreizt: zur Auflehnung wider Gottes Herrschaft und zur Aufrichtung der eigenen, die ihn von der Forderung der Schöpfung abzieht und schließlich zum ständigen Zuhälter dieser Welt macht. Das kann wohl auch gelten für jüdisches Denken, das – soweit es hier in Betracht kommt – doch auch gottgläubiges Denken ist und in der Aufrichtung der Theokratie die Erfüllung sieht. Und gottgläubiges Denken erhält seine Stärke von der Stärke des Gottesglaubens und nicht von der des Denkens, und an Gottesglaubenvermögen steht der theistische Jude nicht zurück vor dem Christen. Ja, dem bloßen Kirchenchristen ist er hierin sicher überlegen. Der wunde Punkt an ihm und was ihn vorläufig noch trennt vom Christsein, die Anerkennung Christi, ist wohl in der Auffassung der Theokratie zu suchen. Seit seiner Auserwähltheit ist Israel von Gott mit Ämtern betraut worden, so auch mit dem Richter- und Henkeramt und hatte Strafaktionen gegen Fremdvölker auszuführen und wurde selber noch schwerer gezüchtigt für jeden Abfall von Gott. Mit dem Aufkommen des menschlichen Königtums aber sind seine äußeren Machtbefugnisse noch größer geworden. Da zugleich sein Gottesverhältnis immer mehr veräußerlicht wurde, mußte sich auch seine Auffassung der Theokratie veräußer-

lichen, und so hatte sich wohl in der Vorstellung der herrschenden Klassen des Judentums zur Zeit Christi die Theokratie zu einem die ganze Welt umfassenden jüdischen Herrschaftsgebilde ausgewachsen. Diese Vorstellung von Theokratie, die natürlich dem Auftreten Jesu schnurstraks entgegen war, und die amtierenden Juden zu Todfeinden Jesu als des Messias machen. Und das Volk erlag den Amtierenden. So zeigt sich die völlig verfehlte Vorstellung von Theokratie, was den Juden als Volk verschloß, Jesus als den Messias anzuerkennen. Seine Kreuzigung ergibt sich aus dieser Nichtanerkennung. Seither wurde diesem Volk zum Unheil, was ihm das Heil erbringen sollte: die Auserwähltheit. Sie hielt sich nur noch im Juden als dem einzelnen; doch daß ihrer viele werden können, läßt glauben, daß letzten Endes ihnen nicht entzogen bleibt, was dem Samen Abrahams zugedacht ward. Dem sehen wir freilich entgegenarbeiten die ererbte falsche Auffassung von Theokratie, die von Hartnäckigkeit getragen ist und zur Halsstarrigkeit werden und schließlich in Trotz ausarten kann.

Carl Dallago

(Fortsetzung folgt)

Zur Frage des Gewissensbegriffs

(«Gespaltenes» oder «ungespaltenes» Gewissen?)

Die Auslegung des Gewissensbegriffs ist in der Frage der Kriegsdienstverweigerung von entscheidender Bedeutung, denn von ihr hängt es ab, ob der Kriegsdienstverweigerer anerkannt wird oder nicht. Die maßgebenden Instanzen stimmen darin überein, daß eine Verweigerung aus «religiösen Gewissensgründen» unbedingt anzuerkennen sei, viele lassen auch ethische Gründe gelten. Diskrepanzen treten auf, wo es sich um Weigerung aus «philosophischen», «pazifistischen», «humanitären», «sozialen» oder «politischen» Beweggründen handelt.

Wenn nun erklärt wird, nur religiöse (und unter Umständen auch ethische) Gewissensgründe seien anzuerkennen, alle übrigen jedoch nicht, so entsteht der Eindruck: das Gewissen sei nicht eine unteilbare Einheit, sondern etwas in Teile Aufspaltbares, das in verschiedene «Abteilungen» oder «Spezialformen» zerlegbar sei, deren nur einer – nämlich der religiösen – uneingeschränkte Geltung zukomme.

Hier liegt jedoch eine Verwechslung von Anwendungsformen (und -bereichen) mit Wesensmerkmalen vor. Es gibt nur das eine totale, ungespaltene Gewissen, das auf verschiedenen Anwendungsgebieten (sozialen, politischen usw.) und in verschiedenen Anwendungsformen (ethischen, humanitären, philosophischen, pazifistischen usw.) sich

äußert, und das in seinem Ursprung und Wesenscharakter *religiös* bestimmt ist.

Das Gewissen stellt die höchste sittliche Norm für das menschliche Handeln dar, das aus dem Ewigen abgeleitete Kriterium, das als «innere Stimme» über «Gut und Böse», «Recht und Unrecht» des menschlichen Tuns entscheidet. Diese innere Stimme in uns, die sich unablässig Gehör zu verschaffen versucht, und die wir «Gewissen» nennen, weist auf ein Höheres, uns Übersteigendes (das wir «*Gott*» nennen) als ihren Urheber hin. Deshalb gilt uns das Gewissen als «Stimme *Gottes* im Menschen». Darin liegt sein religiöser Ursprung und Wesenscharakter.

Wenn der amerikanische Gesetzestext von 1948 «Religiosität» definiert als «Glaube eines Individuums an eine Beziehung zu einem höchsten Wesen, das Pflichten auferlegt, die den Vorrang haben vor solchen Pflichten, welche aus irgendeiner menschlichen Beziehung entspringen», und der Circuit Court of Appeal in Neuyork 1943 erklärt hat: «Religion sei eine Überzeugung, die ihren Ausdruck in einem Gewissen finde, das von dem Überzeugten kategorisch fordere, elementare Eigeninteressen zu vernachlässigen und lieber ein Martyrium auf sich zu nehmen, als die Gewissensgebote zu überschreiten», so findet darin dieser Seinsverhalt seinen gemäßen, gesetzlich festgelegten Ausdruck. Die vom Circuit Court daraus gezogene Forderung, daß «jede Weigerung aus Gewissensgründen ihrer Natur nach religiös» sei, da «der gewissensmäßige Widerstand, unter keinen Umständen an einem Kriege teilzunehmen, . . . die Antwort des Individuums auf die Stimme eines inneren Ratgebers (mentor) sei, den man ‚Gewissen' oder ‚*Gott*' nennen könne, und der für viele Menschen der Gegenwart gleichbedeutend sei mit dem, was man seit jeher unter einem religiösen Impuls verstanden habe», ist nur die logische Konsequenz dieser Erkenntnis. Denn in welchem Anwendungsgebiet diese Stimme des Gewissens sich zu Worte meldet, ist auf ihren religiösen Ursprung und Charakter ohne Einfluß.

Vernunft und Gewissen sind *beides* Kriterien des menschlichen Handelns, aber das Gewissen ist die höchste und letztentscheidende Instanz. An ihm hängt das menschliche Verantwortungsbewußtsein. Es aus irgendeinem menschlichen Handelnsbereich ausschließen zu wollen, würde von katastrophalen Folgen sein. Die These: der Raum des Religiösen sei von den Bereichen des Sozialen und des Politischen streng zu trennen und das Gewissen daraus auszuschalten («Die Berufung des Gewissens in der Politik ist aller echten Politik feindlich», hat Probst D. Asmussen kürzlich formuliert), beruht auf einem Denkirrtum. Die Auslegung des Evangeliums gehört nicht in den politischen Raum, wohl aber die praktische Verwirklichung desselben, wenn anders man nicht das Christentum zu einem Ghettodasein im «elfenbei-

nernen Turm» des Altarraums oder der «stillen Kammer» verbannt wissen will.

«Was in der wissenschaftlichen Betrachtung getrennt werden kann, wird als Trennung im praktischen Vollzug falsch», sagt Clemens Brockmöller (in seinem Buch über «Das Christentum am Morgen des Atomzeitalters»). Das gilt auch für den Bezug Politik-Religion und Politik-Gewissen. «Das (christliche) Anliegen heißt nicht: in der Welt ein übernatürliches Leben führen (in einem von der Wirklichkeit abgetrennten geistlichen Raum), sondern: consecratio mundi, geweihte Welt.» Das ist unter Ausschaltung des Gewissens nicht möglich. Wenn irgendein Bereich des menschlichen Lebens von höchster Verantwortung getragen sein muß, dann ist es der politische Raum, in dem über das Schicksal und Leben eines ganzen Volkes entschieden wird. Das menschliche Verantwortungsbewußtsein ist aber an das persönliche Gewissen gebunden. Wir haben in der Sprache ein untrügliches Mittel, innere – oft verborgen bleibende – Zusammenhänge aufzudecken. Wäre es möglich, von «gewissenloser Politik» oder von «verantwortungslosem Spiel» zu sprechen, wenn nicht Gewissen und Verantwortungsbewußtsein gemeinhin als die tragenden Grundpfeiler des menschlichen Handelns, auch – und vor allem – in der Politik gelten würden? – Wenn diese beiden «Stützen der Gesellschaft» zum Einsturz gebracht werden (sei es in welchem Bereich auch immer), — indem statt nach «Recht oder Unrecht» nur noch nach «Zweckmäßigkeit und Nutzen» gefragt wird, stürzt damit das ganze Gebäude der menschlichen Gesellschaft zusammen. Im politischen Raum das Gewissen ausschalten zu wollen, weil wir diesen Bereich nur durch die Brille des Pragmatismus betrachten zu sollen vermeinen, läßt sich weder logisch noch ethisch rechtfertigen und würde von unübersehbaren Folgen sein.

Daß dies in praxi auch nicht geschieht, beweist die Tatsache, daß auch die politischen Entscheidungen verantwortungsbewußter Persönlichkeiten letztlich unter der Berufung darauf erfolgen, daß sie «nur so (und nicht anders) vor dem Gewissen zu verantworten» gewesen seien!

Daß nicht in allen Fragen des Gewissens persönliche Übereinstimmung zu erzielen ist (es gibt ja auch das «irrige» Gewissen!), beruht auf der kreatürlichen Begrenztheit des Menschen, die dem einzelnen den vollen Aspekt des «Ganzen», der Wahrheit und das totale Durchschauen des realen Gesamtzusammenhanges, seiner Daten und Bezüge, verwehrt. Diesem Sachverhalt muß Rechnung getragen werden. Dennoch bleibt das persönliche Gewissen, wenn es auch individuell verschieden – gemäß dem jeweils gegebenen Grad der Erkenntnis und der subjektiven «Empfindlichkeit» – reagiert, das höchste Kriterium des menschlichen Handelns und die oberste, objektiv gegebene, allgemein gültige und verbindliche Norm.

Würde diese im sozial- und völkerpolitischen Bereich de facto stets den ihr gebührenden Vorrang gegenüber dem Kriterium der Vernunft,

das vorwiegend auf Zweckmäßigkeit und Nutzen gerichtet ist, genießen, wäre es nicht möglich, daß es immer noch menschliche Bereiche gibt, in denen Elend und unverschuldete Not dicht neben Überfluß und Ausbeutung wohnen, und daß durch den Schweiß der Armen der Erde abgerungene Früchte aus Gründen der «Konkurrenz» und um «die Preise zu halten» (!), sinnloser Zerstörung preisgegeben werden! Vor dem sozialen Gewissen ist dieser aller seinsmäßig menschlichen Personwürde hohnsprechende Sachverhalt ebenso wenig zu rechtfertigen, wie vor dem völkerpolitischen der nicht minder verwerfliche kolonialer Zwangsherrschaft und Ausbeutung.

Das Gewissen ist die lebendige Brücke zwischen der *Gottheit* und der Menschheit. Verläßt sie der Mensch, indem er sich für «autonom» erklärt, verliert er sich selbst. Denn der Verzicht auf die Bindung an *Gott* und der damit verbundene Verlust der Ehrfurcht vor *Ihm* schwächt das Gewissen und zieht zwangsläufig die Zerstörung der menschlichen Bindungen untereinander sowie den Verlust der menschlichen Ehrfurcht vor der Personwürde und dem menschlichen Leben nach sich. Damit wird dieses unweigerlich zum Spielball gewissenloser menschlicher Willkür, die im Massenmord des Krieges ihre letzte Konsequenz und ihren extremsten Ausdruck findet.

Dies ist die natürliche Folge der bewußten und gewollten Ausschaltung der Religion und des Gewissens aus der Politik.

Im menschlichen Gewissen bringt sich die Stimme *Gottes* zu Gehör, unabhängig davon, ob sie vom Menschen als solche erkannt wird. Wesentlich ist, daß er dieser Stimme Gehör schenkt und ihr folgt. Überall dort, wo der Mensch «Verantwortung» fühlt (und es fühlt sie ja nicht nur der «Christ»)!, ist es die Stimme des Gewissens, die dazu aufruft. Verantwortung zielt immer auf ein Gegenüber, vor dem ein Tun verantwortet, das heißt Antwort auf die Frage nach der Rechtmäßigkeit und Zulässigkeit eines bestimmten Tuns gegeben und dafür eingestanden wird. Jeder einzelne kann nur von sich aus persönlich entscheiden, wofür er jeweils einstehen zu können vermeint. Der Kriegsdienstverweigerer, der sich dafür ein lebendiges Wissen bewahrt hat, unterstellt bewußt auch seine politischen Erwägungen und Entscheidungen letztlich dem Kriterium des Gewissens. Dabei ist es durchaus möglich, daß ihm der Krieg und seine Teilnahme daran nicht in erster Linie aus religiösen Motiven, sondern aus humanitären, sozial- oder völkerpolitischen Erwägungen heraus unverantwortbar erscheint. Es spricht auch dann aus ihm sein vom Gewissen bestimmtes Verantwortungsbewußtsein, wenn er das Kriegsgeschehen und seine Teilnahme daran als in seinen Auswirkungen in bezug auf seine Mitmenschen nicht zu rechtfertigen und nicht zumutbar ablehnt. (Wie es ebenso auf der Gegenseite das aus dem Gewissen abgeleitete Verantwortungsgefühl ist, das die Alternative einer drohenden Gewaltherrschaft eines Zwangssystems als für Volk und Welt untragbar erschei-

nen läßt*.) Beide Entscheidungen (Teilnahme am Kriegsdienst und Kriegsdienstverweigerung) sind – wenn sie mit Ernst vollzogen werden – persönliche Antworten auf Gewissensfragen höchster Relevanz und müssen als solche – von einer geschichtlichen Situation aufgetragen – respektiert werden, wenn nicht der Mensch sein Wesentliches, seine Kernsubstanz, verleugnen will. – Wir können diesem Konflikt nicht ausweichen. Wir können ihn nur – als uns auferlegt – in Demut hinnehmen und in Geduld und gegenseitiger Achtung austragen.

Maria Magdalena Mund

Die internationale Konferenz des Internationalen Bundes religiöser Sozialisten in Frankfurt (14.—18. August 1955)

Die Aufgabe der religiösen Sozialisten jetzt

Votum vom 18. August

Es hat sich gezeigt, daß die Sache des religiösen Sozialismus sich in einer entscheidenden geistigen Krise befindet. Wir sind in tiefer Sorge darüber, daß es so ist, noch mehr darüber, daß diese Tatsache von den meisten religiösen Sozialisten nicht erkannt wird, und am tiefsten darüber, daß die Sache des Reiches Gottes auf Erden und die Sache Christi sich von uns verlassen fühlen muß. Diese Krise zeigt sich darin, daß wir nicht mehr sehen und wissen, nicht mehr sehen und wissen wollen, wo heute unsere Aufgabe liegt und wo sie seit Ende des Zweiten Weltkrieges ausschließlich gelegen hätte. Wir haben das erschütternde und sicher das letzte Mahnzeichen vor dem Gericht, die Atombombe, nicht ernst genommen. Wir haben unsere Stimme, die zur Umkehr rufen sollte, nicht erhoben. Wir haben uns der brennendsten Probleme, bei denen es um Sein oder Nichtsein der Menschheit und der Schöpfung überhaupt geht, nicht angenommen, nicht unser Leben zur Lösung der sich so gewaltig aufdrängenden Weltprobleme eingesetzt. Wir haben so getan, als ob nichts geschehen wäre. Die zu Ende

---

* *Dieses* Gewissen, das ja subjektiv ehrlich sein kann, hat sich aber in bezug auf zwei Fragen in der heutigen Situation noch keine Rechenschaft abgelegt:

1. Daß der Weg der Gegengewalt durch den Krieg auch für die gerechteste und beste Sache in Wirklichkeit nicht mehr gangbar ist.

2. Daß für ein an Gott und Christus orientiertes und an sie gebundenes Gewissen sich eine andere Antwort aufdrängt, die in der Nachfolge Christi und mit dem Kreuz für die Frage der Gewaltanwendung und des Krieges in eine andere Richtung weist. *D. R.*

gehende Konferenz des Internationalen Bundes religiöser Sozialisten hat es erneut gezeigt, denn wir haben wiederum über die wirklichen Fragen, die Gott und den Menschen angehen, nicht gesprochen. Einzig Pasteur Maurice Voge hat die Frage am ersten Tage aufgeworfen, was der Sozialismus zu tun gedenke in der Militär- und Abrüstungsfrage, und Frau Maria Sevenich hat die Kriegsfrage in bezug auf die Stellungnahme des Vatikans zum Appell Einsteins aufgenommen. Pasteur Voges Frage wurde völlig ignoriert und ebenso diejenige von Frau Sevenich. Die Welt diskutiert alle diese Fragen mit Einschluß der gegnerischen Lager in Ost und West, und wir machen ein Tabu aus ihnen, weil sie nicht in unsere Generallinie passen.

1. *Besinnung:* Die Religiös-Soziale Vereinigung der Schweiz hat im Jahre 1938 eine Schrift herausgegeben «Neuer Himmel und Neue Erde!», die laut Beschluß einer Delegiertenversammlung des Internationalen Bundes religiöser Sozialisten als Vorbereitung zu einem Programm der Organisation dieses Bundes dienen sollte. Verfaßt wurde die Schrift von Leonhard Ragaz und Otto Bauer. Die Einleitung dieser Schrift lautet:

«Das, was man mit einem zu sehr der Oberfläche entnommenen Zufallswort ‚religiös-soziale Bewegung' oder auch ‚religiösen Sozialismus' nennt, ist in erster Linie, um wieder ein problematisches Wort zu brauchen, eine *religiöse* Bewegung, die sich auf einen neu verstandenen Glauben an Christus gründet. Ihre Botschaft faßt sich zusammen in dem Worte vom *Reiche Gottes für die Erde.* Diese Losung bedeutet die Wiederentdeckung und Wiederaufnahme der ursprünglichen Botschaft der Bibel, des Alten wie des Neuen Testamentes: der Verheißung und Forderung der Herrschaft Gottes über alle Wirklichkeit, sich in der *Gerechtigkeit* vollendend. Diese Gerechtigkeit bedeutet das heilige Recht Gottes, das sich von Gott auf die Menschenwelt, und nicht nur auf sie, herabsenkt und sie prägt, das Recht des Gottes, der *Schöpfer* und *Herr* ist und alle Dinge für ihn und den Menschen, sein Geschöpf und Ebenbild, heiligt, und das Recht des Gottes, der *Vater* ist und dessen oberster Wille die verbindende, vergebende, rettende Liebe, die den Menschen zum Kind, Sohn und Bruder macht; sie bedeutet das Herabsteigen Gottes auf die Erde, die zur völligen *Menschwerdung* und zur völligen *Erlösung* des Menschen von aller Götzenherrschaft, aller den Menschen und die menschliche Gemeinschaft versklavenden, entwürdigenden und vergiftenden Welt- und Todesmächte, zum Sieg über Schuld, Schicksal, Not und Tod wird. Diese Botschaft ist durch gewisse Fehlentwicklungen der Sache Christi in den Hintergrund geschoben, ja unterdrückt worden und nur dann und wann in revolutionären Zuckungen wieder hervorgetreten, am stärksten bei den Wiklefiten, Hussiten und Täufern. Ihr Wiederaufbrechen aus den Tiefen Gottes, den Tiefen Christi, den Tiefen der Bibel her

bedeutet eine Revolution von unabsehbarer Tragweite, wie sie im Sinne des apostolischen Wortes liegt, das zum Bekenntnis der religiös-sozialen Bewegung geworden ist: ‚Wir warten auf einen neuen Himmel und eine neue Erde, worinnen Gerechtigkeit wohnt.'

Diese Umwälzung bedeutet ein revolutionäres Vorwärtsdrängen auf Grund einer revolutionären Rückkehr zur Quelle der Wahrheit. Sie führt zu einem neuen Verstehen und zu einer neuen gedanklichen Prägung wie zu einer neuen Verkündigung und Praxis der ganzen Sache, die durch den Namen *Christus* bezeichnet wird. Wir stehen erst am Anfang dieser Revolution. Sie ist aber der Sinn der ungeheuren Not und Gärung der Welt, wie auch der Sache Christi. Nur von dieser Revolution Gottes aus, die wir auch eine Revolution Christi nennen dürfen, kann der Welt geholfen werden und die Sache Christi einen neuen Tag erleben.»

Diese Schrift bedeutet eine grundlegende Quelle zur Besinnung auf das, was die religiösen Sozialisten wollten. Der Sozialismus wurde von ihnen von diesem Glauben an den lebendigen Gott und sein Reich gedeutet, und sie sahen in ihm das Gericht an der Christenheit und am Christentum und die Verheißung eines Erwachens der Gerechtigkeit Gottes in der Welt und damit ein Erwachen der Sache Christi. Er wurde ihnen zu einer Offenbarung des lebendigen Gottes und zu einem Vorglanz seines kommenden Reiches. – *In der Welt* geschehen die Taten Gottes. Es geht um Gott und nicht um Religion und Christentum. Es geht um die Revolution Christi und um die Verwirklichung des *ganzen* Evangeliums.

2. *Haltung:* Von dieser Besinnung her ergibt sich unsere Haltung jetzt: in der *Freiheit der Söhne und Töchter Gottes* in der Welt zu wirken, indem wir die Botschaft Christi verkünden und existentiell verwirklichen. Wir müssen Ernst machen mit unserer Beziehung zu Gott, mit dem Vertrauen zu ihm, mit der Vollziehung seines Willens, mit dem Gehorsam, und wir müssen Ernst machen mit der Nachfolge Christi. Die Kraft, die wir dadurch bekommen, kann allein uns tragen. Nur mit ihr können wir arbeiten, verkünden, kämpfen, Wahrheitsdienst tun und das Kreuz auf uns nehmen, welches uns nicht erspart bleibt, wenn wir echte Christen sind. Denn wenn es uns gut geht in der Welt, sind wir Gott verdächtig. Aber wenn wir verfolgt werden um Christi willen, sind wir gesegnet. Unsere Haltung muß das Streben ausdrücken, über Kirche und Parteien, über Christentum und Sozialismus in ihrer jetzigen Gestalt und Verwirklichung hinauszukommen. Bindung und – wenn man das Wort Solidarität gebrauchen will, welches aber doch die Liebe nicht ersetzen kann – Solidarität beziehen sich auf Gott und auf Christus und von ihnen her zum Mitmenschen. Unser Dienst gilt der Sache Christi, ihr allein. *Von hier* aus gestalten sich alle unsere Beziehungen und Taten. Für Institutionen an sich können wir weder Haß, noch Liebe, noch Solidarität empfinden. Im Wahrheitsdienst müs-

sen wir oft scharf sein; wenn er aber aus der Liebe kommt, ist er das Rettende. Unsere Haltung haben wir vor Gott zu verantworten. An ihr sollten die Gott Suchenden, die Völker, die nach Rettung schreien, einen Halt haben.

3. *Aufgaben*: Wir müssen die Zeichen Gottes sehen, verstehen und ernst nehmen. Wir müssen bereit sein in dieser Weltwende, die anbricht und bereit zur Umkehr, zum Opfer, zur Buße, zum Kampf gegen Dämonen und teuflische Gewalten. Wir müssen unsere Stimme erheben, wo es die Wahrheit zu verteidigen gilt. Wir müssen zu den brennenden Problemen der Menschheit etwas zu sagen haben und es auch wirklich sagen. Es geht nicht darum, das zu tun, was von andern schon getan wird, sondern das, was *gerade uns* aufgetragen wird.

Die Probleme, Fragen und Aufgaben, wo es um Leben und Tod sowohl der Seele als des Leibes geht, heißen heute: Krieg, Frieden, Atomkraft, Hunger ganzer Völker, geistige und leibliche Erlösung (sogenannter!) unterentwickelter Völker, der Kampf gegen Gewalt- und Mammongeist, die wirklich echte Auseinandersetzung mit dem Kommunismus und die Sorge um Israel, wo der Ort des Zion aller Völker liegt.

Andere Aufgaben, die dann auch zu lösen sind, werden nicht nur illusorisch, sondern auch zur Unwahrheit, wenn nicht diese vordringlichen Aufgaben sofort, zuerst, und mit dem ganzen Lebenseinsatz angepackt werden. Nicht nur europäische, sondern weltweite Aufgaben haben wir uns zu stellen. Sie fordern freilich Preisgabe *jeder Art* von Bequemlichkeit.

4. *Arbeit*: Die Arbeit beginnt bei der Wachsamkeit des Herzens auf Gottes Ruf, so wie er sich uns in den Geschehnissen und wie er sich dem einzelnen, einer Gruppe, oder einer Gemeinde kundtut, und vollendet sich in der Tat. Gott wird uns aber in allen möglichen Arten rufen, einsetzen und voransenden. Dann haben wir zu tun, was *er* will und nicht was wir uns ausgedacht haben. Individuelle wie auch Gemeinschaftsarbeit ist nötig, und gemeinsame Verantwortung vor Gott ist gefordert. Wie die Arbeit im einzelnen gestaltet wird, ist eine Frage sekundärer Art und ergibt sich aus der Verantwortung, der Kraft und der Weisung von Gott her. Das Wichtigste in der jetzigen Situation ist: miteinander sprechen und sich kennen lernen, denn wir kennen uns nicht mehr oder noch nicht. Wir sind Arbeiter im Weinberg des Herrn, und die Hoffnung Christi auf uns soll nicht zuschanden werden. Er wünschte, daß das Feuer schon brennte!

Carmen Weingartner-Studer

Ein offenes Wort zur Frankfurter Konferenz

Aus dem vorangegangenen Votum geht hervor, daß die Frankfurter Konferenz des Internationalen Bundes religiöser Sozialisten für uns

ein schweres Erlebnis war. Es gab Grund zur tiefsten Sorge um die Sache Christi, welche in aller Bescheidenheit, aber auch in allem Ernst die Sache der religiösen Sozialisten sein sollte, um den Bund selber und um uns Menschen, die wir ihn verkörpern und vertreten. Vielleicht war ein solcher *Tiefstand* einer Internationalen Konferenz nötig, um uns aufzuwecken und zur radikalen *Besinnung* zu bringen. Jedenfalls wollen wir unsererseits dem Kampf um eine Neuwerdung unserer Gesinnung und Arbeit nicht ausweichen, und wir hoffen, daß unsere Freunde mit uns zusammen die Arbeit einer grundlegenden Besinnung, einer scharfen Einsicht und einer heilsamen *Selbstkritik* leisten, und daß wir dann aus ernsthaftem Sichkennenlernen, aus dem *gemeinsamen* Ringen um das, was nottut, zu einer neuen Schau unserer Aufgabe kommen und echte Arbeit im konkreten und praktischen Zeugnis für das Reich Gottes tun. Eine solche Ausrichtung wäre auch die beste und einzig mögliche Grundlegung zu jener umfassenden und in die Tiefe gehenden *echten Solidarität*, zu jener Weite, Entschiedenheit und *Unabhängigkeit*, die dieser Sache ewig eingestiftet bleiben wird und die «Kirchliche» und «Unkirchliche» unter uns und die an sozialistische Parteiformen Gebundene und Ungebundene davor bewahren wird, «Sektierer» zu werden. Denn die Gebundenen stehen ja nicht weniger in Gefahr, sich mit ihrer Gebundenheit, die sie als Solidarität bezeichnen, gegenüber der lebendigen Wirklichkeit, Forderung und Verheißung Gottes abzutrennen. Das ist doch die permanente Not und Gefahr der Kirchen, die sich nach Christus nennen und die ihn so oft verraten; es ist erst recht die Gefahr für Parteien, in denen wir denselben Vorgang schmerzlich genug erlebt haben. Die Geschichte des Sozialismus und seine ganze gegenwärtige Lage zeigen diesen Tatbestand deutlich genug.

Was wir an dieser Stelle über die Konferenz sagen, soll und kann nicht etwas Erschöpfendes sein. Es möchte aber den Beginn bilden zu einer offenen, in jedem Fall klärenden Aussprache unter uns. Wir scheuen uns nicht, diese Aussprache vor der Öffentlichkeit zu beginnen, denn einerseits war ja die Konferenz öffentlich, und was an ihr zutage trat, blieb keinem Anwesenden verborgen, andererseits sind wir alle heute der Öffentlichkeit, das will heißen allen Menschen und der Menschheit als ganzer mit jedem Gedanken, jedem Wort und jedem Tun voll verantwortlich. Darin verstehen wir die echte, nicht auf Kirche und Partei begrenzte Solidarität. Viele Einzelheiten und manch Grundsätzliches wird dann freilich erst in den folgenden Gesprächen mündlicher und schriftlicher Art unter Einzelnen und in Gruppen geklärt werden müssen.

Wenn wir vom Tiefstand der Frankfurter Konferenz sprechen und ihn darstellen wollen, so soll dies nicht heißen, daß die einzelnen Referate an sich nicht auf hohem Niveau standen, daß sie nicht ehrlich gemeint waren, daß sie keine Anregungen und keine Werte vermittelten. Wir haben den Referenten, die zum Teil außerhalb des Bundes

stehen, zu danken für die große Mühe, die sie aufwendeten, für ihre lebendige Bereitschaft, das ihrige zum Kongreß beizutragen und für sehr viel Gutes und Notwendiges, das ausgesprochen wurde. Wir müssen aber darauf verzichten, auf die einzelnen Referate einzugehen, weil es uns jetzt daran liegt, die Konferenz als solche, das Versagen, die Situation, die zutage trat, aufzuzeigen, damit daraus die Schlüsse gezogen werden können.

Wohl von all denen, die sich mit vollem Ernst bewußt sind, was Arbeit am Reiche Gottes und also auch Konferenzarbeit solcher, die ihm dienen wollen, sein soll, ist es empfunden worden, daß *diese* Art von Konferenz – wo verschiedene und viel zu viele und oft zu lange Referate geboten werden, wo die Diskussion in langen Monologen besteht und beinahe jeder früher oder später vom Thema abweicht, von einer konkreten Fragestellung (oder Antwort auf eine solche) absieht, sich in persönliche Details verliert, seinen Standpunkt oft rücksichtslos vertreten will, und wo dem Ernst der Stunde keine Bedeutung gegeben wird, so daß dann am Schluß jeder in schlechtem Sinne müde, ja völlig erschöpft, wirr und deprimiert zurückbleibt — etwas Verheerendes und völlig Sinnloses ist. Wo kein *echtes Gespräch* stattfindet, wo keine Gruppen ehrlich um eine aktuelle Frage ringen, wo kein gemeinsames Arbeiten und Kämpfen um ein *konkretes Problem* stattfindet, wo kein Mut ist, dem echten oder scheinbaren Gegner, sei es unter vier Augen, sei es in kleiner Gemeinschaft, zu begegnen, wo auch von außen her eine Atmosphäre und Gelegenheit des menschlichen Kontaktes fehlt, und zwar gerade des Kontaktes mit denen, denen man, ob zu Recht oder zu Unrecht, mißtrauisch oder voreingenommen oder fremd oder unsicher gegenübersteht, wo die Gelegenheit zu echten Improvisationen fehlt oder nicht ergriffen wird, wo auch dem Problem der Übersetzung keine Aufmerksamkeit geschenkt worden ist, muß der Sinn einer solchen Konferenz scheitern und ihr Resultat kläglich sein. Die Solidarität fehlte in erschreckendem Maße und in verschiedener Hinsicht.

Wir denken dabei einmal an die Tatsache, daß weder ein im guten Sinne europäisches Denken, noch ein übernationales, weitherziges Bruder- und Freundesgefühl herrschte. Deutsche interne Probleme (aber nicht etwa das Problem der Wiederaufrüstung, der Schuld, der West-Ost-Frage!) herrschten vor, über interne deutsche Kirchenfragen, die oft auf persönliche Fragen überglitten, wurde geredet und geredet, verschiedene Lehrmeinungen gegeneinander ausgespielt und dabei wohlwollend aneinander vorbeidoziert, wobei es Laien unmöglich war, mitzusprechen, also mitzuarbeiten, *aber die gemeinsame christliche und sozialistische Aufgabe wurde nicht herausgearbeitet*, und das Anhören und Aufnehmen religiöser und sozialer Probleme *anderer* Länder und Kirchen und Institutionen wurde absichtlich oder unrechterweise unabsichtlich vermieden. Wenn zum Beispiel ein Franzose oder ein Eng-

länder etwas sagte oder fragte – und sie sagten und fragten sehr Entscheidendes und Notwendiges –, so fiel es einfach unter den Tisch, und kein deutscher Freund, kein deutscher Referent ging überhaupt darauf ein oder nur ganz oberflächlich mit rhetorischen Floskeln, was eine Holländerin ausdrücklich der Versammlung klagte, ohne daß man auch darauf hörte.

Wir erinnern zum andern zum Beispiel an den alten Arbeiter, der unter materiellen Opfern zur Konferenz kam und voller Hoffnung auf ein positives Erleben im Kreise von Freunden und Gesinnungsgenossen war. Wir haben diesen Freund in keiner Weise ernst genug in unsern Kreis genommen, noch sein Anliegen wirklich bedacht.

Und wenn man sich fragte – und es wurde eben von diesem Arbeiter gefragt –, was nun ein Großteil der Referate, der Ausführungen, der Diskussion, vor allem der Gesinnung und Arbeit den *Arbeitern*, dem im würdigen Sinne *einfachen Volk* hätte geben können, und ob irgendein «Armer», ein heißen Herzens Suchender, ein bewußt oder unbewußt Gott Suchender, ein für die Völker Verheißung Suchender gesättigt, getröstet, gestärkt worden ist durch das, was wir gaben (und wenn es auch unvollkommen nur zu geben versucht worden wäre), dann fiel die Antwort völlig negativ aus, und dieser Mangel an Solidarität mit den Armen und Suchenden und mit den von uns etwas Erwartenden war noch nicht einmal der schlimmste.

Denn was uns am bedenklichsten dünkte und was wir schon bei der Konferenz von Nyköping als verhängnisvoll zu bedenken gegeben hatten, war diesmal in Frankfurt – nachdem in den vergangenen drei Jahren das Problem der Atom- und Wasserstoffbombe vehement und die Welt so oder so umgestaltend in konkrete Erscheinung getreten ist! – wiederum das *schuldhafte Versagen* gegenüber den Fragen um Krieg, Abrüstung, Frieden, Kampf um die Gerechtigkeit Gottes auf Erden, Gewalt, Mammon, Not, Hunger, Schuld, Sühne, West-Ost-Konflikt, Israel. Wo diese Fragen oder eine von ihnen von *Maurice Voge, Hugo Kramer, Maria Sevenich* eindringlich gestellt wurden, war die Reaktion entweder Gereiztheit, affektive, unsachliche Abwehr, ja persönliche und menschliche Würde mißachtende Verwahrung gegenüber dem Fragenden oder Ausweichen, ja absolutes Stillschweigen oder kurzes «Von-oben-herab-Behandeln» in der Meinung, das alles sei bereits gelöst oder nicht so wichtig für unsere Arbeit. Wenn diejenigen, die nun so lange Jahre gegenüber dem Hinweis auf einen *umfassenden* Kampf um den Frieden nichts anderes zu deklamieren wußten, als daß es keinen Frieden ohne «Freiheit» gäbe, so müssen wir sie heute einmal sehr ernst fragen: Was habt Ihr denn in all diesen Jahren für die wirkliche Freiheit und Menschlichkeit in der Welt und unter allen Völkern, die nicht vom Kampf um den Frieden, um die Gerechtigkeit, um die Wahrheit, um alle konkreten Weltprobleme, vor denen wir stehen, getrennt werden können, wirklich getan? Seid Ihr durch Euren allzu

sichern und von einem bösen Lügengeist weitgehend inspirierten Antikommunismus wirklich schon als Kämpfer für die Freiheit legitimiert? Wir bestreiten Euch das ganz entschieden. Wenn heute, wie wir es immer ausgesprochen haben, fast allgemein anerkannt wird, daß ein Krieg die Frage des Kommunismus als solchen und in seinen heutigen Gestalten im besonderen nicht lösen kann, da dieser Krieg, so wie er jetzt zugerüstet ist, nur ein totaler atomischer Vernichtungskrieg sein kann und sein wird nach dem Zeugnis aller ernsthaften Wissenschafter, Militärs und Politiker und nach allem, was jeder einfache Mensch schon heute klar sieht, müssen wir als erstes einsehen lernen, daß gerade der Kampf um Freiheit und Menschlichkeit, den die westliche Politik so sehr als Propagandamittel mißbraucht hat, nur noch im unbedingten Einstehen für die Schaffung eines *wirklichen Friedens* Aussicht und Verheißung hat. Hier handelt es sich tatsächlich um die Wahl zwischen Leben und Tod. Jetzt werden und sind alle Völker und Menschen im Ernst gefragt, ob sie zu einem neuen Leben und einer neuen Gerechtigkeit unter den Völkern *durchbrechen* wollen durch die völlige Absage an den Gewalts- und Kriegsgeist und die *völlige Hinwendung* zu dem Geist, der über alle Gewalt, allen Krieg, alle Unmenschlichkeit, alle Unfreiheit und Ungerechtigkeit zu siegen vermag, wenn er völlig verbunden ist mit seiner Quelle in Gott und in Christus.

Wenn wir, wie es offensichtlich der Fall ist, als religiöse Sozialisten unsere eindeutige Aufgabe heute nicht oder noch nicht erkannt haben, so empfinden wir es auf alle Fälle als schwere Schuld, daß wir Zeit und Kraft an eine solche Konferenz hingeben, ohne auch nur eine Stunde gemeinsam uns die Frage nach Leben oder Tod der Menschheit zu stellen. Es wurde so oft *der Mensch* als Ziel unserer Sorge genannt – mit Recht, aber doch in absolut oberflächlichem Sinne, wenn sein wirkliches Schicksal angesichts der Atombombe und der H-Bombe nicht gesehen werden will, und wenn Versagen vor den vordringlichsten Fragen bis zum Verrat an Gottes Anliegen für den Menschen nicht erkannt und zugegeben werden will. Aber erst solche Einsicht kann uns helfen und retten und zu Taten am Reiche Gottes fähig machen.

Es muß festgestellt werden, daß als Ergebnis dieser so tief enttäuschenden Konferenz weder ein weckender Ruf, noch eine Botschaft oder ein Zeugnis, noch eine Stellungnahme auch nur zu einem Thema der Konferenz, geschweige denn zu den großen Fragen, die mit diesem Thema verbunden sind, noch irgendein Arbeitsplan vorliegt. Wenn demgegenüber gesagt wurde, wir religiösen Sozialisten dürften uns nicht so wichtig nehmen, und es gäbe andere Instanzen (zum Beispiel den Ökumenischen Rat der Kirchen oder die Sozialistische Internationale), die solches, vermöge ihres größeren Einflusses, allein mit Aussicht auf Erfolg tun könnten und auch praktizierten (es wurde sogar in bezug auf den Ökumenischen Rat der Kirchen von einem Maximum gesprochen), so können wir nur zweierlei antworten:

1. Ein religiöser Sozialismus, der zu einem solch armseligen Anhängsel dieser oben genannten Größen geworden ist oder dazu gemacht werden soll, möge sich sofort auflösen, denn dann *redet* er in der Tat nur noch von einer Aufgabe und *hat* keine mehr und verleugnet seinen Ursprung, seinen Ruf und seine Aufgabe, die wahrhaftig in mächtigen Zeugen des Reiches Gottes deutlich genug hervorgetreten ist.

2. Wenn wir gerade die genannten Organisationen, die Kirchen (und hier sei auch die katholische Kirche eingeschlossen) und die Sozialistische Internationale mit den ihr angeschlossenen Parteien ernstlich ins Auge fassen: sind sie denn wirklich so intakte, so ihrer Sache und ihrem Auftrag dienende Gebilde? Ist nicht ihr tiefes Versagen, ihre umfassende Krise heute noch viel mehr offenbar, als das noch vor Jahrzehnten der Fall war? Sie haben keine falsche Solidarität, sie haben eingehende Kritik und Selbstkritik nötig. Wir haben sie nicht in einem *falschen Selbstbewußtsein* zu stärken oder gar darin zu vertreten. Wir haben vielmehr von *der* Instanz her, die über ihnen und uns allen steht, das gewaltige *Gericht* und den erschütternden *Ruf zur Umkehr* zu empfinden und zu bezeugen. Diese Instanz, eben Gott, *stellt* uns für den Menschen und die Völker *heute Fragen*, und bei der Besinnung darauf dürfen sie uns keinen Tag, an dem wir geistig wach sind, loslassen und werden es auch nicht. Der religiöse Sozialismus hat zudem in seinen prophetischen Vertretern das Problem der Kirche aus der neuen Erkenntnis der biblischen Botschaft vom Reiche Gottes, aus dem Glauben an den Christus Gottes und seine Gemeinde in einer so entscheidenden Weise gestellt, daß wir keinen Grund haben, das Ringen um diese Frage aufzugeben. Die jetzige Lage und Gestalt der Kirchen gibt uns auch gar kein Recht, diese Frage ad acta zu legen. Die Erneuerung der Sache Christi ist in allen wesentlichen Stücken und auch in dem, was wir als Kirche bezeichnen, *noch nicht geschehen*. Wir dürfen über einzelnen erfreulichen Anfängen und Versuchen in den Kirchen deren eigentliche Lage und wahren Zustand nicht übersehen und nicht verschönern wollen. Wir fühlen uns auf alle Fälle auch denen viel näher, die betroffen von der «Magerkeit der christlichen Kirche» (Joh. Chr. Blumhardt, Vater) ihre Not als Aufforderung zu einem Neubruch empfinden, den nicht wir, sondern Gott in seinem Gericht und seiner Gnade vollzieht. Müßten wir nicht darauf achten lernen? Und noch einmal: es besteht kein Grund zu einem falschen kirchlichen Selbstbewußtsein.

Am letzten Tag wurde über einen Antrag unserer schweizerischen Religiös-Sozialen Vereinigung zur Prinzipienerklärung des Internationalen Bundes in einer Weise verhandelt, die wiederum die Unfähigkeit zu sachlicher Arbeit und Auseinandersetzung offenbarte. Die Abstimmung darüber, die durch die Drohung eines Austrittes im Falle der Annahme des Antrages von vorneherein zu einer demokratischen Farce

erniedrigt wurde, zeigte so auch am Schluß der Konferenz nur noch einmal deutlich, daß es zurzeit keinen in wahrhafter gegenseitiger Verantwortung und von brüderlichem Geist beseelten Internationalen Bund religiöser Sozialisten gibt. Wir werden selbstverständlich um unser Anliegen weiter kämpfen. Gerade der Kongreß in Frankfurt hat uns gezeigt, wie notwendig eine Wendung in diesem Bunde ist und wie sehr er es noch nötig hat, sich auf seine wirkliche Grundlage zu besinnen. Daß wir nicht allein waren (die Franzosen und Engländer haben uns unterstützt, und ein in gleicher Richtung gehender Antrag der Engländer ist nur knapp abgelehnt worden), ist sicher für uns alle eine Aufforderung, diese Sache weiter zu verfolgen. Wir sind auch gewiß, daß die weltpolitischen Dinge den Ernst der Lage noch so enthüllen werden, *daß wir gefragt werden, auf was wir uns wirklich stützen und berufen wollen.* Das «Zeichen der Menschlichkeit», von dem geredet wurde, scheint uns keineswegs aufgerichtet in der Zustimmung zu den Prinzipien einer Sozialistischen Internationale, die als Vorkämpferin für die Menschlichkeit in entscheidenden Fragen (zum Beispiel in der Kriegsfrage) immer wieder versagt. Sollten wir als Christen und Sozialisten nicht lernen, auf das Zeichen und die Wirklichkeit *des Menschensohnes* zu achten, in dem die Schöpfung, die Erlösung und die Neuwerdung des Menschen und die feste Gründung aller Menschlichkeit beschlossen liegt?

Daß die Wahlen bei einer solchen geistigen Schwäche, wie sie vorlag, kein Ausdruck einer gemeinsamen Kraft und eines vertrauensvollen Zusammenarbeitens waren, wie sie einem Bunde entsprechen sollten, sondern ein bemühendes Geschäft, war für uns eine bedrückende Sache.

Zum Schluß möchten wir darauf hinweisen, daß ernst zu nehmende Christen (wir denken unter anderem an das Sonderheft der «Stimme der Gemeinde», an Pfarrer Porret, an Probst Grüber), die den Weltfriedenskongreß in Helsinki erlebten, von dem *redlichen*, ernsten, weltweiten und in die Tiefe gehenden, also vom anstrengenden und verantwortungsbewußten Ringen und Arbeiten um *das* Problem unserer Zeit tief beeindruckt waren. Wir sind überzeugt, daß auf solchem Bemühen mehr Segen liegt als auf Konferenzen wie der unsrigen, wo die Abhängigkeit von der Angst und vom Behaupten eigener, illusorischer «Positionen» *kein Zeichen von Freiheit* ist, und wo das Sichdrücken vor der entscheidenden, *alle Geisteskräfte* verlangenden Auseinandersetzung mit dem Kommunismus, das soweit geht, ihr die Vernichtung der ganzen Menschheit vorzuziehen, kein Vorbild bedeutet und nach unserer Überzeugung *nicht das Zeichen des religiösen Sozialismus und unseres Bundes sein darf.*

Es wird sich nun zeigen, ob die Schlußworte des Präsidenten, die uns bewegen und die auf die Notwendigkeit gründlicher und redlicher Gespräche zwischen uns, das heißt zwischen Menschen und Gruppen

unseres Bundes hinwiesen, sich verwirklichen, und ob wir willens und fähig sind, der jetzigen Situation ins Auge zu sehen und brüderlich offen keine Anstrengung zu scheuen, um durch das echte Gespräch so oder so zur Klarheit zu kommen, die uns dann einen neuen Weg weisen wird.

Carmen Weingartner-Studer *Albert Böhler*

WELTRUNDSCHAU

Verdunkelung Die Weltlage steht immer noch im Zeichen von «Genf». Das heißt: sie wird beherrscht von der Erkenntnis, die an der Genfer Konferenz der vier Staatschefs zum erstenmal an oberster Stelle sichtbar durchgebrochen ist, daß es keinen Krieg mehr geben *darf*, wenn nicht ganze große Teile der (mehr oder weniger) zivilisierten Menschheit ausgerottet und die übrigen in ihrem Weiterleben aufs schwerste gefährdet werden sollen. Das Licht, das in Genf aufgesteckt wurde, leuchtet weiter; aber es ist große Gefahr daß es wieder mehr und mehr verdunkelt wird — so sehr, daß die Verdunkelung geradezu einer Auslöschung des Lichtes gleichkäme. Worauf wir schon in unserer letzten Rundschau aufmerksam gemacht haben, das ist in den vergangenen Wochen immer klarer geworden: die Erkenntnis, daß die neuen Massenvernichtungswaffen den Krieg als Fortsetzung und Mittel der Politik unmöglich gemacht haben, droht zum bloßen Lippenbekenntnis zu werden, dem keine ernsthafte Tat folgt. Man weigert sich, die Konsequenz aus der Revolution der Kriegstechnik zu ziehen und die zwischen den Staaten schwebenden Streitfragen in einem *neuen* Geist zu behandeln. Man fährt fort, im alten Geiste des Mißtrauens, der gegenseitigen Anklagen, des egoistischen Sich-selbst-durchsetzen-Wollens miteinander zu reden — so, als ob man nach wie vor bereit wäre, zu den Waffen zu greifen, wenn der andere nicht endlich seine Friedfertigkeit eindeutig beweise. Man beteuert wohl unaufhörlich, daß man selbst keinen Krieg wolle, betreibt aber wie eh und je eine Politik, die unweigerlich, wenn auch vielleicht absichtslos, zum Krieg führen *muß*, wenn sie nicht noch rechtzeitig umgekehrt wird.

Schlimm ist namentlich, daß auch ein Eisenhower, der doch in Genf durch seine Anerkennung des Sicherheitsbedürfnisses der Sowjetunion so viel zur Entspannung beigetragen hat, neuerdings ganz im Sinne von Dulles, seines bösen Geistes, nachdrücklich betont, Verzicht auf Krieg heiße niemals Anerkennung der bestehenden Machtverhältnisse in Osteuropa und anderwärts, und das bedeutet doch,

daß die Ostvölker, von der Oder bis zum Gelben Meer, «befreit» und Kommunismus und Revolutionarismus «unschädlich gemacht» werden müßten — ein Ziel, das nach Lage der Dinge sicher nicht mit friedlichen Mitteln erreicht werden kann, *wenn* es überhaupt erreicht werden könnte. Der Gedanke des friedlichen Wettbewerbs zwischen Kapitalismus und Kommunismus, der die vorläufige loyale Anerkennung des gegenseitigen Besitzstandes einschließt, hat sich mindestens in den Vereinigten Staaten an den maßgebenden Stellen noch keineswegs durchgesetzt; man verlangt immer noch, daß zuerst einmal die Regierungen der Sowjetunion, Chinas und der anderen kommunistisch beherrschten Staaten ihre Völker «freigeben», obwohl man genau weiß, daß diese Staaten nicht in eine Neuordnung ihres jetzigen Einflußraumes willigen werden, die mehr oder weniger das alte feudalkapitalistische Regime wiederherstellen und die Welt dem «freien Unternehmertum» unter amerikanischer Führung ausliefern würde.

Es ist nur logisch, wenn unter diesen Umständen hüben und drüben auf das «letzte Mittel der Könige», die kriegerische Gewaltanwendung, durchaus nicht verzichtet wird. Wohl hat die Sowjetunion ihre Streitkräfte um 640 000 Mann verringert, und die Tschechoslowakei sowie Rumänien sind ihrem Beispiel gefolgt; aber das ist eben doch nur ein erster Schritt auf dem Wege der einseitigen Abrüstung eines Staates oder einer Staatengruppe, der beschritten werden *muß*, wenn — wie sehr wahrscheinlich — die Verhandlungen über eine gleichzeitige Abrüstung *aller* Militärmächte weiterhin ergebnislos bleiben*. Und was die kapitalistische Welt betrifft, so hängen in ihr mit der *Auf*rüstung ja so viele materielle Interessen zusammen, daß schon das allein, wie man längst weiß, eines der schwersten Hindernisse der Abrüstung darstellt. Vor anderthalb Jahren, nach den ersten Versuchen mit der Wasserstoffbombe, stellte denn auch die in diesen Dingen wohlunterrichtete amerikanische Wochenschrift «U. S. News and World Report» (23. April 1954) ganz sachlich fest:

«Die H-Bombe übt bereits ihre Wirkungen auf die Wirtschaft und die Wirtschaftsplanung aus. Die Absatzmärkte für viele Waren haben sich nach den letzten Bombenexplosionen befestigt. Die Regierung, die nur zögernd ihre Lagervorräte abbaut, kehrte plötzlich ihre Haltung um. Überschußprodukte, die als Belastung erschienen waren, begannen in einer mit Gefahren erfüllten Welt ein anziehenderes Äußeres anzunehmen. Und das ist erst ein Anfang. In den vor uns liegenden Jahren werden sich die Wirkungen der Bombe immer stärker geltend machen. Wie sich ein Beobachter ausdrückte: ‚Die H-Bombe hat mit dem Krisendenken aufgeräumt.' Die H-Bombe wird tatsächlich einen Umschwung in der Haltung der ganzen Nation herbeiführen. Die Rüstungsausgaben werden offenkundig auf unabsehbare Zeit hinaus noch bleiben ... Es besteht keinerlei Aussicht, daß die Regierung ihren Vorsprung

* Auch die freiwillige Herausgabe des Militärstützpunktes Porkkala, den die Sowjetunion auf finnischem Boden betrieb, gehört in diesen Zusammenhang. Die Amerikaner nahmen diesen Rückzug zwar mit Befriedigung auf, beeilten sich aber zu erklären, daß *sie* «selbstverständlich» *ihre* Militärstützpunkte auf fremdem Boden nicht räumen würden.

im Wettrüsten mit Atom- und Wasserstoffbomben aufs Spiel setzen wird ... Nicht nur Rohstoffe, sondern auch Waffen, Fertigwaren und Werkzeuge dürften jetzt aufgestapelt werden. Die Luftwaffe plant unterirdische Speicherräume für Werkzeug-Maschinen und Produktionsausrüstungen, die zwar nicht jetzt, aber doch im Kriegsfall benötigt würden ... Mittlerweile werden die regulären Vorräte von Metallen und anderem Kriegsmaterial aufgefüllt ... Der Grundgedanke ist, genug Material aufzuspeichern, daß das Land drei Jahre Krieg durchhalten kann.» Und so weiter.

«Das ist erst ein Anfang», heißt es in dem soeben zitierten Artikel. Und tatsächlich hat man nach allem, was seither verlautete, keinen Grund anzunehmen, daß die mächtigen Nutznießer der amerikanischen Kriegsrüstungen etwa durch die Genfer Julikonferenz veranlaßt worden seien, ihre Spekulationen und Vorbereitungen einzustellen oder auch nur herunterzuschrauben. Gewiß, sie sind nicht *all*mächtig; ein wesentlicher Teil der USA-Industrie gibt sich Rechenschaft von den katastrophalen Folgen, die ein neuer Krieg auch für den amerikanischen Kapitalismus haben müßte. Ihr Interesse an der Rüstungsproduktion geht — von allgemein «nationalen» Erwägungen abgesehen — nur soweit, als diese Produktion nötig scheint, um eine sonst nicht zu vermeidende Wirtschaftskrise abzuwehren. Aber ist es nicht vermessen, die Kriegsrüstungen so sorgfältig dosieren zu wollen, daß sie zwar ausreichen, um Vollbeschäftigung und gute Profite zu sichern, aber doch nicht kriegerzeugend wirken? Droht nicht nach alter Erfahrung der militärische Riesenapparat, wenn er einmal aufgebaut und in Betrieb gesetzt ist, den Ingenieuren aus der Hand zu gleiten und seinen eigenen tödlichen Gesetzen zu folgen?

Im alten Geist Auch sonst in der westlichen Welt, außerhalb Amerikas, denken die Militärs und Politiker ganz und gar nicht an Abrüstung. In der «Allgemeinen Schweizerischen Militärzeitschrift» (August 1955) fordert ein Hauptmann Meßner — der anscheinend für einen großen Teil der Milizoffiziere spricht — defensive *Atomwaffen auch für die Schweiz*, seien sie doch in einem künftigen Krieg «vielleicht das einzige Mittel, um den Kampf von unsern Landesgrenzen fernzuhalten» — als ob inmitten eines atomisierten Europas die Schweiz überhaupt noch leben und atmen könnte, auch wenn wir gar nicht in die eigentlichen Kampfhandlungen hineingezogen würden! Und erst recht betreibt man in *Westdeutschland* die Neuaufrüstung, im Rahmen der atlantischen Gesamtwehrmacht, fieberhaft und zielbewußt. Weit davon, sich durch die Aussicht auf eine friedliche Verständigung zwischen Ost und West zu einem neuen Kurs bestimmen zu lassen, witterte die Regierung Adenauer in den Vorbereitungen zur Genfer Konferenz nur eine Gefahr für ihre Aufrüstungspolitik, die es nicht erlaube, mit der Verabschiedung der Gesetze für die Schaffung einer neuen Wehrmacht bis zum Frühjahr 1956 zu warten, wie das bisher geplant war. Jetzt mußte in

aller Hast ein Rahmengesetz ausgearbeitet und im Parlament durchgepeitscht werden, das formell nur die Anwerbung von 6000 Freiwilligen für die kommende Armee vorsieht, tatsächlich aber die Grundlage für den ganzen weiteren Aufbau der Wehrmacht bildet, insbesondere durch die Einsetzung eines Personalausschusses, der das massenhafte Wiedereinströmen nicht allzusehr bloßgestellter höherer Hitler-Offiziere in die Bundesstreitkräfte erlaubt. Gerade noch vor Beginn der Genfer Konferenz hat Adenauer so eine fertige Tatsache geschaffen, die ihre unheilvollen Wirkungen zu zeitigen nicht verfehlen wird. Westdeutschlands Anschluß an den atlantischen Militärblock wird von nun an unwiderruflich feststehen und alle Bemühungen zunichte machen, die deutsche Einigung durch Eingliederung Deutschlands in ein *allseitiges* europäisches Sicherheitssystem, also durch seine Lösung von *beiden* Machtblöcken, zustande zu bringen. Vorschiebung des amerikanisch-westmächtlichen Militärblockes bis an die Oder (auf Grund gesamtdeutscher Wahlen, die schon allein wegen der zahlenmäßigen Überlegenheit der Westdeutschen die bedingungslose Verdrängung der Sowjetunion aus Ostdeutschland bringen müßten), Zurückholung der verlorenen Provinzen jenseits der Oder und Neiße, «Befreiung» Polens, der Tschechoslowakei, Ungarns usw. vom «bolschewistischen Joch», «Befreiung» der Sowjetvölker selber — das bleibt das Programm der Bonner Republik, und die neue Wehrmacht soll eines der wichtigsten Werkzeuge sein, um es im Verein mit den atlantischen Bundesgenossen durchzusetzen. Der alte deutsche Geist in Reinkultur!

Nun trat freilich die Regierung der Sowjetunion diesen Plänen mit einem «typischen Störmanöver» in den Weg, indem sie Adenauer und seine Mitarbeiter *nach Moskau* zu Verhandlungen einlud, die die Aufnahme normaler *diplomatischer Beziehungen* zwischen Westdeutschland und der Sowjetunion zum Gegenstand haben sollten. Allein Bonn ließ sich dadurch nicht aus dem Konzept bringen. Es nahm zwar die Einladung an, machte aber klar, in welchem Geist das geschah, am klarsten wohl in jener Gedenkrede, die Außenminister von Brentano bei der Tausendjahrfeier für die Schlacht auf dem Lechfeld in Augsburg hielt — «vor allem im Namen des Bundeskanzlers», wie er gleich von vornherein feststellte. Die Lage, so behauptete Herr von Brentano, sei heute «erschreckend ähnlich» wie Anno 955, als die ungarischen Heiden und Barbaren bei Augsburg von den christlichen Heerscharen der Deutschen aufs Haupt geschlagen wurden:

«Damals standen vor den Toren des Abendlandes, vor den Toren dieser Stadt, in der wir weilen, die heidnischen Nomadenscharen des Ostens; Verderben und Untergang drohten. Jetzt stehen wiederum, nicht sehr viel weiter von dieser Stadt entfernt, die Massen des Ostens, und wiederum sehen wir der Gefahr ins Auge, daß das Abendland von ihnen überrannt wird und ihnen zur Beute fallen kann. In gewisser Beziehung ist die Gefahr noch gewaltiger als damals. Denn nicht vereinzelte

Nomadenhorden sind es jetzt, mit denen wir es zu tun haben, sondern ein Block von der Größe eines Erdteils, wohlorganisiert und gegliedert. Und nicht wie damals steht uns das bloße Heidentum wilder Völkerschaften gegenüber. Sondern das neue Heidentum, mit dem wir jetzt zu rechnen haben, ist ein Heidentum des weltlichen Fanatismus, ein Heidentum, in dem — wie immer, wenn der religiöse Glaube aus den menschlichen Herzen weicht — eine weltliche Ersatzreligion mächtig geworden ist, ein Messianismus des Diesseits, der durch die Weltrevolution ein irdisches Paradies herbeiführen will, da er an ein jenseitiges nicht glaubt.»

Wahrlich, Adenauer und sein Außenminister konnten es nicht besser ausdrücken, in welcher Gesinnung sie die Gespräche in Moskau mit den neuen Heiden und Barbaren des Ostens zu führen gedächten. Damit aber jeder Zweifel endgültig verscheucht würde, veranstalteten die Verbände der Ostflüchtlinge ausgerechnet für die Tage des Moskauer Kanzlerbesuches, am 10. und 11. September, in Westberlin einen «Tag der Deutschen», an dem unter Beteiligung des Bundespräsidenten und von Vertretern der westdeutschen Landtage heftige Reden für das Recht auf Zurückgewinnung der «verlorenen Heimat» stiegen und ein «Mahnmal» mit einer «ewigen Flamme» aufgerichtet wurde, die solange brennen soll, «bis die deutsche Einheit und das Recht auf Heimat ihre Erfüllung gefunden haben». Von welchem Geist die Kundgebung getragen war, mag aus der Propaganda hervorgehen, die für ihre Vorbereitung getrieben wurde. Wir zitieren nach dem «Anderen Deutschland» (Nr. 19):

«Man behauptet . . . , daß nach 1945 18,3 Millionen Deutsche ermordet oder vertrieben worden sein sollen. . . . Man erwähnt ausdrücklich Böhmen und Mähren, die Slowakei und die Karpatho-Ukraine, die Ungarndeutschen, die in Jugoslawien, Rumänien, Polen und Rußland ansässig gewesenen, die alle wieder heim müßten. Es wird ausdrücklich betont, daß die Vorfahren dieser Deutschen seit dem Jahre 1000 ‚im Zuge der Ostkolonisation' in angeblich ‚damals unerschlossene Gebiete' gekommen seien. Dieser Kolonialismus sei eine Kulturtat, die auch heute noch Anrechte gebe. Die deutsch-polnische Grenze zum Beispiel für Schlesien ‚fand 1335 im Vertrag von Trentschin ihre endgültige Festlegung'. Die Grenzen Ostpreußens müßten wiederhergestellt werden. . . . Aber es kommt noch toller: man fordert . . . eine Eingliederung von Böhmen und Mähren. . . . Völlig verlogen wird von ‚Vertreibungen' der Deutschen nach 1946 als angeblich einseitige, vorausgeplante ‚operative Maßnahme der nach Westen vordringenden Bolschewisten' gesprochen. . . . Es wird völlig verschwiegen, daß die Umsiedlung von Deutschen im vollen Einvernehmen mit den westlichen Siegermächten erfolgt ist. . . . Da sich dies alles nicht als Ausdruck einer privaten Veranstaltung gibt, sondern behördlich inszeniert wird, ist der Zweck im Zusammenhang mit der Moskaureise des Bundeskanzlers offenkundig. Was Genf gefördert hat, soll Westberlin zerstören.»

Wundert man sich noch über die Art und Weise, wie Adenauer und Brentano dann in Moskau selbst auftrumpften? Die Sowjetregierung streckte ihnen die Verständigungshand entgegen — trotz allem, was Deutschland den Völkern der Sowjetunion angetan hat. Heinz Kraschutzki erinnert an diese Taten in der «Friedensrundschau» (Nr. 9) gerade zur rechten Zeit:

«Im August 1939 schloß die Regierung Adolf Hitlers mit der Stalins einen Nichtangriffspakt auf zehn Jahre. Weniger als zwei Jahre später griff Deutschland die Sowjetunion an, eroberte sie im ersten Ansturm bis nach Stalingrad und in den Kaukasus hinein, führte Millionen von Russen und namentlich Russinnen zur Zwangsarbeit nach Deutschland, plünderte alle Museen und Kunsthandlungen aus und drohte, Rußland bis zum Ural völlig zu unterwerfen. Auf dem Rückzug zerstörte die deutsche Wehrmacht alle wichtigen industriellen Anlagen in der Ukraine, brannte die Holzhäuser zahlreicher Dörfer nieder, erschoß die Zivilbevölkerung ganzer Dörfer, wenn sich Partisanen gezeigt hatten, und inzwischen wurden russische Kriegsgefangene in großer, nicht genau feststehender Zahl im Konzentrationslager Auschwitz vergast. Insgesamt hat die Sowjetunion als Folge des deutschen Angriffs rund vierzehn Millionen Tote zu beklagen.»

Statt nun aber in die ausgestreckte Hand einzuschlagen, die diplomatischen Beziehungen mit der Sowjetunion ohne weiteres aufzunehmen und auf dieser Grundlage die Lösung der beide Staaten berührenden Fragen zu versuchen, stellten die Deutschen drei «unerläßliche» *Vorbedingungen*: Freigabe der als Kriegsverbrecher verurteilten Angehörigen von Hitlers Wehrmacht; Neufestsetzung der deutschen Grenzen durch einen Friedensvertrag (also Anmeldung der bekannten Gebietsforderungen); sowjetische Anerkennung des Boykotts der Deutschen Demokratischen Republik durch die Bonner Bundesrepublik. Die Sowjetführer lehnten die zweite und dritte Bedingung glatt ab, während sie zuletzt doch noch die Freilassung der Kriegsverbrecher anboten, unter Einschaltung der ostdeutschen Regierung allerdings in die Durchführung der Heimbeförderung. Wenn Adenauer also nicht mit ganz leeren Händen zurückkommen wollte, so mußte er wenigstens die Freigabe der Gefangenen zu erreichen suchen, die in Westdeutschland seit Jahren so stürmisch verlangt wurde, und das heißt, daß er den Preis dafür zu bezahlen gezwungen war, den die Russen forderten: die Aufnahme diplomatischer Beziehungen. Schweren Herzens zahlte er ihn, und man kann sein Zögern verstehen, muß er doch nicht allein das Bestehen einer Doppelvertretung Deutschlands in Moskau in Kauf nehmen und damit den arroganten Anspruch der Regierung der Bundesrepublik auf Alleinvertretung des deutschen Volkes opfern, sondern auch das *Scheitern seiner ganzen Einigungs- und Ostpolitik* zugestehen.

Als die drei westmächtlichen Staatsoberhäupter in Genf die tatsächliche Undurchführbarkeit der berühmten «Politik der Stärke» gegenüber einer Sowjetunion anerkannten, die militärisch zu stark ist, um sich irgendwie erpressen zu lassen, da weigerte sich ja Adenauer — wir haben es in unserer letzten Weltrundschau festgestellt —, die Folgerung daraus auch für die Bundesrepublik zu ziehen. Jetzt beginnt er sie zu ziehen. Er beteuerte in Moskau ein ums andere Mal, daß in Westdeutschland kein Mensch an eine Politik der Stärke denke, obwohl die ganze Staatsweisheit Bonns bisher darin bestand, im engen Bund mit den Westmächten eine so starke Militärmacht aufzustellen,

daß die Sowjetunion sich gezwungen sehe, nicht nur Ostdeutschland zu räumen, sondern auch in die Rückgabe der Provinzen jenseits von Oder und Neisse zu willigen und Polen, die Tschechoslowakei, Ungarn usw. der «freien Welt» zu überlassen. Dieser Traum ist nun ausgeträumt — wenigstens für Adenauer selbst. Ob das seit Jahren mit Ostillusionen gefütterte Volk Westdeutschlands nun ebenfalls zur Erkenntnis der nüchternen Wirklichkeit erwacht, bleibt abzuwarten; der Bundeskanzler hat immerhin den ersten Schritt getan, um Westdeutschland auf einen neuen Weg zu führen. Der zweite, wichtigere Schritt bleibt aber erst noch zu tun: die deutsche Einigung durch Verzicht auf die Bindung an den Westblock, durch Eingliederung Deutschlands in ein gesamteuropäisches Sicherheitssystem und auf der Grundlage von Verhandlungen zwischen West- und Ostdeutschland. Solange sich Bonn weigert, diese Konsequenz aus der neuen Lage zu ziehen, bleibt eben die Zweiteilung Deutschlands bestehen; die Sowjetunion hat gar keinen Grund, die DDR zu opfern, wird sie vielmehr solange in der Hand behalten, bis auch in Westdeutschland den Regierenden endlich klar wird, was ihnen in Amerika, England und Frankreich immer deutlicher zum Bewußtsein kommt: daß mit Druck und Drohung die Russen nicht aus Ostdeutschland vertrieben werden können — auch nicht unter der scheinheiligen Losung: «Zuerst freie Wahlen!» —, sondern allein durch Schaffung der Gewähr, daß die Einigung Deutschlands keine Erweiterung der Machtsphäre des Westens bis zur Oder und keine unannehmbare Zurückdrängung und Entmachtung der Sowjetunion bringt. In Washington, London und Paris ist man je länger, je weniger geneigt, sich ein Arrangement mit der Sowjetunion, wie es jetzt möglich ist, durch westdeutschen Starrsinn verderben zu lassen. Wäre es da nicht wirkliche Weisheit, wenn man sich in Bonn entschlösse, in einem aufrichtig neuen Geist das Problem der Existenz Deutschlands zwischen den beiden Machtlagern im Westen und Osten anzupacken und seiner Lösung entgegenzuführen?

Neuer Geist! Ja, ein neuer Geist muß sich im Völkerleben durchsetzen, damit es aus den Konflikten heraus, die der alte Geist der Machtkonkurrenz und Gewalttätigkeit erzeugt hat, nicht doch noch nach innerer Gesetzmäßigkeit zu jenem selbstmörderischen Zusammenprall der beiden Militärkolosse kommt, den alle fürchten. Es stehen ja genug Pulverfässer herum, aus denen eine allverheerende Explosion hervorbrechen kann, auch wenn zunächst nur begrenzte Gebietsräume bedroht scheinen. Da ist zunächst — die Zeitungen sind gerade jetzt wieder davon voll — die mächtige Gärung in der *arabischen*, namentlich der *nordafrikanischen* Welt. Marokko, Algerien und Tunis sind in offenem Aufruhr gegen die französische Herrschaft begriffen. Alle gewaltsame Unterdrückung der Unabhängigkeitsbe-

wegung wird ihre Lebenskraft nicht zu ersticken vermögen, sie im Gegenteil erst recht anfachen*. Und die in letzter Stunde ergriffenen Reformmaßnahmen mit all den diplomatischen Schach- und Winkelzügen, die sie begleiten, dürften in Nordafrika ebenso zu spät kommen, wie es in Indochina der Fall war. Die Gefahr ist groß, daß die arabisch-mohammedanische Solidaritätsaktion, die sich in Nordafrika entwickelt, immer heftigere Formen annimmt, auf Vorderasien übergreift und Verwicklungen erzeugt, die auch die Vereinigten Staaten und Großbritannien in schwere Ungelegenheiten bringen können. Bereits sehen sich die Amerikaner, die in Marokko fünf große Militärstützpunkte angelegt haben, veranlaßt, den Bau ihrer sieben Stützpunkte in Spanien zu beschleunigen, für den Fall, daß sie ihre nordafrikanischen Basen — auch in Libyen haben sie eine — räumen müßten.

Unbehaglich ist es für die Westmächte auch auf dem *Balkan* und im *Nahen Osten*. Im Kampf um Zypern, das die Engländer zum zentralen Militärstützpunkt im Orient an Stelle von Suez gemacht haben, hat sich ein alarmierender Gegensatz zwischen Griechenland und der Türkei entwickelt, der den Balkanbund (zwischen diesen zwei Staaten und Jugoslawien) um so stärker erschüttert, als die Vereinigten Staaten je länger, je mehr Tito als unzuverlässigen Bundesgenossen betrachten, der wohl amerikanische Hilfe gern annimmt, aber sich durchaus nicht in seine Karten blicken läßt. Die *Türkei* anderseits ist — in ihrer hergebrachten Feindseligkeit gegen alles Russische — militärisch für den Westen wohl zuverlässig, aber mit ihrer zerrütteten Wirtschaft und ihrer wachsenden Inflation finanziell so übel dran, daß sie trotz USA-Unterstützung ihre schweren Militärlasten über kurz oder lang wird abbauen müssen. *Persien* und *Pakistan* haben sich bereits eine Verminderung der amerikanischen Hilfe gefallen lassen müssen und bleiben nach wie vor zweifelhafte Glieder des Kettenringes, den die Westmächte um die Sowjetunion herum gelegt haben. *Israel* vollends muß seine Stützung durch Amerika mit neuerdings leidenschaftlich aufgeflammtem allarabischem Haß bezahlen, dessen offenen kriegerischen Ausbruch die Westmächte bisher nur mit Mühe zu verhindern imstande waren. Auch der Machtkampf zwischen West- und Ostblock spielt natürlich in all diese Konflikte andauernd stark herein, obwohl die Sowjetunion nur auf die Neutralisierung und nicht auf die Eroberung Vorder- und Mittelasiens ausgeht. «Die russische Strategie», so

* Die Scheußlichkeiten, die die Franzosen und ihre gemieteten Legionäre in Marokko und Tunis verübt haben, schreien zum Himmel. Die Deutschen haben in Polen, Rußland, Frankreich usw. kaum ärger gehaust. Und das französische Volk kümmert sich offenbar herzlich wenig um die Greuel, die in seinem Namen geschehen! Im übrigen unterdrücken auch die Engländer mindestens in Kenya die Freiheitsbewegung der Afrikaner mit unglaublicher Roheit. Der Fall des Negers Kamau, der nach unmenschlichen Quälereien in den Händen der britischen Polizei starb, hat freilich in der englischen Öffentlichkeit Empörung hervorgerufen.

anerkennt auch «US News and World Report» (2. September 1955), «hat nicht zum Ziel, Verbündete für das kommunistische Lager zu gewinnen. Die Hauptoffensive in diesem Weltteil ist vielmehr darauf gerichtet, andere Staaten vom Anschluß an den Westen abzuhalten. Das ist in den Augen Moskaus gerade so gut, wenn es Erfolg hat, da es klaffende Lücken an Schlüsselpunkten der 4000 Meilen langen Verteidigungslinie des Westens (längst des Mittelmeeres und im Orient) offen lassen könnte.»

Am gefährlichsten bleiben indessen die Konfliktsherde im *Fernen Osten*, wo Syngman Rhee in Südkorea, Tschiang Kai-schek auf Formosa und Ngo Diem in Südvietnam — lauter Schützlinge und Werkzeuge der Vereinigten Staaten — nur von der Hoffnung leben, der kalte Kriege werde endlich doch noch in den heißen umschlagen. Wenn es nicht soweit kommen soll, müssen die direkt und indirekt beteiligten Mächte hier wie in Mittel- und Vorderasien, in Nordafrika und in Europa ihre Streitfragen entschlossen in dem neuen Geist der *unbedingten* Friedfertigkeit zu lösen beginnen, den der selbstmörderische Charakter eines dritten Weltkrieges gebieterisch fordert. Und wir haben, auch wenn wir nur mit den sichtbaren Dingen rechnen wollen, Grund, auf den immer bewußteren Durchbruch dieses Geistes zu hoffen. Die Erkenntnis, daß ein neuer Krieg zwischen den Großmächten wohl von Anfang an mit den wirksamsten Massenzerstörungswaffen geführt würde, breitet sich in den Völkern unaufhaltsam aus und zwingt die Regierungen immer stärker auf den neuen Weg. In den Vereinigten Staaten ist nach allen Zeugnissen, die wir erhalten, ein in diese Richtung weisender geistiger Umschwung bereits im Gang; Eisenhower gilt im Volk als der Mann, der Amerika den Frieden sichern will, und scheint jetzt auch die republikanische Parteimaschine mehr und mehr in die Hände zu bekommen, die ihm seinerzeit den Scharfmacher Dulles als Außenminister aufgezwungen hat. Anderseits bricht sich in der westlichen Welt in zunehmendem Maße die Einsicht Bahn, daß die Sowjetunion keinerlei Interesse an einer gewalttätigen Außenpolitik hat, ein sehr starkes aber an einer langen, langen Friedenszeit, ja, an dem früher so viel verhöhnten «ewigen Frieden», der dank der neuen Kriegstechnik jetzt zur Lebensnotwendigkeit für alle Völker geworden ist. Mögen die Fanatiker, Zyniker und Zweifler sich weiter in ihrem Antikommunismus verkrampfen, mag eine «Neue Zürcher Zeitung» durch den Mund Salvador de Madariagas es als Unglück beklagen, daß der amerikanische Präsident «den Führern ausgerechnet der gefährlichsten Verschwörung, welche die Welt je gekannt hat, Glaubenswürdigkeit zubilligt», und davon «fatale Folgen» für die «aufgeweichte freie Welt» erwarten: die Wahrheit über die Kriegs- und Friedenskräfte, die in der Welt wirken, und die Wahrheit namentlich, daß Krieg und Kriegsrüstung endgültig verurteilt sind, sie ist auf dem Marsch, und nichts wird sie mehr aufhalten!

Schwierige Lage der DDR Bei den Moskauer Verhandlungen weigerte sich Bundeskanzler Adenauer schon von Anfang an, mit der Regierung der *Deutschen Demokratischen Republik* — er sagte natürlich: «der Sowjetzone» — irgendwelche Beziehungen aufzunehmen, weil diese nicht den Willen des ostdeutschen Volkes ausdrücke. Chruschtschew, der Leiter der Kommunistischen Partei der Sowjetunion, widersprach ihm mit dem Hinweis darauf, daß er bei seinem Aufenthalt in der DDR habe feststellen können, wie entschieden das Volk hinter seiner Regierung stehe. Begreiflich, daß Adenauer dadurch nicht überzeugt wurde. Denn wer immer, wie es der Schreibende jetzt während zweier Wochen tun konnte, Gelegenheit hat, die Stimmung an den verschiedensten Bevölkerungsschichten der DDR zu erkunden, der kann, sofern er nicht Wünsche für Tatsachen nimmt, unmöglich bestreiten, daß der Großteil des ostdeutschen Volkes in mehr oder weniger scharfem *Gegensatz* zum bestehenden Regime steht.

Die Unzufriedenheit nährt sich zunächst von *wirtschaftlichen* Gründen. Wenn man vom Westen Deutschlands herkommt mit seinen glänzenden, fieberhaft betriebsamen Städten und schmucken Dörfern, wo alles Wohlstand atmet und von einem mächtigen materiellen Aufschwung zeugt, dann erscheint einem Ostdeutschland einfach dürftig und zurückgeblieben. Alles ist grauer, unansehnlicher. Man sieht noch mehr Kriegstrümmer als drüben; die Häuser machen — besonders in den Außenquartieren — vielfach einen verwitterten, vernachlässigten Eindruck; die Straßenbeleuchtung läßt weithin zu wünschen übrig; die Menschen sind im großen ganzen einfacher gekleidet. Die Versorgung mit Lebensmitteln ist besser als vor zwei Jahren, aber noch keineswegs genügend; es fehlt für die weniger Zahlungskräftigen besonders an Milch, Butter, Fleisch, Gemüse, Obst und Kartoffeln. Aber auch Kleider, Wäsche und Schuhe wie auch zahlreiche Haushaltungsartikel und sonstige Gegenstände des täglichen Bedarfes sind entweder nur in ungenügender Qualität oder dann überhaupt nicht zu haben. Oft fehlt es freilich nur am Transport- und Verteilungssystem; aber es bleibt immer zu bedenken, daß der ganze Wirtschaftsaufbau der DDR mit seinem Mangel an wesentlichen Rohstoffen einer ausgeglichenen Versorgung von Industrie, Gewerbe und Haushaltungen höchst abträglich ist. Ihr Anschluß an einen größeren Wirtschaftsraum ist auf die Länge eine Lebensnotwendigkeit.

Und doch wären die materiellen Schwierigkeiten viel eher zu ertragen, wenn die Bevölkerung in ihrer Mehrheit nicht das ständige Gefühl einer aufreizenden Schmälerung ihrer persönlichen und politischen *Freiheitsrechte* hätte. Ernsthafte Kritik am Regime oder gar Opposition gegen seine Maßnahmen ist unmöglich. Unzählige Akte der Willkür von Behörden und Beamten ereignen sich alle Tage. Die Zensur verhindert jede umfassende Informierung über die Lage inner-

und außerhalb der Republik. Die Gleichschaltung der Geister mit der kommunistischen Parteidoktrin wird ganz planmäßig betrieben. Die Jugend wird systematisch dem christlichen Glauben entfremdet; die Kinder kommen jetzt aus der Schule heim und fragen: «Vater, wie ist das nun? Der Lehrer hat gesagt: Es gibt keinen Gott; Jesus hat nicht gelebt; das ist alles nicht wissenschaftlich und längst überholt.» Vielfach werden die Kinder gegen die Eltern aufgewiegelt; aber auch sonst herrscht ein Überwachungs- und Beobachtungssystem, das Unsicherheit, Furcht und Heuchelei erzeugt. Aus nichtigen Ursachen wird man zum «Staatsfeind» erklärt; ich weiß von einem Betrieb, in dem sich kürzlich der dritte Fall von Nervenzusammenbruch leitender Persönlichkeiten ereignet hat, die aus Rohstoffmangel und ähnlichen sachlichen Gründen das Produktionssoll ihrer Abteilung nicht erfüllen konnten und Anklage wegen «Sabotage» zu gewärtigen hatten.

Gar nicht selten verschwinden auch einfach Menschen, ohne daß man weiß, wohin oder warum; ich könnte zwei solcher Fälle nennen, wobei es im einen Fall nur dem Eingreifen eines mutigen, in der DDR hochangesehenen Mannes zu verdanken ist, daß einigermaßen Licht in die Sache kam. Der andere bleibt dunkel. Und so geht es weiter. Ist es da zu verwundern, daß sich Erbitterung und Oppositionsstimmung ausbreiten, die dann ihrerseits wieder Vergeltungsmaßnahmen (auch gegenüber Angehörigen der «Schuldigen»!) von oben herbeiführen? Weiterblickende Menschen bewahren trotz allem dem neuen Staat Loyalität und Verständnis; in dem engeren Kreis, in dem ich mich bewegte, war das ausgesprochen der Fall. Aber der Durchschnitt derer, die Tag für Tag ihre schlimmen Erfahrungen mit dem Regime machen, reagiert eben anders. Wirtschaftliche Schwierigkeiten und persönliche Bedrückung genügen für die meisten, um sich entweder in eine unfruchtbare Isolierung zurückzuziehen oder nach dem Westen zu flüchten, wo Mangel an tüchtigen Arbeitskräften herrscht und die persönliche Bewegungsfreiheit erheblich größer ist als im Osten. Im Monat August sind allein über Berlin täglich 500 Menschen nach dem Westen geflohen.

Ursachen und Wirkungen Auch die meisten Kritiker der DDR im Ausland begnügen sich mit diesen und ähnlichen Feststellungen und sind dementsprechend völlig negativ zu ihr eingestellt. Aber es muß erneut betont werden, wie einseitig und ungerecht — um das Mindeste zu sagen — eine derartige Haltung ist. Vergessen wir doch niemals, daß an den unerfreulichen Zuständen in der DDR *der «freie» Westen größtenteils selber schuld ist.* Die Deutsche Demokratische Republik verdankt ihre Entstehung ja den Abmachungen von Jalta und Potsdam, in denen sich die Regierungen der Vereinigten Staaten, Großbritanniens und der Sowjetunion verpflichteten, «den deutschen Militarismus und Nationalsozialismus zu

zerstören und dafür Sorge zu tragen, daß Deutschland nie wieder imstande ist, den Weltfrieden zu stören». Sie erklärten sich «entschlossen, alle deutschen Streitkräfte zu entwaffnen und aufzulösen», und zwar für immer, «alle nationalsozialistischen und militärischen Einflüsse aus den öffentlichen Dienststellen sowie dem kulturellen und wirtschaftlichen Leben des deutschen Volkes auszuschalten», das ganze politische Leben Deutschlands auf demokratischer Grundlage umzugestalten und nicht zuletzt in kürzester Frist «das deutsche Wirtschaftsleben zu dezentralisieren mit dem Ziel der Vernichtung der bestehenden übermäßigen Konzentration der Wirtschaftskraft, dargestellt insbesondere durch Kartelle, Syndikate, Truste und andere Monopolvereinigungen».

In Ostdeutschland ist dieses Programm grundsätzlich anerkannt und weithin durchgeführt worden; namentlich ist der Großgrundbesitz — dessen tragende Schicht soviel Unheil über Deutschland und die Welt gebracht hat — aufgeteilt, die Industrie sozialisiert und das Erziehungs-, Verwaltungs- und Gerichtswesen reformiert worden. In dem von den Westmächten besetzten und beherrschten Teile Deutschlands ist nach kurzem Anlauf alles Reformieren im Sinne von Jalta und Potsdam stecken geblieben und großenteils sogar in sein Gegenteil verkehrt worden; das Ziel ist dort nicht mehr die Zusammenarbeit mit der Sowjetunion zur endgültigen Ausschaltung der deutschen Gefahr, sondern die Zusammenarbeit mit dem reuelosen, unbelehrten Westdeutschland, in dem mehr und mehr der alte Geist und seine Vertreter wieder obenauf gekommen sind, und die Wiederherstellung der kapitalistischen Machtgebilde zum Zweck des Kampfes gegen den «bolschewistischen Osten», den man eigentlich schon Arm in Arm mit Hitler und Göbbels hätte bis zum siegreichen Ende führen sollen, und der nur durch die «unbegreifliche Dummheit» der Beherrscher des Dritten Reiches für ein paar Jahre unterbrochen wurde.

Die Feindseligkeit des Westens gegen die DDR entspringt also durchaus nicht in erster Linie der Liebe zu einer politischen Freiheit und Demokratie, die man ohne weiteres auf die Seite schiebt und mit deren geschworenen Feinden man sich bedenkenlos verbündet, wenn es gilt, den «gemeinsamen Feind» zu bekämpfen; sie ist vor allem ein Ausdruck des Willens, die alten, bürgerlich-kapitalistischen Ordnungen zu erhalten und die doch unausweichliche revolutionäre Neugestaltung auch Westeuropas zu verhindern. Und in dieser Lage ist es doch selbstverständlich, daß sich auch die DDR für ihr Leben wehrt; der Westen, eingeschlossen die Bonner Republik, kann sich auf keinen Fall beklagen oder auch nur wundern, wenn die DDR auf die ebenso planmäßige wie weitverzweigte und mit allen, auch den verwerflichsten Mitteln arbeitende Unterwühlung ihres Bestandes vom Westen her im gleichen Geist, also mit Gewalt, Zwang und Unterdrückung, antwortet. Was sich in und gegenüber der Sowjetunion seit 1917 er-

eignet hat — Gewaltrevolution als Folge des gänzlichen Versagens des «freiheitlichen» und «humanen» Westens im Kampf gegen Zarismus und Feudalismus, dann Gegenrevolution von außen und innen und wiederum Verschärfung von Diktatur und Zwangsregime zur Abwehr dieser Lebensgefahr – das wiederholt sich jetzt in der DDR. Bei Kriegsende war Deutschland sachlich reif für einen großen Schritt zu einer sozialistischen Neuordnung, die einfach notwendig war. Aber nur in seinem östlichen Teil verstand man diese Notwendigkeit, und auch nur in den führenden Kreisen; die Mehrheit des Volkes war auch hier innerlich noch nicht für ein radikal Neues reif, so daß nach menschlichen Begriffen gar nichts anderes übrig blieb, als die fällige Neuordnung mit einem gewissen Maß von Zwang und Befehl von oben her durchzusetzen. Was wäre beispielsweise aus der Abschaffung des Großgrundbesitzes — die eine weltgeschichtliche Leistung des neuen Regimes ist — geworden, wenn sie in den Formen parlamentarischer Demokratie nach westlichem Muster oder gar auf Grund einer vorherigen Volksabstimmung versucht worden wäre? Was aus der Sozialisierung der Industrie und der Banken, die in Westdeutschland — trotz Volks- und Parlamentsabstimmungen in einigen zunächst beteiligten Ländern — auf ganz «gesetzliche», «streng demokratische» Weise sabotiert und bis zum heutigen Tag verhindert wurde? Von *dieser* Art Demokratie will man in der DDR nichts wissen, und es ist eitel Heuchelei, wenn sich der Westen darüber entrüstet, daß in Ostdeutschland Diktaturmethoden zur Sicherung einer Revolution angewendet werden, die wieder rückgängig zu machen die «freien Nationen» sich mit dem Aufgebot aller Mittel anstrengen. Die DDR lebt so einfach im Kriegszustand, im Zustand des kalten Krieges, den ihr der Westen erklärt hat; sie *muß* sich verteidigen, und der Westen hat kein Recht, sich über die Mittel zu beschweren, deren sie sich dabei bedient.

Was ist zu tun! Wenn das gesagt ist und die Zusammenhänge zwischen Diktatur in der DDR und Gegenrevolution im Westen klargestellt sind, muß aber ebenso deutlich gesagt werden, daß die Abwehrsituation in Ostdeutschland durchaus nicht alles rechtfertigt oder auch nur entschuldigt, was mit Berufung darauf an freiheits- und rechtswidriger Praxis dort gang und gäbe ist. Sehr vieles davon geht über die verständliche Abwehr des kalten Krieges, wie ihn der Westen gegen die DDR führt, weit hinaus. Die *Zensur* z. B. sperrt das Volk nicht nur von einer Überflutung mit feindseliger Westpropaganda ab, sondern auch von jeder Möglichkeit, sich ein zutreffendes Bild von den Ereignissen draußen und drinnen zu machen. Mit dem Falschen unterdrückt sie weithin auch das Wahre und enthüllt damit ihren grundsätzlich verderblichen Charakter, den lächerlichen Anspruch der Staatsführung auf Allwissenheit, Unfehl-

barkeit und eine autoritäre Vorsehungsrolle. Oft klammert sie sich in einer Veröffentlichung, die eindeutig eine bestimmte berechtigte Forderung des Ostlagers unterstützt oder unberechtigte Anklagen des Westlagers zurückweist, an irgend einen von seinem Zusammenhang losgerissenen Satz oder sogar nur Satzteil, um die ganze Publikation zu verdammen. So wurde in den letzten Monaten zweimal ein Heft der «Neuen Wege», das ich in die DDR schickte, beschlagnahmt und dem Adressaten (was noch anzuerkennen ist) eine entsprechende Mitteilung gemacht. Ich erkundigte mich darüber bei der zuständigen Zensurstelle und bekam den Bescheid, die beiden Hefte seien wegen «Hetze gegen die Sowjetunion und den Kommunismus» beziehungsweise wegen «Hetze gegen das Weltfriedenslager» beschlagnahmt worden und eine Freigabe könne nicht mehr erfolgen. Worin bestand nun aber die «Hetze» in Wirklichkeit? Das einemal fand sie der Zensor in meiner Besprechung des Rußland-Buches von Helmut Gollwitzer «... und führen, wohin du nicht willst», und zwar in den Sätzen, wo ich feststellte, daß der Verfasser «die ganze verderbliche Wirkung der Diktatur- und Terrorpraxis (der Sowjetunion) und der dahinterstehenden Auffassung vom Menschen» aufgedeckt habe (April 1955, Seite 188). Das waren durchaus sachliche und ruhige, wenn auch klar kritische Bemerkungen, die aber im Rahmen eines Aufsatzes gemacht wurden, dessen wesentliches Bemühen war, die im Westen übliche Pauschalverurteilung des Kommunismus und der Sowjetpolitik als ungerecht und verkehrt aufzuzeigen, ein Bemühen also, das auch in der DDR hätte nur lebhaft begrüßt werden sollen. Von Hetze auf alle Fälle keine Spur!

Der Grund für die Beschlagnahme des anderen Heftes ist noch fadenscheiniger und dümmer. Er wurde in dem großen Aufsatz über die atomische Bedrohung entdeckt, den Carmen Weingartner und Albert Böhler im Juni/Juli-Heft dieses Jahres veröffentlicht haben. Dort wurde (auf Seite 285) die landläufige Behauptung zurückgewiesen, daß ein Vorsprung in der Herstellung von Vernichtungswaffen in den Händen des Kremls eine tödliche Drohung, in den Händen Amerikas aber nur ein notwendiges Abschreckungsmittel sei. Es werde dabei, so wurde gesagt, übersehen, daß der Zwang zum Krieg von Faktoren abhänge, die noch nie, auch durch das fürchterlichste Abschreckungsmittel nicht, aufgehoben worden seien. «Nicht nur ein ‚irrsinniger Diktator' (gemeint war Hitler), nicht nur ‚totalistische' Volksdemokratien mit kommunistischen Weltrevolutionszielen können solchen Faktoren unterliegen, sondern auch Staaten mit demokratischen Regierungen.» Das festzustellen, geht in der DDR nicht an. Das ist «Hetze gegen das Weltfriedenslager», die unterbunden werden muß, mag im übrigen in dem Aufsatz (wie in dem ganzen Heft) stehen, was will, und mag es auch noch so sehr einer Forderung dienen, die wie das Begehren auf Ächtung der Massenvernichtungswaffen

und des Krieges überhaupt jetzt geradezu im Mittelpunkt der Weltpolitik der Oststaaten steht. Man kann den Stumpfsinn wirklich nicht weiter treiben! Wobei natürlich diese ganze Zensurarbeit, soweit sie Veröffentlichungen wie die «Neuen Wege» betrifft, auch gänzlich wirkungslos bleibt, hören doch die Bewohner der DDR von Westdeutschen oder Ausländern, die nach Ostdeutschland kommen (z. B. zur Leipziger Messe), oder gar wenn sie selbst nach dem Westen reisen, was ja tausendfach geschieht, Kritiken am Kommunismus, die unendlich schärfer sind als die «anstößigen» Bemerkungen in den «Neuen Wegen» und oft genug als *wirkliche* Hetze bezeichnet werden müssen*.

Man kann sich aber leicht vorstellen, was in der DDR selbst an Rede- und Pressefreiheit noch übrig bleibt, wenn sogar solche Äußerungen schon als staatsfeindlich erklärt und kurzerhand unterdrückt werden! Die *Freiheit des Wortes* ist tatsächlich in der DDR in allen auch nur einigermaßen wesentlichen Belangen *aufgehoben*, und diese Aufhebung kann, wie die angeführten typischen Fälle zeigen, nicht mehr mit der Notwendigkeit begründet werden, die Republik gegen ihre Feinde im Innern und im Ausland zu verteidigen. Hier werden nicht Feinde abgewehrt, sondern Freunde schikaniert. Hier wird Kritik zum Schweigen gebracht, die nicht herunterreißend ist, sondern aufbauend, nicht schädlich, sondern im höchsten Grade nützlich und notwendig. Und so ist es mit dem ganzen «Staatsschutz» in der DDR, mit jenem Überwachungs- und Unterdrückungssystem, das angeblich den neuen Staat sichern und stärken soll, ihn aber in Wahrheit nur schwächt und seine willigsten Aufbaukräfte abstößt.

Ich denke etwa an jenen jungen Arbeiter, der neben mir in einer kleinen Versammlung von Friedensfreunden saß, aber, wie er mir nachher sagte, seine Einwände gegen die — wie er glaubte — einseitige Darstellung des Redners nicht zu äußern wagte, weil er im Betrieb und außerhalb davon seine Erfahrungen mit der «Redefreiheit» gemacht habe. Ich denke an jenen Kreis von Menschen, denen ich als Beitrag zur Wiedervereinigung Deutschlands empfahl, sich für die Unabhängigkeit eines künftigen Gesamtdeutschlands von östlicher wie westlicher Machtpolitik einzusetzen, die aber nur laut auflachten mit dem Hinweis darauf, daß man dafür als «Feind der Sowjetunion» bis zwölf Jahre Zuchthaus bekommen könne. Ich denke an jene christlichen Väter und Mütter, die ihre Kinder der Propagierung eines nicht nur theoretischen, sondern auch praktischen Materialismus ausliefern müssen, unfähig, sich frei und offen dagegen zu wehren. Und so gibt es jeden Tag tausend Fälle, da Menschen, die durchaus guten Willens wären, an einem demokratischen und sozialistischen Neuauf-

* Es entbehrt nicht der Pikanterie, daß das gleiche Juli/August Heft der «Neuen Wege», das in der DDR beschlagnahmt wurde, in der Sowjetunion unbeanstandet den Adressaten erreichte, dem ich es ebenfalls geschickt hatte . . .

bau mitzuarbeiten, zurückgestoßen und in die Vereinzelung gedrängt werden (um nicht mehr zu sagen), weil sie sich einem allgegenwärtigen Macht- und Zwangsapparat gegenübersehen, gegen dessen Wirken und Walten sie einfach nicht aufzukommen vermögen. Würde die Staatsführung der DDR, statt stur die kommunistische Parteiideologie dem Volk aufzwingen zu wollen, der Vertretung jedes ehrlich-revolutionären Sozialismus — ob nun religiös oder weltlich begründet — freie Bahn lassen; würde sie das Volk für die Durchsetzung einer vernünftig dargebotenen sozialistischen Aufbaupolitik zu sammeln beginnen, statt es mit oft unverständlichen und fremd anmutenden Propagandalosungen abzuspeisen; würde sie eine Wiedervereinigungs- und Friedenspolitik betreiben, die auch bei verständigungsbereiten Westdeutschen Vertrauen erwecken würde — sie brächte mit Leichtigkeit die Mehrheit der ostdeutschen Bevölkerung hinter sich und könnte darüber hinaus ungeahnte moralische Eroberungen machen. Sie könnte dann gut und gern auf den Großteil ihrer Diktatur- und Zwangseinrichtungen verzichten. Sie brauchte nicht überall Sabotage und Spionage zu wittern oder doch zu behaupten, auch wo sie gar nicht geübt wird. Und sie könnte auch jene üblen Methoden zur Anwerbung von Rekruten für die Kasernierte Volkspolizei (KVP) entbehren, die jetzt — ich weiß etwas davon zu erzählen — praktiziert werden, mit dem Erfolg, daß die gepreßten jungen Leute die erste Gelegenheit benützen, um nach dem Westen abzuwandern.

Das ist's, was man jetzt, in der Auseinandersetzung über die deutsche Frage, der Ostseite zumuten muß. Von der *Westseite* aber ist zu verlangen, daß sie auf ihren primitiven, selbstgerechten Antikommunismus verzichte, dem Kommunismus einen nicht nur freiheitlichen, sondern auch radikalen Sozialismus entgegensetze, die unloyale Bekämpfung und Unterminierung der DDR einstelle und mit den so gern sentimental angesprochenen «Brüdern im Osten» zusammen den Weg zur Wiedervereinigung suche. So wie die Dinge jetzt liegen, ist die DDR zwar alles andere als ein Idealstaat, aber ihre Sonderexistenz ist eben doch ein Pfand des Friedens in der Hand der Sowjetunion, wird es doch schwerlich einen Krieg geben, solange Westdeutsche auf Ostdeutsche schießen müßten und umgekehrt. Soll diese Sonderexistenz aufhören, so weiß der Westen genau, was er tun muß: die deutsche Einigung so vollziehen, daß sie nicht auf Kosten der Oststaaten geht — in Form einer für sie lebensgefährlichen Machterweiterung des Westblocks — und auch nicht auf Kosten der sozialen und politischen Errungenschaften Ostdeutschlands, vielmehr durch deren Herübernahme in ein wirklich demokratisiertes, dem Sozialismus zustrebendes, aller Machtpolitik abholdes Gesamtdeutschland.

Zur Lage des Sozialismus Daß das kapitalistische *Bürgertum* des Westens von einer solchen Umkehr nichts wissen will, ist nur normal. Findet aber wenigstens der westliche *Sozialismus* dazu die Einsicht und die Kraft? Das ist die Frage, von deren Beantwortung die Möglichkeit abhängt, den Komunismus nicht allein in Ostdeutschland, sondern überall auf der Welt so zu überwinden, daß sein revolutionäres Anliegen erfüllt, ja überboten wird, ohne daß doch die persönliche und politische Freiheit darunter leidet oder gar geopfert werden muß. Wir wollen dazu gerade in der heutigen Lage, in der neuen Phase der Auseinandersetzung von «West» und «Ost», wieder ein Wort sagen, um so mehr als die Lage des europäischen Sozialismus an der jüngst in Frankfurt am Main abgehaltenen Konferenz des *Internationalen Bundes religiöser Sozialisten* an erster Stelle auf der Tagesordnung stand *.

Wie stellt sich die Lage des westlichen Sozialismus unserem Blick heute dar? Man spricht gern von einer *Krise* dieses Sozialismus. Ich meinerseits fürchte, daß der westliche Sozialismus — der Sozialdemokratismus, wie man genauer sagen muß — schon über den Punkt hinweg ist, wo sich entscheidet, ob sich sein Dasein zum Guten oder zum Schlimmen wendet. In allzuvielen seiner Erscheinungen und Betätigungsformen macht er bereits den ausgesprochenen Eindruck einer fortschreitenden *Erstarrung und Verkalkung*, einer rasch zunehmenden Vertrocknung seiner Lebenssäfte — auch wenn die alten Formeln und Symbole, Programme und Bekenntnisse noch immer Leben und Bewegung vortäuschen. «Zum Teufel ist der Spiritus, das Phlegma ist geblieben» — das muß man weithin auch vom modernen Sozialdemokratismus feststellen.

Es ist nun einfach Tatsache, daß sich die Haltung der sozialdemokratischen Parteien zum Kapitalismus im Vergleich zu früher wesentlich geändert hat, weil angeblich der Kapitalismus selbst ein anderer geworden sei. Er sei, so hören wir, längst über seine Kinderkrankheiten hinausgewachsen, wie sie die klassischen Theoretiker des Sozialismus beschrieben haben; er sei reifer, menschlicher, manierlicher geworden, habe gelernt, mit der Arbeiterschaft vertragsmäßig zusammenzuarbeiten, und mache ohne erheblichen Widerstand die Entwicklung zum sozialen Wohlfahrtsstaat mit, der den Klassenkampf als gegenstandslos erscheinen lasse. Der Kapitalismus soll insbesondere eine Technik entwickelt haben, welche Wirtschaftskrisen, wenn nicht überhaupt unmöglich, so doch viel leichter erträglich mache als ehedem. Und nicht zuletzt habe er seine Eigenschaft als Kriegskraft in entscheidendem Grade verloren; die Kriegsgefahr gehe heute vor allem vom *Kommunismus* aus, auf dessen Bekämpfung als des Erzfeindes von Freiheit, Menschlichkeit, Sittlichkeit und Völkerfrieden die So-

* Siehe den besonderen Bericht über die Konferenz in diesem Heft.

zialdemokratie denn auch alle Leidenschaft wirft, deren sie noch fähig ist. Der Sozialdemokratismus ist so, wie Professor G. D. H. Cole, der berühmte englische Sozialökonom, gerade auch als Mitglied der Labourpartei unlängst feststellte, aus einer internationalen revolutionären Bewegung zu einer Gruppe von unabhängigen nationalen Wählerbewegungen geworden, deren Ziel es im besten Falle ist, die parlamentarische Mehrheit mit Hilfe von nichtsozialistischen Stimmen zu erreichen, und die sich darum wohl hütet, das gute Funktionieren des kapitalistischen Systems zu stören.

Damit sei nichts gegen die großen Leistungen gesagt, die der reformistische Sozialismus in jahrzehntelangen hartnäckigen Kämpfen für die *Hebung der Lage der Arbeiter auf dem Boden des Kapitalismus* vollbracht hat. Sie müssen festgehalten und nach Kräften erweitert werden — das ist selbstverständlich. Aber das ändert nichts daran, daß die Sozialdemokratie gegenüber der ihr übertragenen *entscheidenden* Aufgabe mehr und mehr versagt hat: im Kampf um die *Überwindung des kapitalistischen Regimes selbst.* Sie hat sich im Grund ihres Herzens mit dem Kapitalismus durchaus abgefunden — diesem System, das sich immer deutlicher als eine Kraft moralischer Zersetzung und Anarchie ersten Ranges enthüllt, und das deshalb einfach gestürzt werden muß, wenn so etwas wie ein Reich der Gerechtigkeit oder gar Brüderlichkeit auf Erden erstehen soll. Eben dieses seines auflösenden, anarchischen Charakters wegen bleibt aber der Kapitalismus auch die größte Gefahr für alles politische und soziale Zusammenleben der Menschen. Vollbeschäftigung und Wohlfahrtsstaat sind auf seinem Boden nur vorübergehende, trügerische Erscheinungen; sie werden in dem Augenblick verschwinden, da die im Schoße des Kapitalismus schlummernden Kriegskräfte — gegenwärtig besonders als gewalttätiger Antikommunismus wirksam — aufbrechen, oder da die riesigen Rüstungsaufträge, mit denen er sich seit drei, vier Jahrzehnten künstlich am Leben zu erhalten vermag, aufhören und seine inneren Gegensätze voll zum Ausdruck kommen lassen werden. Diesen Kräften steht der Sozialdemokratismus ohnmächtig gegenüber; er sieht sie oft nicht einmal klar und stellt sich demgemäß halb naiv, halb berechnend — mit wenigen Ausnahmen — ins Lager der kapitalistisch geführten Westmächte mit ihrer Aufrüstungs- und Drohpolitik gegenüber dem Ostblock und ihrem blind-brutalen Kolonialismus, außerstande, sich rückhaltlos, unzweideutig für die gewaltige Freiheitsbewegung der unterentwickelten Völker, der Kolonial- und Halbkolonialländer einzusetzen. Er käme damit ja in die Nachbarschaft, ja in die, wenn auch begrenzte Kampfgemeinschaft mit dem Kommunismus — und das ist doch *die* Todsünde für einen «Sozialismus», der vielfach unbedenklich in enger Koalition und Zusammenarbeit mit den bürgerlich-kapitalistischen und klerikalen Parteien lebt!

Die Folge ist natürlich, daß das Monopol des Kampfes gegen Im-

perialismus und Kolonialismus eben den *Kommunisten* überlassen bleibt. Ja, man muß weitergehen und sagen, daß der Kommunismus überhaupt nie aufgekommen wäre, wenn nicht schon seit Jahrzehnten die westliche Demokratie, die sich sozialistisch heißende wie die bürgerliche, und mit ihr die abendländische Christenheit im Kampf gegen das soziale Unrecht, wie es besonders gegenüber den «rückständigen» Völkern, Rassen und Klassen verübt wurde, so katastrophal versagt hätte. Wir haben diesen Zusammenhang in den «Neuen Wegen» immer wieder, zuletzt auch in unserer Schilderung des chinesischen Freiheitskampfes, so deutlich herauszuarbeiten versucht, daß darüber jetzt nichts mehr zu sagen nötig ist. Es ist nur die Folgerung aus dieser ganzen Sachlage zu ziehen: Die sich zum Sozialismus bekennenden Parteien des Westens müssen sich aus der tödlichen Umklammerung durch den bürgerlich inspirierten Antikommunismus freimachen und sich wieder auf sich selbst stellen, sich auf ihre wirkliche Aufgabe besinnen. Gewiß, sie haben in einem entscheidenden Augenblick völlig versagt: damals, als am Ende des Zweiten Weltkrieges in West- und Mitteleuropa der Sozialismus seine große Chance gehabt hat. Statt sie entschlossen zu nützen, haben sie es nach einem kurzen Anlauf — dessen bemerkenswerteste Leistung die ersten Reformen der britischen Labourregierung waren — vorgezogen, sich mit den Vereinigten Staaten zu solidarisieren, die *ihre* große Chance zielbewußt wahrnahmen und die alten kapitalistischen Ordnungen großzügig wiederherzustellen begannen. Aber es ist nicht gesagt, daß die europäischen Sozialisten diese Satellitenrolle immer weiterspielen müssen, eine Rolle, die, wie Professor Cole sagt, «bis zum Verrat am Sozialismus geht». Nur müssen dann eben *neue Kräfte* in ihrer Mitte aufbrechen, wobei den *christlichen* Sozialisten eine besondere, wichtige Aufgabe zufiele. Getragen von diesen Kräften, brauchten die Sozialisten keine Angst vor einer Zusammenarbeit auch mit den Kommunisten und vor einer Anerkennung der kommunistischen Bewegungen und Regime in den Ländern zu haben, in denen durch Mitschuld der Sozialdemokratie der Kommunismus mächtig geworden ist. Geschieht diese Erneuerung des westlichen Sozialismus nicht, dann ist freilich die Gefahr groß, daß nicht nur in Asien, Afrika und Lateinamerika, sondern auch in West- und Südeuropa die soziale Umwälzung von derjenigen Bewegung getragen werden wird, die ihre Notwendigkeit am klarsten erkannt hat und entschlossen ist, die Mittel dafür zu gebrauchen, die *sie*, aus ihrer kommunistisch-materialistischen Lebensauffassung heraus, für wirksam und richtig erachtet.

Man sollte miteinander reden! Ich entwickelte in Frankfurt diesen Gedankengang in einem Korreferat, das zwischen die beiden Hauptvorträge von Minister Dr. Arno Hennig und Professor Dr. G. Weißer hineingelegt war. Vorher

hatte unser Freund, Pfarrer Maurice *Voge* aus Paris, der Generalsekretär des «Christianisme social», in einem französischen Korreferat ganz ähnliche Auffassungen dargelegt. Die Zukunftsschau Marxens, so sagte er, hat sich nicht verwirklicht; insbesondere ist die Arbeiterschaft eine Minderheit im Volke geblieben und kann Erfolge nur mit Hilfe der fortschrittlichen Mittelschichten erringen. Ihre Lebenshaltung hat sich im Kapitalismus ständig gehoben; der Klassenkampf hat sich innerhalb der einzelnen Staaten nicht verschärft, und die Kernfrage ist nicht mehr die Verteilung des Mehrwertes, sondern die allgemeine Steigerung der Produktion. Dazu ist die internationale Solidarität der Arbeiterschaft eine sehr fragwürdige Sache geworden; «das Drama unserer Epoche ist, daß die Verwirklichung des Sozialismus im nationalen Rahmen erfolgt», sowohl bei den nordischen Völkern und in England wie namentlich in der Sowjetunion und ihren Satellitenstaaten. Hier hat der Sozialismus nur durch schwerste Opfer und mit einer autoritären Disziplin aufgebaut werden können, bei der die Freiheit verloren gegangen ist. Die russische Revolution ist zuerst national und erst dann sozialistisch. Von den kapitalistischen Ländern bedroht, hat der Sozialismus in der Sowjetunion eine militaristische und imperialistische Politik machen und seine Gegner von innen her zersetzen müssen, um am Leben zu bleiben. Rußland kann seinen Willen zu friedlicher Koexistenz mit den anderen Staaten nur dann behaupten, wenn der westliche Sozialismus ihm die Gewähr bietet, daß diese Entspannung nicht zu einer Wiederherstellung der alten Ordnungen benützt würde. Aber leider ist der westliche Sozialismus der feindliche Bruder des Kommunismus geworden. Sozialisten und Kommunisten bedrohen einander gegenseitig und steigern einander in ein militärisches Wettrüsten hinein.

Die Verbürgerlichung der sozialdemokratischen Parteien ist, wie Voge glaubt, zunächst eine Folge der allgemeinen Verbürgerlichung des Westens und des Emporkommens der Mittelschichten. Ihr Aufstieg zu politischer Macht mit den damit verbundenen Kompromissen, ihre Entfremdung gegenüber dem christlichen Idealismus, der die sozialistische Bewegung anfänglich inspirierte, der Mangel an Klassenbewußtsein und politischer Leidenschaft hat bewirkt, daß der Sozialismus seine Schwungkraft eingebüßt und das revolutionäre Ziel aus den Augen verloren hat. Er versinkt so einfach in einen Reformismus ohne Reform. Die französische Sozialdemokratie (S. F. I. O.) ist keine Arbeiterpartei mehr, sondern zu 65 Prozent eine Partei von Angestellten, Beamten und Pensionierten. Das Arbeitervolk geht zu den Kommunisten. Die Sozialistische Partei weiß nicht mehr, was sie mit ihrem Marxismus anfangen soll, den sie weder abzuwerfen noch zu erneuern wagt, und vertritt eher platte materielle Interessen als ein sozialistisches Programm. Sie stellt in den Vordergrund die politische Freiheit und hofft nicht allein durch die Arbeiterschaft zur Macht zu

kommen, sondern durch die Bekehrung der Gesamtnation zu einer sozialistischen Ethik.

Und tatsächlich kann der Sozialismus nur siegen, wenn seine Sache die Sache des ganzen Volkes wird, wenn er das Recht der menschlichen Person, wenn er die Demokratie verteidigt und sich mit einem neuen idealistischen Geist erfüllt. Er muß gleichzeitig eine klare und tiefe sozialistische Überzeugung zurückgewinnen und zu einer Aktionsgemeinschaft zwischen seinem rechten und seinem linken (kommunistischen) Flügel kommen. Heute fehlt es ihm an einer solchen Überzeugung; das erklärt die Furcht der Sozialdemokraten vor einem Gespräch und einer Zusammenarbeit mit den Kommunisten. Anderseits liegt es auf der Hand, daß wir dem Kommunismus auch im Westen nur entgehen können, wenn wir in der Welt den Hunger, die Unwissenheit und die Ausbeutung zu überwinden vermögen. Die Aktion des Sozialismus muß darum auch pazifistisch und internationalistisch sein, die militärischen Kompromisse ablehnen und den Frieden und die wirtschaftliche Demokratie in Europa organisieren. Der Gegensatz von Reformismus und Revolutionarismus muß überbrückt werden; wir müssen ebenso über einen ohnmächtigen Sozialdemokratismus hinauskommen wie über den autoritären Kommunismus. Gelingt es uns nicht, eine solche Synthese zu finden und den Sozialismus willensmäßig zu erbauen, wird uns die wirtschaftliche Entwicklung zu einem diktatorischen Sozialismus zwingen, der schicksalshaft über uns kommt.

Soweit Voge. Sein Vortrag war voller fruchtbarer Anregungen, fiel aber — obwohl er in deutscher Übersetzung vorlag — gänzlich unter den Tisch. Nicht *ein* Votant trat auf seine Thesen ein, so daß Voge mit einem kurzen Schlußwort resigniert und enttäuscht von der Konferenz schied. Mein eigenes Referat wurde nur mit etlichen bissigen Randbemerkungen und vorsichtigen Fragen von diesem und jenem Redner aufgegriffen oder dann einfach in Bausch und Bogen abgelehnt. Von einem wirklichen, ernsthaften Gespräch über die aufgeworfenen Fragen, die schließlich an die Lebenssubstanz des Sozialismus rühren, war keine Rede. Es gab keinerlei Diskussion über Dinge wie die Verbürgerlichung und «Amerikanisierung» der westlichen Sozialdemokratie, über einen sozialistischen Beitrag zur Entspannung des Ost-West-Verhältnisses, über die Gefahr des Atomkrieges, über Koexistenz und Abrüstung. Man verlor sich in Erörterungen über Planung in der Wirtschaft, über die Verbesserung des menschlichen Klimas in den Betrieben, über die Dezentralisierung der Industrie, über den Staat als Freiheitsproduzenten und eine Reihe ähnlicher Gegenstände, die im wesentlichen abseits vom eigentlichen Kern der heutigen Lage des Sozialismus liegen. Und am Schluß der Verhandlung wußte der Präsident, Professor Banning (Holland), nichts Besseres zu tun, als ganz summarisch, ohne jedes sachliche Argument, gegen meine Haltung

erregt zu protestieren und in den Saal hineinzurufen: «Wer ist denn überhaupt Kramer, daß er wagt, sich hier zum Richter über die sozialdemokratischen Parteien aufzuwerfen und sie des Verrats zu bezichtigen?» (Ich hatte mich in der Tat auf Professor Cole berufen, der, wie oben erwähnt, von einer «unheilvollen Politik» der sozialdemokratischen Parteien gesprochen hat, die «bis zum Verrat» gehe *.

Es ist klar, daß wir so nicht weiterkommen. Nicht als *religiöse* Sozialisten, aber auch nicht als Sozialisten ganz allgemein. Den andern menschlich achten, auch wenn man seine Überzeugungen durchaus ablehnt, und auf sein Anliegen, hinter dem viel ernstes Ringen steht, ebenso ernst eintreten — das ist doch eigentlich erste Voraussetzung alles Wahrheitskampfes. Was für Folgerungen aus der Frankfurter Diskussion (oder Nichtdiskussion) die Organisationen des religiösen Sozialismus ziehen wollen, muß hier unerörtert bleiben. Was aber den «weltlichen» Sozialismus betrifft, so muß man schon fragen: Wenn das am grünen Holz des *religiösen* Sozialismus geschieht, was soll am dürren des Vulgärsozialismus werden? Ich weiß, welch lebendige, zukunftsreiche Kräfte auch in den sozialdemokratischen Parteien noch wirken. Ich weiß aber auch, wie schwer, wie fast hoffnungslos schwer es ist, diesen Kräften gegenüber dem satten Ungeist und der festgefahrenen Apparatur der Gesamtorganisationen zum Durchbruch zu verhelfen. Andere mögen optimistischer sein; *meine* jahrzehntelangen Erfahrungen und Beobachtungen am offiziellen Sozialdemokratismus sind derart, daß ich wenig Hoffnung auf eine Erneuerung seines Wesens ohne vorgängige heftigste Erschütterungen habe.

16. September. *Hugo Kramer*

Die Notlage der öffentlichen Schulen Amerikas

Ein Artikel im «*Christian Century*» (Das christliche Jahrhundert), der Wochenzeitschrift aller christlichen Denominationen (9. März 1955) bestätigt, was in zum Teil sensationeller Aufmachung seinen Weg in die USA-Presse und in die europäischen Zeitungen gefunden

* Es trifft sich gut, daß in einem späteren, wegen Krankheit des Verfassers schriftlich erstatteten Referat ein Wort von Pfarrer K. Strijd angeführt wurde: «Leider hat sich so mancher religiöse Sozialismus an die bestehenden sozialistischen Parteien ketten lassen. Diese Bindung lähmt jeden Willen zu einem rettenden und stimulierenden Radikalismus. Diese Bindung, die den schönen Namen ‚Solidarität' trägt, bedeutet im Grunde Kapitulation vor der Bürgerlichkeit, Verrat an demjenigen, was wesentlich für einen wirklich religiösen Sozialismus ist und sein sollte.» Das Zitat wurde an der Konferenz zwar nicht verlesen; aber vielleicht hat der Präsident die Äußerung seines Landsmannes im Manuskript doch gelesen. Wird er wohl auch ausrufen: «Wer ist überhaupt dieser Strijd, daß er es wagt» und so weiter . . . ?

hat. Das amerikanische Erziehungswesen macht gegenwärtig eine Krise durch, die auch in der zurückhaltenden Darstellung des «Christian Century» schwer genug erscheint, um uns aufhorchen zu lassen.

Gründe, die zu der nun schon lange dauernden Vernachlässigung des amerikanischen Schulwesens führten, die auch das «Christian Century» nicht ansteht, einen nationalen Skandal zu nennen, liegen auf vielen Gebieten. Einmal ist darauf hinzuweisen, daß das Erziehungswesen die Aufgabe der 48 Staaten ist, von denen, wie in der Schweiz, einzelne reich oder besonders fortschrittlich, andere wirtschaftlich schwach sind. Allerdings gibt die Bundesregierung wiederum, wie in der Schweiz, namhaft Zuschüsse an die Schulausgaben der Staaten. Nach welchem Schlüssel sie ausgerichtet werden, ist uns nicht bekannt. Aber selbst unter Anrechnung dieser Zuschüsse gibt ein Südstaat mit einer starken farbigen Bevölkerung, wie Mississippi, pro Schüler 83 Dollar (für Negerkinder viel weniger) im Jahr aus, während Neuyork 328 Dollar aufwendet. Die Vernachlässigung des Schulwesens ist aber, wie schon erwähnt, nicht eine Erscheinung erst der letzten Zeit. «Christian Century» glaubt, sie mache sich seit 25 Jahren fühlbar. Nun waren die dreißiger Jahre in Amerika eine Zeit schlimmster Depression, da bis zu 16 Millionen Arbeitslose gezählt wurden. Die Schulverhältnisse wurden aber kaum besser in der darauffolgenden und bis in die Gegenwart reichenden Periode, in der die Wirtschaft auf Hochtouren lief. Unser Gewährsblatt sieht denn auch eine Hauptursache der heutigen Notlage weniger in den wirtschaftlichen Verhältnissen als in einer anti-intellektuellen, bildungsfeindlichen Einstellung der amerikanischen Öffentlichkeit, zu der auch die kirchlichen Kreise beigetragen haben. Wie weit dieser von «Christian Century» festgestellte Antiintellektualismus Ursache, wie weit er eine Folge des amerikanischen Schulbetriebes ist, wird schwer festzustellen sein. Tatsache ist, daß seit 1950, um nur die neuesten Angaben zu erwähnen, die Zahl der ausgebildeten Lehrer um 26 Prozent abgenommen hat, während die Volksschulen 24 Prozent und die Mittelschulen 10 Prozent mehr Schüler auszubilden haben. Dazu trug sicher auch die schlechte Entlöhnung des Lehrers bei, die bis in die neueste Zeit weit unter derjenigen eines qualifizierten Arbeiters lag. Doch war dies nicht der alleinige Grund. Um das «Christian Century» zu zitieren: «Obschon die Besoldungsansätze gehoben worden sind, sind sie noch immer nicht hoch genug, um der Bedeutung des Berufes zu entsprechen. Doch der Hauptgrund (für den Mangel an Lehrern. D. Ü.) liegt darin, daß die Abneigung der Lehrtätigkeit gegenüber allgemein so groß ist, daß die meisten jungen Leute lieber einen anderen Beruf ergreifen, selbst wenn sie sich als Lehrer finanziell ebenso gut stellen würden.» Man darf auch nicht vergessen, daß der Volksschulunterricht in den USA fast ganz in den Händen von Frauen liegt und daß eine Reihe von Faktoren – die starke Zunahme des Rauschgiftgenusses unter den Jugendlichen der

Städte, das rapide Ansteigen der Jugendkriminalität, die Verheerungen der Television — dazu beitragen, den Beruf für Frauen wenig anziehend zu machen. Wer übrigens mit amerikanischen Verhältnissen bekannt ist, weiß, daß auch die Lehrerin in einer Kleinstadt oder auf dem Dorf nicht zu beneiden ist. Trotzdem sie auf dem Papier volle Bürgerrechte genießt, ist sie oft einer so engherzigen und ins kleinste gehenden Kritik ausgesetzt, wie sie sich ihre schweizerische Kollegin kaum gefallen ließe. Die McCarthy-Atmosphäre in Amerika, die nun, wie es scheint, etwas nachgelassen hat, tat natürlich mit ihrer Loyalitätsschnüffelei ein übriges, die Stellung des Lehrpersonals zu erschweren. Was immer dazu beigetragen haben mag, so besteht heute, laut dem amerikanischen Verband für Erziehung (National Education Association) ein Manko von über 200 000 Erziehern auf der Volks- und Mittelschulstufe.

Wie in der Schweiz, sind seit dem Zweiten Weltkrieg auch in den USA die Geburtenziffern stark gestiegen. Die Jahre 1953 bis 1954 wiesen Geburtenzahlen von je über vier Millionen auf. Während heute über 31 Millionen Kinder und Jugendliche die Schulen besuchen, rechnet man für 1956 mit einer Schulbevölkerung von 48 Millionen. Um aber bei der Gegenwart zu bleiben, so fehlen heute schon 370 000 Schulräume oder Klassenzimmer, so daß 1954 nahezu eine Million Kinder in Kirchenräumen, Baracken, Garagen den Unterricht in zwei oder drei Schichten besuchen mußten, was kaum eine wohltätige Wirkung auf Lehrer und Schüler haben dürfte. Die nächsten zehn Jahre erfordern die Bereitstellung von 970 000 Klassenzimmern im Betrage von 32 Milliarden Dollar, auch wenn nur das heutige, nach maßgeblicher Meinung ungenügende Niveau der Schulbildung erhalten werden soll. Im Vergleich damit beträgt das Budget für den Straßenausbau in derselben Zeit 101 Milliarden Dollar und der Aufwand für geistige Getränke etwa 90 Milliarden Dollar. Es ist schon so, wie das «Christian Century» sagt: «Man muß sich fragen, was für die Nation wichtiger ist, ein ins Maßlose gesteigertes Verkehrsvolumen und ein Alkoholkonsum, der die Unfallzahlen entsprechend erhöht – oder aber bessere Ausbildungsmöglichkeiten für die amerikanische Jugend. Auch für die schwarzen Mitbürger.»

Der Entscheid des Obersten Gerichtshofes, der verlangt, daß weiße und nichtweiße Kinder von jetzt an die selben Schulen besuchen sollen, hat natürlich für die armen Südstaaten mit einer starken Negerbevölkerung schwere Folgen. Der Widerstand gegen diese Neuerung, soweit er nicht allein rassisch bedingt ist, kann nur mit gewaltigen finanziellen Aufwendungen der Bundesregierung überwunden werden.

Ob das Problem, seiner ganzen Bedeutung entsprechend, in den USA erkannt wird, ist aus dem Artikel des «Christian Century» nicht so recht ersichtlich. Pläne Eisenhowers sollen dahin gehen, mit Bundesmitteln im Umfange von etwas über einer Milliarde Dollars die Unter-

nehmungslust der Staaten anzuregen. Der Präsident hofft, wie es heißt, daß die Staaten und Gemeinden weitere sieben Milliarden Dollar aufbringen werden, um in den nächsten drei Jahren wenigstens den Bau von 200 000 Klassenzimmern zu sichern. Vorgesehen sind Anleihen an Finanzierungsinstitute in den einzelnen Staaten, die die Schulen bauen und sie dann an die Gemeinden verpachten würden. Der Plan wurde im Detail von der Bundeserziehungs- und -wohlfahrtsministerin, Mrs. Oveta Culp Hobby, in Verbindung mit Neuyorker Banken ausgearbeitet und erfährt schon jetzt durch den amerikanischen Verband für Erziehung scharfe Kritik.

Wie die Dinge in Amerika liegen, ist es nicht zu vermeiden, daß dieses Problem die politische Maschinerie durchlaufen muß. Das «Christian Century» ist darüber nicht unglücklich, weil es darin wenigstens eine Garantie dafür sieht, daß die heutige Kalamität der ganzen Nation zum Bewußtsein gebracht und sie an ihre Pflicht der jungen Generation gegenüber erinnert werde. Über das Resultat der öffentlichen Erörterung ist «Christian Century» noch recht im Ungewissen. Die Gefahr, daß über dem parteipolitischen Kampf die dringend notwendigen Maßnahmen verschlepppt werden, besteht durchaus. Nicht zu vergessen ist, daß die katholische Kirche mit allen Mitteln darauf ausgeht, sich einen Anteil der Bundesbeiträge für ihre konfessionellen Schulen zu sichern, obschon sie verfassungsmäßig kein Recht darauf hat. Sie besitzt jedoch, was mehr bedeutet, die rührigste «Lobby» oder Interessenvertretung und wird im Kongreß und außerhalb die ihr zur Verfügung stehenden Druckmittel glänzend ausnützen.

Der Artikel des «Christian Century» schließt mit der Mahnung an seine Kirchen und kirchlichen Kreise, ihren Beitrag an die öffentliche Erörterung der Erziehungsfragen zu leisten. «Jene Leute, die sich immer über die hohen Steuerlasten beklagen, und denen die Schulen im besonderen als Angriffsziel dienen, sollten beschämt eingestehen, daß Geld am allerbesten in der Erziehung der Jungen angelegt ist. Trotz allen anderen Gefahren und Problemen unserer Zeit sollten die Kirchen dazu helfen, daß die Nation wieder vorausschauen lernt und mindestens die nächsten zehn, zwanzig Jahre ins Auge zu fassen imstande ist. Denken wir an unsere Kinder und Kindeskinder statt über unsere Bürde zu klagen. Mögen die Kirchen bereuen, was sie selbst zur allgemeinen anti-geistigen Stimmung unserer Zeit beigetragen haben, an jene Einstellung, die das Ziel der Erziehung selbst in Frage stellt. Mögen sie von neuem ihrem Glauben Ausdruck geben, daß Gottes Dienst die Entwicklung aller Fähigkeiten im Menschen verlangt. Wenn wir unsere Schulen im Stiche lassen, begehen wir Verrat an der Zukunft und werden untreu gegenüber dem Wertvollsten unserer Geschichte.» *Paul Furrer*

Christentum als Theokratie

(Schluß)

XII.

Was ich hier als *zweites* Erfordernis vorbringe, übereinstimmend mit der richtigen Auffassung von Theokratie, ist, daß wir als Christen zu glauben haben, *daß mit Christus das Richter- und Strafvollzugsamt von den Menschen fortgenommen und Gott zurückgegeben wurde*, überhaupt jedes Herrscheramt, weil die unmittelbare Aufrichtung von Gottesherrschaft jede Menschenherrschaft ausschließt und diese als unberechtigtes Vorgreifen, das immer ein Sichvergreifen ist, brandmarkt. Wenn innerhalb des Christentums noch von Ämtern und Würden und Herrscherpositionen und Staat und Obrigkeit und derartigem die Rede ist, so ist es, weil dies alles Bestandteile der Einrichtung dieser Welt sind, in der auch der Christ zu leben gezwungen ist und deren Einrichtungen er insoweit zu respektieren hat, als sie der Aufrichtung und Aufrechterhaltung der Gottesherrschaft in seinem Innern nicht entgegen sind. Nach außen hin wird sich das auswirken im Nichtherrschenwollen, und zwar um so mehr, je mehr Gott in ihm herrschend ist.

Im erwähnten Buch «Kampf um Israel» spricht Buber auch von der *«Nachahmung Gottes»* und verweist auf die Worte im Epheserbrief (5, 1), die er so gibt: «Werdet nun Nachahmer Gottes, als die lieben Kinder, und wandelt in Liebe, gleich wie Christus auch geliebt hat.» Daran knüpft er die Bemerkung: «Die Nachahmung Gottes ist für das Christentum identisch mit der Nachahmung seines Stifters, der ihm die Gottheit in einer Menschengestalt und in einem Menschenleben abbildlich darstellt» und sieht das im Johannesevangelium vom Stifter selber ausgesprochen in den Worten: «Wer mich gesehen hat, hat den Vater gesehen.» Ich setze dem entgegen, daß dieser «Stifter» auch gesagt hat: «Ehe denn Abraham war, bin ich» und daß diesem Sein Jesu, das von jeher *ist*, das Aufgeben des persönlichen Ichs zugrundeliegt, so daß nun für dieses Sein nur mehr ist, in das es aufgegangen ist, das der Wille des Vaters ist, also Gottes Herrschaft: die aufgerichtete unmittelbare Theokratie. Im Johannesevangelium (4, 39) ist von Jesus auch gesagt: «Meine Speise ist, daß ich den Willen dessen tue, der mich gesandt hat, und vollende sein Werk.» Die Speise ist, was das Leben erhält, und zwar hier das Leben, das «das Licht der Menschen war». Dieses Leben erhält sich Jesus durch Tun nach dem Willen des Vaters, also durch Aufgehen in Gottesherrschaft, die er als der Messias in dem Menschen eben aufrichten muß. Für meine Ausführungen, die Christentum als Theokratie dartun und darzutun haben, können die zitierten Worte Jesu gar nicht anders gedeutet werden. Wie sollte der zum Messias Berufene das Werk Gottes, zu dem doch die Gestaltung des Menschen gehört, auch anders vollenden können als durch die erneute Aufrichtung von Gottesherr-

schaft im Menschen? Stellt doch der Prolog des Johannesevangeliums das Christentum als Theokratie hin, denn er läßt mit Christus im Menschen vollendet herrschend geworden sein, was im Anfang herrschend war: nicht der Mensch, sondern Gott.

Von Belang ist hier auch der Hinweis Bubers auf die «imitatio Christi», die er «in der Frühzeit des Christentums» einsetzen und erst nach mehr als einem Jahrtausend ihre Höhe erreichen sieht. So sagt er: «Die Tendenz der Nachahmung erfüllt sich in Franz von Assisi» und folgert: «Für den Christen ist der menschliche Lebenslauf, der ihn als Christen begründet hat, maß- und mustergebend; er ahmt nicht ein Bild nach, sondern eine Lebensgeschichte.» Und nun tut sich ihm die Frage auf: «Inwiefern kann diese Nachahmung eines Menschenlebens eine Nachahmung Gottes bedeuten? Darauf», sagt Buber, «antwortet die Kirche mit dem Dogma der Menschwerdung. Aus den frühchristlichen Gemeinden antworten andere Stimmen. Die klarste wohl ist die des Ignatius von Antiochia. Er schreibt an die Philadelphier: ‚Werdet Nachahmer Jesu Christi, wie er Nachahmer war seines Vaters.' Das erinnert wunderlich an das Wort Pauli an die Korinther (1. Kor., 11/1): ‚Werdet meine Nachahmer, gleich wie ich Christi.' Die Nachahmung wird durch Zwischenglieder erleichtert, ermöglicht. Wir brauchen uns nur aus der Indirektheit in die Direktheit, aus der Nachahmung Jesu in seine Nachahmung unseres Vaters zu versetzen, und wir stehen auf jüdischem Boden.»

Ja, gewiß, es ist der Boden des Judentums, auf dem das Christentum immer zu stehen, aber sich so zu erheben hat, daß es über jenes hinausweist, jenes zurückläßt eben mit seiner Nachahmung unseres Vaters, indem es dessen Herrschaft in uns so vollendet aufzurichten hat, daß auch mit einem «Durchglühtsein von theokratischem Verfassungswillen» nicht mehr genug getan wäre, und indem es den Menschen auch nicht mehr zu einem begrenzten Auftrag Macht und Herrschaft zuerkennt, sondern immer und überall allein die Gottes, des Vaters, in Kraft sehen will.

Es läßt einem freilich die Abschwächung bis zur möglichen völligen Entstellung sich vorstellen, die eintreten kann durch Einschiebung von Mittlern und Führern, durch Einschiebung neuer Glieder, die Gefolgschaft beanspruchen. Wir haben hiefür ein drastisches Beispiel in der Einschiebung der Kirche als Mittlerin und Wahrerin des Christentums, das, als die Aufrichtung von Gottesherrschaft, durch Christus allein und tatsächlich vermittelt wird, durch ihn, in dem das Aufgegangensein in Gott, als dem Vater, die Führung hat. Damit ist noch nicht gesagt, daß wir, als an ihn Glaubende, seine Lebensgeschichte zu übernehmen haben, denn er hatte die Messiasmission zu erfüllen, die eine Einmaligkeit ist und die aufzunehmen an jedem andern Menschen eine Vermessenheit wäre. Auch das Leben des Franz von Assisi, das ihn als Heiligen ausweist, nachzuahmen, ist uns zunächst nicht beschieden, da es die Beru-

fenheit zum Heiligen erforderlich macht, die wir ohne Überhebung schwer in uns vorfinden. Was wir als Zugewandte vom Christentum aber unabweislich zu übernehmen haben, ist und bleibt Jesu Nachahmung Gottes, des Vaters und Schöpfers, die eben mit seinem Aufgegangensein in ihm und seinem Willen gegeben ist: es bedeutet die Aufrichtung der Theokratie, ihre Aufrichtung in uns, die uns der Menschwerdung zuführt und zu Widersachern dieser Welt macht, welche die Schöpfung verheert und von Menschenherrschaft gehalten wird. Zu solcher Menschenherrschaft gestaltete sich auch die Kirche, die in dieser Welt offiziell geworden ist. So ist auch ihr Dogma von der Menschwerdung Gottes im frühesten Christentum nicht aufzufinden, weder die Evangelien noch die Apostelbriefe sprechen von ihr, auch hat sich Jesus Christus als Person nie mit Gott identifiziert, er bekannte sich nur als eins mit Gottes Willen. Zudem ist für die Gestaltung der Lebenshaltung des Christen der Glaube an dieses Dogma völlig unwesentlich. Lassen wir darum die Menschwerdung Gottes ein Mysterium für sich sein; im Christentum aber, das sei als *drittes* festgehalten, geht es *um die Menschwerdung des Menschen im Sinne Gottes*, was wiederum nur bedeuten kann, daß im Menschen nicht der eigenmächtige Mensch, sondern Gott zur Herrschaft kommen müsse, eine Einsicht, die von der Tatsächlichkeit getragen wird, daß der Mensch, auf dem der Geist ruht, nicht herrschen will. Ich höre das jetzt so: *daß, wer auf Gott hört, nicht herrschen will.* Und der Christ muß auf Gott hören,weil ihm, mit dem Glauben an Jesus Christus, mehr als jedem anderen Menschen auch das Wort Gottes kundgetan ist.

Bubers Buch *«Zwiegespräche»* enthält den für einen Forscher und Theisten bedenklichen Satz: «Hartnäckiger Jude, der ich bin.» Denn den Forscher beeinträchtigt Hartnäckigkeit in seiner Aufgabe, und das Absolute begehrt nicht nach ihr, um sich zu halten. Diese Selbstglossierung Bubers aber zeigt vielleicht auf, was charakteristisch ist für den theistischen Juden dem Christentum gegenüber. Sie läßt Buber in einer gemischten Gesellschaft den anwesenden Christen auch entgegenhalten, daß die Juden «Jesus von innen her auf eine Weise kannten, eben in den Antrieben und Regungen seines Judentums, die den ihm untergebenen Völkern unzugänglich bleibe». Das ist vielleicht das Gewagteste, was Buber verlautbart hat. Denn Jesus auf diese Weise zu kennen, besagt wohl, ihn als Christus nicht anerkennen zu können, sonst wäre die Aussage den christusgläubigen Anwesenden ja nicht als Vorwurf entgegenzuhalten. Dieses Nichtanerkennenkönnen entspricht jedoch dem Standpunkt der Juden zur Zeit Christi, es bildet da gewissermaßen das bereits Eingebürgerte beim herrschenden Judentum, dem aber auch bereits jeder Sinn für wahre Theokratie verlorengegangen ist. Es erlaubt, das Vermögen, Jesus auf die erwähnte nur den Juden zugängliche Weise zu kennen, daraus das Unvermögen, ihn als Messias anerkennen zu können, herzuleiten ist, mit dem Verlust jeglichen Sinnes für Theokratie

in Beziehung zu bringen. Ist dem aber so, dann zeigt sich dieses von den Juden traditionell übernommene Nichtanerkennen, dem den Nichtjuden gegenüber ein Plus an Jesuskenntnis zugrundeliegen soll, nämlich ihn auch zu kennen in den Antrieben und Regungen seines Judentums, als verfängliches Vorurteil, dem nicht verfällt, wer an Jesus einfach als an die Wahrheit glaubt und somit auch glaubt, daß sein Reich nicht von dieser Welt ist, und dies ihm besagt, daß Jesus als Christus die Menschenherrschaft dieser Welt brechen und Gottesherrschaft auf Erden aufrichten wolle. Das von den Juden hartnäckig traditionell Übernommene beeinträchtigt ihre Urteilskraft eben oft entscheidend in ihrer Rechtlichkeit und Freiheit. Das bekundet mir besonders das Buch «*Sabbatai Zewi*» von Josef Kastein, das «Martin Buber, dem wirkenden Menschen, zugeeignet» ist. Es lohnt sich gewiß der Mühe, darüber ein wenig zu reden. Es gibt Aufschluß über die Juden, über die wüsten Verfolgungen, die ihnen bereitet wurden von sich christlich nennenden Völkern. Es zeigt das völlige Abhandengekommensein des Christentums durch offizielles Christentum, es zeigt aber auch, daß Hartnäckigkeit, die sich zu Halsstarrigkeit und Trotz auswachsen kann, ein jüdischer Erbfehler ist, der Israel immer wieder außer Stand setzt, zu erlangen, was ihm durch Verheißung zugedacht ist.

Schon das erste Kapitel des denkwürdigen Buches Kasteins, das mit einer Schilderung der Zeit um die Wende des siebzehnten Jahrhunderts einsetzt, zeigt uns die ausgesetzte Lage der Juden in greller Beleuchtung: in alle Welt verstreut, haben sie nirgends eine Heimat. Doch lassen wir Kastein das Wort, das er trefflich führt: «Auf der Suche nach Nahrung, nach Lebensmöglichkeit war ihr Wanderstrom bis nach Sibirien vorgestoßen. Das Gesetz dieser Wanderung wurde ihnen von der nackten Lebensnot diktiert. Den Raum, den sie brauchten, mußten sie der Umgebung abringen und ablisten . . . Während sie mit allen freien Dingen der Welt handelten, handelte die Welt mit ihnen. Kaiser verkauften sie und die Einnahmen, die sie boten, an Fürsten. Fürsten traten sie an Städte ab. Oft mußten sie ihren Ort wechseln, wie Gegenstände ihn wechseln. Es braucht etwa ein Regent oder ein Land oder eine Stadt Geld. Dann wurden sie unter Konfiszierung ihrer Güter vertrieben und gegen hohe Zahlungen wieder zugelassen . . . Ihr Besitz hatte keinen Ort, keine Heimat . . . Ihre Geistigkeit hatte keinen Ort . . . Ihr Glaube hatte keinen Ort . . . Ihr Volkstum hatte keinen Ort . . . Sie lebten in der Gegenwart mit den Mitteln der Vergangenheit.» Kastein ist zweifellos Jude, er erkennt jedoch auch: daß das Volk der Juden «im Laufe seiner Geschichte vor dem Auftrag, den es bekommen hatte, so oft versagte, daß es endlich mit der Strafe der Zerstreuung belegt wurde. Aber da es nur Strafe und nicht Vernichtung sein sollte, wurde ihnen eine neue, die letzte Verheißung gegeben: die der Erlösung durch einen Messias.» Hier ist nicht zu übersehen, daß diese letzte Verheißung zeitlich weit früher zu setzen ist als die Zerstreuung, die hier in Betracht kommt und eigent-

lich erst nach Christi Kreuzestod einsetzte, so daß sie uns, nicht unberechtigt, gerade als Strafe für der Juden Verhalten zu Jesus erscheinen kann. Doch Kastein liegt zunächst daran, zu zeigen, wie die Zeit und ihre Geschehnisse wirklich danach angetan waren, in den Juden die Erwartung eines Messias zu einem lodernden Verlangen zu machen. Wo dem so ist aber, wird ein Mensch, den außergewöhnliche Befähigung und überreizte Geistigkeit dazu verführen, als Messias auftreten und wirken zu wollen, als solcher auch bald verbreitete Anerkennung finden. So war es auch mit Sabbatai Zewi, dem «Messias von Ismir», dessen Lebensschicksal uns Kastein vor Augen führt. Wesentlicher als dieses aber ist die Haltung des Berichterstatters als eines theistischen Juden und sind die Zeitgeschehnisse, die auf das Judentum wie auf landläufiges Christentum ihr grelles Licht werfen.

Wir hören: Der Jude stand damals «schon zwischen erwachendem Bürgertum und Krone und Adel. Darüber hinaus mußte er noch die Spannung aushalten, die sich zwischen Polen und Russen, zwischen Adeligen und Leibeigenen, zwischen Städtern und Kleinbauern, zwischen polnischen Katholiken und russischen Orthodoxen ergab und die fortschreitend zu einer Katastrophe drängte.» Die schiefe Stellung, in die der Jude als Diener und Geldvermittler der Machthaber geraten war, machte ihn zum Sündenbock. «Wurden Abgaben nicht gezahlt, die der Grundherr gebieterisch von seinem Verwalter forderte, dann war es der Jude, der dem Leibeigenen die letzte Kuh aus dem Stalle holte. Der Herr blieb unsichtbar. Gegen ihn richtete sich der Trieb des Bedrückten zur Auflehnung und Befreiung. Aber gegen den Juden richtete sich das Gelüste nach Marter und Totschlag.» So kam es in Polen und Rußland immer wieder zu Aufständen, bei denen die Juden in Massen ermordet wurden. Kastein berichtet von den Vorfällen um die Mitte des siebzehnten Jahrhundert herum. Die Aufstände nahmen den Charakter eines Glaubenskrieges an. «Eine Welle von Schrecken und Blut geht über das Land.» Kein Dekalog, kein Gebot des Nichttötensollens hinderten Orthodoxe, den Gegner vor die Alternative Bekehrung oder Tod zu stellen . . . Die Geschichte und das Schicksal der Juden haben einen besonderen Begriff entstehen lassen, den Kiddusch haschem, das bedeutet: die Heiligung des göttlichen Namens, das Besiegeln der Treue zu ihrem Gott durch das Erdulden von Marter und Sterben.» Hier hören wir gesagt: «Auch andere Völker haben Märtyrer. Keinem aber ward das Schicksal, für zwei Jahrtausende das Martyrium zum Bestandteil ihres Lebens und ihrer Geschichte erheben zu müssen.» Das ist in der Gegenwart ausgesprochen, also nach fast zweitausend Jahren nach Christi Erdendasein. So könnte der Juden Schicksal mit ihrem Verhalten zu Christus in Verbindung gebracht werden mit der Frage: Wurden sie nicht schuldiger als andere Völker dadurch, daß sie gefällige Diener der Machthaber, der eigenmächtigen Menschenherrschaften wurden, die wider Gottesherrschaft sind, die, als das Volk, dessen urprophetische

Führer immer wieder den theokratischen Verfassungswillen zu entfachen versucht hatten, was zu schließen berechtigt, daß die Aufgabe des Messias letzten Endes die volle Aufrichtung der Theokratie sein müsse?

Doch hören wir nun von den Großtaten des jüdischen Glaubens, sie bleiben bestehen: «In Nemirow stellt der Hetmann Ganja an die Juden das Ansinnen, seinen Glauben anzunehmen. Der Leiter des jüdischen Lehrhauses, Jechiel-Michel ben Elieser, dagegen ruft seine Gemeinde zum Kiddusch haschem auf. Am 10. Juni 1648 nehmen an die 6000 Juden den Märtyrertod auf sich.»

«Tulczyn in Podolien wird von dem Ataman Kriwonoß besetzt. Er läßt die Juden auf einen freien Platz zusammentreiben und fordert Bekehrung. Sie lehnen ab. 15 000 Juden lassen sich töten.»

«In Ostropol sammelt der Kabbalist Simson 300 seiner Getreuen in Sterbemänteln um sich in der Synagoge und beantwortet den Übertritt durch Gebete. Sie werden im Gebet getötet.»

«In Homel will Chmelnicky selbst die Erörterung für seinen Glauben machen. Das geistliche Oberhaupt der Juden, Rabbi Elieser, braucht nur zu mahnen: ‚Gedenket, Brüder, des Todes unserer Stammesgenossen, die sich um der Heiligkeit des Namens willen geopfert haben.' Das genügt. Die Juden bitten einander um Vergebung und überantworten ihre Seele Gott. Dann werden mehr als 2000 erschlagen.»

Ein getreuer Chronist, Natan Hannover, vermerkt aus der Fülle dessen, was er gesehen, Dinge wie diese: «Den einen zogen die Kosaken die Haut ab, um das Fleisch den Hunden vorzuwerfen. Den andern brachten sie schwere Wunden bei, ohne ihnen jedoch den Gnadenstoß zu versetzen, und warfen sie sodann auf die Straße, um ihre Todesqual zu verlängern. Andere wieder wurden bei lebendigem Leibe begraben. Sie erdolchten Säuglinge in den Armen der Mütter und rissen viele wie einen Fisch in Stücke. Schwangeren Frauen schlitzte man den Bauch auf, riß die Frucht aus dem Leibe und schleuderte sie der Mutter ins Gesicht. Anderen preßte man lebende Katzen in den Leib hinein, nähte ihn dann zu und hieb den Unglücklichen die Arme ab, damit sie sich nicht helfen konnten. Mitunter warf man Haufen jüdischer Kinder ins Wasser, um die Furten zu ebnen.» Und die Verüber dieser Greuel gehörten zu den orthodoxen Russen, also rechneten sich auch zur Christenheit; sie waren nicht Tartaren, denen «ganze Gemeinden (der so entsetzlich bedrohten Juden) entgegenziehen, um sich freiwillig in ihre Gefangenschaft zu begeben». Denn diese «berüchtigten Tartaren machen nur Gefangene und verkaufen sie an die Juden der übrigen Welt».

Wir hören weiter: «Im Herbst 1655 bricht Karl Gustav X. von Schweden in Polen ein und besetzt fast ungehindert ganz Groß- und Kleinpolen. Er betrachtet die Juden nicht als Kriegsbeute und behandelt sie folglich mit Schonung. Wie sollten sie es ihm anders vergelten als durch eine loyale Haltung? Aber diese Haltung wurde ihnen verdacht...

Wie der Befreiungskampf der Polen unter ihrem ‚Erlöser' Stephan Czarniecky einsetzt, werden die Juden das Opfer einer Rachsucht, vor deren Formen selbst die Bestialität eines Chmelnicky zu einem bescheidenen Anflug von Grausamkeit wird . . . Selbst polnische und deutsche Chronisten bezeichnen das Verhalten der Polen als ‚barbarisch und durchaus unchristlich'.» Die Zahl der Opfer lassen «Schätzungen der Zeit bis zu einer halben Million gehen». Und dieses katholische Polen bekannte sich sicher auch zum Christentum.

Wir hören auch über «die spanische Inquisition und das Maranentum, das sie im Gefolge hatte», ausgesagt: «Da wird das Gebot ‚Du sollst nicht töten' und der schlichte Gedanke der Nächstenliebe mit allem Bompast kirchlicher und dogmatischer Jurisprudenz zur Verächtlichmachung und Tötung der Andersgläubigen benutzt. Die Propagierung des Glaubens geschieht, indem man dem Opfer die Wahl läßt zwischen dem Wasser der Taufe und dem Feuer des Scheiterhaufens. Als Zwischenglied ist ein raffiniertes System geistiger und körperlicher Folter ausgebildet . . . Immer wieder und noch in dieser Zeit» (bis gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts) «sind die Gerichtssäle der Inquisition mit Bänken von Angeklagten besetzt, die des Maranentums, der heimlichen Ausübung des jüdischen Glaubens, angeklagt und überführt werden. Immer wieder flammen die Scheiterhaufen und fressen Juden, deren Taufe keinen Wandel der Gesinnung zum Gefolge hatte. 1639 standen in Lima 63 Maranen unter Anklage, von denen 17 verbrannt wurden.»

Ich habe diese Berichte wiedergegeben, weil sie aufzeigen, was seitens der Angehörigen einer Christenheit an Juden verübt worden ist. Dieses entsetzliche Gewalttun läßt sich mit dem Christentum unmöglich in Einklang bringen. Wenn es als Christentum gelten sollte, müßten wir dieses den fluchwürdigsten Religionen auf Gottes Erdboden zuzählen. Daß angebliches Christentum sich so auswirken konnte, ist denen anzurechnen, die es in Verwahrung und zur Vermittlung übernommen haben. Das sind die Kirchen. Ihre offizielle Haltung hat es zustandegebracht, daß selbst Christentum als gottwidrige Menschenherrschaft und nicht als Gottesherrschaft zur Geltung gekommen, daß Christentum zum Widerchristentum geworden ist. Soweit uns das Judentum aus den zitierten Berichten vor Augen tritt, kann jedermann an der Haltung der Juden auch für christliche Haltung ein Beispiel nehmen. Das ist eines. Aber nun kommen wir zum wunden Punkt des Judentums: das ist seine Auffassung von der Aufgabe des Messias als der Aufrichtung einer Menschenherrschaft. Diese fragwürdige Auffassung zeigt sich auch im Buche Kasteins: sie erst ermöglicht den großen Aufwand von Wissen und Können und umsichtiger Arbeit, mit dem dem Auftreten des Sabbatai Zewi als des Messias gewissermaßen bedingte Berechtigung zuerkannt ist.

Lassen wir den Spruch gelten «Wenn die Not am größten ist, ist

Gottes Hilfe am nächsten», so ist das zunächst so zu deuten, daß die Not den Menschen findig macht, und zwar in geistiger Weise so findig, daß er zu Gott findet, was, religiös gesehen, immerhin die beste seelische Hilfe in der Not ist. Aber daß eine Zeit, weil sie den Juden Not und Tod und Marter im Übermaß beschert hat, auch den Messias hervorbringen muß, ist darum noch nicht zu folgern. Vielmehr kann gerade der Glaube der Juden, daß ihnen letzten Endes doch zukommen muß, was ihnen verheißen ist, dazu führen, einzusehen, daß ihnen mit Gottes Zulassung so übel zugesetzt wird eines Verkennens wegen, des Verkennens der Verheißung, das gutgemacht werden muß. Die Verheißung beansprucht eben, daß der Boden gedüngt werde für das Aufgehen der Verheißung. Wie soll aber eine Verheißung aufgehen können, wenn sie verkannt ist? Christusgläubig, kommt man zur Frage: Wie soll das Gute der Verheißung in einem Volke seinen Platz finden, wenn durch Verkennen der Verheißung das Böse diesen Platz besetzt hält? Dieses Verkennen entspricht hier dem Verkennen der Aufgabe des Messias, der Messiasmission, das erst zum Verkennen des Messias führt und so zum Bösen wird. Auf diesen Punkt ist die Aufmerksamkeit seitens der Juden zu richten. Was der Messias erbringen soll, ist nicht Menschenherrschaft, sondern Gottesherrschaft, ist die volle Aufrichtung der Theokratie. Das ist mit der Erfüllung der Verheißung den Juden vorbehalten. Es fehlt zur Voraussetzung, daß sie zum Erkennen des wahren Messias gelangen. Für den Christusgläubigen besagt das: daß sie zum Glauben an Christus kommen müssen.

Den Juden der Messiasbewegung im Buche Kasteins haftet mit dem Glauben an Sabbatai Zewi als den Messias auch mehr oder weniger der Glaube an die Aufrichtung eines weltlichen jüdischen Reiches an, das zweifellos Menschenherrschaft erforderlich macht. Es ist also in diesem Glauben ein Verkennen der Messiasmission, dem ein Verkennen der Verheißung zugrundeliegt. Dieses Verkennen befähigt hier zur Anerkennung eines falschen Messias, wie es seinerzeit zur Nichtanerkennung Jesu als des Messias führte. Es ist etwas vom argen Wesen dieser Welt in diesen Juden seßhaft geworden, so daß sie den Begriff der Theokratie nicht mehr rein in sich aufnehmen können. So tragen sie von der Art der Juden von damals in sich, die Jesu feind geworden waren ob seiner gründlichen Außerkraftsetzung jeglicher Menschenherrschaft.

In Sabbatai Zewi zeigt sich nichts von einem Sinn für Theokratie, seine exaltierte Geistigkeit nimmt immer mehr groteske Formen an, die schließlich auch zu einer grotesken Heirat und einem pomphaften Auftreten führen, das oft geradezu — abendländisch gesehen — wie Maskerade sich ausnimmt. Wir haben es mit einem Menschen zu tun, den seine Kenntnisse — er ist gründlicher Kenner der Kabbala — und ungewöhnlichen geistigen Fähigkeiten und das Drängen und die Not seines Volkes in der Zeit dazu verleiten, sich mit Gewalt an sich als an den Messias glauben machen zu wollen, und dem hiefür beinahe schon jedes

Mittel recht ist. Was für unser Thema von besonderem Interesse ist, ist — wie schon angedeutet — die Haltung des Berichterstatters, der sein Werk Martin Buber gewidmet hat, dem er sich in manchem auch geistesverwandt zeigt. Er erzählt uns von einem Abraham Jachini, der auch Kabbalist ist und «weiß, daß in dieser Zeit ein Messias kommen muß. Er hat längst begriffen, um was es im Wollen und im Schicksal des Sabbatai Zewi geht. Er hat längst erfühlt, daß dieser auf einer heftigen, gierigen Suche nach einer Bestätigung seiner Berufung ist.» — «Er kann Urkunden herstellen, in Papier und Tinte und Schriftführung und Zeitausdruck so genau, daß niemand zu sagen wagt, sie seien erst jetzt und unter seinen Händen entstanden.» Dieser Jachini erwartet nun das Kommen von Sabbatai Zewi und will ihm dienstbar sein. Und als er gekommen ist und sich wieder verabschieden will, führt ihn Jachini «in ein abgelegenes Zimmer, öffnet dort eine Truhe und entnimmt ihr ein zusammengerolltes Pergament und gibt es Sabbatai in die Hand: ‚Lies! Es geht dich an.' Der Inhalt lautet: ‚. . . Im Jahre 5386 wird dem Mardochoi Zewi ein Sohn geboren werden, den man Sabbatai heißen wird. Er wird den großen Drachen bezwingen und die Schlange niederringen. Er wird der wahrhaft Gesalbte sein.'»

Es ist die erste große Fälschung als Mittel zum Zweck. Kastein urteilt hier merkwürdig ungeistig, wenn er sagt: «In dieser Situation gibt es keinen Betrüger und keinen Betrogenen. Der eine gibt ein Mittel, und der andere nimmt es, weil sie beide zutiefst an die Notwendigkeit des Zweckes glauben.» Zum Zwecke aber, Wahrem zur Geltung zu verhelfen, kann es sich nie als notwendig erweisen, Unwahres zu tun. Das kann jedoch zutiefst mit dem notwendig erzwungenen Glauben der Juden an das Kommen des Messias zusammenhängen, falls dem in Wirklichkeit entgegensteht, daß der Messias schon gekommen und nur verkannt worden ist aus Verkennung der Messiasaufgabe wie der Verheißung, was letzten Endes zu erweisen freilich nicht den Menschen, sondern Gott vorbehalten ist. Hier sei nur bemerkt, daß das verkannte Gekommensein des Messias in allen, die noch an sein Kommen glauben, das Verlangen nach seinem Kommen entfachen muß, und daß dieses Verlangen zur Spannung werden und so zur Entspannung drängen kann, daß man dann mit Leichtigkeit Prophezeiungen findet oder erfindet, die für sein Kommen das Jetzt setzen. Es ist also die Verkennung des Gekommenseins des Messias, was bei den Juden, die an die Verheißung des Messias glauben, immer wieder größte Bereitwilligkeit für sein Kommen auslöst. Und «sie glauben alle» — sagt Kastein von den Juden der damaligen Zeit — «an einen Messias». So hat einer, der wie Sabbatai Zewi sein ganzes Wollen mit Vehemenz darauf einstellt, an sich als an den Messias zu glauben, gewissermaßen leichtes Spiel, sich durchzusetzen in Hinsicht auf kurzlebigen äußerlichen Erfolg. Der war ihm auch; aber ihn dauernd zu machen und wahr zu machen, was er Falsches an sich hatte, gelang dem vermeintlichen Messias nicht. Um so schlimmer

sein Sichhaltenwollen um jeden Preis. Das habe ich noch aufzuzeigen, und zwar wiederum wesentlich der Haltung wegen, die Kastein als der Berichterstatter einnimmt.

Es kommen zu Sabbatai Zewi zwei Abgesandte aus der polnischen Judenheit, die vermehrtes Ansehen genießen um des Martyriums willen, das die Juden in Polen erduldet hatten. Bevor sie zu ihm vorgelassen werden, werden sie vom Kreis seiner Verkünder empfangen, die ihnen auch «die wunderbare Auffindung der schriftlichen Prophezeiung» bestätigen. Dann kommen sie zur Audienz vor Sabbatai. Der empfängt sie in großer Aufmachung. «Er trägt ein rotes Gewand und hat die Thorarolle, die in seinem Zimmer steht, mit einem roten Mantel versehen lassen» und frägt sie nun, auf Kleid und Mantel weisend, warum beide rot sind? Sie schweigen ehrfürchtig; da erläutert er: «Denn ein Tag der Ahndungen ist in meinem Herzen angebrochen, und das Jahr meiner Erlösten ist gekommen.» Mit derartigem wird ihnen noch mehr zugesetzt, und schließlich werden sie reich beschenkt entlassen. Und da Sabbatai auch von einem Propheten in Polen gehört hatte namens Nehemia ha' Kohen, wird dem Briefe, den die Abgesandten für die Heimat mitbekommen, noch als Nachschrift hinzugesetzt: «er wünsche sobald wie möglich ‚den Propheten Nehemias' bei sich zu sehen». «Wieder daheim, übergeben sie die Aufforderung des Messias an Nehemia ha' Kohen. Ohne ein Wort des Widerspruchs, ohne eine Sekunde des Zögerns macht sich der ‚Prophet' auf den Weg. Er ist kein Jüngling mehr und die Strapazen einer Reise nicht gerade gewohnt. Aber er ist mit einem stillen, selbstverständlichen Eifer drei Monate unterwegs, um dem Befehl zu gehorchen . . .» «Er wird mit den größten Ehren empfangen. Es wird seiner möglichen Bedeutung als neuem Propheten des Messias von vornherein Rechnung getragen . . . Er sieht diesen ganzen Pomp und diesen übermäßigen Reichtum mit verhaltenem Mißtrauen . . . Es ist ihm alles zu unruhig und zu laut und zuwenig ernsthaft . . . Gegen sein Schamgefühl steht die aufreizende Erscheinung einer Sarah, wie sie neben dem Messias Hof hält. Er möchte das alles mit einer großen Handbewegung forträumen, er möchte den Raum klar und durchsichtig machen für den Zweck, um dessen Willen er zugleich berufen und gesandt ist. Und ungleich den Gesandten aus Polen vor ihm, wehrt er sich gegen das Getöne und den Überschwall der Gefühle und den Nebel der Worte, die auf ihn eindringen, erzwingt es, daß aus dem unruhigen Monolog ein klarer Dialog werde, und beginnt hart und unerbittlich zu fragen.» «. . . ‚Es steht nun geschrieben, daß der Messias der leiderfüllte Mensch sei. Er ist der Mensch der Verfolgungen, der Erduldungen, der Erniedrigungen und des Elends. Er muß es sein, weil er das Böse, das die Welt getan hat, durch sein Erleiden abtragen und tilgen muß. Abtragen nicht durch den Tod, sondern durch das Leben. Nicht sein Opfertod befreit die Menschen, sondern sein opfervolles Leben. Wie ist es da mit Sabbatai Zewi bestellt? Was hat er gelitten, erduldet und ertra-

gen?'» So geht es weiter. Sabbatai wird von Nehemia förmlich aufgestöbert in seinem ganzen Wesen und erhält Stoß um Stoß, Erschütterung um Erschütterung in seiner ganzen Sicherheit. Das Unhaltbare und Brüchige seiner Messiasposition kommt immer mehr zum Vorschein. «Es vergeht die Nacht. Sie disputieren in den folgenden Tag hinein . . . Am dritten Tage hat der Wechsel der Rollen sich in seiner letzten Tragweite offenbart. Aus dem schrittweise Nachprüfen und Verwerfen, aus dem unbeirrbaren Urteil über das, was er gesehen und gehört hat, hat sich Nehemia eine endgültige Überzeugung, ein fanatisches Wissen um den Menschen vor ihm verdichtet . . . Er wird zum Ankläger, Sabbatai zum Angeklagten. Übermächtig reckt Nehemia ha' Kohen sich auf und spricht das Urteil: ‚Du bist ein falscher Messias. Du hast das Volk belogen und es auf Irrwege geleitet. Deine göttliche Berufung ist eine Fälschung. Nach unserem Gesetze gibt es für dich nur eine Strafe: den Tod!'» «Die Anhänger des Sabbatai, die atemlose, bedrückte Zeugen dieses dreitägigen Disputes und seines Ausganges gewesen sind, verstehen von Erwägungen vielleicht nichts. Dagegen begreifen sie eines mit äußerster Klarheit: wenn Nehemia, der Eiferer, jetzt die Festung verläßt, wird er, wie er einmal das Kommen des Messias verkündet hat, jetzt die Kunde von der Entlarvung eines falschen Messias verbreiten . . . Das darf nicht sein. Die Bewegung darf jetzt nicht gestört, der Glaube der Anhänger jetzt nicht erschüttert oder auch nur auf eine Probe gestellt werden. Es ist auch der Gefahr vorzubeugen, daß Nehemia sich an die türkischen Behörden wendet und vom falschen Messias berichtet. Diese Erwägungen, in den Zeitraum von Minuten zusammengedrängt, ergeben den harten Schluß: Nehemia muß zum Schweigen gebracht werden. Nehemia darf die Festung nicht lebendig verlassen. Um der Sache willen muß dieser Eine geopfert werden. Nehemia spürt die Stille, die seiner Anklage folgt, mit überwacher Aufmerksamkeit. Er hört dieses Raunen und Flüstern im Hintergrunde . . . Er versteht sofort: Todesgefahr! Mit einem Sprung ist er auf den Beinen. Jäh durchbricht er den noch unvollkommenen Ring der Sabbataianer und erreicht die Türe des Raumes. Hinter ihm her über die Gänge und Treppen hasten und jagen und johlen die Verfolger. Aber die Todesangst oder der fanatische Wille, noch vor dem Tode seine Botschaft in die Welt zu schleudern, geben ihm Kräfte. Er erreicht das Tor. Er ist im Freien. Dicht hinter ihm die Menschen, die ihn erschlagen wollen. Vor ihm die Menschenmassen, die, wie gewöhnlich, den freien Platz vor der Festung belagern, Juden und Mohammedaner durcheinander. Er wirft seine pelzbesetzte Mütze zu Boden, stürzt sich auf den nächsten Muselmanen, reißt ihm den grünen Turban vom Kopfe und setzt ihn sich selber auf. Mit dieser symbolischen Handlung tritt Nehemia in vollendeter und ausreichender Form zum Islam über. Seine Verfolger weichen entsetzt zurück. Einen Mohammedaner dürfen sie nicht berühren . . . Während in der ‚Machtburg' das bange Schweigen und Horchen lastet, steht der Mohamme-

daner Nehemia vor dem Vertreter Mehmeds IV. und denunziert mit klaren, kalten Argumenten den, an den zu glauben er gekommen war, als Lügner, Betrüger, Hochstapler und Rebellen.»

Das ist der Vorgang. Er hat mich in Beschlag genommen mehr als alles andere im Buche. Ich sehe in Nehemia einen Wahrheitsfanatiker, der geradezu heroisch seiner Überzeugung die Treue hält. Wer an den Messias und sein Kommen glaubt, kann diesen Glauben nicht besser beweisen als durch furchtloses Verneinen des falschen Messias. Da gibt es kein Fürsichbehalten, es würde mitschuldig machen am Betrug. Ich glaube auch, daß Nehemia mit seinem Übertritt zum Islam in solcher Situation erst recht Jude geblieben ist. Ja man kann es so sehen, daß ihm der äußere Übertritt, gemacht in Todesgefahr, um sich die Möglichkeit zu wahren, den als falsch erkannten Messias zu stürzen, erst recht als treu dem Wohle seines Volkes erwiesen hat, indem der falsche Messias doch auch das Gegenteil vom wahren Messias erbringen müsse, also Unheil, da doch das Falsche das Gegenteil vom Wahren ist. Kastein aber gibt sein Urteil ab, bevor er, was sich begibt, geschildert hat. Er läßt Sabbatai nach einem Propheten ausspähen, «dem die Welt Klugheit, Nüchternheit und Autorität der Gelehrsamkeit zubilligte». Dieser Prophet ist eben Nehemia ha' Kohen. Nach ihm «späht er aus», ihn wünscht er bei sich zu sehen. Und nun sagt Kastein: «Er findet ihn, er ruft ihn . . . und ruft seinen Henker . . . tiefer, tragischer noch, er ruft seinen Judas Ischariot.» Das ist grundverfehlt. Einem falschen Messias gegenüber gibt es keinen Judas Ischariot. Wer Falsches verrät, weil es sich für das Wahre ausgibt, ist noch kein Judas. Der Vergleich ist ein Verkennen von Tragweite, das wohl mit der Ablehnung Christi seitens der Juden zu tun hat. Denn daß Nehemia mit Judas Ischariot verglichen wird, setzt gewissermaßen voraus, daß ein Sabbatai Zewi mit Jesus Christus in Vergleich gezogen werde, was unmöglich ist. Ein Analoges zur Haltung Sabbatais und seines Anhangs ist vielmehr im Verhalten des Hohenpriesters Kaiphas und der mit ihm herrschenden Judenschaft zu suchen, von der die Parole ausging mit der Spitze gegen Jesu, «es wäre gut, ein Mensch würde umgebracht für das Volk», was besagen sollte: Es ist rätlicher, ein Mensch werde umgebracht, als daß das Volk verdorben würde für unsere Herrschaft. Hier geht es gegen den Menschensohn, der die Wahrheit ist und Gottes Herrschaft aufrichten will, dort gegen einen Menschen, der Menschenherrschaft aufrichten will und an dem das Wesentliche, sein Messiassein, ein Falsches ist. So ist Nehemia viel eher und natürlicher nur in Hinsicht auf die Richtung seines Tuns mit der Richtung des Tuns Jesu zu vergleichen als mit der des Tuns eines Judas. In Hinsicht auf Sinnesart aber ist, was sich als Anhang Sabbatais gegen Nehemias vernichtende Anklage erhebt und ihn mit dem Tode bedroht, völlig dem zu vergleichen, was sich in Kaiphas und der herrschenden Judenschaft gegen Jesu Auftreten erhoben hat: sie sehen Gefahr für ihre Menschenherrschaft, hier für die ausgeübte, dort

für die beginnende. Wir hören ja gesagt: «Die Bewegung darf jetzt nicht gestört werden . . . Jetzt, wo alle Kräfte sich willig zu gemeinsamem Vorstoß zur Verfügung stellen.» Darum soll der Störer Nehemia sterben. Also selbst Mord als gebilligtes Mittel für den Zweck. Das ist ein Scheitern am wahren Theismus, das vom bösen Willen bewirkt ist. Mit so fluchwürdiger Gewalttat kann sich der wahre Messias nicht zur Geltung bringen wollen, es würde ihn selber nicht als Heil-, sondern als Unheilbringer dartun. Doch hören wir auch Buber, der in seiner Rede auf dem XVI. Zionistenkongreß sagte: «Wer um des Guten willen das Böse getan hat, zerstört die eigene Seele so, daß er nicht mehr fähig sein wird, das Gute zu tun. Das gilt wie für denEinzelnen so auch für die Gemeinschaft.» Diesen trefflichen, stets wahren Worten fügt er noch hinzu: «Ich spreche nicht von der Moral; ich sage nicht: es ist moralisch schlecht; ich sage: es ist politisch, das heißt schlecht im Hinblick auf die Erreichung von Zwecken.» Das ist wie geprägt für das Verhalten der Sabbataianer. Hier kommt der wahre Theismus zum Ausdruck, der mit verwerflichen Mitteln niemals Gutes erreicht sehen kann. Buber weiß eben auch: «Das Mittel färbt ab auf den Zweck.» Ich verweise hier aber auch auf Kierkegaard, der die Frage aufwirft: «Darf man sich um der Wahrheit willen totschlagen lassen?» und sie unter Umständen verneint. Denn das Totschlagen macht den Menschen schuldig vor Gott. Dem soll möglichst vorgebeugt werden. Das spricht alles für die Bejahung der Haltung Nehemias, dessen innere Rechtschaffenheit ihn eben auch spontan richtig handeln hieß und handeln ließ. Was wir noch über ihn berichtet hören, schmälert nicht das wesentlich Gläubig-Heroische seines Charakters, vor dem der Sabbatais weit zurückstehen muß. Denn wer einer so verfänglichen geistigen Überhebung sein ganzes Tun und Trachten widmet, muß vorher einer seelischen Irritierung in sich erlegen sein. So wurde er immerhin sich seines Betruges kaum bewußt, und das unrühmliche Schicksal des einst so reich Begabten und Verherrlichten konnte schließlich auch einem Nehemia zu Herzen gehen und ihn dem erledigten Messias anhänglich machen. Er bleibt eine redliche Erscheinung auch in solchem Verhalten. Und wenn sein Geist sich getrübt hat und er als Bettler durch die Länder ziehen mußte, «unstet und flüchtig, mit einem geheimen Kainszeichen auf der Stirne», von den Juden gemieden, «scheel angesehen und verstoßen», und schließlich als verschollen gilt, so ist und bleibt, was er getan, doch eine redliche Glaubenstat, die einen Totschlag verhütet hat, und keine Kainstat, und es ist anzunehmen, daß seine Ächtung seitens der Juden, wo sie überhaupt auftrat, mit deren Verkennen der Messiasmission in Zusammenhang zu bringen ist, die immer noch fälschlich als die Aufrichtung einer weltlichen Herrschaft, die Menschenherrschaft ist, angesehen wird, wohingegen sie nichts anderes sein kann und ist als die volle Aufrichtung der Theokratie.

Wer das vollbringt und vollbringen kann, wer hiezu nicht nur die Berufenheit hat, sondern auch auserwählt ist, ist der Messias. Mit seiner

Lebenshaltung soll, was das erste Menschenpaar durch Eigenmächtigkeit verschuldet hat, durch unbedingte Botmäßigkeit Gott gegenüber gutgemacht und so das verlorengegangene Gottesverhältnis des Menschen wiederhergestellt werden. Damit ist doch etwas ganz anderes als Aufgabe gegeben als die Aufrichtung eines weltlichen Reiches. Es geht vielmehr darum, diese Welt im Menschen außer Geltung zu setzen und ihn Gott, dem Schöpfer, und seiner Ordnung wieder zuzuführen. Wir heben diese Seite aus der Erlösertat Christi heraus, wohl wissend, daß wir damit diese noch lange nicht erschöpfend dargetan haben. Was wir hier noch betonen müssen, ist, daß wir alles von Jesus verwirklicht sehen, was in den Verheißungen über den Messias ausgesagt ist. Auch was Nehemia an Sabbatai nicht vorfand und die Schrift dem Messias zuschreibt, findet sich an Jesus. Wir hörten es schon: «daß der Messias der leiderfüllte Mensch sei. Er ist der Mensch der Verfolgungen, der Erduldungen, der Erniedrigung und des Elends. Er muß es sein, weil er das Böse, das die Welt getan hat, durch sein Erleiden abtragen und tilgen muß.» So ist zu sagen: Die wahre Erkenntnis der Beschaffenheit des Messias fängt eigentlich erst damit an, daß einem der Wunsch, der Messias sein zu wollen, sofort und gründlich vergeht; denn was ihm auferlegt ist, geht über die Kraft des Menschen, es bedarf einer besonderen Ausstattung von Gott her, zudem der völligen Schuldlosigkeit, um alle fremde Schuld auf sich zu nehmen.

Von den Prophezeiungen Jesajas, den Messias betreffend, seien hier drei hervorgehoben. Die erste sagt: «*Siehe, eine Jungfrau ist schwanger und wird einen Sohn gebären*, den wird sie heißen Immanuel.» Damit ist zunächst nur die Schwangerschaft aus erster Empfängnis dargetan. Der Messias muß also ein Kind aus erster Empfängnis sein. Im Bericht bei Lukas von Christi ist auch gesagt von Maria: «Und sie gebar ihren ersten Sohn.» Die zweite Prophezeiung jubelt: «*Uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ist uns gegeben, und die Herrschaft ist auf seiner Schulter; sein Name ist wunderbar, Ratsmann der Kraft, Held des Ewigen Vaters, Friedensfürst.*» Die Herrschaft, die auf seiner Schulter ruht, ist Gottes Herrschaft. Nur indem er im Menschen die Theokratie aufrichtet, ist er Ratsmann der Kraft, Held des Ewigvaters und Friedensfürst. Die dritte Prophezeiung stellt den Messias als Knecht Gottes hin, zu dem Gott der Herr spricht:

«Es ist ein Geringes, daß du mein Knecht bist, die Stämme *Jakobs aufzurichten und die Bewahrten Israels wiederzubringen; sondern ich habe dich auch zum Licht der Heiden gemacht, daß du seiest mein Heil bis an der Welt Ende.*»

Wir sehen hier dem Messias zweierlei zugedacht: das eine die Juden betreffend, das andere die Heiden, und das erstere, das Geringe im Verhältnis zum zweiten, mit dem allen Menschen das Heil erbracht werden soll, besagt wohl, daß der Messias die Stämme Jakobs für die Erfüllung der Verheißung zu sammeln und alle Juden wieder zurückzubrin-

gen hat zu dem, von dem sie abgekommen sind, und zwar abgekommen durch Aufrichtung von Menschenherrschaft, daher jenes, zu dem sie wieder zurückzubringen oder dem sie wieder zuzuführen sind, nichts anderes sein kann als die Aufrichtung der Theokratie, nach der ja auch «seine urprophetischen Führer immer neu und immer gleich vergeblich» sich gesehnt haben. Wohl ist auch prophezeit, daß der Messias den «Stuhl Davids» ewiglich einnehmen wird, was wir nur so verstehen können: daß er ein Königtum von ewiger Dauer aufrichten wird. Ist doch im 7. Kapitel, 2. Samuel, auch gesagt, daß der Messias aus dem Geschlechte Davids hervorgehen soll und ihm die Aufgabe also zugewiesen: *«Der soll meinem Namen ein Haus bauen, und ich will den Stuhl seines Königreiches bestätigen ewiglich.»* Es handelt sich hier nicht um Weiterführung eines menschlichen Königtums, sondern um ein neues: dem Namen Gottes ist ein Haus zu bauen, also ein Königtum Gottes aufzurichten, das ewiglich Bestand hat. Ich ziehe hier einen Ausspruch Bubers heran aus *«Kampf um Israel»*, der sagt: «Die Geschichte der Könige ist die Geschichte des Nichtverwirklichens der Salbung durch die Gesalbten. Daraus allein ist die Entstehung des Messianismus, der Glaube an den Gesalbten, der die Salbung erfüllt, zu erfassen.» Dieser Glaube darf nun nicht irregehen, und um nicht irrezugehen, dürfen die Messiasmission und die ihr zugrundeliegende Verheißung nicht verkannt werden. Wird beides nun nicht verkannt, so haben wir unserer ganzen Darstellung nach zu glauben, daß, wer die Salbung erfüllt, kein menschliches Königtum, sondern einzig das Königtum Gottes aufzurichten habe. Wie abseits an dem allem waren die Juden noch zur Zeit des Sabbatai Zewi trotz den ungeheuren Leiden und Nöten und Massentötungen, denen sie ausgesetzt waren! Josef Kastein, der Berichterstatter, rührt selber an den wunden Punkt; er sagt von dieser Zeit: «Die Frage, ob Israel gut daran getan habe, auf die Institution der Richter zu verzichten und statt ihrer Könige zu wählen, war von einer leidenschaftlichen Aktualität.» Aber sie hatte kein fruchtbares Ergebnis, sonst hätten die Erörterer dieser Frage einen Sabbatai Zewi niemals als Messias in Frage kommen lassen können trotz allen seinen geistigen Vorzügen; denn für die Aufrichtung eines Königtums Gottes fehlte ihm jeder Sinn. Mit dem Sinn für diese Aufrichtung, den auch die urprophetischen Führer des frühen Israels einzig zu wecken suchten, muß eingesehen werden, daß erst durch Regeneration das jüdische Volk dazu kommen konnte, die Institution der Richter aufzugeben und nach Königen zu verlangen. Und daß durch Regeneration im höchsten und gläubigen Sinne die Juden hätten gedrängt werden müssen, auch über die Institution der Richter hinauszukommen, doch nicht um Machthaber mit mehr Macht zu betrauen, sondern um alle menschlichen Machthaber- und Herrschergebilde zu entmächtigen und sich unmittelbar unter Gottes Herrschaft zu stellen. Das gilt für Israel wie für jedes Volk, das mit Gott zu tun haben will, also zunächst und im besonderen für die Chri-

sten. Die Geschichte der Juden aber zeigt, daß mit dem Aufkommen der menschlichen Herrschaftsgebilde, zu denen auch die Priesterherrschaft gehört, immer mehr ein Abkommen von Gottes Herrschaft sich eingestellt hat, so daß schließlich diese auch in der Vorstellung keinen Platz mehr gefunden und alle Herrschaft nurmehr als Menschenherrschaft gedacht und geglaubt und auch betätigt worden ist, was eben die gründliche Verkennung der Messiasmission und mit ihr auch die des Messias zur Folge hatte, indem es den herrschenden Menschen den Sinn verschloß für die Aufrichtung eines Reiches, eines Königtums, das ewiglich und nicht von dieser Welt ist, weil es Gottes ist.

Welch ein Abstand in der Glaubens- und Daseinshaltung zwischen einem Abraham und dem hierarchischen Herrschaftsgebilde der Juden zur Zeit Jesu! Es erklärt das Verkennen Jesu seitens dieser Juden und ihr Sichsträuben, ihn als Christus anzuerkennen, denn sie wollen vom Messias die Aufrichtung eines weltlichen Reiches: Menschenherrschaft. Wir haben ja heute völlig Analoges innerhalb der Christenheit. Der letzte große Christentumslehrer, Kierkegaard, bekundet unser Christentum als eitel Wahnchristentum. Es gibt heute keine christlichen Machthaber, keine christlichen Völker, keine christlichen Staaten und keine christliche offizielle Kirche. Es ist Trug, zu vermeinen, all das zu haben. Das Christentum ist in Wahrheit öffentlich gar nicht vorhanden; seine angeblichen amtlichen Vertreter und Hüter und Wahrer, die sich christlich nennenden Kirchen, voran die Papstkirche, sträuben sich, die Weisungen Christi zu befolgen, und betreiben Menschenherrschaft, statt Gottesherrschaft und sind im Verkennen des Christentums so weit gekommen, daß sie fluchwürdigen Gewaltherrschaften, also ausgeübtem Widerchristentum, und größenwahnwitzigen Gewaltmenschen, die ein Greuel vor Gott sind, huldigen, ja sie als christlich anerkennen. So sehen wir diese hierarchischen Herrschaftsgebilde die für ihren eigenen Herrschaftsbestand gottwidriges Gewaltregime festigen und unterhalten helfen, in Hinsicht auf Geistigkeit und Gottesgläubigkeit weit zurückstehen hinter dem frühen Israel, das sein wahres Gottesverhältnis mit dem Willen zur Verwirklichung des Satzes besiegelte, daß der Mensch, auf dem der Geist ruht, nicht herrschen will. Wir sehen aber auch von diesen offiziellen Sachwaltern des Christentums vergessen oder überhört Jesu Worte vor seinem Heimgehen zum Vater: *«Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden.»* Daß dem so ist, wird jede Kirche noch zu fühlen bekommen, die als Kirche Christi sich widerchristlich betätigt hat, zunächst wohl die Romkirche. Sie ist eigentlich schon gerichtet durch die Früchte, die sie getragen hat: sie hat die Geschichte gemacht. Diese Geschichte der Kirchenchristen ist keine Gottesgeschichte, sie spiegelt sich in der Weltgeschichte, die, soweit es das Mittelalter und die Neuzeit betrifft, wesentlich vom «christlichen» Abendland unterhalten wird und die mit Recht, christlich gesehen, «als Sündenfall und Weg zum Gericht» angesehen worden ist. Hier jedoch, gemäß dem Thema, das auf Israel

Bedacht nehmen muß, beschränken wir uns auf die erwähnten, von «christlichen» Volksmassen verübten Gewalttaten und Massenmorde an Juden und sehen diese groß in ihrer Gottesgläubigkeit und ungleich überlegen an geistiger Lebenshaltung ihren Verfolgern und Schlächtern, die sich wie wilde, reißende Bestien benehmen, aber nicht wie Christen oder Menschen nach Gottes Sinn. Den erstaunlichen Lebenswillen der Juden vor Augen, der sich in erstaunlicher Leidensfähigkeit erwiesen hat und der nicht Machtwille ist, wenn von diesem auch in ihnen nach überstandenem Leid immer wieder vorhanden ist, denken wir, daß ihnen, wenn sie als Volk auch ihre Auserwähltheit eingebüßt haben, doch das Verheißene letzten Endes zukommen muß, daß sie also schließlich doch noch des Messias und seines Heilserbringens teilhaftig werden, und zwar in einer Weise, die sie in Stand setzt, es allen Völkern zugänglich zu machen. Dementsprechend gedenken wir hier der Worte Jesu im Johannesevangelium, die sagen: *«Das Heil kommt von den Juden»* und unumstößliche Geltung haben. Einmal sind sie auch schon wahr geworden, nämlich damit, daß Jesus, der Heilbringer, als Christus seinem leiblichen Herkommen nach Jude war. Das Wahre ist aber noch nicht erschlossen, noch nicht treibend geworden und aufgegangen, solange das, was Christus erbracht hat, eben das Christentum, nicht in den Menschen vorhanden ist. Nun haben wir das Christentum als die Aufrichtung der Theokratie erkannt und dargetan, und diese wiederum als die ersehnte Erfüllung des Judentums. Demnach ergibt sich: *Christentum ist die Erfüllung des Judentums.* Und diese Erfüllung herbeizuführen, scheint den Juden vorbehalten zu sein, nachdem die angebliche Institution Christi, die als Trägerin und Repräsentantin des Christentums auftretende Romkirche, die Mutterkirche im Offiziellsein in dieser Welt, als Kirche Christi so gründlich versagt hat und auch die jungen reformierten Kirchen mit ihrem Wandel in den weltlichen Fußstapfen der Mutterkirche ebenso versagten. Darum denken wir, fest im Glauben, daß das wahre Christentum das Heil der Völker sei, sein Erbringen den Juden noch zugewiesen werden kann, womit sich an ihnen sowohl die Verheißung erfüllt zeigen als auch den Worten Jesu zum zweitenmal Beleg verschafft würde, daß das Heil von den Juden kommt: von den Juden als den Betätigern des Christentums, als den Menschen, auf denen der Geist Christi tatsächlich ruht und die demnach nicht herrschen wollen, sondern einzig leben der Aufrichtung der Theokratie. Damit hätte das Christentum seine wahre theokratische Gestalt bekommen, was bis jetzt verdeckt worden ist, und könnte nun allen Völkern als festes Regime überbracht werden, das jeden Zweck verneint und verwirft, der Mittel erfordert, die wider Gottes Gebote und Christi Weisungen sind, und das den Menschen und Christen bloß auferlegt, in seinem Tun und Lassen jenen beiden nachzukommen, womit sich in ihm wie von selber eben Gottes Herrschaft aufrichtet, die die Herrschaft dieser Welt abtut. Sind die Völker als Christen einmal soweit, dann gilt für sie alle, und nicht

mehr für die Juden, was «Gott spricht und Paulus im 6. Kapitel des zweiten Korintherbriefes eben auch den Heidenchristen zugesteht: *«Ich will unter ihnen wohnen und unter ihnen wandeln und will ihr Gott sein, und sie sollen mein Volk sein.»*

Wir schließen nun diese Darstellung, indem wir noch aussprechen, was wir glauben und aus dem Gesagten auch folgern dürfen: *daß, wenn die Juden zu Christus kommen, Rom erledigt ist.* Das mag noch seine Weile dauern und auch für sein Zustandekommen noch manche Hindernisse zu überwinden haben, so auch die jüdische Hartnäckigkeit, die in Hinsicht auf Gottesgläubigkeit allen offiziellen Kirchen gegenüber wohl am Platze ist, weil der Glaube der bloßen Kirchenchristen im Vergleich zu dem des theistischen Juden etwas Kraftloses ist, das mehr gemacht als geworden erscheint und darum auch im Standhalten versagend ist. Es ist geradezu lächerlich, den theistischen Juden für eine offizielle christliche Kirche gewinnen zu wollen, die ihren Glauben an Christus mit ständiger Übertretung von dessen Weisungen erweist. Wer als Jude zur Romkirche kommt, hat vorher an seinem Theismus sicher Schaden gelitten, oder es ist überhaupt begehrliche Weltlichkeit, was ihn zu Rom zieht. Aber Hartnäckigkeit der Verheißung des Messias gegenüber, die die traditionelle Verkennung der Verheißung in sich aufrechterhält, kann zu Halsstarrigkeit und Trotz führen und so zum gewollten Durchhalten der Verkennung, was dem redlichen Erkennenwollen den Weg verstellt und immer wieder die Entscheidung hinausschiebt. Nach menschlichem Ermessen kann da freilich nichts geändert und bewirkt werden. Es muß alles der Vorsehung überlassen bleiben, die in den Juden den Sinn erwecken muß dafür, daß zu Christus kommen doch eigentlich nichts anderes heißt, als für die unmittelbare Aufrichtung der Theokratie eintreten, kämpfen und leben wollen, was den Juden wie jeden Menschen sofort in den Dienst Gottes und seiner Schöpfung stellt: einen Dienst, der eben von Jesus Christus vorbildlich getan ist. Mit der Übernahme dieses Dienstes wäre das Christentum von den Juden übernommen, und sie könnten zu seiner wahren Verbreitung erkoren sich zeigen an Stelle der offiziellen «christlichen» Kirchen, die von der Romkirche, als der offiziellen Mutterkirche, auch deren gründliches Abirren vom Christentum entscheidend ererbt haben, so daß sie alle wesentlich sich als die eine Kirche legitimieren, die die Sache Christi zu einer Sache dieser Welt gemacht hat, was Verrat an Christus, Betrug am Christentum und die Auslieferung des Menschen an diese Welt bedeutet. So ist die Schuld der Kirche übergroß und ist immer noch im Wachsen. Und wir haben nun den theistischen Juden vor uns, wohl zugehörig zum bewährten «heiligen Rest Israels», dessen König Gott selber ist und dessen Existenz dafür bürgt, daß den Juden die Verheißung auch zuteil werden wird, die ihnen von Abraham her zugedacht ist und sagt, daß *«durch seinen Samen alle Völker der Erde gesegnet werden sollen»* durch das, was ein Sproß aus seinem Samen erbracht hat: eben durch

Christus und das Christentum. Die Scheidewand, die diesen heiligen Rest Israels vom Christentum trennt, weist sich nachgerade als illusorisch aus und vermag vor Glaubensklarheit nicht zu bestehen. Da jedoch auch dieser Rest noch zur Judenheit gehört, auf der größte Schuld lastet seit der Zeit, da ihr hierarchisches Regime so verfahren und blind war, daß es den Abgesandten Gottes, der zu erbringen hatte, was Israel in unverdorbenem Zustand als die Erfüllung der Verheißung hätte erkennen müssen, kreuzigen ließ, ist er auch in Mitleidenschaft gezogen und kann wohl erst zu seiner erfüllenden Aufgabe kommen, wenn das ganze Volk durch genügende Sühne sich zur notwendigen Läuterung durchgerungen hat. Was wir darum von dem uns verborgen bleibenden Zeitpunkt der An- und Übernahme des Christentums als der Aufrichtung der Theokratie seitens der Juden sagen können, ist nur, daß er als gekommen anzusehen wäre, wenn seitens der Judenheit das von Gott ihr auferlegte Maß der Sühne erreicht ist und seitens der angeblichen Christenheit und ihrer unheiligen, verweltlichten Kirche, als der falschen Sachwalterin des Christentums, das von Gottes Geduld zugelassene Maß der Schuld.

1. Februar 1935 *Carl Dallago*

Leonhard Ragaz zum Gedächtnis

Eine entscheidende Krisis

Es ist eine entscheidende Krisis im Leben der Menschheit, eine gefahrvolle Krisis. Aber der Gegensatz ist so scharf, so offenbar geworden, damit er desto eher überwunden würde; Egoismus und Gewalt erheben so mächtig ihr Haupt, auf daß das Reich der Liebe sich – beschämt, erschrocken – noch mächtiger erhebe und einen entscheidenden Sieg erringe. Es ist darum eine Gottes- und Menschenzeit, die vielleicht Entscheidungen bringt für immer. In solchen Zeiten sind Menschen nötig, die dem Großen gewachsen sind, Menschen, die verstehen, was die schöpferische Stunde will, und die dazu ein freudiges Ja sagen, nicht nur mit Worten, sondern mit der Tat des ganzen Lebens, ja, wenn nötig, mit Einsetzung des Lebens. (1912)

Der Sozialismus und die Hoffnung Israels

Im modernen Sozialismus lebt die Hoffnung Israels wieder auf und gerade auch die Voraussagung der Propheten von dem Friedensreich auf Erden. Es besteht hier ein unmittelbarer Zusammenhang. Der moderne Sozialismus ist Messianismus, das heißt Erwartung eines Reiches der Gerechtigkeit und Freiheit für die Geringen und Entrechteten.

Jesus, das Gottesreich, der Sozialismus

Jesus und das Gottesreich, das mit ihm erschienen ist, bleiben die Wahrheit, ob auch das Christentum gerichtet wird, ja sie bleiben es erst recht; denn im Grunde ist Er es, der richtet. Auch glaube ich, daß diese Wahrheit zwar den ganzen Sozialismus einschließt, aber noch weit über ihn hinausreicht.

Der Krieg

Der Krieg hat seine Wurzeln tief im Menschenwesen, und wahrer Friede kann nur werden durch eine *Wiedergeburt* der Welt aus Gottes Geist und Leben. Diese letzte, höchste Wahrheit zu vertreten, bleibt auch die höchste Aufgabe. Wenn die Jünger Jesu sie wirklich erfüllen, dann haben sie immer noch das Größte zu tun. Dann aber müssen wir ein anderes Geschlecht von Christen bekommen, als wir jetzt haben. Inzwischen richtet uns Gott durch die «Gottlosen», inzwischen gibt er ihnen Kraft und Leben, und Er ist es auch, der alle, die guten Willens sind, weiter führen wird, zur Höhe und zur Tiefe, und der sein Reich bauen wird, mit den «Christen» oder ohne sie. (1912)

Was ist wichtig?

Es ist ganz gut, wenn man uns nicht für zu harmlose Leute hält. Wenn wir wirklich Wahrheit vertreten, die etwas wert und nicht selbstverständlich ist, so kann es gar nicht anders gehen, als daß es Aufregung gibt. Wir *wollen* allerdings keine Aufregung, aber wenn sie kommt, so soll sie uns nicht wundern, uns nicht Angst machen. Nur eines muß uns wichtig sein, dieses eine aber unendlich wichtig: *daß wir selbst uns auf dem rechten Weg halten.* Das ist natürlich nicht der Weg, den die Menschen für recht halten, sondern der Weg, der vor Gott recht ist.

Das Gottesreich und die Politik

Wir wollen nicht das Gottesreich in der Politik aufgehen lassen, sondern umgekehrt die Politik im Reich Gottes. Das gäbe dann freilich eine neue Art von Politik. Ich könnte auch sagen, das sei dann keine Politik mehr; auf das Wort kommt es nicht an, man wird verstehen, was ich meine. Wir wollen die Ehre Gottes in allem Weltwesen verwirklicht sehen; das ist unsere Sehnsucht und Leidenschaft; von hier aus kommen wir unter anderem auch zur Politik. Ich denke, daß wir gerade darin fest auf dem Boden der reformierten Art des Christentums stehen. (1912)

Die kommenden Gerichte

Das wissen wir: wenn das Christentum nicht weggefegt werden will von den kommenden Gerichten, dann muß ein neues, größeres

Geschlecht erstehen, um Gottes Sache aufzunehmen; ein Geschlecht, das wirklichen Ernst hat, nicht bloß Scheinernst, das mit der Welt in Kampf gerät, weil es Gottes Frieden will. (1912)

Ein Ende und ein Anfang

Alles drängt, rasch oder langsam, einem Neuen entgegen; wir stehen an einem Ende – mag dieses auch ein Jahrhundert oder länger dauern.

Aber wir stehen auch an einem Anfang. Das versteht sich doch wohl von selbst. Oder sollen wir denen recht geben, die uns sagen, daß wir dem wirklichen und endgültigen Ende entgegengehen? Diesen Eindruck macht uns die Welt nicht. Es mag wohl zu gewaltigen Katastrophen kommen, wie denn der gefürchtete Weltkrieg wohl zu einer solchen werden könnte. Aber trotzdem müßten diese Katastrophen nicht das Ende bedeuten, sondern *könnten* auch ein rascheres Kommen des Neuen bewirken. Dieses Neue ist in der Welt schon da. (1913)

Die Welt Gottes

Und es ist die Welt Gottes; unseres Gottes, des alten Gottes; es ist *seine Welt*, und wenn sie uns neu ist, so nur, weil sie sich uns neu erschließt; wenn sie ein Wunder ist, so nur, weil Gott, wo er lebendig erkannt wird, immer wunderbar ist. *Es ist nicht Auflösung, sondern Erfüllung.* Anstelle der zerfallenden Moralbegriffe treten Versuche, das Gute besser, tiefer zu erfassen. An die Stelle der *kirchlichen* Gestalt des Christentums tritt seine *weltliche*, nämlich das Reich Gottes, das weltlich ist, weil es rein göttlich ist; an Stelle des Christentums – Jesus. Jesus kommt – die Welt hat lange, sehr lange kein so machtvolles Kommen Jesu gesehen. Daß es zum guten Teil inkognito geschieht, hat das nicht seinen tiefen Sinn? Stimmt das nicht mit den alten Weissagungen?

Das neue Kommen Gottes

Das ist das große, unglaubliche Wunder unserer Tage: dieses neue Kommen Gottes zu den Menschen. Das strahlt Weihnachtsahnung in unsere Herzen. Wir brauchen in den Verlegenheiten aller Art, worin die heutige Welt geraten ist, nicht zu verzagen: Gottes Wege sind nicht am Ende, wo die unsrigen aufhören. Der Gott, den wir unseren Vater nennen, ist zugleich der *Schöpfer*, der Macht und Lust hat, stets aufs neue ein «Werde» zu sprechen. Wir dürfen auf das Größte und Wunderbarste gefaßt sein; nach dem echten Glauben der Bibel liegt das Größte nicht hinter uns, sondern vor uns. Großartiger ist dies nie gesagt worden als in dem Worte: «Wir warten auf einen neuen Himmel und eine neue Erde, darinnen Gerechtigkeit wohnt.» (1913)

Wartende

Wir werden Wartende werden, die allerdings wissen, daß es vielleicht eines Tages *Entscheidungen* gilt, die hohen Einsatz kosten, in denen aber auch das Größte gewonnen werden kann.

Ein Neujahr Gottes

Ein Neujahr Gottes leuchtet auf. Das alles ist gut. Wir danken dafür. Mögen auch Stürme und Erdbeben kommen, sie werden dieses Geschlecht aus Kleinlichkeit und Seelenschlaf aufrütteln, sie werden uns vor Versumpfung bewahren. Zum Fürchten ist kein Anlaß. Was wir nötig haben, ist ein ganzes, entschlossenes Wesen, ein starkes Vertrauen und ein ruhiger Hort *über* der Welt. (1913)

Unruhe und Kampf

Das Göttliche muß die Welt beunruhigen, die größte Liebe, die die Welt gesehen hat, erregt den größten Zwiespalt in der Welt.

Das Göttliche allein darf das Schwert bringen.

Ich glaube, daß nur eins uns und der Welt hilft: wenn wir den Weg Jesu gehen. Was in Jesus verbunden ist, muß auch von uns verbunden werden, das Schwert und das Kreuz. (Selbstverständlich ist hier nicht das Blutschwert gemeint, sondern das Geistschwert des Wahrheitskampfes. D. R.) (1912)

Keine neue Religion

Nein, keine neue Religion, überhaupt keine «Religion» (ich vermeide das Wort wenn immer möglich), sondern das *alte Gottesreich Jesu Christi.* (1913)

Das A und O unserer Verkündigung

Der gnädige Gott und die Bruderliebe – ist das nicht auch das A und O unserer Verkündigung? Nur möchten wir beides so innig verbunden wissen, daß man in der Christenheit etwas mehr davon spürte, daß auch die «Ungläubigen» an uns des gnädigen Gottes inne werden könnten, daß alles Leben diese Gnade verkündigte, und es für die Masse nicht bloß ein Kirchenbekenntnis bliebe.

Neu und Alt

Uns entfernt das Neue nicht von der Vergangenheit, im Gegenteil: wir schöpfen gerade für das Neue Hoffnung aus dem Alten; das Alte wird uns im Lichte des Neuen neu; das Neueste wird das Älteste und das Älteste das Neueste. Das ist der wahre Kreislauf des Lebens. Mit jedem neuen Schritt vorwärts tun wir zugleich einen Schritt zurück, mit jedem Vordringen in die Zukunft wird ein Stück Vergangenheit dem Leben und Verständnis erobert.

Das Neue – die Erfüllung des Alten

Was ist denn aber das Neue, das wir ersehnen: Es ist *die Erfüllung des Alten*; nämlich des Lebens, das in Jesus erschienen und seither nie völlig erloschen, aber auch nie völlig durchgebrochen ist. Davon glauben wir freilich, daß es noch einer wunderbaren Entfaltung fähig sei, und stehen mit diesem Glauben wieder auf gut biblischem Boden. Wir glauben aber auch – wenigstens ist das meine eigene, aus reichlichem Denken und Erleben gewonnene Überzeugung –, daß wir ohne eine solche neue Entfaltung in der religiösen Not der Gegenwart untergehen müßten.

Gottesreich und Kirche

Jede Erfüllung des Gottesreiches bedeutet Auflösung der Kirche. Das Kirchenproblem ist für mich eines der schwersten und quälendsten von all den Problemen, in die wir heute gestellt sind. Es laufen darin alle andern zusammen. Es liegt im Mittelpunkt unserer heutigen Krise. Darum muß davon geredet werden. Das ist's, was die «Neuen Wege» wollen: *sie stellen es zur Erörterung*, ohne bis anhin endgültig Stellung genommen zu haben. Da hilft eben nichts: *das Kirchenproblem ist nun einmal da und kann nicht umgangen werden.* Wir haben es nicht selbst gemacht, Gott hat uns hineingeführt.

Das ist in der Tat der Punkt, auf den alles ankommt: *ist die Kirche eine Förderung oder eine Hemmung des Gottesreiches?*

Wer in die großen sittlichen Kämpfe unserer Zeit verwickelt ist und sich nach Hilfe umschaut in der Not des Kampfes und immer wieder auf das Schweigen, die Feigheit, die Ohnmacht des *organisierten* Christentums stößt, der muß über dieses traurige Rätsel nachdenken, ob er will oder nicht – falls er ehrlich sein will! Es erhebt sich dann der schwerste Verdacht, daß das Kirchentum statt die heilige Unruhe der Welt ihre bequeme Beruhigung wird, indem es den Schein erzeugt, als ob eine christliche Welt wäre. Meinen Sie denn, daß ein Mann von der religiösen Größe *Kierkegaards* sich völlig getäuscht habe? Bitte, überlegen Sie doch noch tiefer die Tatsache, daß das Kirchentum es gewesen ist, das im Bunde mit der Welt in Gestalt der römischen Staatsmacht Jesus Christus ans Kreuz geschlagen hat. Sollte das nichts zu bedeuten haben? Die Frage ist gestellt – von Gott gestellt: Was ist's mit dem Christentum als Kirche? Sie ist gestellt in offenkundigen, ernsten Tatsachen.

Unsere Kirchenkritik kommt aus Liebe, aus großer Liebe zur Kirche und größerer zum Gottesreich. Das Gottesreich ist's, das die Kirche richtet, nicht wir richten sie.

Das Kirchenproblem darf nicht verschwiegen oder abgeschwächt, es muß gelöst werden, oder wir leiden Schaden an unserer Seele.

Bericht über den Ferienkurs auf dem Flumserberg

(9. bis 16. Oktober 1955)

Den Sinn unserer Ferienkurse sehen wir darin, gemeinschaftlich zu arbeiten. Die Referate, die wir hören, sind die Basis zum Gespräch, das zum eigentlichen Ringen wird. Wir bemühen uns um aktuelle Fragen, die wir geistig zu erfassen und zu klären und für deren Lösungen wir praktische Wege zu bahnen versuchen. Diese Gemeinschaftsarbeit stärkt uns für den Kampf um den Frieden und die Gerechtigkeit Gottes und für die Mitarbeit am Kommen des Reiches Gottes.

Seit einigen Jahren wird es uns deutlich, wie uns diese Kurse zusammenführen und helfen. Es kamen von außen Freunde zu uns, die uns Wertvollstes geben. Aber auch unsere Vereinigung, unser Freundeskreis (von einer Gemeinde, wie wir sie erstreben und erhoffen, wollen wir doch noch nicht sprechen), hat sich vertieft und erkennt immer besser die uns gestellte Aufgabe. Das ist wichtig. Wir müssen in sie hineinwachsen. Wir sind schwach und unzulänglich in vieler Beziehung, und unsere Möglichkeiten, nach außen zu wirken, sind gering. Unter uns gibt es Ungeduldige und Stürmische, es gibt Abwartende und Zurückhaltende, es gibt in Bereitschaft Stehende, es gibt Kritische, und es gibt Zuversichtliche. Wenn es echt ist, erfüllt jeder seine Funktion. Mitarbeit am Reiche Gottes verträgt kein Schema. In Freiheit und in gegenseitiger Liebe und Offenheit muß alles, jeder Schritt, den wir tun, erarbeitet werden. Freiheit ist etwas Schweres; Arbeit bedeutet Mühe, Anstrengung, Geduld. Wenn Gott uns aber gedungen hat, sollen wir die Arbeit tun, die er uns zuweist. Dann bekommt unter Umständen auch das «Sofort» oder die weitwirkende Aktion ihr Recht.

Wir haben wiederum den Flumserberg als Ort unseres Ferienkurses gewählt. Wir sind dort wie zu Hause: bei den Betreuern des Hotels, in der Nähe der St.-Bernhardskapelle und ihres Betreuers, in der Natur, die wir dank dem schönen Wetter in ihrer Großartigkeit besonders eindrücklich erleben durften. Die Teilnehmerzahl war diesmal besonders groß, ebenso die Anteilnahme am Thema und an der Arbeit.

Das Hauptthema des diesjährigen Kurses lautete: «Jesus Christus, der Bruder des Menschen in der heutigen Welt». Es war sicher von großer Bedeutung und Wichtigkeit, daß wir uns eng um Jesus Christus scharten und einmal wieder neu erkennen sollten, daß und wie wir, um das Ebenbild Gottes sein zu können, Jesu Christi, unseres Bruders, bedürfen. Wie sollten wir sonst wissen, wie Gott ist und wie wir sein sollen?

Da wir hoffen, die Referate oder wenigstens einige davon in den «Neuen Wegen» abdrucken zu können, berichten wir hier nicht eingehender darüber. Alle Referate haben tiefe Bewegung gebracht, die nachwirken und sich auswirken wird. Wir wollen nach Möglichkeit in irgendeiner Weise nochmals auf den ganzen Ferienkurs und auf Einzelheiten aus Referaten, Diskussionen und Darbietungen zurückkommen.

Gerade um des Ernstes sowohl unserer Sache als unserer Bemühungen willen verlief nicht alles «glatt». Es gab, zumeist ganz im Verborgenen, Auseinandersetzungen unter einzelnen Freunden und Teilnehmern. Es gab auch einen Tag mit «geladener» Atmosphäre, und es waren Freunde unter uns, die die besondere Atmosphäre, die in uns und um uns ist, nicht kannten, die darauf und auf manche Fragen nicht vorbereitet waren oder auch vielleicht aus einem Vorurteil heraus nicht richtig zu erfassen vermochten. Es ist aber wertvoll und fruchtbar, solche Konfrontationen verschiedener Haltungen und Standpunkte, ja verschiedener Welten zu haben, sich ihnen zu stellen und sie in menschlich und geistig guter Weise zu tragen. Wir haben versucht, einzeln und gemeinsam uns über all das Rechenschaft abzulegen. Unser holländischer Freund war uns dabei ein guter, sachlicher Helfer.

Wir müssen jedenfalls festhalten: Jesus Christus und das Atomproblem gehören zusammen. Sie gehören in *Ganzheit* und in Nüchternheit zusammen angesichts der heutigen Weltstunde und Weltwende, angesichts der äußersten und unvorstellbar schrecklichen Bedrohung des ganzen Menschengeschlechts und jedes einzelnen Menschen. Und eben um des Schicksals *des Menschen* willen sind wir «geladen».

Einzelne Abende waren weiterer Diskussion gewidmet, an andern wieder sahen wir Lichtbilder von Palästina und China, in lebendiger Weise eingeleitet und erläutert durch Vorlesung und Erzählung. Dann erfreute uns ein ernst-heiterer Reisebericht einer Pilgerfahrt nach Lourdes, und wie jedes Jahr kam auch die Musik zu ihrem Recht. Eine gemeinsame intensive Besprechung über ein aktuelles schweizerisches Problem zeigte noch einmal den Ernst und den Arbeitswillen, die diesen Tagen auf dem Flumserberg ihr Gepräge gegeben haben.

Am letzten Sonntagvormittag gedachten wir in Wort und Bild unseres Leonhard Ragaz, dessen Todestag sich im Dezember zum zehnten Male jährt und dessen Ausstrahlung so stark ist wie je, helfend und verpflichtend. Als Geschenk besonderer Art empfanden wir das tägliche Vorlesen einiger Abschnitte der Samstagabend-Kurse, die Leonhard Ragaz im «Gartenhof» gegeben hatte. Unmittelbar kam also sein Wort zu uns.

Vielen Abwesenden und entfernten Freunden waren wir im Geiste verbunden. Nun wollen wir uns der Bruderschaft Jesu Christi, die uns auf dem Berge geleuchtet hat, auch im Tale erst recht bewußt sein. Für unsern Kampf ist es entscheidend.

C. W.-St.

Zur Initiative Chevallier

Wir, Männer und Frauen, Teilnehmer eines Ferienkurses der Religiös-Sozialen Vereinigung der Schweiz erheben nach eingehender, sachlicher Besprechung *einmütig* und *nachdrücklich Protest* gegen die Art und Weise, wie die von über 80 000 Schweizer Bürgern unterzeichnete Initiative Chevallier sowohl vom Bundesrat wie neuerdings vom *Ständerat* behandelt wurde. Die angegebenen formalrechtlichen Gründe ebenso wie die Behauptung, daß durch diese Initiative der schweizerischen Demokratie die *Rechts*grundlage entzogen werde, sowie die Behauptung der zeitlichen und materiellen Undurchführbarkeit *können* den Eindruck nicht verwischen, daß mit dieser ganzen Haltung dem *Recht* des Volkes und dem mit der Initiative verbundenen lauteren *Geist* des *Helferwillens* und der *Pflicht* des Schweizervolkes, einen deutlichen und klaren Beitrag zur Schaffung des Friedens zu leisten, eine schwere Schädigung zugefügt worden ist. Gerade auf diese Weise werden die Fundamente einer lebendigen Demokratie untergraben!

Und was sagen der Bundesrat, der Nationalrat und der Ständerat dazu, daß seit Jahren und in steigendem Maße trotz gesetzlich festgelegtem Waffenausfuhrverbot große Mengen von Waffen aller Art in die Welt ausgeführt werden, auch in die sich bekämpfende Welt, und dadurch dem Schweizervolk eine schwere *Blutschuld* aufgeladen

wird? Ist dies Bewahrung der Demokratie und ihrer tiefsten Grundlagen der Gottesfurcht? Wir sind überzeugt, daß sich aus der Mitte des Schweizervolkes Bürger finden werden, die der Stimme des Volkes in dieser Frage Recht verschaffen werden.

GESPRÄCH UND BESINNUNG

Zum Amerika-Problem*

Als ich in der Mai-Nummer der «Neuen Wege» Hugo Kramers Besprechung des Buches von L. L. Matthias «Die Entdeckung Amerikas Anno 1953 oder Das Geordnete Chaos» las und einige Wochen später das Buch selbst, kam es mir zum Bewußtsein, wie schwer es ist, ein Land und ein Volk von den Ausmaßen und der ungewöhnlichen Entwicklung der Vereinigten Staaten zu charakterisieren, sein Kultur- und Wirtschaftssystem, sowie die Menschen, die es bilden, zu analysieren und zu klassifizieren, um ein so präzises und kategorisches Urteil darüber auszusprechen, wie es in diesem Buch geschieht.

Gilt es doch nicht nur für den Einzelmenschen, daß er «kein ausgeklügelt Buch», sondern «ein Mensch mit seinem Widerspruch» ist, sondern noch viel mehr für Völker, die aus Millionen Einzelmenschen bestehen.

Der zeitgenössische amerikanische Historiker, Frederick L. Schuman, Professor am Walliams College im Staat Massachusetts, äußert sich in seinem monumentalen Werk «International Politics», 1948, auf den Seiten 767—768 über sein Land wie folgt:

«Seit langem ist Amerika für feinfühlige Beobachter, die sich ihres Mangels an Allwissenheit bewußt sind, ein Land der Vielfältigkeit und der Paradoxe und wird das noch lange so bleiben. Denn hier bestehen eng beieinander revolutionärer Radikalismus und reaktionärer Konservativismus, politische Demokratie und wirtschaftliche Oligarchie, die Verschmelzung der verschiedenartigsten Völker (melting pot) und eine Arena der Hexenverbrennungen, ein Traum von Gleichheit und ein Bollwerk für Vorrechte. In den USA blühten gleichzeitig oder nacheinander: allgemeine Volksbildung und Massenanalphabetentum, gekachelte Badezimmer und Dachpappenhütten, Masseneinwanderung und Ausweisungspsychose, Wohlfahrtseinrichtungen und ‚Raubrittertum', christliche Duldsamkeit und ‚Christliche Front' (eine fanatisch-chauvinistische Gruppe), die ‚Vereinigung der Industriearbeiter der Welt' (IWW) und die Rotary-Internationale, Thomas Paine und Calvin Coolidge, ‚New Harmony' und die Neuyorker Fondsbörse, Trustgründer und Trustsprenger, Eugene Debs und Joseph Pew, glühender Pazifismus und hundertprozentiger Amerikanismus, ... Seifenkisten-

* Zum Problem, das Prof. L. L. Matthias' Buch, von Dr. Kramer in Nr. 5 besprochen, aufwarf, bringen wir heute als Abschluß noch die Stimme einer langjährigen, in Amerika lebenden Freundin, Mitarbeiterin und Leserin der «Neuen Wege».

Opern und Symphonievereine, Richter Holmes und Martin Dies, Possentheater und klerikaler Puritanismus, Jack London und Adolphe Menjou, grenzenlose Gewinngier und großmütigste Hilfsbereitschaft, ... Lynchpöbel und Gemeindefürsorge usw., ad infinitum.»

Schuman kommt zum Schluß, daß

«Amerika ... heute noch undefinierbar ist. Seine von ihm so spät erkannte Weltmission mag über sein eigenes Volk und seine Nachbarn in aller Welt unendlichen Segen oder endloses Leid bringen ... Ausländische Kritiker haben durchaus recht, wenn sie im Amerikaner einen Mammonanbeter, einen auf Glücksspiel und unerarbeiteten Reichtum Versessenen sehen ... Ausländische Bewunderer haben ebenso recht, wenn sie bezeugen, daß der Amerikaner Gerechtigkeit und Freiheit über alles wertet.»

Täglich fallen dem vorurteilslosen, aufmerksamen Beobachter schreiende Widersprüche auf, mit denen er die Liste von Professor Schuman ergänzen kann. Die Geschichte des amerikanischen Volkes, die Vielartigkeit des Landes, seines Klimas und Bodens, die Menge der assimilierten und nicht assimilierten Nationen, die sich Amerikaner nennen, machen ein Gesamturteil über seinen Charakter und eine Wertung seiner Natur schwerer als bei jedem andern Volke.

Das Buch von Matthias stellt sich die Aufgabe, den «Amerika-Mythus» zu zerstören, nämlich den Wahn, daß Amerika das Land höchster Zivilisation und Kultur ist, ein Eldorado der Volksbildung und Volkswohlfahrt, ein Land des Rechts und der Menschenrechte, des sozialen Fortschritts, des Antimilitarismus und des Kriegsgegnertums.

Es ist mir nicht bekannt, wieweit heute in Europa und Asien dieser Mythos noch lebendig ist. Die zehn Jahre des Kalten Krieges mögen viele Illusionen zerstört haben. Doch weiß ich, daß es in Europa noch Menschen gibt, die aus verständlicher Dankbarkeit dafür, daß Amerika sie zweimal aus den Klauen der alldeutschen Bestie errettete, hartnäckig an den meisten dieser Illusionen hängen. Für die Asiaten war Amerika die einzige westliche Macht gewesen, die sich nicht am hundertjährigen Raubzug gegen ihre Länder und Bodenschätze beteiligt hatte. Ihre große Dankbarkeit dafür ist seit den Bomben auf Hiroshima und Nagasaki und allem, was ihnen folgte, zerstoben.

Es ist verdienstlich, einen Mythos zu zerstören. Unser zwanzigstes Jahrhundert hat davon reichlich genug gehabt. Doch fürchte ich, daß das Buch, sollte es von Unkritischen gelesen werden, einen neuen Mythos schaffen wird, nämlich den Wahn, daß der nordamerikanische Bundesstaat politisch, wirtschaftlich, kulturell, moralisch und menschlich ein hundertprozentiger Versager sei.

Ich bin weder historisch noch volkswirtschaftlich geschult, erhebe daher nicht den Anspruch, daß das Urteil über Amerika, das sich mir während der dreizehn Jahre meines Lebens im Lande aufdrängte, hoch wissenschaftlich und unangreifbar sei. Ich glaube aber von mir sagen zu können, daß ich eines sachlichen, weder durch Ressentiment noch durch eine schwarze oder rosige Brille getrübten Zeugnisses fähig bin. Das Buch hat in mir außer Zustimmung eine solche Fülle von Widersprüchen

erregt, daß es mir schwer wird, in dem begrenzten Raum, der mir zur Verfügung steht, nur das Wesentlichste zu sagen.

In der Einführung «Zu diesem Buche» wird festgestellt, «daß es eine europäische Gesellschaft gibt, die sich von der amerikanischen unterscheidet». Das ist unbestreitbar richtig. Hat doch Amerika – und darunter verstehen wir hier die Vereinigten Staaten von Nordamerika – mit einer aus mehr als 160 Millionen bestehenden, unter *einer* Bundesregierung geeinten Bevölkerung eine Geschichte und ein Nationen- und Rassengemisch, wie es nicht in Europa zu finden ist. Seine, zusammen mit der Vorgeschichte der Kolonien, nicht mehr als 450 Jahre alte Geschichte entbehrt die Glorie und die Last von Traditionen vieler Zeitalter. Sehnsüchtig blickte Goethe über den Großen Teich, als er dichtete:

> «Amerika, du hast es besser als unser Kontinent, der alte,
> Hast keine verfallene Schlösser und keine Basalte;
> Dich stört nicht im Innern zu lebendiger Zeit
> Unnützes Erinnern und vergeblicher Streit.»

Ebenfalls in der Einführung wird festgestellt, daß «jede Gesellschaft in Europa aus zwei Gruppen bestand, von denen sich die eine aus Einkommensklassen zusammensetzte und die andere aus Rangklassen. Es gab eine Klassengesellschaft und eine Ranggesellschaft.» Die Rangklasse ist dadurch gekennzeichnet, daß bei ihr nicht *der* Verdienst, sondern *das* Verdienst galt und daß die zu ihr Gehörenden für ihre relativ beschränkte materielle Entlöhnung durch einen Zusatz von Macht und Ansehen, ihren sozialen Funktionen entsprechend, entschädigt wurden. Diese Rangordnung gab und gibt es in Amerika nicht, denn «es ist also in Amerika etwas zur Welt gekommen, was es in Europa niemals gegeben hat: die reine Erwerbsgesellschaft». Wie ich es verstehe, heißt das, daß Staats- und Privatbeamte, Juristen, Ärzte, Geistliche und Lehrer in Amerika nicht wie in Europa durch Rang und Ansehen ausgezeichnet werden.

Das kann ich in dieser Ausschließlichkeit nicht als richtig ansehen. Der Beamtenstand, der Stand der Geistlichen, der Akademikerstand, die Künstler jeder Art genießen im Volk eine Achtung, die ihren Leistungen für die Allgemeinheit Rechnung trägt. Im Lande des Mammonismus par excellence, wo dem oberflächlichen Beobachter nur der große Geldbeutel zu gelten scheint, ist auch eine Wertung dieser nicht auf Geldverdienst erpichten Berufe zu finden. Freilich nicht in der Art wie in Europa.

Der Verfasser des Buches scheint darin ein kulturelles Minus zu sehen, während ich diese Tatsache als eine der Tugenden Amerikas bewerte. Adel, Rang und Klasse, Titel und Orden mögen im mittelalterlichen Europa ihr Recht gehabt und außer auf Geburt auch noch auf Verdienst beruht und höhere Kultur im geistigen und materiellen Sinne gefördert haben. Als aber in Deutschland die «Hanse» hochkam und

mit ihr die vom Feudaladel unabhängigen «Freien Städte» Hamburg, Bremen, Lübeck mit ihrem «Ehrbaren Kaufmann», als Frankreichs Revolution Adel und Geistlichkeit entthronten, als mit Anfang dieses Jahrhunderts auch in Europa der Gelehrtenstand, die Künstlerschaft und andere geistige Berufe sich mehr und mehr kommerzialisierten, da wurden besonders in Deutschland Rang und Titel mittelalterlichen Gepräges mehr eine Farce, als daß sie wahre Würde kennzeichneten. Wie erfrischend wirkte es daher, daß man ein Rang- und Titelwesen nach europäischem Muster in den USA nicht kennt, daß jeder Einwanderer sein etwaiges Adels-Von ablegen muß, sobald er die dauernde Aufenthaltsbewilligung bekommen hat. Das tut der echten Würde eines Menschen nicht den geringsten Abbruch. Das «dear Mr. President», womit jeder den Präsidenten der Vereinigten Staaten in Wort und Schrift anzureden pflegt, kann besser Vertrauen zu und Verehrung für einen guten Präsidenten ausdrücken als etwa die Anrede «Your Excellency». Wenn Staats- und Bundessenatoren sich im Rundfunk – ohne Leutseligkeitsgesten – von Schulkindern ausfragen lassen und ausgelacht werden, wenn sie eine Frage nicht beantworten können, so trägt dies der Achtung, die sie genießen, nichts ab. Ob einer Meister eines kleinen, mechanisierten Handwerksbetriebes (andere gibt es kaum mehr) ist oder Manager eines Großunternehmens, alle lassen sich von ihren Angestellten beim Vornamen nennen und nennen ihre Angestellten beim Vornamen (ohne Rang zu markieren), was ein menschlicheres Verhältnis schafft. Mangel an Autorität, wie das Buch ihn feststellt, fand ich nur da, wo die Persönlichkeit des Vorgesetzten keine Autorität verdient. Das behaupte ich nicht kategorisch. Wenn es keine Regel ohne Ausnahme gibt, dann gilt das für Amerika besonders.

Wenn das Buch die Ungeheuerlichkeiten in den Ford-Betrieben schildert, in denen der Dollar für Schutzmaßnahmen gespart wurde, weil ein Arbeiterleben nichts galt, so ist das zutreffend. Es versäumt aber, zu erwähnen, daß das Erstarken der Arbeitergewerkschaften durch Roosevelt und seine New-Deal-Gesetze diese Zustände beseitigt hat, die am Ende des letzten Jahrhunderts, dem sogenannten «guilded age», als die Millionäre wie Pilze aus der Erde schossen, entstanden. Was heute noch besteht, ist die Tatsache, daß trotz der Fortschritte des Arbeiters auf dem Weg zum garantierten Jahreseinkommen das «freie Unternehmertum» ihm noch gewisse Lebenssicherheiten, die er in europäischen Ländern besitzt, vorenthält. Das Buch hat recht, die ungenügende Kranken-, Unfall- und Altersversorgung zu rügen. Aber, und das wird in dem Buche nicht gesagt, der Kleinverdiener, und dazu gehört die Mehrheit der Industriearbeiterschaft, genießt mit Ausnahme in den Elendsgegenden des Südens, durchschnittlich einen weit höheren Lebensstandard als der europäische Arbeiter dank der kolossalen Massenproduktion. Amerika hat ein zollfreies Marktgebiet für 160 Millionen Kunden. Da lohnt es sich für erfinderische Geister, immer mehr arbeitssparende

Werkzeuge und Hilfsmittel für Betrieb und Haushalt, immer bequemere Behausungen, Autos zu erdenken. Wenn die Erfindungen anschlagen, kann schon ein Zehn-Cent-Artikel Millionen einbringen und den Massen Zeit und Kraft sparen. Die Vereinfachung der Arbeitsmethoden und dazu das Abzahlungssystem (trotz seinen Nachteilen) heben dauernd den Lebensstandard der Kleinen Leute. Das ist eine unentbehrliche Nüance, wenn man Wert auf ein wahres Bild legt. Zum Beispiel kann sich ein ungelernter Arbeiter für den Lohn von zwei Arbeitsstunden eine elektrische Präzisions-Wand- oder -Standuhr kaufen, eine große Energieersparnis für Beruf und Haushalt. Kosten für Waschmaschinen und Gefrierschränke sind dadurch heruntergegangen, daß immer neue Marken die älteren Modelle wertmäßig entwerten. So ist es auch mit Autos, bei denen schon nur zwei Jahre alte Marken zu großem Preisnachlaß verkauft werden. So kann sich der Arbeiter das oft beruflich unentbehrliche Auto anschaffen, wie es im Buche berichtet wird. Er kann aber auch Sonntags mit seiner Familie ins Freie fahren oder Ferienreisen machen. In Groß- und Mittelstädten hat fast jede Putzfrau ihr Telephon.

Im Gegensatz zu den Angaben des Buches, das sich auf Seite 30 auf Reiseliteratur aus der Zeit zwischen 1800 und 1850 beruft, um zu erhärten, daß Wasser «nur für eine verhältnismäßig kleine Schicht von Amerikanern zu den unentbehrlichen Gütern gehört», muß gesagt werden, daß in den Groß- und Kleinstädten nicht mit Wasser gespart wird. Seit der New-Deal-Zeit ist die Versorgung mit elektrischem Strom auch auf dem Lande gewaltig gestiegen, und damit auch die Wasserversorgung durch elektrische Pumpen. Über einen Mangel an körperlicher Reinlichkeit ist im allgemeinen nicht zu klagen. Die Privatwohnungen, auch die bescheidenen, werden durchschnittlich sehr sauber gehalten und die Kinder in Haus und Schule zur Reinlichkeit erzogen. Doch hält man es immer noch nicht für nötig, gleiche Fürsorge auf die Straßen anzuwenden. Trotzdem in den letzten Jahren Besserung eingetreten ist, sind noch immer viele Nebenstraßen durch verstreutes Papier und Unrat ein amerikanischer Schandfleck, ganz abgesehen von den noch bestehenden menschenunwürdigen Slumvierteln in den Großstädten.

Das Buch tadelt mit Recht den moralischen Schandfleck, den das speziell amerikanische «racketeering», der Kettenbetrug im großen, darstellt, der geräuschlos geduldet wird, «weil jeder dabei verdient», dazu das Gangstertum à la Al Capone, das zeitweise auftritt und gar zu oft nicht nach Gebühr bestraft wird, das wachsende Verbrechertum unter Jugendliche (häufig auch unter den Kindern Wohlhabender), die in Quantität und Qualität mangelhaften Irrenhäuser und Gefängnisse, die furchtbare Verflachung und Vulgarisierung des Geistigen, die besonders durch Presse, Radio und Fernsehen gefördert werden. Dabei darf aber nicht unerwähnt bleiben, daß bei all dem Anwuchs der Dekadenz in gleicher oder größerer Zahl Beispiele des Guten aufgeführt, für jedes Buch im

Quellenverzeichnis des Autors Bücher genannt werden können, die von Fortschritten zum Guten berichten.

Diese Riesenauswahl von Zeitungsberichten und Büchern sowie die im Buch so üppig angewandten statistischen Zahlen sollten nur cum grano salis genossen werden. An mehreren Stellen wird selbst zugegeben, daß Statistiken oft trügen. Das Maß des Negativen, das lobenswerterweise so viele Amerikaner über ihr eigenes Land veröffentlichen, läßt sich nur dann im rechten Licht abwägen, wenn ihnen das vorhandene Positive entgegengestellt wird. Dem trägt aber das Buch keine Rechnung. Die dargereichten Zitate wirken wie die riesigen Schlagzeilen auf der ersten Seite der Tageszeitung, die Morde, Kidnappings, Unfälle und Naturkatastrophen ausschreien. Das Gute und Positive pflegt sich nicht zur Schau zu stellen.

Man geht fehl, wenn man die amerikanische Wirklichkeit im Lichte von «Hollywood» sucht, vornehmlich was die Frau und die Ehe in Amerika betrifft. Dem dekadenten Ehescheidungsbetrieb steht im allgemeinen viel Gesundes und Erfreuliches gegenüber. Dem Herrentum des Mannes in der Familie, wie ich es in Deutschland (freilich nur bis vor dem Zweiten Weltkrieg) beobachtet habe, steht ein Verhältnis der Gleichwertigkeit und Kameradschaftlichkeit (nicht Gleichartigkeit) zwischen Mann und Frau gegenüber, das den Mann dazu führt, es nicht unter seiner Würde zu finden, wenn er seiner Frau im Haushalt und bei der Kinderflege hilft. Das letztere wird oft mit Inbrunst getan. Umgekehrt hilft die Frau dem Mann sehr häufig bei seiner Berufsarbeit, jeder nach seinen Gaben. Häufig bauen sich junge Ehepaare nach technischer Anleitung ihr eigenes Haus. Die Zahl der Ehepaare, die gemeinsam an literarischen und wissenschaftlichen Forschungsaufgaben arbeiten, ist beträchtlich. In Europa dürften die Namen einiger berühmter unter ihnen, wie Owen und Eleanor Lattimore, Robert und Helen Lynd, Charles und Mary Beard bekannt sein. Die Koedukation in den Elementar- und Hochschulen hat es herbeigeführt, daß sich häufig ehemalige Mitschüler in jungen Jahren heiraten. Die Universitäten tragen dem Rechnung, indem sie mehr und mehr auf ihrem Gebiet, dem sogenannten «Campus», Häuser für Studentenpaare bauen. Oft studieren Mann und Frau gleichzeitig, oder der eine studiert und der andere verdient, oder beide tun beides. Nachbarn helfen sich gegenseitig im Kinderhüten aus. Daß keine redliche Arbeit entehrt oder unstandesgemäß ist, macht frühe Heiraten möglich, was automatisch den Rückgang der Prostitution nach sich zieht.

Daß neben diesen guten Entwicklungen Degeneration im Verhältnis der Geschlechter wie in andern Lebensverhältnissen ebenfalls Tatsache ist, läßt sich nicht widerlegen. Aber im Kapitel «Unter der Perspektive der Geschlechter» wird mit Recht gesagt: «Urteile über Geschlechterbeziehungen sind keine Stimmzettel, die man nur zu addieren braucht, um zu einem Ergebnis zu gelangen.» Mein Gesamturteil

über das Kapitel geht dahin, daß dort die Frau im Scheinwerferlicht des Kinos geschaut ist. Im natürlichen Licht des täglichen Lebens, in der Voll-Welt im Gegensatz zur Halb-Welt, sieht vieles ganz anders aus.

Ich habe in zahlreiche wohlhabende, mittlere und bescheidene Haushalte Einblick bekommen, oft an der Kindererziehung die gleichen Züge tadeln müssen wie in Deutschland und Frankreich, seitdem das gute Buch von Ellen Key «Das Jahrhundert des Kindes» Mode wurde, nämlich den Wechsel vom Extrem der Rutenerziehung zum Extrem der Tyrannisierung der Eltern durch die Kinder.

Von der Frau als Gattin und Mutter und Berufsmensch muß ich sagen, daß ich an ihr durchschnittlich zahlreiche Voraussetzungen gefunden habe, die der europäischen Frau durchschnittlich fehlen. Aufgefallen ist mir, daß Neid, Klatschsucht, körperliche Wehleidigkeit, sowohl bei den Gebildeten wie bei den Ungebildeten, seltener sind als in der Alten Welt, was seinen Grund in den durchschnittlich leichteren Lebensbedingungen haben mag. Im ganzen ist das Verhalten der Amerikanerin entspannter, selbstsicherer (ohne hochmütig zu sein), von einer Arbeitskapazität und einer Arbeitslust, wie sie «unser Kontinent, der alte», nur Ausnahmen zu schenken pflegt. Ehefrauen, sogar äußerst wohlhabende, haben in zahllosen Fällen «jobs», bezahlte, oft leitende Tätigkeit, oder sie widmen sich ihren Klubs und Wohlfahrtstätigkeiten, anstatt durch Bridgespielen die Zeit totzuschlagen. Obgleich es Tatsache ist, daß Lehrer beiderlei Geschlechts wegen geringer Besoldung, überfüllter Klassen ihre Arbeit verlassen und besser bezahlte annehmen, gibt es in diesem Beruf sowie im verwandten Beruf der Bibliothekarin zahllose, die ihrem Beruf aus Neigung treu bleiben, hingebend, ohne Tamtam, schöpferische Arbeit um ihrer selbst willen tun. Das muß auch von Ärzten und Juristen beider Geschlechter, von Krankenpflegerinnen und Sozialarbeiterinnen gesagt werden, auch daß sie dafür durch Achtung und Ansehen belohnt werden, dazu gelegentlich durch «rewards» in Geld oder Stipendien. Von allem diesem lassen einseitige Kritiken nichts verlauten. Amerika verdankt seinen fabelhaften Reichtum, der fehlerhafterweise so oft in unwürdigen Händen angehäuft ist, nicht allein seinem Bodenreichtum, seiner günstigen Lage, die es von Kriegsverwüstungen verschonte, leider auch der Ausbeutung «unterentwickelter» Völker, sondern zum großen Teil dem Arbeitsgenie seiner Bewohner aller sozialen Stufen.

Trotz dem schlechten Brote, das meistens nur von europäischen Einwanderern nicht gemocht wird, trotz den hohen Zahlen über militärische Dienstuntauglichkeit, die das Buch anführt, die sich zum Teil aus den höheren Ansprüchen an Diensttauglichkeit erklären, trotz dem unzeitgemäßen kapitalistischen System des «freien Unternehmertums» mit seiner unvorstellbaren Vergeudung von Arbeits-, Erfindungs- und Lebenskraft sowie von Material macht das Volk im allgemeinen den Eindruck kraftstrotzender Vitalität, das zu weltbefreienden Taten freudig bereit und fähig wäre, wenn ihm geniale, vorausschauende, ihre

Zeit begreifende, auf die moralische Erbschaft der Väter gestützte Führer gegeben wären.

Solche Führer würden vor allem das Schulwesen zeitgemäß reformieren. Es ist unzutreffend, daß, wie das Buch auf Seite 67 bemerkt, es keinen Schulzwang gibt. Kostenloser Unterricht in Elementar- und höheren Schulen ist in allen 48 Staaten obligatorisch. Kostenlose Kindergärten sind in den meisten Städten vorhanden, aber nicht obligatorisch. Das schwedische Ehepaar Alva und Gunnar Myrdall, das in den Vierzigern Amerika nach allen Himmelsrichtungen durchkreuzte (Gunnar Myrdall gab später sein Buch «An American Dilemma» heraus, eine Studie der Negerstellung in Vergangenheit und Gegenwart), war von Arbeitsprogramm und -methoden der öffentlichen Schulen sehr beeindruckt. In ihrem Buch «Kontakt mit Amerika», 1944, preisen sie die Erziehung zur Lebenswirklichkeit und zum demokratischen Denken, Fühlen und Handeln. Daß dabei die tieferen Probleme des Geistes und des menschlichen Daseins oft zu kurz kommen, ist die schwerwiegende Kehrseite.

Das ist auch ein Problem der Kirche in Amerika. Die Katholische Kirche sowie die mehr als 300 protestantischen Denominationen erfreuen sich der Unabhängigkeit vom Staate, tragen dafür die Last, sich allein aus den Beiträgen ihrer Gemeinde zu erhalten. Da absolute religiöse Freiheit ein Verfassungsgrundsatz ist, haben sich Grotesken und Absurditäten herausgebildet wie der religiöse Schlangenkult, durch den jedes Jahr Menschen anscheinend freudig durch Schlangenbisse sterben.

Wenn in dem Buche gesagt wird, daß es in Amerika keinen Unglauben im europäischen Sinne geben konnte, *weil es keinen Glauben gab*, so ist das phantastisch. Nicht nur die «Pilgerväter», die um ihres Glaubens willen in die amerikanische Wildnis wanderten und deren Geist noch heute spürbar ist, hatten Glauben. Die Fähigkeit zum Mystischen und zur Glaubenstiefe geht offenbar dem Amerikaner im Durchschnitt ab. Aber die Vertiefung in das Mysterium des Kreuzes und des Tragischen macht leider nicht immer Menschen empfindlich für die Schreie ihrer Brüder in Asien und Afrika. Die Religiosität sollte nach anderm Maßstab bemessen werden.

«Aus dem Christentum in Amerika ist ein Pseudochristentum geworden», sagt das Buch. Über die Fragen des Glaubens läßt sich nicht streiten. Jeder hat das Recht, auf seine Weise Gott zu suchen. Der Autor scheint der Neu-Orthodoxie eines Reinhold Niebuhr zuzuneigen, dessen Buch «The Sickness of American Culture» sich unter seinem Quellenmaterial findet. Niebuhrs Ansicht, wie ich sie kennenlernte, ist Pessimismus über die Menschennatur, die aus sich nichts gegen die Sündhaftigkeit und für den Fortschritt zum Reiche der Gerechtigkeit tun kann. Er prophezeit eine Zukunft von hundert Jahren des Weltelends. Als Augenzeugin der letzten vierzig Jahre mache ich mir keine Illusionen über die Menschennatur und ihre dämonischen Fähigkeiten. Aber als Schülerin von Leonhard Ragaz glaube ich auch an die Fähigkeit des

Menschen zur Vervollkommnung und an seine angeborene Güte, die weiterzuentwickeln des Schweißes der Edlen wert ist. «Darum sollt ihr vollkommen sein, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist», sagte Jesus. Aus dieser Anschauung heraus stelle ich den gläubigen Deisten Thomas Jefferson, den Freund aller Menschen, besonders der Vernachlässigten und «Niederen», den Feind des Massenabschlachtens, als besten Vertreter edlen Amerikanertums sehr hoch.

Die besten Kirchen, in die ich Einblick gewann, sind nicht «areligiös», sondern religiös-sozial eingestellt, ähnlich der von Leonhard Ragaz geschaffenen Bewegung in der Schweiz. Ich möchte dem Leser empfehlen, im ersten Band von «Mein Weg» auf den Seiten 266–273 die Schilderung seiner Eindrücke vom Kirchenwesen in Boston nachzulesen, wie Leonhard Ragaz sie vor fast fünfzig Jahren erlebte. Sie decken sich fast genau mit den meinigen.

Es erscheint mir als Mangel, daß das Buch nicht die zwölf Jahre der Roosevelt-Ära behandelt. Ich habe die letzten drei Jahre miterlebt und kann durch viele Beispiele erhärten, in welch großem Ausmaß der Geist Roosevelts alles Zukunftsträchtige im amerikanischen Charakter gehoben und zur Blüte gebracht hat. Es war eine unendliche Tragödie, daß er abberufen wurde zu einer Zeit, da sein Geist und seine Kraft des Willens sein Volk vor dem Absturz in die Hölle des Kalten Krieges gerettet haben könnte. Als sein letzter Atemzug verhaucht war, brach er aus. Aber wie es immer und bei allen Völkern ist: «Den Teufel spürt das Völkchen nie, und wenn er sie beim Kragen hätte.» Es mußten viele Jahre vergehen, ehe die Majorität der Friedliebenden und Anständigen merkte, was eigentlich los war.

Als im August dieses Jahres in Genf eine neue Schallplatte der Freundlichkeit und Friedensliebe aufgelegt wurde, da kam es zum Vorschein, daß die Verheerung der Verhetzung nur oberflächlich gewesen ist, daß das amerikanische Volk in seiner Mehrheit Verständigung und Frieden will und nicht zum Hassen begabt ist. Es sollte jetzt seine Aufgabe sein, mit bisher versäumter Energie auf dem endgültigen Schluß des Kalten Krieges zu bestehen. Wie es sich jetzt in dieser Frage und auch in der Opposition gegen die Obstrukteure der völligen Negergleichstellung verhält, davon wird das Endurteil der Geschichte abhängen, ob die Gründung der Vereinigten Staaten einen gewaltigen Fortschritt des Menschengeschlechts oder den gewaltigsten Mißerfolg aller Zeiten bedeutete.

Zum Schluß möchte ich noch kurz etwas zum Kapitel «Vom militärischen Standpunkt aus» sagen.

Es wird darin festgestellt, daß den Vereinigten Staaten, weil sie niemals eine Adelsklasse hatten, die Institution fehlte, die in Europa die militärische Tradition pflegte. «Auch waren die Verhältnisse in Amerika zu friedlich, um die Entwicklung militärischer Tugenden zu pflegen.» Der Einfluß des kriegs- und militärhassenden Thomas Jefferson ist mit-

verantwortlich für die Fehlleistungen Amerikas in seinen zahllosen Kriegen.

Der Mangel an Leidensfähigkeit beim Amerikaner, den der Autor aus der verflachten Religiosität erklärt, scheint ihm Sorge zu machen.

Aus eigener Anschauung und auch nach Berichten über das Verhalten bei den zahlreichen Naturkatastrophen der jüngsten Zeit: Wirbelstürme, Überschwemmungen usw., muß ich schließen, daß unabwendbare Leiden im allgemeinen mit Heldenmut ertragen werden. Von allen Leiden des Menschen sind wohl die durch moderne Kriege erzeugten die sinnlosesten, besonders wenn es sich um Kriege für die Privilegien kleiner Machtgruppen handelt. Daß der Amerikaner dafür nicht leiden will und das deutlich in den letzten Jahren bekundet hat, kann ich ihm nur zur Ehre anrechnen.

Doch auf Seite 162 heißt es:

«Es ist wahrscheinlich, daß künftige Siege in gleichem Maße durch die Leidensfähigkeit einer Nation, also auch durch religiöse Faktoren, bedingt sein werden wie durch ihre technische und industrielle Leistung. Die Tatsache, daß die Leidensfähigkeit der amerikanischen Nation sehr gering ist, wird daher von einer Bedeutung sein, von der sich Strategen hoffentlich nicht erst nach Beginn des nächsten Krieges überzeugen werden. Es könnte sich herausstellen, daß Amerika nicht das stärkste, sondern das schwächste Glied der atlantischen Kette ist.»

In einer Fußnote hierzu heißt es:

«Die Strategie der North Atlantic Treaty Organization (NATO) hat diese Möglichkeit offenbar unberücksichtigt gelassen.»

Es scheint, daß die militärischen Autoritäten in den USA auf diesen Punkt aufmerksam wurden. Denn kürzlich wurde bekannt, daß in Rekrutenlagern zur Übung Torturen verschiedener Art an Rekruten vorgenommen worden seien, um sie in Leidensfähigkeit zu trainieren. Starke Proteste hatten zur Folge, so heißt es, daß das Training eingestellt wurde.

Wenn ich das Sündenregister Amerikas in diesem Buch überblicke und meine eigenen Erfahrungen hinzufüge, sehe ich nicht viele Unterschiede mit den Sünden der andern Kulturvölker. Gewiß, sie sind lokal und, durch die Verhältnisse geformt, gefärbt. Im Grunde haben sie alle den gleichen Untergrund. Er liegt in dem immer wiederkehrenden Wahn des Menschen sich zu brüsten, er habe es so herrlich weit gebracht und könne seine Babeltürme bis in den Himmel bauen. Als «Herr der Natur» glaubt er, es nicht mehr nötig zu haben, sich vor dem Herrn der Heerscharen und seinen Gesetzen zu beugen. Der Wahn des Hochmuts macht ihn gleichfalls blind für die Forderungen einer sich ändernden Zeit und verschlossen gegen seine Pflicht, bestehende Zustände im privaten, im nationalen und internationalen Leben zu überprüfen, um sie, wenn sie sich überlebt haben, zu ändern.

Diese Pflicht ist im Atomzeitalter unabweisbarer denn je geworden. Die Welt steht vor der Alternative, verträglich miteinander zu leben,

oder gemeinsam unterzugehen. Sie hat zu verstehen, daß die Atomkraft den Krieg unmöglich gemacht hat, und daß ein Wirtschaftssystem, bei dem jeder machen kann was er will und was seinem persönlichen Nutzen dient, untragbar geworden ist. Es muß nach und nach durch ein System gemeinsamer Welt-Planung ersetzt werden, das jedem Menschen auf der Erde das menschenwürdige Dasein gewährt, das durch die moderne Technik möglich geworden ist.

«Wir sitzen heute alle in einem Boot an Bord dieses atombedrohten Planeten», sagte kürzlich Englands weiser Arnold Toynbee.

Ich wünschte, das Buch «Die Entdeckung Amerikas Anno 1953» könnte mehr zur Stärkung des Bewußtseins aller Menschen von ihrer Schicksalsverbundenheit beitragen. *Alice Herz*

WELTRUNDSCHAU

Fortschritt mit Hemmungen Wenn diese Zeilen den Leser erreichen, wird die *neue Genfer Konferenz*, die Tagung der westöstlichen Außenminister, schon im Gang sein. Man wird dann einigermaßen wissen, ob aus der Unmöglichkeit eines siegreichen dritten Weltkrieges, die jeder einzelnen der führenden Mächte klar geworden ist, nun auch wirklich die praktischen Folgerungen gezogen werden wollen, auf die es jetzt allein ankommt. Die Zweifel, ob das der Fall sein wird, mehren sich. «All die Umstände, die die Kriegsgefahr heraufbeschworen haben», so schreiben die Londoner «Peace News» (23. September), «bleiben bestehen . . . Die Staaten setzen ihre immer weitergetriebenen militärischen Manöver fort, ergänzen die alten Waffen mit neuen und verbesserten, suchen große neue Militärstützpunkte zu errichten, die Knowlands und ihresgleichen nehmen ihre herausfordernden Reden im Stil verbrecherischer Leichtfertigkeit wieder auf, und die militärischen Ratgeber kommen mehr und mehr auf die gefährliche Auffassung zurück, daß es doch möglich sei, begrenzte koloniale und ‚umsturzfeindliche' Kriege zu führen. So setzen sich allmählich neue Vorstellungen vom ‚Normalzustand' durch, die vielleicht eine Lage schaffen, in der die Welt zerstört werden kann.»

Die Gefahr, daß die Entwicklung diesen Gang nimmt, besteht unzweifelhaft; wir haben das seit der Genfer Julikonferenz hier wiederholt aufs nachdrücklichste betont. Und doch haben wir Grund, vor allem den Kräften zu vertrauen, die in die andere, in die Richtung des friedlichen Zusammenlebens weisen. Vergegenwärtigen wir uns die Gesamtlage. Ausgangspunkt ist die nicht mehr in Frage zu stellende Tatsache, daß ein neuer Weltkrieg früher oder später mit Atomwaffen geführt

würde. Es ist die Regierung der *Sowjetunion* gewesen, die daraus zuerst die Konsequenz gezogen hat. Wie Henry Holm, ein guter amerikanischer Beobachter des Weltgeschehens, im amerikanischen «World Interpreter» (9. September) feststellt:

«Die Russen sind mit ihrem bezeichnenden Wirklichkeitssinn (außer wenn es sich um die Lehren von Marx handelt) zu der Überzeugung gelangt, daß die große Rote Armee kein wirklicher Trumpf mehr ist ... Die NATO-Generäle haben freie Bahn, einen Krieg atomisch zu führen. Im Westen macht man es sich nicht hinreichend klar, daß diese Entwicklung in Rußland und seinen Satellitenstaaten so etwas wie eine Panik erzeugt hat. Sie bedeutete ja, daß ein Krieg mit den herkömmlichen Waffen ‚fertig' ist – und doch lag gerade auf diesem Gebiete die Überlegenheit Rußlands ... Leb wohl, Rote Armee! So kam es, daß die Russen Vorkämpfer der Abrüstung wurden. Ihr Plan, ihre Streitkräfte um 640 000 Mann zu vermindern, stellt einen wesentlichen Abstrich dar, ist aber doch nur der Abbau einer Armee, die bereits veraltet ist.

... Die neue russische Haltung gründet sich nicht auf Gefühlserwägungen. Sie entspringt vor allem der harten Tatsache, daß die Rote Armee kein Aktivposten mehr ist. Aber gerade weil diese Wandlung auf die Wirklichkeit gegründet ist, kann sie als zuverlässig und politisch ‚aufrichtig' angesehen werden. Was aber in dieser Beziehung für die Russen gilt, das gilt für alle. Kein Wunder, daß sich die Deutschen fragen, was für einen wirklichen Wert die geplante westdeutsche Armee habe, wenn 50 Atombomben das Land unbewohnbar machen würden.»

Die Wandlung in der Sowjetunion begann schon vor Stalins Tod, wahrscheinlich im Sommer 1952, als Malik zuerst einen Waffenstillstand in Korea vorschlug. Im Westen wollte man die Neuorientierung Moskaus lange nicht ernst nehmen; gedankenlos oder böswillig schob man sie als bloßes «Friedensmanöver» auf die Seite, als hinterlistigen Versuch, die «freie Welt» einzuschläfern und wehrlos zu machen. Die Rückwirkung auf die Sowjetunion war, daß die «Harten» wieder Oberwasser bekamen und der «weiche» Malenkow, der die Schwer- und Rüstungsindustrie zugunsten der Verbrauchsgüterindustrie vernachlässigt wissen wollte, in den zweiten Rang verwiesen wurde. Gleichzeitig fuhr aber der Kreml doch fort, die internationalen Beziehungen nach Möglichkeit zu entspannen; die dramatische Wendung der sowjetischen Politik gegenüber Österreich und Jugoslawien ist noch in frischer Erinnerung.

Und nun begann zum erstenmal auch der Westen positiv zu reagieren. Churchill hatte schon vor mehr als einem Jahr im Unterhaus wiederholt zu verstehen gegeben, wie tief ihn die Aussicht auf einen Atomkrieg aufwühle. Die Explosion der Wasserstoffbombe im Stillen Ozean, so bekannte er, habe alles militärische Denken der Vergangenheit als «veraltet, veraltet, veraltet» erwiesen. Und wenn man bedenkt, daß es der gleiche Churchill war, der die Politik der atomischen Bedrohung Rußlands in seiner berühmten Rede von Fulton (4. März 1946) recht eigentlich einleitete und der drei Jahre später in Boston empfahl, eine Präventivkrise, eine Kraftprobe herbeizuführen, bevor die Sowjetunion eine volksdemokratische Atombombe habe — dann ermißt man den Weg, den der alte Kriegsmann durchmessen hat, seit die Russen sich ebenfalls mit A- und H-Bomben auszurüsten begonnen haben.

Aber wohl der entscheidende Umschwung im westmächtlichen Lager kam erst, als zuerst der Radford-Dulles-Knowland-Plan, im Indochinakrieg Atomwaffen einzusetzen, ins Wasser fiel und dann der Versuch der gleichen Gruppe, die Formosakrise im vergangenen Frühjahr zum großen Schlag gegen China auszunützen, am Widerstand der Gemäßigten — eingeschlossen Eden — scheiterte. Wir haben an dieser Stelle die entsprechenden Vorgänge damals völlig klargestellt, möchten aber doch noch anführen, was die Neuyorker «Monthly Review» in ihrem Septemberheft über die weltweite Auswirkung dieser Niederlage der «Politiker der Stärke» schreibt:

«Über Nacht war (mit der Entschärfung der Fernostkrise) das höchst fragwürdige und gefährliche Gleichgewicht in der herrschenden Klasse Amerikas zerstört, das Gleichgewicht zwischen der Kriegspartei und der Vorsichtspartei. Präsident Eisenhower, der den Hauptteil seiner Amtszeit im Weißen Haus als Gefangener des äußersten rechten Flügels seiner eigenen Partei zugebracht hatte, sah sich nun – vielleicht zu seiner eigenen Überraschung – mehr oder weniger frei, seiner unzweifelhaften Vorliebe für eine friedliche Politik des Lebens und Lebenlassens Ausdruck zu geben.»

Das Ergebnis war Genf. Und ich bin überzeugt, es ist grundsätzlich nicht rückgängig zu machen. Auch nicht wenn Eisenhower infolge seiner plötzlichen Erkrankung nicht mehr imstande sein sollte, seine außenpolitische Linie selbst weiterzuführen. Schon regen sich ja die Rechtsrepublikaner mit Leuten wie Außenminister Dulles und Senator Knowland als Wortführern, um die Zügel, die — wie sie behaupten — unter Eisenhower verhängnisvoll gelockert worden seien, wieder fest in die Hand zu bekommen und den Russen zu zeigen, wohin die Fahrt gehen müsse.* Aber der «Eisenhower-Flügel» hat dennoch auch seine kräftigen Vertreter, und vor allem: die Demokraten haben, wenn Eisenhower im nächsten Jahr nicht mehr kandidiert (was wahrscheinlicher ist als das Gegenteil), große Aussicht, wieder ans Ruder zu kommen und den Kräften, die im Volk und in der Gesellschaft der Vereinigten Staaten nach vorwärts drängen, stärkeren Ausdruck zu geben. Es ist in Amerika doch etwas geschehen, was nicht mehr auszulöschen ist. Der Fortschritt mag noch auf viele Hemmungen stoßen, aber aufzuhalten ist er kaum mehr. Wir sehen die Dinge ähnlich wie der Verfasser des erwähnten Aufsatzes

* Die Krankheit Eisenhowers hat etwas Unheimliches an sich. Sie erinnert fatal an den plötzlichen Tod Roosevelts, der genau in dem Augenblick erfolgte, da eine erste Entscheidung über die Nachkriegspolitik der Vereinigten Staaten fällig war, und der sofort dazu ausgenützt wurde, um den Kalten Krieg gegen die Sowjetunion einzuleiten. Sind es die gleichen okkulten Mächte, die auch Eisenhower ausgeschaltet haben, als es sich darum handelte, den «Geist von Genf» zu einer lebendigen Wirklichkeit zu machen? Außenminister Dulles hat jedenfalls nicht ohne Berechnung seine Rede vor der halbfaschistischen American Legion, in der er sagte, die «Weltöffentlichkeit» werde die Sowjetunion zwingen, Ostdeutschland und die osteuropäischen Satellitenstaaten freizugeben, während der Krankheit des Präsidenten in dieser Schärfe gehalten, auch wenn Eisenhower sich hintendrein mit ihr einverstanden erklären mußte.

in der «Monthly Review», Paul Sweezy, der meint, man könnte versucht sein, eine lange, vielleicht Jahrzehnte währende Periode verhältnismäßiger Stetigkeit vorauszusagen, in der die beiden großen Weltsysteme, Kapitalismus und Sozialismus, ihre gegenseitige Stärke und ihre Absichten erproben würden und in Frieden, wenn schon nicht in Freundschaft, miteinander zu leben lernten.

«In Wirklichkeit – sagt Sweezy – ist es nicht wahrscheinlich, daß es so geht. Der Kapitalismus, der jetzt eine jener Aufschwungszeiten genießt, die immer seine Geschichte gekennzeichnet haben, wird wieder – und vielleicht eher früher als später – einer Periode von Krisen und Konflikten entgegengehen. Der Sozialismus aber, der immer noch damit ringt, sich in rückständigen Ländern mit niedriger Technik und wenig ererbtem Kapital festzusetzen, hat kaum begonnen, sich der gewaltigen Reichtumsmöglichkeiten und der hohen Kulturnormen bewußt zu werden, welche die moderne Wissenschaft einer Gesellschaft verheißt, die mit rationeller Planung die menschlichen Bedürfnisse ihrer Glieder zu befriedigen strebt. Die Kolonial- und Halbkolonialvölker von Afrika, Lateinamerika und großer Teile Asiens stehen erst am Anfang und nicht am Ende ihres Aufstandes gegen ausländische Ausbeutung und für das Recht, ihre Zukunft selber zu bestimmen. Das sind die großen Kräfte, die unter der Oberfläche wirken, und sie werden in den vor uns liegenden Jahren neue Lagen, neue Fragen und neue Möglichkeiten schaffen.»

Deutschland bleibt geteilt Das Haupttraktandum der Genfer Ministerkonferenz wird die *deutsche Frage* sein. Aber die Aussichten sind gering, daß man ihrer Lösung wesentlich näherkommen wird. Der britische Außenminister MacMillan hat zwar in einer Rede in Neuyork versichert, die Westmächte hätten jetzt einen Plan bereit, der Rußland Sicherheit vor einem neuen deutschen Angriff geben werde. Er fügte jedoch gleich bei, falls die Sowjetunion trotzdem der Wiedervereinigung Deutschlands widerstreben werde, so sei das dann eben ein Beweis dafür, daß es ihr nicht um ihre Sicherheit zu tun sei, sondern um die völlig unrechtmäßige Absicht, die Herrschaft über den einen Teil Deutschlands zu befestigen und sie sogar auf den andern auszudehnen. Die Zweifel MacMillans an der Bereitschaft Moskaus, den westlichen Sicherheitsplan anzunehmen, sind durchaus begründet, hat er doch selber gesagt, ein wiedervereinigtes Deutschland müsse der NATO — dem militärisch hochgerüsteten Westblock — angeschlossen werden, und das könne man ihm «kaum verübeln». Die Russen werden da anders denken. «Wozu» — so werden sie fragen — «muß denn Gesamtdeutschland der NATO angeschlossen werden? Wozu ist es nötig, die westmächtliche Militärgrenze bis an Oder und Neiße vorzurücken und amerikanische Truppen mit ihren Atomwaffen unmittelbar an die polnische Grenze heranzubringen? Heißt das nicht, daß damit — entsprechend der ‚Politik der Stärke' — ein Druck auf Polen und die Sowjetunion ausgeübt werden soll, um sie zu zwingen, die Deutschland abgenommenen Ostgebiete wieder herauszugeben? Haben nicht die westlichen Außenminister am 28. September erneut ausdrücklich erklärt, daß sie die jetzigen Ostgrenzen Deutsch-

lands nicht anerkennen, daß deren Festlegung vielmehr erst in einem künftigen Friedensvertrag erfolgen dürfe? Ist es darum nicht ein Gebot elementarer Selbstverteidigung, daß die Sowjettruppen genau so lang auf dem Boden Ostdeutschlands bleiben, wie die NATO-Streitkräfte in Westdeutschland bleiben?»

Dazu kommt ein Zweites. In der soeben erwähnten Erklärung der westmächtlichen Außenminister ist erneut festgestellt worden, daß «die drei Regierungen weder das in Ostdeutschland aufgerichtete Regime noch die Existenz eines Staates in der Sowjetzone anerkennen». Das verhindert erst recht jede einvernehmliche Lösung der deutschen Frage. Denn soviel ist ja klar: Ostdeutschland kann nicht einfach von der Bonner Republik annektiert und ihrem wirtschaftlichen und politischen Regime unterstellt werden. So sehr die Mehrheit der ostdeutschen Bevölkerung das heutige Regime in der DDR ablehnt, so wenig will sie ihren Anschluß an die Bundesrepublik mit der Übernahme des westdeutschen Kapitalismus und Halbnazismus erkaufen. Diejenigen werden wohl recht haben, die meinen, bei freien Wahlen in der DDR würde sich eine Mehrheit für ein irgendwie sozialistisches Regime aussprechen. Diese ostdeutsche Mehrheit darf aber nicht durch eine gesamtdeutsche Abstimmung, die eine *nichtsozialistische* Mehrheit ergeben könnte, in eine Minderheit verkehrt werden; die Frage der innenpolitischen Neuordnung Gesamtdeutschlands muß vielmehr durch freie Verständigung zwischen den beiden jetzt getrennten Landesteilen gelöst werden. Und davon wollen nun, wie man weiß, weder die Westdeutschen (und zwar ziemlich einmütig) noch die Vereinigten Staaten, England und Frankreich das geringste wissen. Die Sowjetunion hat nun zwar einen förmlichen Vertrag mit der DDR abgeschlossen, der dem ostdeutschen Staat nicht nur (wie schon im März 1954) erneut die Souveränität zuerkennt, sondern ihm auch ausdrücklich das Recht zuweist, in inneren und äußeren Angelegenheiten, einschließlich der Beziehungen zur Bundesrepublik, selber frei zu entscheiden. Bonn und die Westmächte sollen dadurch natürlich gezwungen werden, in Verhandlungen über alle Angelegenheiten von beidseitigem Interesse und schließlich über die Umstände der Wiedervereinigung selbst einzutreten — Verhandlungen, für die sich die Sowjetunion von jetzt ab als unzuständig erklärt. Allein, es ist bei der hochmütigen Einstellung des Westens zu der DDR gar nicht daran zu denken, daß an der Genfer Konferenz oder überhaupt in absehbarer Zeit diese Sachlage von den «freien Nationen» anerkannt würde; der Standpunkt des Westens bleibt, wie er einmal von dem CDU-Abgeordneten Jäger im westdeutschen Bundestag fixiert wurde: «Diesseits des Eisernen Vorhanges regieren Gentlemen, jenseits regieren Banditen.» Punktum. Wie es da mit der deutschen Einigung vorwärtsgehen soll, ist schwer einzusehen. Adenauer hat eben versäumt, aus seinen Moskauer Erfahrungen mit der erforderlichen Festigkeit die Konsequenzen zu ziehen und offen von der gegenstandslos gewordenen

«Politik der Stärke» abzurücken. Mit Rücksicht auf das Widerstreben in seinen eigenen Reihen — Außenminister von Brentano wehrte sich ja in Moskau bis zum letzten Augenblick gegen die Aufnahme diplomatischer Beziehungen mit der Sowjetunion — und um die Westmächte in ihrem Kurs nicht zu stören, hat er vor dem Bundestag erneut seine Entschlossenheit beteuert, an der alten Linie festzuhalten und insbesondere niemals die Existenz eines anderen Deutschlands als des in der Bonner Republik organisierten anzuerkennen. Ob das alles so ganz ernst ist, bleibe dahingestellt; es wäre ja immerhin möglich, daß dabei ein gut Stück taktische Schlauheit beteiligt ist, die sich den Weg offenhalten will, um bei Zeit und Gelegenheit doch noch durch eine Verständigung mit dem Osten zur Wiedervereinigung der beiden getrennten Hälften Deutschlands zu kommen. Die scheindemokratische Fassade, hinter der die Atlantikstaaten und ihr heutiger westdeutscher Verbündeter ihre Machtziele verfolgen, würde dabei freilich in die Brüche gehen.

Der Umschwung in Argentinien Für die *wirkliche* Einstellung der Westmächte zur Demokratie, deren Durchsetzung in Ostdeutschland ihnen angeblich so sehr am Herzen liegt, ist recht bezeichnend ihr Verhalten gegenüber dem *Staatsstreich in Argentinien*. Gewiß, Oberst Perón war ein skrupelloser und demagogischer Diktator; über seinen Sturz müßten wir uns vorbehaltlos freuen — wenn nur die neuen Machthaber wirklich ein demokratisches und soziales Regime aufzurichten entschlossen wären. Aber daran zu zweifeln besteht jeder Anlaß. Schon die Art und Weise, wie sie ans Ruder kamen — durch eine Militär- und Flottenrevolte und die Drohung, die Hauptstadt Buenos Aires zu beschießen, falls Perón, der immerhin durch ein überwältigendes Volksvotum an die Spitze der Regierung gestellt worden war, nicht sofort abdanke --, schon dieser rein durch Waffengewalt erzwungene Systemwechsel hat wenig Demokratisches an sich. Es ist die in Lateinamerika übliche Art, eine Interessentengruppe in den Besitz des Staatsapparates zu setzen, die sich durch die bisherigen Inhaber der Regierungsgewalt verkürzt oder bedroht sah. Und das ist nun tatsächlich auch bei dem jüngsten Umschwung in Argentinien der Fall gewesen. Perón hatte mit der korrupten kapitalistisch-feudalen Scheindemokratie aufgeräumt, die vor ihm bestanden hatte. Er hatte, wenn auch mit brutalen und unmoralischen Mitteln und gestützt auf die organisierte Arbeiterschaft sowie auf das Lumpenproletariat der «descamisados», der «Hemdlosen», einen Grad von sozialpolitischem Fortschritt verwirklicht, der in Südamerika wohl ziemlich vereinzelt dasteht. Er hatte den Kampf gegen die zunehmende Durchdringung seines Landes durch den nordamerikanischen Imperialismus aufgenommen, einen Kampf, der ihm in ganz Südamerika zuerst die stärk-

ste Sympathie gewann.* Und er hatte schließlich sogar die Vorrechte der katholischen Kirche anzutasten gewagt, hatte ihr Schulmonopol durchbrochen, die zivile Eheschließung und Ehescheidung durchzusetzen versucht und die Trennung von Kirche und Staat vorbereitet.

Kein Wunder, daß er den erbitterten Widerstand der Kräfte herausforderte, die an der alten Ordnung der Dinge interessiert waren: der Großgrundbesitzer, der Mehrzahl der einheimischen Industrie- und Finanzkapitalisten, des Klerus (die römische Kirche ist auch große Bodenbesitzerin) und des nordamerikanischen Imperialismus. Ein Teil der Armeeoffiziere und besonders die Flottenkommandanten, die großenteils aus der feudalen Oberschicht herstammen, stellten sich nur allzu willig in den Dienst der Gegenrevolution, und als Perón durch eine Reihe unpopulärer Maßnahmen und wirklicher Fehlgriffe in den Reihen der eigenen Anhängerschaft Mißstimmung erzeugt hatte, schien ihnen der Augenblick gekommen, um den verhaßten Diktator zu stürzen. Der Erfolg, der ihnen — nach dem mißglückten ersten Putsch vom vergangenen Juni — so rasch in den Schoß fiel, scheint ihnen recht gegeben zu haben. Aber es ist nur ein *militärischer* Erfolg und ein Erfolg der sozialen, politischen und geistigen Reaktion, nicht ein Erfolg der Sache der Freiheit und Gerechtigkeit. Und wenn jetzt im Lager der Westmächte, vorab in den Vereinigten Staaten, der Sturz Peróns als Sieg der Demokratie gefeiert wird, wenn auch bei uns zulande Perón nur als der Diktator und Despot gewürdigt wird und der Korrespondent der «Neuen Zürcher Zeitung» in Buenos Aires (in einem Bericht vom 25. September) voller Begeisterung die überschäumende Fröhlichkeit der Bevölkerung der argentinischen Hauptstadt nach dem Einsturz des «peronistischen Kartenhauses» schildert, so steht dahinter viel weniger die Genugtuung über den Sturz einer Gewaltherrschaft als diejenige über die (vorläufige) Beseitigung eines Regimes, das der Vormachtstellung des Besitzes und seiner weltlichen wie geistlichen Stützen ein Ende zu machen drohte. Daß sich die Regierungen der «freien Welt» — auch die Schweiz war dabei

---

* Die Hamburger «Andere Zeitung» (Nr. 21) berichtet: «Wenige Tage vor dem Putsch hatte die argentinische Regierung, die sich jahrelang bemühte, ihr Land aus der wirtschaftlichen Abhängigkeit vom nordamerikanischen Kapital zu befreien, mit der Sowjetunion über Lieferungen im Werte von 100 Millionen Dollar verhandelt, so daß eine Parallele mit dem von den USA ein Jahr zuvor organisierten Staatsstreich in Guatemala auf der Hand lag. Hinzu kommt, daß sich das amerikanische Kapital in letzter Zeit weit mehr als in früheren Jahren auf den lateinamerikanischen Markt konzentriert hat. – Die USA sind an den Vorgängen in Argentinien aber nicht nur aus wirtschaftlichen Gründen interessiert. Seit Jahren arbeitet das Pentagon an der Einbeziehung Südamerikas in ein weltumspannendes antisowjetisches Militärbündnissystem; und ein Südatlantikpakt, wie ihn die amerikanischen Militärs planen, wäre ohne Argentinien undenkbar. Wenn man außerdem weiß, daß es heute in Amerika einflußreiche Politiker gibt, die das Schwergewicht der globalen amerikanischen Politik auf die ‚kontinentale panamerikanische', also auf Südamerika, verlagern wollen, so ist nicht zu bestreiten, daß den Amerikanern die Wendung in Argentinien keineswegs aus demokratischen Motiven sympathisch ist.»

— beeilt haben, die neue argentinische Regierung förmlich anzuerkennen, obwohl sie durch Gewalt ans Ruder gekommen ist und sich wahrscheinlich nur durch Gewalt wird halten können, gehört zum Ganzen. Die Regierung *Ostdeutschlands* anzuerkennen, dessen weigern sie sich natürlich aus reiner demokratischer Grundsätzlichkeit mit der letzten Entschlossenheit . . .

Von Marokko bis Indochina Ihren freiheitlich-humanitären Prinzipien leben die Westmächte auch sonst in der Welt auf recht eigentümliche Weise nach. Frankreich kommt in *Nordafrika* nicht aus den Nöten heraus, weil es nicht den Mut aufbringt, mit der Herrenrassenpolitik seiner Kolonisten zu brechen und den nach Selbstbestimmung dürstenden Eingeborenenvölkern ehrlich und unzweideutig ihr Recht zu geben. Die Schwierigkeiten in Marokko sind ja durch den Rücktritt des Puppensultans Ben Arafa nur vorübergehend gemildert worden, und in Algerien ist mit dem Aufstand der «Beni-Oui-Oui» und dem neuerlichen Durchbruch der nationalistischen Bewegung das Scheinparlament von Frankreichs Gnaden ebenso hilflos zusammengebrochen wie das «Reformwerk» des Gouverneurs Soustelle. Der dramatische Auszug der französischen Vertreter aus der Generalversammlung der Vereinten Nationen, die die algerische Frage auf ihre Tagesordnung zu setzen beschlossen hat, ist nur ein Beweis der inneren Schwäche des Pariser Regimes, wenn auch durch einen der üblichen Kompromisse, wie er sich vorbereitet, der Zorn der Pariser Regimeträger wieder etwas beschwichtigt werden mag.*

Keinen besseren Geist bekundet die Regierung Großbritanniens mit ihrer Handhabung der *Cypernfrage*. Auch hier kurzsichtige Mißachtung der Volkswünsche (Vereinigung mit Griechenland oder doch regionale Selbstbestimmung), Ersetzung des zivilen Regimes durch eine eigentliche Militärdiktatur und Heraufbeschwörung einer Kraftprobe, bei der auf die Länge der gewinnende Teil sicher nicht England sein wird. Mit gleicher Blindheit steuert London seinen alten Kurs auf dem *orientalischen Festland* weiter, wo es fast überall die feudal-reaktionären Mächte der Vergangenheit stützt. Und wo es sich, wie in Ägypten, mit den mehr oder weniger revolutionären Kräften arrangiert, da verletzt es das gerade dort so reizbare Nationalgefühl, indem es zum Beispiel im Verein mit Amerika an die Lieferung von Waffen die Bedingung knüpft, daß Ägypten seine Außenpolitik den Machtzielen des Westblocks angleiche. Natürlich springt jetzt die Sowjetunion mit der Lieferung von Kriegs-

* Der Beschluß der UNO-Versammlung hätte praktisch keine allzu große Bedeutung gehabt, auch wenn sich Frankreich mit ihm abgefunden hätte. Aber er ist insofern von großer *moralischer* Bedeutung, als er beweist, wie weitverbreitet in der Welt die Überzeugung ist, daß Frankreich gar nicht imstande ist, das Nordafrikaproblem zu lösen, und daß daraus eine Lage entstehen könne, die wie Frankreichs Versagen in Indochina den Weltfrieden aufs neue zu gefährden geeignet ist.

material ein, während Ministerpräsident Nasser heftige Reden gegen den Westen führt und sich in die Tschechoslowakei — vielleicht bald auch nach Moskau — einladen läßt.

In der undankbarsten Rolle sehen sich die Westmächte aber in *Ostasien*. Die Regierung von Südkorea, ihr «teurer» Schützling, droht andauernd mit Krieg gegen den kommunistischen Nordstaat. Tschiang Kai-schek hetzt nach wie vor die Vereinigten Staaten zum bewaffneten Eingreifen gegen «Rotchina» auf. Und die Regierung Diem in Südvietnam macht nicht die geringste Miene, das Genfer Abkommen von 1954 über die Veranstaltung freier Wahlen in beiden Landesteilen zu vollziehen — mit Recht überzeugt, daß das Ergebnis nur ein Sieg der kommunistisch-nationalen Sache sein könnte. Was sollten die Westmächte in dieser Lage tun? Vor allem, so muß man immer wiederholen, endlich das neue China in aller Form anerkennen! Chinas Gegenleistung müßte der Verzicht auf den ja doch aussichtslosen Versuch sein, Formosa sich mit Gewalt einzuverleiben. Das würde es Amerika erleichtern, seinerseits Tschiang Kai-schek im Zaum zu halten. Anderseits hat China keinen Grund, sich in die weitere Entwicklung in Korea einzumischen; es genügt ihm, wenn Nordkorea weiterhin ein Schutzdamm für seine lebenswichtige mandschurische Industrie bleibt und die amerikanischen Streitkräfte in Südkorea festliegen, ohne Syngman Rhees Tatendrang zu ermutigen. Und was schließlich Indochina betrifft, so dürften weder die Vereinigten Staaten noch Frankreich die Manöver Präsident Diems mit Waffengewalt unterstützen, so wenig wie China seinem Freund Ho Chiminh zu Hilfe eilen würde, wenn es über der Sabotierung von allvietnamesischen Wahlen durch den Südstaat neuerdings zum Bürgerkrieg kommen sollte.

Aber werden sich die Westmächte wirklich auf ein solches Befriedungsprogramm einigen? Wird sich vor allem Amerika doch innert nützlicher Frist zur Anerkennung der Chinesischen Volksrepublik als einer Dauertatsache herbeilassen und so die Atmosphäre schaffen helfen, in der allein die ostasiatischen Konflikte entgiftet zu werden vermögen? Es sieht vorerst gar nicht danach aus. Und das ist kaum weniger beunruhigend als die Unwilligkeit der Mächte, die günstige Atmosphäre, die durch die Genfer Viererkonferenz in *Europa* schon geschaffen worden *ist*, auch wirklich zur Lösung der hängigen Streitfragen auszunützen.

Das Problem Japans Eine besondere Stellung im Kampf um Ostasien nimmt *Japan* ein. Es steht heute in gewisser Beziehung zwischen den beiden gegensätzlichen Welten, der kommunistischen und der antikommunistisch-kapitalistischen Welt, deren Konflikt es für seinen eigenen Wiederaufstieg auszunützen trachtet. Gegen Ende des Zweiten Weltkrieges schienen zwar auch gegenüber Japan, wie in Europa gegen Deutschland, die Alliierten entschlossen, gemeinsam für die dauernde Ausschaltung des bereits schwer

erschütterten Imperiums als aggressiver Militärmacht zu sorgen. Das schon vereinbarte Eingreifen der Sowjetunion gegen Japan wurde indessen hinfällig, als die Vereinigten Staaten in der Atombombe das Mittel gefunden hatten, um ohne russische Hilfe dem Lande des Mikado den Knock-out-Stoß zu versetzen. Hiroshima und Nagasaki mußten dazu dienen, die Sowjetunion von der Beteiligung an der Besetzung Japans abzuhalten und die Alleinherrschaft Amerikas über das Inselreich zu sichern. Seither ging die Politik der Vereinigten Staaten geradlinig darauf aus, Japan in den sich bildenden antikommunistischen Block zu bringen und ihm sogar, mit seiner hochdisziplinierten Bevölkerung und seinem mächtigen Militärpotential, die führende Rolle im Kampf gegen den asiatischen Kommunismus zu übertragen, während die Sowjetunion sich bemühen mußte, Japan zu neutralisieren, wenn nicht es dem eigenen Lager anzunähern. Aus diesem Gegensatz für ihr Land Gewinn zu ziehen und die beiden rivalisierenden Großmächte gegeneinander auszuspielen, das mußte ein lockendes Ziel für die japanische Staatskunst sein.

Aber das eigentliche Problem Japans liegt tiefer. Es ist im Grunde das gleiche, mit dem, wie so manches andere asiatische Land, so besonders China zu ringen hat: der Hunger. Japan hat heute 85 Millionen Einwohner auf einer Bodenfläche, die wesentlich kleiner als diejenige Schwedens und nur zu 17 Prozent anbaufähig ist. Es weist denn auch mit über 1000 Menschen je Quadratkilometer die größte Volksdichte in der ganzen Welt auf. Seine Landwirtschaft war bei weitem nicht imstande, eine immer noch wachsende Bevölkerung zu ernähren. Es stürzte sich darum im neunzehnten Jahrhundert mit Leidenschaft in die *Industrialisierung*, die ihm eine Grundbedingung zu sein schien, um sein Ernährungsproblem zu lösen und zugleich seine großen Menschenreserven nutzbar zu machen. In seinen Fabriken, die mit den modernsten Maschinen ausgerüstet waren, welche europäische und amerikanische Technik erfunden hatte, arbeiteten Männer, Frauen und Kinder in der Zucht des überlieferten Feudalismus, um einer dünnen kapitalistischen Oberschicht märchenhafte Gewinne zu verschaffen. Wie nirgends sonst auf der Welt entwickelte sich so eine industrielle Monopolwirtschaft, deren führende Konzerne — die Mitsui, Mitsubishi, Sumimoto, Yasuka und Furukawa in Verbindung mit dem Finanztrust der Zaibatsu — tatsächlich das ganze Erwerbsleben Japans unmittelbar und mittelbar beherrschten.

Statt aber die Lebenshaltung des Arbeitervolkes stetig zu heben, suchte dieser Überkapitalismus umgekehrt Hunger und Arbeitslosigkeit zu stabilisieren, um sich eine immer verfügbare industrielle Reservearmee zu sichern. In der Großindustrie vor allem, in der siebzig Prozent der Arbeitskräfte Frauen waren, herrschten die grausigsten Arbeits- und Lebensbedingungen. Die Sterblichkeit unter der Arbeiterschaft war entsetzlich hoch, vor allem infolge einer ganz einseitigen Ernährungsweise.

In einer Tokioter Fabrik, in der die Tuberkulose besonders schwere Verheerungen anrichtete, genügte die Einführung einer ausgeglichenen Ernährung, um die Tuberkulosesterblichkeit um achtundsiebzig Prozent zu verringern.

Forcierte Industrialisierung war aber nur das eine Hauptmittel, um das Nahrungsproblem Japans zu lösen. Das andere war *kriegerische Eroberung*. Noch 1930 war die Hälfte der japanischen Bevölkerung in der Landwirtschaft tätig, 1945 immerhin vierzig Prozent. Das Elend, in dem außer der Arbeiterschaft auch die Landbevölkerung lebte, war außerordentlich groß und die Versuchung, es durch gewaltsame Erweiterung des Nahrungsspielraumes zu beheben, fast übermächtig. Der aggressive Nationalismus und Imperialismus einer feudalen Oberklasse und einer gewinnhungrigen Kapitalistenschicht fand jedenfalls in der sozialen Notlage der breiten Volksmassen den besten Nährboden. Wobei die westlichen Völker, die ihrerseits aus der mittelalterlichen Halbsklaverei der unterernährten Massen Japans mancherlei Nutzen zogen — trotz der Konkurrenz, die die billigen japanischen Waren ihrer Industrie machten —, eine schwere Mitschuld an der Ausbreitung des japanischen Militarismus und Imperialismus tragen. Freilich, der Weg der Eroberung asiatischer Festlands- und Inselgebiete, auf den sich Japan seit 1894 — Krieg mit China — und 1904 — Krieg mit Rußland — immer folgerichtiger begeben hatte und der 1931, mit dem Angriff auf die Mandschurei und dann 1937 mit der Kriegserklärung an China in einen neuen, besonders gewalttätigen Abschnitt eingetreten war, führte erst recht in die Katastrophe hinein. Als die japanische Regierung 1945 um Frieden bat, betrug die Tagesration der japanischen Bevölkerung kaum mehr als 1000 Kalorien — eine eigentliche Hungerration, werden doch für eine ausreichende Ernährung selbst bei leichter Arbeit zum mindesten 2500 Kalorien für nötig erachtet. Die Furcht vor einer kommunistischen Revolution zwang die Regierung von Tokio nicht weniger als ihre militärische Ohnmacht, um jeden Preis dem Krieg ein Ende zu machen.

Unter amerikanischer Führung begann nun eine Zeit wirtschaftlicher Reformen, die das nationale Leben Japans auf eine neue Grundlage zu stellen bestimmt waren. Die Landwirtschaft vermochte auch tatsächlich, dank einer umfassenden Bodenverteilung an besitzlose Pächter und mit Hilfe bäuerlicher Produktivgenossenschaften, ihren Ertrag auf Vorkriegshöhe zu steigern. Aber der Verlust von Agrargebieten wie die Mandschurei, Korea und Formosa, die früher einen Viertel des einheimischen Bedarfes gedeckt hatten, ließ dennoch ein gewaltiges Ernährungsdefizit übrig. Und ganz bezeichnenderweise nahm gleichzeitig — im Jahrfünft 1945 bis 1949 — die Bevölkerungsvermehrung mit fünf Millionen Köpfen ein Tempo an, wie es bisher in der Geschichte Japans nie erreicht worden war. So sah sich Japan aufs neue auf die Entwicklung seiner Industrie angewiesen, um die Möglichkeit zu bekommen,

durch Ausfuhr von Fertigwaren die fehlenden Lebensmittel hereinzubringen. Allein der Erfolg war wiederum unbefriedigend, vor allem wegen des Eingreifens der Vereinigten Staaten. Auf der einen Seite schnitt Amerika die japanische Wirtschaft von ihrem natürlichen Zusammenhang mit dem asiatischen Festland ab, das als Rohstoff- und Lebensmittellieferant wie als Absatzgebiet von schlechthin lebenswichtiger Bedeutung für das kleine Inselland ist. Anderseits desorganisierte es die japanische Wirtschaft auch von innen her, indem es zwar die kapitalistischen Monopolgebilde in Industrie und Finanz aufzulösen begann, aber keine neue, auch nur einigermaßen demokratische Wirtschaftsverfassung an ihre Stelle zu setzen vermochte. Das Ergebnis ist auf jeden Fall, daß die alten industriellen Konzentrationen und Großkonzerne die Macht aufs neue mehr und mehr in die Hand bekommen und daß der wirtschaftlichen Diktatur, der das Land wieder unterworfen ist, vielleicht über kurz oder lang auch die politische Diktatur nachfolgt.

Damit wäre freilich dem Land nicht geholfen. Mit Gewaltmitteln kann das Wirtschaftsübel, an dem Japan leidet, nicht beseitigt werden, befindet sich doch die Industrieproduktion Japans in einer chronischen Stockung. Der Konjunkturaufschwung, den der Koreakrieg mit sich brachte, ist längst wieder zusammengebrochen; wenn heute die industrielle Erzeugung fünfzig Prozent ihres Vorkriegsniveaus erreicht hat, so ist das wahrscheinlich alles, während Japans Außenhandel gegenwärtig nicht einmal vierzig Prozent seines Umfangs in den dreißiger Jahren beträgt. Neunzig Prozent seiner Einfuhr stammen aus Amerika, das aber nur zehn Prozent seiner Ausfuhr aufnimmt. Wie soll diese Kluft überbrückt werden? Das Defizit des japanischen Außenhandels hat sich in den letzten Jahren nur immerfort vermehrt; betrug es 1948 noch 426 Millionen Dollar, so war es Ende 1953 bereits auf über eine Milliarde Dollar angewachsen, und heute dürfte es noch beträchtlich höher sein. Entsprechend niedrig ist die Lebenshaltung des Volkes. Anfang 1952 wurde das Nationaleinkommen Japans auf ganze 46 Dollar pro Kopf geschätzt, dreizehn Prozent weniger als in den Jahren unmittelbar vor dem Zweiten Weltkrieg. Dabei erweitert sich die Spanne zwischen Löhnen und Preisen immer mehr. Die Inflation macht dauernd Fortschritte, und im gleichen Verhältnis nehmen Unterernährung und Not in der industriellen wie in der landwirtschaftlichen Bevölkerung zu.

China als Vorbild Kein Wunder, daß das Verlangen nach Lockerung der Bindung Japans an Amerika und nach Wiederherstellung der wirtschaftlichen Beziehungen zum asiatischen Festland, vor allem zu China, im Volk immer stärker wird. Das drückt sich nicht nur in einer zunehmend rebellischen Stimmung unter der gewerkschaftlich organisierten Arbeiterschaft aus (rund vierzig Prozent der japanischen Arbeiter gehören gegenwärtig den Gewerkschaften an); es spiegelt sich auch in den Ergebnissen der Reichstagswahlen zu Beginn

dieses Jahres wider, die den beiden sozialistischen Parteien 156 von den 467 Sitzen, also einen vollen Drittel der Gesamtzahl, einbrachten, mit deutlichem Vorsprung der Linkssozialisten (89 gegen 67 Mandate der Rechtssozialdemokraten). Noch beherrschen die konservativen Parteien («Demokraten» und «Liberale») das Parlament, aber ihre Regierung entbehrt der inneren Stärke. Sie weicht der gegebenen Lösung des wirtschaftlichen Problems Japans geflissentlich aus und sucht zu lavieren, so gut sie eben vermag. Von der amerikanischen Vormundschaft will sie sich nicht freimachen, obwohl Außenminister Shigemitsu bei seinem kürzlichen Besuch in Washington Herrn Dulles zu überzeugen suchte, daß Japan mit einer Bodenarmee von 180 000 Mann jetzt ohne die amerikanischen Militärstützpunkte auskommen könne. (Die Vereinigten Staaten verlangen doppelt so viel und denken nicht daran, Japan sich selbst zu überlassen.) Anderseits kommt die Regierung Hatoyama auch mit den Ländern des kommunistischen Blockes zu keiner Verständigung; die in London geführten Verhandlungen mit der Sowjetunion sind nach dreimonatiger Dauer ergebnislos abgebrochen worden, und die Aufnahme diplomatischer Beziehungen mit Peking stößt von japanischer (und natürlich amerikanischer) Seite immer wieder auf ernste Schwierigkeiten. Und doch ist der Volkswille eindeutig: keine Aufrüstung im Dienste der Vereinigten Staaten, Schluß mit der amerikanischen Besetzung und Abkehr von der wirtschaftlichen Abhängigkeit gegenüber den USA, hingegen energische Annäherung an das neue China.

Es ist in dieser Hinsicht überaus aufschlußreich, was im Februarheft 1955 des «Vassar Alumnae Magazine» (der Zeitschrift des Vassar-College, eines der größten Töchterinstitute der Vereinigten Staaten) *Mary Wright*, eine der besten amerikanischen Sachverständigen für Fernostfragen, auf Grund eines einjährigen Studienaufenthalts in Japan zu berichten weiß. «Man merkt heute in Japan», so schreibt Frau Wright, «wenig von Furcht oder auch nur Besorgnis in Beziehung auf das kommunistische China. Der ‚Ton' der öffentlichen Meinung ist im Gegenteil warm und freundlich. Es wird viel über China geschrieben — in Zeitungen, Zeitschriften und Büchern —; aber wenn auch die Gesichtspunkte und das geistige Niveau wechseln, so ist die Auseinandersetzung doch sozusagen immer in eine sympathische und herzliche Sprache eingebettet. Die übliche Sprache ist nicht nur sympathisch, sondern auch achtungsvoll. Was auch die besondere Ansicht des Schreibers sein mag, er geht immer von der Annahme aus, daß das kommunistische China eine Großmacht ist, die sich behaupten wird, das führende Land Asiens schon heute, schließlich vielleicht sogar dasjenige der ganzen Welt. Seine Politik, seine Literatur und Kunst, seine Sozial- und Wirtschaftsreformen werden als genauer Aufmerksamkeit wert angesehen, sowohl wegen ihres inneren Interesses als wegen ihrer Beziehung zu Japans Zukunft.»

Von den Führern des neuen Chinas, so stellt Mrs. Wright fest,

genießt in Japan insbesondere Mao Tse-tung höchste Bewunderung. Japanische Übersetzungen von amerikanischen oder formosachinesischen Angriffen auf Mao bleiben trotz ihrer Billigkeit — drei Cents — in den Buchläden liegen, während die Schriften Maos zu Preisen von fünfzehn Cents bis vier Dollar ständig verkauft werden. Die Literatur der chinesischen Revolution übt in Japan einen ungeheuren Einfluß aus. Chinas neue Wirtschaftspolitik ist Gegenstand lebhafter Diskussion nicht nur in Fachkreisen, sondern auch in kapitalistischen und Arbeiterorganisationen und in Parteiversammlungen. Führende Politiker und Geschäftsleute suchen beständig den Umfang des japanischen Handels mit dem Festland zu erweitern, während die von Amerika verordnete Beschränkungen die Quelle dauernder Reibungen sind. «Dem Mann auf der Straße sagt man — und er scheint es zu glauben —, daß es mehr Arbeitsplätze mit höheren Löhnen geben würde, wenn Japan wieder frei nach dem Festland exportieren könnte, und mehr Lebensmittel, Kleider und Brennstoffe zu niedrigeren Preisen, wenn Japan wieder frei aus dem Festland importieren könnte . . . Die Japaner können bei dieser Denkweise leicht überzeugt werden, daß die amerikanische Wirtschaftshilfe, die für sie ebenso drückend ist wie für den amerikanischen Steuerzahler, ein — wie die Kommunisten sagen — bedeutendes Hindernis für den Wiederaufbau einer unabhängigen japanischen Wirtschaft darstellt.»

Die Berichte über die Umgestaltung der chinesischen Wirtschaft werden in Japan eifrig studiert und sehr ernst genommen. Man streitet wohl über die Auslegung der Zahlen, aber das betrifft nur den Grad des wirklichen wirtschaftlichen Fortschritts. Eine wachsende Zahl von Japanern ist empfänglich für den Gedanken, «daß das Wirtschaftsprogramm von Maos ‚Neuer Demokratie' das richtige Muster für die Entwicklung aller asiatischen Volkswirtschaften, einschließlich der japanischen, ist».

Ähnliches gilt für die Sozialpolitik des kommunistischen China. Die sozialistische Gesellschaft, die in China entsteht, wird «anderen sozialistischen Systemen gegenüber als ebenso überlegen betrachtet, wie die konfuzianische Gesellschaft dem japanischen oder westlichen Feudalismus überlegen war. Und in dem Maße, als das kommunistische Experiment in China seinen Fortgang nimmt, glauben zahlreiche Japaner in ihm die harmonische Lösung der schweren Spannungen zu sehen, in die sich die japanische Gesellschaft heute verkrampft hat.» Kurz, so faßt Mrs. Wright zusammen,

«das Bild vom kommunistischen China, das in Japan am weitesten verbreitet ist, ist das Bild eines großen Landes, des ‚großen Bruders', des ‚guten Nachbarn', der jetzt wieder einmal der Schrittmacher der Welt wird; eines Landes, das beweist, daß eine asiatische Wirtschaft von ihrer eigenen Bevölkerung ohne fremde Hilfe entwickelt werden kann; daß eine freie, moderne Gesellschaft auf alten Grundlagen aufgebaut werden kann; daß asiatische Staatsmänner die Achtung der Welt erringen können; daß eine asiatische Armee den Westen im Zaum halten kann; daß politische Einrichtungen geplant werden können, die den echten Wünschen des Volkes Ausdruck geben und nicht den Interessen der Besitzenden dienen, wie das in bezug auf den Westen und auf Japan selbst angenommen wird.»

Dieses Bild vom kommunistischen China — so bemerkt Mrs. Wright — ist natürlich kein ausgeglichenes, genaues und objektives Bild. «Das Entscheidende ist hier aber, daß es heute in Japan das vorherrschende Bild ist . . . Das Pekinger Regime macht anscheinend gar keine großen Anstrengungen, um die öffentliche Meinung Japans zu beeinflussen; es braucht auch gar keine Agenten in einem Land, in dem verschiedene Umstände zusammengewirkt haben, um ein Wiederaufleben der Chinafreundschaft herbeizuführen, die heute mächtiger ist, als jede ausländische Propaganda sie zu erzeugen hoffen könnte.»

Was weiter aus Japan wird, müssen wir eben abwarten. Daß die alten verhängnisvoll nationalistischen und militaristischen Mächte in Japan so wenig abgerüstet haben wie in Westdeutschland, ist freilich sicher. Aber solange keine neue große Armee als ihr Werkzeug wieder dasteht, hat das *andere* Japan, das sich zu bilden beginnt, eine Chance, sich durchzusetzen. Es wird, wenn es obenaufkommt, vor allem auch ein friedliches Japan sein. «Die Japaner wollen», wie auch Frau Professor Wright glaubt, «keinen Krieg mehr, mit wem im Bund und für welche Ziele auch immer, am wenigsten mit dem festländischen China . . . Die meisten können mit etwelchem Widerstreben für die Unterstützung einer Wehrmacht gewonnen werden, die ausreicht, um eine gelegentliche Abenteuerpolitik gegen Japan abzuschrecken. Sie haben aber Angst vor einer großen Wehrmacht, nicht nur weil ihre Geschichte sie mißtrauisch gegen die politische Rolle des Militärs macht, sondern auch weil sie glauben, daß eine größere Wehrmacht von Rußland und China als Herausforderung angesehen würde und doch keinesfalls die Vernichtung Japans auch nur zu verzögern vermöchte, wenn ein Krieg ausbräche.»

Die Friedensfreunde in aller Welt können sich nur ermutigt fühlen, wenn sie solche Tatsachen über Japan zur Kenntnis nehmen. Möchte man Ähnliches doch auch über Deutschland sagen dürfen! Es wäre ein wahres Glück für die Menschheit.

7. Oktober. *Hugo Kramer*

BUCHBESPRECHUNG

Die Botschaft eines Kernphysikers

Charles-Noel Martin: Hat die Stunde H geschlagen? Die wissenschaftlichen Tatsachen über die Wirkung der Wasserstoffbombe. Mit einer Einleitung von Albert Einstein. S. Fischer-Verlag.

I

Wir haben im Juni-/Juliheft der «Neuen Wege» ausführlich über die Tatsachen der atomischen Bedrohung berichtet und dazu Stellung genommen. Trotzdem möchten

wir mit Nachdruck auf dieses Buch eines jungen französischen Kernphysikers hinweisen, weil es die nicht mehr wegzuleugnenden alarmierenden Tatsachen über die Wirkung der Wasserstoffbomben und der Atomversuche überhaupt mit jenem vollen *Verantwortungsbewußtsein* aufzeigt, die diese (Tatsachen) von der *Wahrheit* und dem *menschlichen Gewissen* fordern. «Dieses Buch stellt», wie der Verfasser sagt, «gleichzeitig eine Botschaft, ein Dokument und eine Warnung dar.»

Die Belehrung über das Atom, seine Zusammenhänge mit dem Leben und der Hinweis auf letzte philosophische Fragen, kennzeichnen das Buch ebensosehr wie der Ernst, mit dem die dokumentarisch vorliegenden Tatsachen über die Atom- und Wasserstoffbombe, ihre Geschichte und Wirkungen dargestellt werden. Martin zeigt, daß schon die A- und H-Bombenversuche «reiner Wahnsinn» sind, gar nicht zu reden vom Vernichtungskrieg gegen die Menschheit, den die heutigen Kriegsmacher und Strategen vorbereitet haben. Er weist vor allem auch die klimatologischen und erbbiologischen Folgen nach, die jetzt schon in erschreckender Weise wirksam sind, deren schlimmste Wirkungen aber erst «in 20, 50 oder 100 Jahren» im erbbiologischen Gefüge des Menschen und anderer Lebewesen zur Geltung kommen werden. Was Martin über die «Abwehr und Schutzmöglichkeiten in Zukunft» sagt, ist so eindeutig, daß man jetzt schon sagen kann, daß sie sich immer völliger dem Nullpunkt nähern werden. «Moderne Kriege ziehen die Zivilbevölkerung viel stärker in Mitleidenschaft als die Soldaten, und das wissenschaftliche Zerstörungspotential ist schon jetzt so weit entwickelt, daß es nahezu alles Leben auf der Erde auslöschen kann.» Immer wieder muß man sich fragen – wie verhalten sich dieser Wirklichkeit gegenüber die Regierenden, die Politiker und die Militärs? Sind sie zu einem *radikalen Umdenken* und noch mehr – einer *Umkehr* und *wirklichen Schaffung des Friedens* bereit? Oder werden sie in der Gewissenlosigkeit und Gottlosigkeit verharren, mit denen ihr jetziges Tun so sehr verbunden ist? Eines ist sicher: Wenn es nicht gelingt, die Völker aus ihrem Stumpfsinn, ihrem Fatalismus gegenüber dem Kriegstreiben und dem Kriegsrüsten, ihrem Sklavengehorsam gegen die Militärmaschinerien, die nur noch lügenhafterweise als Instrumente der Verteidigung ausgegeben werden können, aufzuwecken, so dürfen wir schwerlich die *Wendung* erwarten, die zur Rettung der Völker notwendig ist. Eine eindeutige Verantwortung und eine klare Entscheidung liegt vor. Es wird eine endgültige Entscheidung sein.

Albert Einstein, der zu dem Buche ein Vorwort geschrieben hat, warnt am Schlusse seiner Ausführungen mit folgenden Worten: «Hinter geheimnisvollen Mauern werden in fieberhafter Eile die Mittel einer Massenvernichtung vollendet. Wenn dieses Ziel erreicht ist, tritt die radioaktive Verseuchung des Luftraums und damit die Zerstörung jeglichen irdischen Lebens in den Bereich der technischen Möglichkeit. Alles scheint sich diesem verhängnisvollen Ablauf der Dinge zu fügen. Jeder Schritt erscheint als die unausweichliche Folge des vorhergehenden. Am Ende des Weges zeichnet sich immer deutlicher das Gespenst der allgemeinen Vernichtung ab.

Wir können nur unablässig immer und immer wieder warnen; wir können in unserem Bemühen nicht erlahmen, den Völkern der Welt, zumal ihren Regierungen das unerhörte Unglück bewußt zu machen, das sie mit aller Bestimmtheit heraufbeschwören, wenn sie ihre Haltung gegeneinander und ihre Auffassung von der Zukunft nicht grundlegend ändern.

Unserer Welt droht eine Krise, deren Umfang anscheinend denen entgeht, in deren Macht es steht, große Entscheidungen zum Guten oder zum Bösen zu treffen. Die entfesselte Macht des Atoms hat alles verändert, nur nicht unsere Denkweise; auf diese Weise gleiten wir einer Katastrophe ohnegleichen entgegen. Wir brauchen eine wesentlich neue Denkungsart, wenn die Menschheit am Leben bleiben soll.

Diese Drohung abzuwenden ist eines der vordringlichsten Anliegen unserer Zeit geworden.»

II

Und noch eine Randbemerkung über die Stellung der Kirche

Im «Kirchenblatt für die reformierte Schweiz» wurde das Buch von Martin ebenfalls besprochen. Der Rezensent, ein Pfarrer, stellte mit Recht die Frage, ob die Kirche in der Schweiz und in der Ökumene sich genügend und ernsthaft dazu vernehmen lasse. Er meinte auch, hier läge eine wesentliche Aufgabe für die kirchlichen Blätter in der Schweiz vor. Im Kirchenblatt selbst äußerte sich noch gut Pfarrer Ott zur Frage der Atombombe. In Davos faßte die Tagung der Kirchenführer des Weltkirchenrates einen Beschluß über «Rüstungsbeschränkung unter internationaler Aufsicht» und einen zweiten «über den Ausbau von Methoden für ein friedliches Schlichtungsverfahren in internationalen Konflikten». Eingeschlossen ist als Ausgangspunkt ein Verbot der Massenvernichtungswaffen mit wirksamem, vertrauenswürdigem Kontrollsystem. Es ist sicher gut, wenn die Kirchen zu einer konkreten Stellungnahme kommen und sich zu konkreten Problemen der Weltlage äußern. Sie pflegen damit nicht «einen christlichen Realismus, hinter dem deutlich ein christlicher Utopismus durchschimmert», wie der Redaktor der «Reformatio», des Blattes der positiven Kirchenleute, meint. Was er in diesem Zusammenhang gar von einem «Abgleiten» auf die schiefe Ebene eines utopischen «Social Gospel» redet, ist eine allzu billige Mahnung angesichts der Fragen, um die es geht. Um die «Basis», das heißt um den festen Grund, von dem eine solche Stellungnahme ausgehen sollte, ginge es allerdings, ob es sich nun um die Einheit der Christen oder um die Vertretung der Sache Christi in der Welt und gegenüber der Welt handelt. Ja, da fehlt es wirklich. Wir glauben aber nicht, daß es mit noch mehr überlegenem Selbstbewußtsein etwa gegenüber dem utopischen «Social Gospel» oder mit noch mehr «Klärung der Basis» besserte. Die Welt hat es ja wirklich schon lange gemerkt, daß es den Kirchen im Entscheidenden fehlt.* Darum geht sie ihren eigenen Weg, der verzweifelt genug ist, wie unter anderem zwei Weltkriege bewiesen haben. Auch die Dämonen und das ganze Reich des Bösen sind wohl im Bild, um was es da geht, und am liebsten ist es ihnen sicher, wenn solche, die sich Christen nennen oder als Pfarrer das «Evangelium» zu verkündigen und zu vertreten haben oder hätten, noch mehr «Klärung der Basis» brauchen. Inzwischen können sie ihr Werk der Weltzerstörung mit dem ganzen menschlichen Troß, der in dieser Sache hinter ihnen hergeht, weiter in Szene setzen.

Es war einmal ein Mann, Jesus von Nazareth, der von den Kirchen «Herr» und von manchen «Sohn Gottes» genannt wird. Von dem heißt es: «Er erbarmte sich des Volkes, denn sie waren geschunden und zerstreut wie Schafe, die keine Hirten haben.» Und er selbst sagt: «Mein Vater wirkt bisher und ich wirke auch.» Er soll auch «Jünger» zu solchem Wirken vom Vater her ausgesandt haben. Er soll nach der Bibel, die jeden Sonntag auf den Kanzeln liegt, seinem Vater das Reich bereiten, also noch am Werk des Erbarmens über den Völkern sein, zu dem er seine Jünger aussandte. Warum wußten die, was sie zu tun hatten, und die Kirchen wissen es anscheinend nicht? Die Welt geht einem Ende zu, das wir absehen können, wenn nicht ein Eingreifen und eine Umkehr kommt. Ja, wie steht es um die Kirchen und wie steht es um die, die noch die Basis weiter klären wollen? Wir fürchten, es sei die Zeit in unheimlicher Nähe (sie hat ja schon mit seinem ersten Kommen begonnen!), da es heißt: «Der da kommt zu richten die Lebendigen und die Toten!» Worin und mit was für einem Werk wird er die Kirchen finden?

Albert Böhler

---

* Das kennzeichnet auch die Davoser Beschlüsse, die ja nichts weiter sagen, als was die politischen Träger der Welt auch sagen. Hätte die Ökumene nichts Entscheidenderes und Entschiedeneres zu sagen und zu vertreten?

Johann Christoph Blumhardt*

(1805 bis 1880)

Blumhardt Vater (am 16. Juli 1805 zu Stuttgart geboren) stellt sich uns im Kern seines Lebens heute noch mehr als zu seinen Lebzeiten und zur Zeit des Sohnes Christoph als eine dem biographischen Bereich entwachsene Gestalt dar. Ist doch schon das Lebensbild seines «Biographen» Friedrich Zündel ein Zeugnis dafür, daß die Geschichte dieses Mannes aus etwas anderem geboren ist und in etwas anderem lebt und verläuft als in einer zeitlichen Geschichte oder auch sogar der Kirchengeschichte.

Ein Berufener zum Reich Gottes, eine Knechtsgestalt in diesem Reich, tritt uns in ihm entgegen von Anfang an. Eine gottgeborene Person eigentlich schon in seinen Kindheitstagen, bricht in ihm in zunächst mehr sehnsüchtigem Ringen jene Gottesoffenbarung durch, in deren Dienst bald sein ganzes Leben gestellt wird. Er kommt in seiner *Einfalt* und *Kindlichkeit* auf den Boden, da man die Offenbarung Gottes in Christus nicht nur wissend glaubt, sondern wo man sich auf sie stellt, aus ihr lebt, mit ihr rechnet, auf sie wartet, im Glauben und in der Hoffnung auf sie allein gegründet ist. Er kommt in das «Erfahrungsprogramm» hinein, daß der Herr etwas tut, daß er als der Lebendige am Werke ist und sich denen naht, die sich ihm zum Dienste hergeben. Er wird in ganzer, auf Wirklichkeit dringender Einfalt ein Diener Jesu Christi im eigentlichen, biblischen, nicht in einem übertragenen Sinn. Jesus ist der Herr, und als der Herr ist er der Sieger! Schon als Vikar in Iptingen (nachdem er vorher am Missionshaus in Basel und zuerst in Dürrmenz gearbeitet hatte)wirkt er in diesem Jesusglauben und vermag die fromme Zerrissenheit in seiner Gemeinde zu überwinden. Die Menschen laufen herzu, angerührt von einem ersten Hauch der Kräfte Christi, gerufen von der Verkündigung des Evangeliums, die in seiner Person zu einer wirklichen «Mitteilung» der Heilsbotschaft wird.

Aber das Entscheidende ist das, was in Möttlingen und Bad Boll geschieht. Mit Recht wurde es als «*Kampf*» und «*Erweckung*» bezeichnet. Er mußte sich — zuerst zurückhaltend und widerstrebend — in der «Pflicht des Glaubens» der armen, von Mächten und Kräften der Finsternis geplagten Person der Gottliebin Dittus annehmen, den Greueln des Satanischen entgegentretend und mit ihnen ringend im

* Wir möchten dieses Jahr nicht zu Ende gehen lassen, ohne wenigstens mit einem kleinen Beitrag auf Johann Christoph Blumhardt (den Vater) hingewiesen zu haben, dessen 150. Geburtstag in den Juli dieses Jahres fiel. Wir erinnern in diesem Zusammenhang an das Blumhardt-Buch von Leonhard Ragaz («Der Kampf um das Reich Gottes in Blumhardt, Vater und Sohn — und weiter!») und die im Gotthelf-Verlag Zürich erschienene dreibändige Ausgabe der «Gesammelten Schriften» Johann Christoph Blumhardts.

Vertrauen auf die Siegeskraft des Herrn. «Wer ist der Herr?, mußte ich mich oft fragen; und im Vertrauen auf den, der Herr ist, hieß es in mir immer wieder: Vorwärts! Es muß zu einem guten Ziele führen, wenn es auch in die tiefste Tiefe hinuntergeht, es sei denn, daß es nicht wahr wäre, daß Jesus der Schlange den Kopf zertreten habe.» Er war damit an die Schwelle der Türe getreten, die dem anklopfenden Herrn geöffnet werden muß, wenn etwas geschehen soll in seiner Kraft. «Damals hat der Heiland vor der Tür gestanden und angeklopft, und ich habe ihm aufgetan.» Ein solcher «*Türhüter*» ist er zeit seines Lebens geblieben, ein im Glauben um die Erweisung und Offenbarung des Herrn bittendes und auf sie gespannt wartendes und darauf zueilendes Kind. Und wie er in diesem Ringen ein in der Barmherzigkeit Christi entzündetes, brüderlich für die Gebundenen einstehendes priesterliches Herz gewann, so auch jenen *Siegesglauben, dessen Macht Gott selbst ist im Gebet seiner Kinder durch den heiligen Geist*. Dem Sieger Christus, der der Erlöser ist, ward Bahn gebrochen. «Lege die Hände zusammen und bete: Herr Jesus hilf mir! Wir haben lange genug gesehen, was der Teufel tut, nun wollen wir auch sehen, was der Herr Jesus vermag.» Wie dieser Kampf in die Tiefen der Dämonenwelt, des Totenreiches und der persönlichen Macht der Finsternis reichte, der er sich oft mit Schaudern entgegengestellt sah, so reichte er auch in die Gebundenheit und Gefangenschaft des Menschenwesens hinein, in die Greuel des Götzendienstes, auch unter der Decke der Frömmigkeit, die nun durch den «Sieger» in seiner Gemeinde hervortraten. Die Erweckungs- oder «Bußbewegung» (wie sie Fr. Zündel nennt) erfaßte sein ganzes Dorf, ja bald ging sein Ruf aus über die Erde hin, und *Möttlingen* und dann *Bad Boll* waren wirklich ein sichtbares Zeichen eines «Zion Gottes», zu dem die Mühseligen und Beladenen, die Zöllner und Sünder, die Kranken und die mit allerlei Gebrechen des Leibes und der Seele Behafteten herzuströmten. Denn in der Buß- und Erweckungsbewegung war auch der Brunnen heilender Kraft aufgebrochen, ein sichtbares Zeichen der Gnade des Herrn, dessen Evangelium verkündet wurde. Das Evangelium führte zur Buße und die Buße in Blumhardt und denen, die zu ihm kamen, zur Kraft und Wahrheit des Evangeliums. Darin stand fortan das Leben dieses Mannes, auch als er mit den Seinen nach Bad Boll übersiedelte und diese Geschichte noch mehr in der Stille und abseits der großen Straße der Welt und der Kirche verlief. «Er war ein Seelsorger geworden in Vollmacht des Geistes Gottes. Darum hatte er es nicht nötig, den Menschen nachzugehen, die Menschen gingen ihm nach und hörten auf seine Ratschläge, kein Wunder, daß bei aller oft anstrengenden Arbeit auch immer ein Gefühl von Sabbatruhe einen jeden erfüllte, der mit Liebe zum Reiche Gottes in den Tägigkeitskreis dieses Mannes eintrat. Kein Wunder aber auch, daß einzelne sich ärgerten, weil nirgends mehr

eine Schablone zu finden war, kein menschliches Regulativ, das man hätte abgucken und nachmachen können; es lief das Leben und Arbeiten täglich nach den Bedürfnissen verschieden, aber immer in einem Geist wie ein Strom dahin. Das Bestimmende aber in dieser ganzen Tätigkeit Blumhardts als Seelsorger und väterlicher Freund der Menschen war und blieb bis an sein Ende der Kampf. «Einzig auf dieser Vollmacht beruhte auch die Gründung eines Asyls in Bad Boll, dem wir am besten den Namen «Kampfstätte» geben könnten.» (Blumhardt Sohn.)

Bei all dem blieb er ein nüchterner, nach dem Größeren und Vollkommeneren, nach dem Letzten dürstender Mensch. In prophetischer Klarheit traten ihm die Hoffnung und Verheißung des Reiches Gottes ins Blickfeld, und seine Seele spannte sich in allen Kämpfen auf das Kommen des Herrn selbst. Wie er in der Barmherzigkeit Gottes *ein Mann der Liebe* geworden war, so wurde er im Glauben an seinen Herrn *ein Mann der Hoffnung*, ein *Zeuge der Verheißung* ohnegleichen. Er kam so immer mehr in den Strom des Ewigen und Unvergänglichen hinein, der ihn rastlos vorwärtsdrängen ließ, dem verheißenen Ziel entgegen, das sich ihm in der Kraft der Hoffnung darstellte. Aber er sah kein Vorwärtskommen in dieser Richtung außer durch eine *erneute Ausgießung des heiligen Geistes*. Das in der Christheit Vorhandene befriedigte ihn nicht und täuschte ihn nicht, «daß ein Mehreres nötig sei, wenn es zu dem Verheißenen kommen solle». Das persönliche, dem Menschen einwohnende und mit dem Strom des Ewigen verbindende Wirken des heiligen Geistes vermißte er in Kirche und Christenheit, die Stützen, auf die er sich in bezug auf seine Hoffnungen und die Verheißungen Gottes glaubte stützen zu können, zerbrachen ihm oder entzogen sich ihm; Kirche, Mission und Seligkeitschristentum erwiesen sich als viel zu tief in das Zeitliche verstrickt, als daß sie dem Ewigen Gottes und seinem Christus in Wahrheit dienen konnten. Um so strahlender aber traten die leitenden Sterne seines Lebens hervor, welche der Sohn Blumhardt einmal so formuliert hat:

«a) Die *erneute Ausgießung des heiligen Geistes*, welcher das A und O der Entwicklung des Menschen als Ebenbild Gottes bleibt, welcher in der Schöpfung als Odem Gottes das Licht des Lebens ist in den Menschen, um am Ende der Kampfesentwicklung als Strom der Wahrheit und Gerechtigkeit Gottes alles Geschaffene ins ewige Leben zu führen.

b) Die *Hoffnung auf die Bildung eines Zion*, eines Volkes Gottes, welches als die kleine Herde befähigt werden soll, das Reich Gottes zu empfangen in Jesu, dem Herrn, um alsdann durch das Versöhnungsblut Jesu Christi die Zuflucht aller Völker und Nationen, der Lebenden wie der Geschiedenen zu werden.

c) Die *Hoffnung auf das Verschlungenwerden des Todes*, auf das

siegreiche Hervorbrechen des Lebens Gottes, durch welches Jesus, der Auferstandene, seinen Vater auch auf Erden verklärt.»

In solchem hoffendem Kämpfen durfte er selber einige Zeit vor seinem Scheiden «eine im Geiste sich vollziehende Erscheinung des Herrn» als Zeugen der Verheißung in sich aufnehmen, und eines seiner letzten Worte war wiederum ein Hoffnungswort: «Der Herr wird seine milde Hand auftun zur Barmherzigkeit über alle Völker.» Und das Letzte war der Segen für den Sohn Christoph: «Ich segne dich zum Siegen.» So hinterließ dieser Knecht Gottes den Fortgang des Kampfes um das Reich Gottes einem andern Knecht zu neuem Sieg, in der Hoffnung selig und gewiß:

«Jesus ist der Siegesheld,
Der all seine Feinde besieget;
Jesus ist's, dem alle Welt,
Bald zu seinen Füßen lieget;
Jesus ist's, der kommt mit Pracht
Und zum Licht führt aus der Nacht.» *Albert Böhler*

Sören Aabye Kierkegaard (1813—1855)

Zum Gedenken

(Vgl. die Anmerkung)

Zwar ist es 1800 Jahre her, seitdem Jesus Christus hier auf Erden wandelte; aber das ist ja kein Ereignis wie andere Ereignisse, die erst als vergangen in die Geschichte übergehen, um dann, als längst vergangen, in Vergessenheit zu geraten. Nein, seine Gegenwart hier auf Erden wird niemals Vergangenheit und somit auch nie noch vergangener — wenn anders Glauben auf Erden ist; denn wenn es keinen Glauben gibt, dann ist es wahrlich im selben Augenblick lange her, seit er lebte. Solange es dagegen einen Glaubenden gibt, muß dieser — sonst wäre er ja nicht gläubig geworden — immer ebenso gleichzeitig mit Jesu Gegenwart gewesen sein und bleiben wie jene Gleichzeitigen; diese Gleichzeitigkeit ist die Voraussetzung des Glaubens, genauer: sie ist der Glaube selbst.

Man ist auf unzulässige und unerlaubte Weise ein von Christus Wissender geworden — das Zulässige aber besteht darin, daß man ein Glaubender wird.

Die Christenheit hat das Christentum abgeschafft, ohne es selbst richtig zu entdecken; die Folge ist, daß man versuchen muß, das Christentum wieder in die Christenheit einzuführen, wenn etwas geschehen soll.

Laßt uns nicht vergessen, daß Zeichen und Wunder in der Situation der Gleichzeitigkeit eine ganz andere Elastizität besitzen, abzustoßen und anzuziehen, als jenes zahme Gerede — wie es die Pfarrer im allgemeinen aufwärmen: jenes noch zahmere Gerede — von Zeichen und Wundern — vor 1800 Jahren. Zeichen und Wunder sind in der Situation der Gleichzeitigkeit etwas verdammt Aufdringliches, etwas, was einen auf höchst unangenehme Weise beinahe dazu zwingt, eine Meinung zu haben, etwas, worüber man höchst erbittert werden kann, wenn man gleichzeitig damit ist und nun einmal nicht dazu aufgelegt ist, zu glauben, weil einem dadurch das Leben viel zu anstrengend gemacht wird, und zwar um so mehr, je verständiger, entwickelter und gebildeter man ist. Es ist eine ganz besondere Sache darum, von einem Zeitgenossen annehmen zu müssen, daß er wirklich Zeichen und Wunder tut — hat man ihn dagegen auf Abstand und hilft einem das Ergebnis seines Lebens in Einbildungen hinein, kann man sich leicht einbilden, daß man es glaubt.

Warum hat Hegel das Gewissen und das Gewissensverhältnis in dem Einzelnen zu «einer Form des Bösen» gemacht (vgl. «Philosophie des Rechts»)? Warum? Weil er das Bestehende vergötterte.

Und sonderbarerweise ist diese Vergöttlichung des Bestehenden gerade der fortwährende Aufstand, der unaufhörliche Aufruhr gegen Gott. Er will nämlich (was man ihm ja schließlich nicht verdenken kann) in der Weltentwicklung seine Hand ein klein wenig mit im Spiel behalten oder will das Menschengeschlecht in der Entwicklung halten. Die Vergöttlichung des Bestehenden dagegen ist eine selbstzufriedene Erfindung des schlappen, weltlichen, menschlichen Sinns, der seine Ruhe haben will und sich einbilden möchte, daß wir nun eitel Friede und Geborgenheit erlangt haben, und daß wir es nun so herrlich weit gebracht haben.

Furcht und Zittern bedeutet, daß man im Werden ist, und jeder einzelne Mensch, sowie das ganze Menschengeschlecht, ist im Werden und soll sich dessen bewußt sein. Und Furcht und Zittern bedeutet, daß ein Gott lebt, was kein Mensch und nichts Bestehendes je einen Augenblick lang vergessen darf.

Nein, das Ärgernis bezieht sich entweder auf Christus oder darauf, daß man selber ein Christ ist.

Sein Nachfolger sein heißt, daß dein Leben so viel Ähnlichkeit mit seinem hat, wie es einem Menschen nur irgendwie möglich ist.

Statt daß jede Generation von vorn mit Christus zu beginnen hat, um so sein Leben als Paradigma (Beispiel) darzustellen, hat sich die Christenheit die Freiheit genommen, das ganze Verhältnis rein historisch auszulegen, indem sie damit anfängt, daß sie ihn tot sein läßt — um dann zu triumphieren. Die Christenheit wächst seit jener Zeit mit jedem Jahr an Menge — was Wunder auch, die meisten Leute wollen

ja immer gern dabei sein, wenn es mehr oder weniger darum geht, zu triumphieren oder den Herrentag einzureiten. Und deshalb ist das Christsein in der Christenheit ebenso verschieden von dem Christsein in der Situation der Gleichzeitigkeit wie Heidentum und Christentum.

Man hat das eigentliche christliche Leiden abgeschafft, nämlich das «um des Wortes willen und um der Gerechtigkeit willen usw.», dagegen putzt man die gewöhnlichen menschlichen Leiden heraus und macht sie so zurecht, — o Meisterstück der Verkehrtheit! — daß sie nach dem Paradigma gehen.

Glaube ist eine Wahl, keineswegs die direkte Annahme — und der Annehmende ist der, der offenbar wird, ob er glauben oder sich ärgern will.

Und das größte Examen, dem sich ein Mensch zu unterwerfen hat, für das ihm ein ganzes Leben angewiesen ist, besteht darin: Christ zu werden und zu sein.

Was das Christentum völlig verwirrt hat und zum großen Teil die Einbildung von der triumphierenden Kirche hervorgerufen hat, ist gerade, daß man das Christentum als Wahrheit im Sinne des Ergebnisses betrachtet hat, während es Wahrheit im Sinne des «Weges» ist.

Und auch in der Situation der Gleichzeitigkeit gab es keine Gelegenheit zu bewundern; denn Christus hatte dem, der sich ihm anschloß, nur die gleiche Lage zu bieten — und unter solchen Bedingungen hat noch nie ein Bewunderer mitmachen wollen.

Was ist also der Unterschied zwischen einem «Bewunderer» und einem «Nachfolger»? Ein Nachfolger *ist* — oder strebt danach, das zu *sein*, was er bewundert; ein Bewunderer hält sich persönlich fern; bewußt oder unbewußt entdeckt er nicht, daß das, was er bewundert, eine Forderung an ihn enthält, das Bewunderte selbst zu sein oder danach zu streben, es zu werden.

Wenn aber der, den sie bewundern, ihnen auf irgendeine Weise andeuten würde, daß sie sich nun wohl selbst entschließen müßten, so zu handeln wie er, um, statt in ihrer Wohnstube Krieg zu spielen, in der wirklichen Welt für Wahrheit und Recht zu kämpfen: dann ist alles verändert, dann zieht sich die Bewunderung vorsichtig zurück und würde sogar zornig auf ihn werden.

Denn es ist ebenso leicht zu berechnen wie die Sterne, daß derjenige, der im Verhältnis zur Wahrheit nur ein Bewunderer ist, zum Verräter werden muß, sobald Gefahr kommt.

Und wir bitten für die einfachen Christen, daß sie — selber zu dir (das heißt zu Jesus) gezogen — nicht so gering von sich denken mögen, als wäre es nicht auch ihnen gegeben, andere zu dir zu ziehen, soweit dies ein Mensch vermag.

Soweit es ein Mensch vermag, denn du allein bist der, der zu dir

ziehen kann, wenn du auch alles und alle zu gebrauchen vermagst — um alle zu dir zu ziehen.

Anmerkung. Der hundertste Todestag (11. November 1855) von *Sören Kierkegaard* gibt uns Anlaß, seiner mit einer kleinen Auswahl seiner eigenen Worte zu gedenken. Immer noch, ja stärker denn je, gilt, was Leonhard Ragaz am Schlusse eines Kierkegaard-Aufsatzes zum hundertsten Geburtstag (1913) desselben am Schlusse seiner Ausführungen schrieb: «Und so grüßen wir den mächtigen Erwecker und Beunruhiger, den Wächter und Richter. Möge er ein Lebendiger werden für viele, für viele einzelnen!»

Unsere Auswahl stammt aus einem der eindringlichsten Werke Kierkegaards: der «*Einübung im Christentum*». *Walter Rest* hat uns dieses Werk, zusammen mit zwei ethisch-religiösen Abhandlungen (*Hat ein Mensch das Recht, sich für die Wahrheit totschlagen zu lassen?*» und «*Über den Unterschied zwischen einem Genie und einem Apostel*») und der Abhandlung: «*Das Buch Adler oder der Begriff des Auserwählten*» in einer ganz vorzüglich bearbeiteten Neuherausgabe (verlegt bei Jakob Hegner, Köln und Olten) zugänglich gemacht. Dieses Werk konnte unter Mitwirkung der Kopenhagener Kierkegaard-Gesellschaft herausgegeben werden. Man möchte nur wünschen, daß das Gesamtwerk Kierkegaards einmal in einer so gediegenen Gesamtausgabe in deutscher Übersetzung vorliegen möge. Kierkegaards Wort *ist* lebendig und wird lebendig bleiben. *A. Böhler*

Leonhard Ragaz zum Gedächtnis

Die Wurzel unserer Hoffnung

Soll ich Ihnen sagen, welches die wirkliche Wurzel ist? Sie heißt: *Gott und die Not* – auf der einen Seite der starke Gott, dessen Wirklichkeit wir erleben, dessen Wesen und Wille uns in Jesus vor Augen steht, auf der andern die Not, die soziale, die sittliche, die religiöse. Wie stimmen sie zusammen: jene Gotteswelt und diese Welt der Not? Aus ihrem Zusammenstoß entspringt unsere Hoffnung. Sie ist Schmerz über die Dunkelheit der Welt, ist Jubel darüber, daß Gott uns nicht im Stiche läßt, daß er dennoch ist und sein Werk weiterführt, sie ist Sehnsucht nach der Wirklichkeit Gottes in *allen* Dingen; sie ist nicht etwas, was wir machen, weil wir unser Herz berauschen und betrügen möchten, sie ist etwas, was in uns von selber wächst, wie ein Frühling, und von dem wir reden in des Herzens Not und Freude; sie ist etwas, das uns zwingt, wie Gottes Wirklichkeit uns zwingt. (1913)

Das Kommen des Reiches

Daß das Reich kommt, ist mir gewiß, das Gewisseste, was ich habe, aber über seine Vollendung stelle ich keine Zeitrechnung auf; ob nächstes Jahr, ob in tausend, ob in zehntausend Jahren, das überlasse ich ganz und gar Gott selbst. Vor Gott schmilzt mir *alle* Zeit zur Wesen-

losigkeit zusammen. Gottes Reich *kommt*, es kommt mit dem Sieg des göttlich Guten, das für mich mit der Sache Christi eins ist; das allein ist für mich wesentlich. Und es kommt *auf die Erde*, hat nicht erst jenseits des Grabes eine Stätte. Geborgen vor allem Wechselspiel der Stimmungen und Meinungen, ruht die Hoffnung allein auf diesem Fels: Gott ist und Gott kommt!

Mitten unter euch!

Nach meinem Glauben kommt das Gottesreich nicht bloß, sondern *ist auch schon da*. Zum Grundbestand meines Denkens gehört seit langem: «Das Reich Gottes ist mitten unter euch.» (Lukas 17, 21.) Es muß noch *vollendet* werden, aber es ist *da*. Wir feiern nicht umsonst Weihnachten. Gott ist Mensch geworden, er wird aber Menschheit werden und am Ende, nach der Verheißung, alles sein und in allem.

Der schöpferische Gott

Der *schöpferische* Gott, der freilich nicht nur einmal geschaffen hat, sondern fortdauernd schafft, das ist die Voraussetzung auch unserer Hoffnung. Darum haben wir aber am Reiche Gottes auch schon Gegenwartsfreude.

Worauf die Sache gestellt ist

Ich habe unendlich mehr vom Kommen des Gottesreiches erlebt, als ich zu hoffen je gewagt hätte, genug, übergenug für ein Menschenleben – auch wenn ich weiter nichts mehr erlebte! Gott hat uns noch nie auf die Dauer enttäuscht. Er ist die Wirklichkeit, auf die wir unsere Sache gestellt haben.

Im Ernst glauben

An Gott im Ernst zu glauben und mit diesem Glauben Ernst zu machen, ist immer ein *Wagnis*. Es ist das große Wagnis des Lebens; es ist die gewaltige Entscheidung, der *salto mortale*. Da ist es nun freilich bequemer, sich irgendwie zwischen Gott und Welt durchzudrücken. Dann kompromittiert man freilich seinen Glauben nicht – oder ob man ihn damit nicht erst recht kompromittiert? Ob das Christentum nicht am meisten dadurch kompromittiert wird, daß es mit Gott zu wenig wagt, so daß die «Ungläubigen» unmöglich sehen können, ob es ihm mit seinem Glauben ernst ist oder nicht, und ob sich an ihm dann nicht das Wort erfüllt, daß, wer nichts wagt, auch nichts gewinnt?

Auf was wir abstellen

Wir stellen auf die Wirklichkeit Gottes ab. Wenn er ist, der Lebendige, von dem die Bibel Zeugnis gibt, so behalten wir recht; denn wir meinen *seine* Herrschaft, nicht die *unserer* Gedanken.

Der Welthunger und die Christen*

1. Die Tatsachen über den Hunger

Die Tatsachen über den Hunger in der Welt sind in den letzten Jahren immer allgemeiner bekannt geworden. Dennoch mag es angebracht sein, sie auch hier, als Ausgangspunkt für alles weitere, knapp zusammenzufassen.

Zunächst bleibt festzuhalten, daß Hunger nicht nur als Mangel an einer genügenden *Menge* von Nahrungsmitteln für die Befriedigung des Appetits zu verstehen ist. Viel wichtiger ist die ungenügende *Zusammensetzung* der Nahrung, also der Mangel an einem oder mehreren von den etwa vierzig Bestandteilen, die nach Auffassung der modernen Ernährungswissenschaft unsere Nahrung enthalten muß, damit Gesundheit und Leben erhalten bleiben. Gewiß, der *akute* Hunger hat von jeher ungeheuerliche Menschenopfer gefordert. Hungersnöte haben auch in neuerer Zeit mehr Menschen getötet als Kriege. Aber noch ungleich mehr Menschen leiden und sterben fortwährend an *chronischem* Hunger, an tatsächlicher, wenn auch oft unerkannter Unterernährung infolge fehlerhafter Zusammensetzung der Nahrung (zu wenig Vitamine, Proteïne, Mineralien, Eiweiße usw. in den Lebensmitteln). In diesem umfassenden Sinne leiden heute nach zuverlässigen Schätzungen gegen zwei Drittel aller Menschen Hunger. Ein amerikanischer Forschungsausschuß hat sogar behauptet, daß vor dem Zweiten Weltkrieg von fünf Menschen vier nicht ausreichend ernährt worden seien, um gesund zu bleiben.

Nach dem Krieg war ein Teil der Menschheit in der Lebensmittelversorgung besser gestellt als vorher, ein anderer, größerer Teil aber *noch* schlechter. Westeuropa hat im ganzen mindestens den Vorkriegsstand wieder erreicht, während Asien, der eigentliche Hungerkontinent, in dem etwa die Hälfte der Erdbevölkerung lebt, *unter* den schon sehr niedrigen Vorkriegsstand gesunken ist. Die Durchschnittsernährung der Weltbevölkerung ist somit heute schlechter als im Jahre 1938. Der Prozentsatz der Menschen, denen nicht einmal 2200 Kalorien je Kopf und Tag zur Verfügung stehen – und das ist auch bei leichter Arbeit eine ganz ungenügende Menge –, hat sich gegenüber der Vorkriegszeit von 40 auf 60 erhöht. Die Armut dieser Menschen ist ganz unvorstellbar. Nach einer Aufstellung der Vereinten Nationen haben die 15 ärmsten Völker der Welt ein *Jahreseinkommen* von sage und schreibe 210 Franken je Kopf; die Bewohner der zwölf reichsten Länder haben im Durchschnitt zehnmal soviel Einkommen, nämlich rund 2100 Franken je Kopf, die Engländer gar 3200 Franken, die Schweizer 3700 Franken und die Amerikaner nicht weniger als 6000

* Referat des Ferienkurses 1955 auf dem Flumserberg (Hauptthema: «Jesus Christus, der Bruder des Menschen in der heutigen Welt»).

Franken je Kopf der Bevölkerung. Die gleichen 15 ärmsten Völker der Welt, mit der Hälfte der gesamten Erdbevölkerung, haben nur neun Prozent des Welteinkommens, die 19 reichsten Völker aber, mit nur etwa einem Sechstel der Erdbevölkerung, vereinigen in sich volle 66 Prozent – also zwei Drittel – des gesamten Welteinkommens.

Um ein paar Einzelbeispiele anzuführen, so hat nach Professor de Castro («Geography of Hunger») früher China mehr als irgendein anderes Land in der Welt an schleichender Unterernährung und an den schmerzvollen Wirkungen dauernden Hungers gelitten. Man begrüßte sich damals in China unter Bekannten mit der Frage: «Hast du schon gegessen?», was als Höflichkeitsformel gemeint war. In den letzten 2000 Jahren wurden in China 1829 Hungersnöte gezählt, fast jedes Jahr eine. Millionen Menschen wurden durch sie hinweggerafft; dutzendfach höher ist aber die Zahl derer, die durch chronische Mangelkrankheiten auch in «normalen» Zeiten eines vorzeitigen Todes starben. Die Sterblichkeit war in China eine der höchsten in der Welt; 50 Prozent der Todesfälle waren unmittelbar oder mittelbar auf Unterernährung zurückzuführen. Kaum besser steht es noch heute um Indien; die durchschnittliche Lebenserwartung eines Neugeborenen beträgt dort höchstens 26 Jahre, gegen 64 Jahre in der Schweiz. Besonders groß ist die Säuglingssterblichkeit in diesen wie überhaupt in allen unterentwickelten Ländern; sie beträgt im Durchschnitt 25 bis 40 Prozent, bei gewissen Völkern sogar bis zu 50 Prozent. Das heißt, daß in Persien und Indien, im Kongo und in Bolivien mindestens jedes vierte neugeborene Kind, ja meistens sogar jedes zweite zum Tod im ersten Lebensjahr verurteilt ist. Welche Summe von Schmerz und Leid ist allein in dieser Feststellung beschlossen!

Als einen der dunkelsten Flecken auf der «Weltkarte der Unterernährung und des Hungers» bezeichnet de Castro den Schwarzen Erdteil, Afrika. «Wer Afrika beherrscht, wird die strategische Herrschaft über riesige Reichtumsquellen haben. Aber diese Reichtümer können nur durch Eingeborenenmuskeln gehoben werden. Und diese Muskeln werden für ihre Arbeit nicht stark genug sein, solange sie die Muskeln eines hungernden Volkes sind, vergeudet und geschwächt durch Ernährungsnot und langsames Verhungern, wie sie den afrikanischen Kontinent heute zugrunde richten.»

Sogar in den reichen Vereinigten Staaten von Amerika mit ihrer wohlgenährten, ja vielfach überernährten Bevölkerung gibt es ein großes Hungergebiet: die Südstaaten mit etlichen 30 Millionen Einwohnern. Im Jahre 1943 stellte eine amtliche Untersuchung fest, daß dort nur 27 Prozent der Bevölkerung eine ausreichende Ernährung hatten. Fast drei Viertel aller Einwohner des Südens litten in der einen oder anderen Art an den Folgen von Unterernährung. Noch verheerender wütet der Hunger in Mittel- und Südamerika, besonders auf den westindischen Inseln, die sich von der Spitze Floridas bis an die Küste

von Venezuela erstrecken, und unter der indianischen Eingeborenenbevölkerung von Ecuador, Peru, Bolivien usw. Ein Bericht der Internationalen Arbeitsorganisation stellt fest, daß die Kalorienmenge, die sich ein Landarbeiter in Ecuador in seiner Nahrung zuführt, nicht höher ist als 1690, während auch bei mäßig strenger Arbeit dort mindestens 3500 Kalorien, also mehr als das Doppelte, nötig seien. In Bolivien, so lautet ein Bericht aus derselben Quelle, entspricht die Ernährung «nicht von ferne dem, was man als rationelle Zusammensetzung im Lichte der Arbeitsbedingungen und der Erfordernisse von Klima und Höhenlage ansehen muß ... Der Verbrauch von Gemüse und anderen Gartenerzeugnissen, Grünzeug und Früchten ist in den Bergarbeiterdörfern wenig über Null, und eiweißhaltige Nahrungsmittel werden in Mengen verbraucht, die unter dem bleiben, was für die normale Lebenserhaltung nötig ist.»

Der Hunger, ob nun akut oder chronisch, drückt so ganzen menschlichen Gemeinschaftsgruppen, ganzen Klassen und Völkern seinen entwürdigenden Stempel auf. Er schädigt, ja zerrüttet und zerstört auf die Länge Leib und Seele. «Die Wahrheit ist», so sagt de Castro, «daß kein anderer Faktor der Umwelt auf den Menschen so despotisch wirkt und so tiefe Spuren hinterläßt wie der Hungerfaktor.» Was man Rasseneigenschaften nennt, sind häufig nur Wirkungen der Ernährung, besonders ungenügender und falscher Ernährung. Die körperliche Kleinheit und Schmächtigkeit der meisten Chinesen, Japaner, Vietnamesen usw. ist vielleicht nur die Folge jahrtausendelanger Unterernährung, die in wenigen Menschenaltern zu verschwinden beginnen, wenn Angehörige dieser Völker in Ländern mit besserer Ernährung, zum Beispiel in Amerika, leben. Ein Forscher behauptet geradezu, die sogenannten minderwertigen Rassen seien einfach *ausgehungerte* Rassen und würden bei richtiger Ernährung den «höheren Rassen» in jeder Beziehung gleichkommen.

Aber der Hunger wirkt verhängnisvoll auch auf Geist und Seele des Menschen ein. Wie kaum eine andere Kraft zerrüttet er die menschliche Persönlichkeit. Unter dem Druck des Hungers ist der Mensch imstande, alle moralischen Hemmungen beiseitezustoßen und zum Tier herabzusinken, das einzig noch Interesse für den Kampf ums nackte Dasein hat. Dauernde Unterernährung anderseits bewirkt seelische Gedrücktheit, Gleichgültigkeit, Melancholie, nicht zuletzt auch gesteigerte sinnliche Begierde und versetzt die davon betroffenen Menschen und Klassen, ja ganze Völker in stumpfe Untätigkeit und Energielosigkeit, die sie, wie in Mexiko, Südamerika und früher auch in China, durch Reiz- und Rauschmittel – Schnaps, Kokain, Opium usw. – vergeblich aufzupulvern versuchen.

2. *Was geht uns der Hunger an?*

Das sind, in größter Knappheit zusammengefaßt, die brutalen

Tatsachen über den Hunger in unserer Welt. Und nun also: Was gehen uns als Glieder eines im ganzen gut ernährten, ja satten Volkes diese Tatsachen an? Was gehen sie uns namentlich als Christen an? Was *sollten* sie uns angehen?

Die Antwort ist eindeutig klar. Jesus sagte den Hungernden nicht, was er dem Versucher entgegenhielt: «Der Mensch lebt nicht vom Brot allein.» Er lehrte seine Jünger vielmehr beten: «Gib uns heute unser tägliches Brot.» Und zwar folgt diese Bitte unmittelbar auf die andere: «Dein Wille geschehe wie im Himmel, also auch auf Erden.» Wir dürfen also annehmen, daß es für Jesus zum Willen Gottes gehörte, daß dem Hungrigen alle Tage sein Brot gesichert sei. Und darum *predigte* er nicht bloß das Mitteilen von Nahrung an die Bedürftigen; er *speiste* die Hungrigen und forderte in jenem gewaltigen Gleichnis vom Weltgericht als Beweis seiner Nachfolge dasselbe von uns: «Denn ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mir zu essen gegeben; ich bin durstig gewesen, und ihr habt mir zu trinken gereicht. Alles, was ihr einem von diesen meinen geringsten Brüdern getan habt, das habt ihr mir getan.» (Matth. 25, 31 ff.) Im gleichen Geist sagt der Apostel: «Wenn jemand die Güter dieser Welt besitzt und seinen Bruder Not leiden sieht und sein Herz vor ihm verschließt: wie bleibt da die Liebe zu Gott in ihm?» (1. Joh. 3, 17.) Oder wie Jakobus warnt (4, 17): «Wer da weiß Gutes zu tun und tut's nicht, dem ist es Sünde.»

Und was von den einzelnen, das gilt auch von den Völkern. Um Leonhard Ragaz anzuführen: «Wo sie die gegenseitige Verpflichtung mißachten, an die Stelle der Solidarität die Selbstsucht, an die Stelle des Dienens das Herrschen, an die Stelle der Ehrfurcht vor dem heiligen Recht des Menschen und Bruders die Gewalt und Ausbeutung, an die Stelle der Seele die Maschine, an die Stelle Gottes den Mammon setzen, da erfolgt das Gericht, das zum Weltgericht wird.» («Die Bergpredigt Jesu», Seite 54.)

Damit ist im Grunde alles gesagt. Wir dürfen, wir können nicht ruhigen Gewissens zusehen, wie in fernen und oft aber auch in recht nahen Ländern, ja nicht selten noch in unserem eigenen Land lebendige Wesen, Menschen wie du und ich, die vor Gott unsere Brüder und Schwestern sind, Hunger leiden, in besonderen Notzeiten zu Tausenden, ja Hunderttausenden wegsterben wie die Fliegen oder «normalerweise» ihr ganzes Leben überhaupt nie richtig satt werden, allen Schwächen und Krankheiten ausgesetzt sind und eines vorzeitigen Todes sterben. Wir können nicht ruhig daran denken, daß jetzt, in dieser Stunde, da wir wohlgenährt zusammensitzen, ungezählte Millionen von Kindern, Männern und Frauen, Angehörige der unterentwickelten Völker, nicht wissen, woher sie Nahrung für ihren armen, hungernden Leib nehmen sollen – wenn sie in ihrem zum lebenslangen Schicksal gewordenen Zustand den Hunger überhaupt

noch spüren. Wir können, so sage ich, nicht an diese grausamen Dinge denken, ohne uns zum Handeln, zum Einstehen für ihre endliche Beseitigung aufgerufen zu fühlen.

Können wir es wirklich nicht? Es scheint, daß wir es ganz gut können. Denn das ist ja nun die bestürzende, aufs äußerste beschämende Tatsache, daß die Welt der «höher entwickelten», der «altgesitteten», der «christlichen» Völker die längste Zeit entweder gelassen zusah, wie zwei Drittel der Menschheit im Hunger verkamen, oder aber gar nichts, zum mindesten nichts Genaueres über die Not dieser ungeheuren Menschenmassen wußte. Man hat mit Recht von einer «Verschwörung des Schweigens» gegenüber dem Hungerphänomen gesprochen, von einem gewollten, ja organisierten Totschweigen dieser beunruhigenden, schrecklichen Erscheinung. Es mag ja sein, daß dabei scheinmoralische Beweggründe mitgespielt haben: der Widerwille gegen die Bloßlegung eines Übels, das mit einem animalischen Urtrieb zusammenhängt; in einem «aufgeklärten» Zeitalter, das die Vernunft auf den Thron hob, wollte man vielleicht mit solch stoßenden Dingen wie die menschlichen Grundinstinkte nichts zu tun haben und verdrängte das Wissen um sie einfach ins Unterbewußtsein. Aber der Hauptgrund jener «Verschwörung des Schweigens» lag sicher darin, daß der Massenhunger eine der grausigsten Nachtseiten der industriell-kapitalistischen Zivilisation darstellt, auf die aus höchst materiellen Rücksichten kein Licht fallen *durfte*. Hunger war einfach tabu: «Berührung verboten.» Professor de Castro, der das Hungerphänomen am gründlichsten untersucht hat und im übrigen ein durchaus «wohlanständiger» bürgerlicher Mensch ist, stellt freimütig fest: «In der scheinbar so schönen Welt des imperialen Europas war kein Platz für häßliche Enthüllungen über das Hungerelend, besonders da Hunger auch ein Erzeugnis des Kolonialsystems ist. Der Hunger ist vornehmlich durch die unmenschliche Ausbeutung kolonialer Reichtümer durch Großgüter und einseitige Bodenbewirtschaftung geschaffen worden, die die Kolonie verheeren, so daß das ausbeutende Land die Rohstoffe, die seine aufstrebende Industriewirtschaft benötigt, zu billig beziehen kann. Aus wirtschaftlichen Gründen wurde das Elend vor den Augen der Welt verborgen; über Tragödien wie in China, wo im 19. Jahrhundert einige hundert Millionen Menschen verhungerten, oder in Indien, wo in den letzten dreißig Jahren des 19. Jahrhunderts 20 Millionen Menschen Hungers starben, sah man einfach hinweg.»

Wohl wurde diese kapitalistisch-kolonialistische Sperre nach dem Ersten Weltkrieg allmählich durchbrochen; aber es brauchte einen Zweiten Weltkrieg mit seinen Hungersnöten in Europa selber und mit den Hungertragödien in deutschen Konzentrationslagern wie Bergen-Belsen, es brauchte auch die Erschütterungen durch die Russische Revolution, die aus dem Hunger geboren war, und durch die ihr fol-

gende Gegenrevolution und ausländische Intervention, die zwölf Millionen Menschen in der jungen Sowjetunion dem Hungertode auslieferte, damit die «gesittete» Welt des Westens die Augen für die unerbittlichen Tatsachen des Massenhungers aufzumachen begann. Das geschah freilich nicht, ohne daß immer wieder Versuche unternommen wurden, um die Notwendigkeit und Unvermeidlichkeit des Hungerns mehr oder weniger wissenschaftlich zu beweisen. Man wärmte insbesondere die alte, von Malthus entwickelte Theorie wieder auf, wonach die Bevölkerung die fatale Eigenschaft habe, sich schneller zu vermehren, als es die begrenzten Möglichkeiten der Beschaffung von Lebensmitteln erlaubten, so daß Hunger, Krankheiten und Kriege das Gleichgewicht jeweilen wiederherstellen *müßten*, wenn nicht umfassende Geburtenbeschränkung für eine Verlangsamung der Bevölkerungsvermehrung sorge. Vor wenigen Jahren erst ist ein Buch des amerikanischen Professors William Voigt erschienen, das diese Lehre aufs neue brillant entwickelte und fast soviel Sensation erregte wie seinerzeit Spenglers «Untergang des Abendlandes». Ein anderer Professor an einer amerikanischen Universität aber, Sir Llewellyn Woodward, scheute sich nicht, noch im vergangenen Jahr am Radio zu fordern, die westlichen Völker müßten ihre Machtstellung bewahren, weil auf ihr zum großen Teil ihre hohe Lebenshaltung beruhe. Die unterprivilegierten Völker verstünden eben nicht, daß eine Erhöhung ihres Lebensstandards Zeit brauche; die hochzivilisierten Nationen des Westens müßten darum die Forderungen der zurückgebliebenen Völker – also der Hungervölker – mit ihren überlegenen Machtmitteln in Schranken halten.

3. *Christlicher Fatalismus?*

Für uns ist das Betrübendste bei dem allem, daß auch die *Christen* bei dieser ganzen Beschweigung oder gar Verteidigung des Völkerhungers weithin mitmachten. Und doch hätten gerade die Christen dank ihrer Missionstätigkeit in den großen Hungergebieten der Erde die beste Gelegenheit gefunden, die Elendslage der unterentwickelten Völker kennenzulernen, und die Pflicht gehabt, das Gewissen der wohlhabenden Westvölker aufzurütteln. Ich weiß, daß nicht wenige Missionare in diesem Geist gewirkt haben. Aber im großen ganzen sind die christlichen Missionen in diesem Belang nicht auf der Höhe ihrer Aufgabe gestanden. Lesen Sie, was K. M. Panikkar, der indische Gelehrte und Diplomat, in seinem Buch «Asien und die Herrschaft des Westens» über die Rolle der Missionen in Asien schreibt:

«Von Vasco da Gama bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges wurde das Missionswerk durch die Verbindung mit aggressiven Herrschaftsansprüchen entstellt. Speziell in China, nach dem Vertrag von Tientsin, arbeiteten die Missionen . . . mit Hilfe von Kanonenbooten,

diplomatischem Druck und ‚Exterritorialität' so gegen die nationalen Interessen der zu Bekehrenden, daß diese sie unvermeidlich als Feinde, als Barbaren betrachten mußten und die von ihnen Getauften als Hilfsbarbaren . . . Der Aberglaube vom Bessersein nicht nur des Christentums, sondern auch des Europäertums, der von der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts an in den Irrwahn von der Überlegenheit der ‚weißen Rasse' überging, wurde auch von den Missionaren geteilt . . . Daher kam es, daß das Erziehungswesen der Missionshäuser . . . nur dazu beitrug, daß man die ganze Missionstätigkeit als Bestandteil einer abendländischen Aggressionstätigkeit ansah.» «In China hat die systematische Zerstörung der sozialen Bindungen durch eine fünfundsiebzigjährige Missionsarbeit unterm Schutz imperialistischer Mächte zur Revolution von 1948 geführt. Und in diesem Sinn lastet einige Verantwortung für das, was sich in China nach dem sino-japanischen Krieg begab, auf den Schultern jener Missionare, die blind darauf vertrauten: wenn China sozial und politisch auseinanderfiele, lasse sich das bevölkertste Land der Erde für Christus erobern. Eine soziale Anarchie heraufzubeschwören, ist ihnen gelungen. Aber Nutznießer wurden nicht sie, sondern andere.»

Das Gericht über diese Art Mission ist denn auch nicht ausgeblieben. Die Chinesen haben die christlichen Missionare und die ausländischen Geistlichen ganz allgemein fast ausnahmslos vertrieben und unter kommunistischer Führung zu tun begonnen, was die Christen hätten tun *sollen*, aber nicht getan haben: sie haben den Krieg gegen den Hunger eröffnet. Wieder einmal haben die Christen «Ja, ja, Herr» nur *gesagt*, aber die Heiden, die Nein zum Evangelium sagen, haben den Willen Gottes *getan*.

Denn das ist ja doch das Entscheidende: daß wir auch in der Hungerfrage den Willen Gottes in der Nachfolge Jesu Christi tun. Was dieser Wille ist, wissen wir aus der Verkündigung Jesu und seiner Apostel, wir haben es bereits gesagt. Aber nun wollen die Christen klüger sein als ihr Meister, wollen es besser wissen. Sie drücken sich um den Gehorsam gegen Gottes Willen und setzen ihm ihren eigenen Willen entgegen. Das geschieht gemeinhin in zwei Formen, die sich freilich oft vermischen. Zunächst versucht man es damit, den Willen Gottes nach den eigenen Bedürfnissen umzudeuten, um seine Unwilligkeit oder auch nur Unfähigkeit, ihn zu erfüllen, etwas zu bemänteln. Sie kennen ja all die Versuche, die Armut und den Hunger als Ausfluß von Gottes Willen und Ordnung zu rechtfertigen, angefangen von jener «Jammertaltheorie», die die Erde als «Bußort und Tränental» erklärt und das Streben nach Überwindung der sozialen Not als Ketzerei verdammt, bis hin zu der Auffassung, die besonders in der Zeit des Frühkapitalismus sehr verbreitet war, aber auch heute noch vertreten wird, wonach Hunger und Armut die Folge sittlicher Ver-

dorbenheit sei, die beseitigen zu wollen einen Eingriff in die sittliche Weltordnung darstelle.*

Es braucht hier nicht umständlich gezeigt zu werden, daß all dies nur hilflose Versuche sind, die kapitalistische Ausbeutung religiös und moralisch zu rechtfertigen. *Dieses* Christentum ist einfach Ideologie geworden (im marxistischen Sinne), also religiöser Überbau und Reflex von Klasseninteressen.

Zu den schlimmsten Vertretern solchen Afterchristentums gehört der auch von Marx zitierte «hochkirchliche protestantische Pfaffe» Townsend, der die Armut als notwendige Bedingung des Reichtums sittlich und religiös verherrlichte. «Gesetzlicher Zwang zur Arbeit» – das sind seine Worte – «ist verbunden mit zu viel Mühe, Gewaltsamkeit und Geräusch, während der Hunger nicht nur ein friedlicher, schweigsamer, unaufhörlicher Druck ist, sondern als natürlichstes Motiv zur Industrie und Arbeit die machtvollste Anstrengung hervorruft.» Genau so hört man es ja noch heute aus dem Munde der Verteidiger der kapitalistischen Eigentums- und Lohnordnung. Nur sind diese Zeitgenossen vorsichtiger als Townsend, wenn er im weiteren zeigt, daß alles darauf ankomme, den Hunger unter der Arbeiterklasse dauernd zu machen. Dafür sorge, so meint er, das Bevölkerungsprinzip, das besonders unter den Armen tätig sei. «Es scheint ein Naturgesetz, daß die Armen zu einem gewissen Grade leichtsinnig sind, so daß stets welche da sind zur Erfüllung der niedrigsten, schmutzigsten und gemeinsten Funktionen des Gemeinwesens. Die Summe menschlichen Glückes wird dadurch sehr vermehrt, die Delikateren sind von der Plackerei befreit und können höherem Beruf usw. ungestört nachgehen . . . Das Armengesetz hat die Tendenz, die Harmonie und Schönheit, die Symmetrie und Ordnung dieses Systems, welches Gott und die Natur in der Welt errichtet haben, zu zerstören.»

Townsend hat indessen in England selber einen Nachfolger gefunden, der diese Lehre noch viel planmäßiger ausgebaut und dadurch Weltruhm erlangt hat: Thomas Robert Malthus, dessen Lehre von der unüberbrückbaren Kluft zwischen Bevölkerungsvermehrung und Nahrungsmittelproduktion ich schon erwähnt habe. Ganz bezeichnenderweise ist auch Malthus Pfarrer gewesen; aber er verschob den Fatalismus gegenüber Hunger und Armut, den Townsend und seinesgleichen predigten, vom religiösen endgültig auf den weltlichen Boden, auf dem er bis heute geblieben ist. Es sind Natur- und Gesellschaftsgesetze, so wird behauptet, die den Massenhunger unvermeidlich, wenn nicht gar heilsam machen. Und die Christen haben sich ihrerseits weithin mit diesen angeblichen Notwendigkeiten abgefunden, die so trefflich mit jener «Eigengesetzlichkeit» der weltlichen Ordnungen harmo-

* Siehe darüber besonders Tawney, Religion und Frühkapitalismus, S. 256 ff.

nieren, welche besonders im Luthertum, aber auch in anderen theologischen Systemen eine so bedeutende Rolle spielt. Das Ergebnis war jenes individualistische Christentum, das uns nur zu gut vertraut ist und das dem ganzen Grundsinn der Bibel so völlig widerspricht. Es sucht nicht, wie der religiöse Fatalismus, von dem wir vorhin geredet haben, den Willen Gottes umzudeuten und den Gott der Liebe – welche Lästerung! – für die Zwecke der sozialen Ausbeutung in Anspruch zu nehmen oder mindestens unsere Untätigkeit gegenüber Hunger und Armut zu beschönigen. Dieses Christentum unterwirft sich einfach *andern* Göttern, Götzen, die es Natur, Wirtschaft, Staat, Gesellschaft nennt, und zieht sich auf den engen Bereich des persönlichen Lebens zurück, als ob dieses persönliche Leben für Gott und seinen Christus gerettet werden könnte, wenn das Gemeinschaftsleben dem Teufel überlassen wird! Allem solchen Fatalismus, der in Unglauben und Ungehorsam vor den Natur- und Weltmächten kapituliert, sagt die Bibel, sagt besonders das Evangelium den schärfsten Kampf an. Ihm zu widerstehen, bis aufs Blut zu widerstehen, und die Alleinherrschaft Gottes auf allen Lebensgebieten zu verwirklichen, das ist geradezu die Kernforderung, die Jesus Christus erhebt und die er in seinem eigenen Leben, getreu bis zum Tod, erfüllt hat. «Dein Reich komme. Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden.»

Das gilt auch für unsere Haltung gegenüber der Hungerfrage. Hier wenn irgendwo gilt jener «heilige Materialismus», von dem Ragaz so gern geredet hat, und den auch Lord Boyd Orr meint, der frühere Direktor der Abteilung für Ernährung und Landwirschaft in der Organisation der Vereinten Nationen, wenn er in einem Büchlein, das in der deutschen Übersetzung den Titel trägt «Werden nur die Reichen satt?», bemerkt, daß «der Kampf um die Nahrung immer die Hauptsorge der Menschheit gewesen» sei. «Es ist – so schreibt er – durchaus nicht von ungefähr, daß die Bitte um ‚Unser täglich Brot' im Vaterunser selbst noch vor der Bitte um ‚Vergebung der Sünden' rangiert. Dieser Umstand wäre es wert, daß sich die Kirchen einmal damit beschäftigen.» Ähnlich empfinden auch die protestantischen Christen in China, mit denen ich sprach, und sicher auch viele katholische Chinesen; für sie steht jetzt durchaus im Vordergrund die Mitarbeit an der Stillung des leiblichen Hungers ihres Volkes, nicht die Austragung des weltanschaulichen Gegensatzes zwischen Christen und Kommunisten. Und soll ich noch an Gandhi erinnern, der glaubte, zum Armen komme Gott immer zuerst in Gestalt des täglichen Brotes? Aber das war eben ein «Heide», der unsern theologisch besser geschulten Christen nichts zu sagen hat...

4. Wir haben die Wahl

Der Kulturpessimismus, dem sich soviele Leute hingeben in der Besorgnis, Armut und Hunger seien unausrottbare natürliche und gesell-

schaftliche Erscheinungen, ja, es werde damit auf die Dauer immer ärger werden, dieser Pessimismus ist – daran wollen wir vor allem festhalten – von Grund auf unbiblisch und schlägt allem Glauben an Gott und Christus ins Gesicht. Er wird aber auch durch die neueren natur- und gesellschaftswissenschaftlichen Erkenntnisse beschämt. Denn es ist ja gar nicht wahr, daß eine wachsende Bevölkerung der Erde den Nahrungsspielraum immer mehr einengen müsse.

Zunächst ist es Tatsache, daß von den 50 Prozent anbaufähigen Bodens, den es auf der Erde gibt, nur 10 Prozent tatsächlich genutzt werden. Auch in China liegen mehr als zwei Drittel des anbaufähigen Bodens brach.

Zum zweiten ist es möglich, eine Erdbevölkerung von nicht zwei oder drei, sondern sechs Milliarden zu ernähren, wenn durch verbesserte Anbaumethoden der Bodenertrag erhöht wird, erst recht natürlich, wenn auch noch die Anbau*fläche* planmäßig erweitert wird. Die Mittel und Wege, um beide Ziele zu erreichen – mehr Boden in Bearbeitung zu nehmen und den Boden*ertrag* zu steigern – weisen uns Wissenschaft und Technik. Wir kennen die Mittel, um der Bodenauswaschung zu wehren, die meistens durch Schuld der Menschen immer größere Teile fruchtbaren Bodens fortschwemmt oder versanden läßt, in den Vereinigten Staaten z. B. bisher 20 Millionen Hektaren, in China sogar den vierten Teil allen nutzbar gewesenen Bodens. Es werden jetzt ferner Unternehmungen zur Regulierung der Wasserläufe, zur Ent- und Bewässerung von Land durchgeführt, die ans Phantastische grenzen. Ich habe in Amerika, im Tennesseebecken (im Süden der USA) und am Columbiafluß (im Nordwesten) Werke dieser Art gesehen, die damals als die gewaltigsten auf der Erde galten. Es scheint aber, daß die Sowjetunion noch größere Wasserbauprojekte durchführt, die zusammen mit einer umfassenden Aufforstung allein die Weizenproduktion um einen Betrag erhöhen sollen, welcher der jetzigen Gesamterzeugung Kanadas entspricht. Die Vermehrung der sowjetischen Baumwollproduktion soll in wenigen Jahren schon mehr als die gegenwärtige Gesamterzeugung in Ägypten und Pakistan betragen. In ähnlicher Weise können Steppen und Wüsten in fruchtbares Land verwandelt werden, so im alten Mesopotamien, in Nordafrika, in Ostasien (Wüste Gobi). Durch verbesserte Saatzucht, durch Fortschritte in der künstlichen Düngung, der Gründüngung und der Kompostbereitung läßt sich der Bodenertrag ebenso weiter erhöhen, wie durch Bekämpfung von Pflanzen- und Tierkrankheiten und rationellere Viehzucht die Weltproduktion an Fleisch und Milch gesteigert werden kann. Kurz, die Möglichkeiten, die Erzeugung von Nahrungsmitteln der wachsenden Bevölkerung anzupassen, sind rein technisch gesehen durchaus vorhanden, wenn auch die Nahrungsmittelproduktion keineswegs unbegrenzt gesteigert werden kann.

Auf der anderen Seite ist die Furcht grundlos, die Weltbevölke-

rung werde sich schrankenlos weitervermehren und bei erhöhter Erzeugung von Nahrungsmitteln erst recht anschwellen, so daß also der Welthunger noch viel verheerender werde als bisher. Tatsache ist vielmehr, daß der Hunger in der von uns angenommenen Bedeutung, besonders als chronische Unterernährung, nicht die *Folge* von unerwünschter Bevölkerungsvermehrung ist, sondern eher ihre *Ursache*. Und zwar in doppeltem Sinn. Dauerhunger hat unter anderem – wir haben es bereits erwähnt – die psychologische Wirkung, daß die geschlechtliche Sinnlichkeit gesteigert wird, als eine Art Entschädigung für die mangelnde Befriedigung des Nahrungstriebes. Unterernährung, besonders Mangel an tierischen Proteïnen, bewirkt aber auch erhöhte Fruchtbarkeit der Frauen. Die Klassen und Rassen mit der höchsten Fruchtbarkeit sind diejenigen, die den niedrigsten Prozentsatz an vollständigen Proteïnen in ihrer täglichen Nahrung haben, wie es z. B. in Ostasien, Afrika und Lateinamerika teilweise der Fall ist. Die niedrigsten Geburtenziffern finden sich aber in Westeuropa, den Vereinigten Staaten, Australien und Neuseeland, wo die Nahrungsmittel den höchsten Anteil an tierischen Stoffen enthalten.

Die ganze Theorie des Alt- und Neu-Malthusianismus fällt so in sich selber zusammen. Sie ist, wie man richtig bemerkt hat, wesentlich ein Kind der *Furcht vor den sozialen Umwälzungen*, die hungrige Klassen und Völker herbeizuführen versucht sind. Anderseits ist aber der Hunger selbst – auch darauf wurde schon hingewiesen – ein Erzeugnis des Willens zur Aufrechterhaltung von sozialen Ordnungen, welche die Ausbeutung und Bedrückung des Menschen durch den Menschen erlauben, heute insbesondere auch in Gestalt der politischen und sozialen *Gegenrevolution*. Wissenschaftlich und technisch sind wir durchaus in der Lage, den Hunger der unterernährten Völker und Klassen zu stillen. Wenn trotzdem zwei Drittel der Weltbevölkerung zu wenig zu essen haben, so liegt, wie auch Lord Boyd Orr betont, der Grund darin, daß, «mindestens in neuerer Zeit, die Nahrungsmittelproduktion niemals auf volle Touren gebracht worden ist. In der westlichen Zivilisation ist bisher das Ziel nicht die zur Deckung des menschlichen Bedarfs benötigte Menge gewesen, sondern die Menge, die mit Gewinn verkauft werden kann ... Die Nahrungsmittelknappheit auf der Welt wäre nicht von langer Dauer, wenn es einen garantierten Absatzmarkt zu einem Preis gäbe, bei dem der Ertrag des Kapitals vergleichbar wäre mit den bei der Erdölförderung erzielten Gewinnen, wo die Verzinsung des angelegten Kapitals siebzehn Prozent betragen soll.»

So darf der Hunger eben weiter seine entsetzlichen Verwüstungen anrichten, weil es nicht rentiert, ihn aus der Welt zu schaffen, und namentlich, weil der Hunger der Vielen die Grundlage des Reichtums der Wenigen ist. Es liegen überwältigende Beweise dafür vor, daß die Hungergebiete in der Welt gerade die Gebiete der schlimmsten kapi-

talistischen und kolonialen Ausbeutung sind. Ob wir nun politische Kolonien wie die größten Teile Afrikas ins Auge fassen oder wirtschaftliche Kolonien wie früher (und teilweise noch heute) Indien, China und Indonesien, wie Persien, Ägypten und Lateinamerika – immer stoßen wir auf die Tatsache, daß das Eindringen des europäischen und nordamerikanischen Imperialismus die schon vorhanden gewesene feudalistische Ausbeutung noch ungeheuer verschärft und die Erhaltung einer breiten hungernden Unterschicht von Arbeitskräften zu einer gewinnbringenden Angelegenheit gemacht hat. In den Industriezentren Chinas – in Schanghai zum Beispiel – überstieg vor der Befreiung die Ausbeutung der Arbeitskräfte, mit überlanger Arbeitszeit, mit verheerender Frauen- und Kinderarbeit, alle Grenzen. Es war kein ungewöhnlicher Anblick, daß am Morgen vor den Fabriktoren die Leichen der Kinder und der Erwachsenen lagen, die in der Nacht ihr elendes Leben ausgehaucht hatten. Und dennoch strömten vom Land her, getrieben von der Hungerpeitsche, immer neue Menschenscharen in die Städte, um sich zu den unmenschlichsten Bedingungen als Arbeitssklaven zu verkaufen. Die Industrie und ihre Nutznießer *brauchten* den Hunger, um ihre Gewinne einzuheimsen, die vielfach nicht nur siebzehn Prozent des angelegten Kapitals ausmachten wie heute in der Erdölindustrie, sondern fünfzig, ja hundert und mehr Prozent.

Grundsätzlich ist das die Sachlage noch jetzt in den Hungergebieten der Erde. Und das heißt, daß ohne ihre grundlegende Änderung, ohne die Abtragung und schließliche Aufhebung des Kolonialsystems in allen seinen Formen, ohne die *Überwindung des feudalkapitalistischen Regimes ganz allgemein*, eine radikale Lösung der Hungerfrage nicht möglich ist. Bloße «technische Hilfe» *ohne* wurzelhafte Änderung der Eigentumsordnung, insbesondere des Bodenbesitzrechtes, und ohne Beseitigung aller Formen wirtschaftlicher Ausbeutung genügt längst nicht mehr. Nicht daß wir solche Hilfe irgendwie gering achteten; es wird hier durch Verbesserung der landwirtschaftlichen Betriebsmethoden, durch öffentliche Gesundheitspflege, Krankheitsbekämpfung, Mütter- und Kinderschutz, Einrichtung von Schulen und dergleichen bereits viel wertvolle, oft wundervolle Liebestätigkeit ausgeübt. Allein solange das Grundübel, die falsche, ungerechte Verteilung des Bodenbesitzes und die industrielle und kommerzielle Ausbeutung des arbeitenden Menschen, nicht ausgerottet ist, solange also die Massenarmut weiterbesteht, kann alle technische Hilfe nur ein Anfang sein, eine Vorbereitung auf die *entscheidende* Umwälzung, ein Mittel, um diese Umwälzung herbeizuführen. Hier, in der sozialen und politischen Revolution, die in den «rückständigen» Ländern vollzogen werden muß, liegt der Schlüssel zur wirklichen, dauerhaften Lösung des Hungerproblems. Packen wir es nicht von *dieser* Seite her an, dann bleiben alle noch so vernünftigen Pläne für die Hebung des Lebensstandes der unterentwickelten Völker – auf die ich hier nicht einzutreten habe –

auf dem Papier stehen. Und dann mögen freilich die Malthusianer mit ihren Prophezeiungen in furchtbarer Weise recht bekommen. Denken wir doch daran, daß die Weltbevölkerung in jeder Stunde um 2000 bis 3000 Neugeborene anwächst, so daß, *wenn es so weiter geht wie bisher*, wenn also die Nahrungsmittelproduktion *nicht* so vermehrt wird, wie dies nötig und möglich ist, und der Hunger die Bevölkerungszahl immer höher steigert, am Ende dieses Jahrhunderts gegen vier Milliarden Menschen da sein werden, von denen an die drei Milliarden in akuter oder chronischer Form Hunger leiden. Was für Kräfte umwälzender und zerstörender Art aus diesen Menschenmassen hervorbrechen können, das sich auszumalen, bleibt der Phantasie überlassen, die aber recht wohl hinter der Wirklichkeit zurückbleiben mag. Schon jetzt ist der Hunger die treibende materielle Kraft hinter dem Aufstand der farbigen Rassen und für ihre instinktive Hinwendung zum *Kommunismus*, dessen Methoden ihnen allein Hilfe und Befreiung zu bringen scheinen. Die sogenannten freien Nationen haben ja bisher gegenüber der Hungerfrage, die die Frage der Überwindung des Kapitalismus und Kolonialismus stellt, in einer katastrophalen Weise versagt. Statt die notwendige soziale und politische Revolution in geordnete Bahnen zu leiten, klammern sie sich an die bestehende Ordnung, die sie mit der Etikette «Demokratie» versehen, und organisieren die Gegenrevolution. Und doch ist es, wie auch Lord Boyd Orr, dieser im besten Sinne konservative Mann, feststellt, «unmöglich, die wirtschaftliche und politische Struktur der Welt nach dem Vorbild der Vergangenheit wiederherzustellen. . . . Wenn nicht – und zwar bald – einschneidende Veränderungen vorgenommen werden, wird er (der bereits erschütterte Gesellschaftsbau) aufs neue in einem dritten Weltkrieg einstürzen, den die Zivilisation, wie wir sie kennen, nicht überdauern könnte.» «Die Westmächte», so sagt Lord Boyd Orr, «sehen sich in Asien, Afrika und Lateinamerika den steigenden Wogen des Aufruhr gegen die Armut gegenüber. Sie können den Versuch machen, ihnen mit Gewalt entgegenzutreten oder sich loszukaufen durch das Angebot technischer Hilfe und unbedeutender Anleihen mit politischen Bindungen, die doch bei der ersten Beanspruchung zerreißen. In beiden Fällen werden die Westmächte schließlich vernichtet oder überflutet werden. Auf der andern Seite könnten sie das Unvermeidliche einsehen und, sei es mit oder ohne Zusammenarbeit mit der Sowjetunion, ihre überwältigende industrielle Überlegenheit darauf verwenden, eine neue Welt des Wohlstandes zu schaffen . . . Die moderne Naturwissenschaft hat die westliche Zivilisation vor die Wahl gestellt, diesen Weg einzuschlagen oder zu verfallen und unterzugehen.»

Um den Hunger zu besiegen – so sagten wir – muß das System der kolonial-kapitalistischen und feudalen Ausbeutung grundsätzlich abgeschafft werden. In dem Maß aber, da dies geschieht, werden auch

die *Mittel* frei, um den Hunger aus der Welt zu schaffen. Denn den Kapitalismus und Feudalismus zu überwinden, heißt auch den Krieg und die Kriegs*rüstungen* überwinden. Wollten die «fortgeschrittenen», gesättigten Völker auch nur einen Teil der Geldmittel und Arbeitskräfte, die sie jetzt für die Vorbereitung auf den Krieg aufwenden (einen Krieg, den sie ohnehin nicht mehr führen können, ohne sich selbst der Vernichtung preiszugeben!), wollten sie also diese Mittel und Kräfte von nun an der durchgreifenden Hebung des Lebensniveaus der zurückgebliebenen Völker zukommen lassen, so wäre es ein leichtes, einer diesem Zweck dienenden Weltorganisation die erforderlichen Kapitalien zur Verfügung zu stellen.

Man hat berechnet, daß der «Krieg gegen die Not» eine jährliche Aufwendung von rund zehn Milliarden Dollar erheische, wenn das Einkommen der unterentwickelten Völker alle Jahre um je zwei Prozent erhöht werden solle. Die Ausgaben allein der Vereinigten Staaten für den «kalten Krieg» gegen den Kommunismus machen aber bereits ein Mehrfaches dieser Summe aus und sind so hoch wie das Jahreseinkommen all der Völker zusammen, die in unterentwickelten Ländern leben! Von den direkten und indirekten Militärausgaben der übrigen Staaten der Welt wollen wir gar nicht erst reden . . . Was Westeuropa in den ersten neun Nachkriegsjahren an Hilfsgeldern und Anleihen von den Vereinigten Staaten erhielt, ist dreimal soviel wie der entsprechende Betrag, der aus Amerika in asiatische Länder floß. Es ist kaum auszudenken, welcher Grad von Wohlstand und Lebensglück möglich wäre, wenn durch gemeinsame Anstrengung der besitzenden Nationen die proletarischen Völker dreier Kontinente planmäßig aus ihrem untermenschlichen Dasein herausgehoben würden. Die Erfüllung dieser Aufgabe würde überdies soviele Arbeitskräfte und Wirtschaftsmittel in Anspruch nehmen und in den bisher unterentwickelten Ländern einen so aufnahmefähigen Markt für Industriegüter schaffen, daß alle Sorge wegen einer wirtschaftlichen Katastrophe, die der Wegfall der Kriegsrüstungen herbeiführen müsse, gegenstandslos würde. Statt des befürchteten wirtschaftlichen und sozialen Chaos würde im Gegenteil ein Aufschwung der wirtschaftlichen Tätigkeit und eine Neuordnung des sozialen Lebens einsetzen, die größte Verheißungen in sich bärge.

Ist solch eine Wendung der Menschheitsgeschichte in unserer Generation überhaupt möglich und zu erwarten? Das ist die entscheidende Frage. Wir wagen sie nicht mit einem zuversichtlichen Ja zu beantworten, so sehr wir hoffen, daß auch in dieser kritischen Weltstunde die Menschheit die Einsicht und Kraft gewinnen werde, um ihr Weiterleben zu sichern. Die Unruhe, der Aufruhr und die Spannungen, von denen die Welt jetzt erschüttert wird, wären dann nicht die Vorboten ihrer Selbstzerstörung, sondern die Geburtswehen einer neuen Zeit, in der es keine Armut und keinen Hunger mehr gäbe. Ob es

wirklich so kommen wird, das wissen wir, wie gesagt, heute noch nicht. Wir wissen nur, daß die grundlegende Umwälzung unserer gesellschaftlichen Ordnungen eine Lebensnotwendigkeit für die Völker ist, nicht nur für die «zurückgebliebenen», sondern auch für die «fortgeschrittenen». Der Hunger kennt ja keine Landesgrenzen; die Welt ist in solch hohem Maße eine Einheit geworden, daß auch die heute gesättigten und sich gesichert wähnenden Nationen in die Katastrophe hineingerissen würden, die aus der wachsenden Not und dem elementaren Aufruhr der hungernden Völkermassen hervorzubrechen droht. «Bereits lesen wir», wie in der Veröffentlichung eines englischen Ausschusses, betitelt «Krieg der Not!», gesagt wird, bereits lesen wir, «den warnenden Bericht von fleischlosen Tagen in Buenos Aires – was noch vor fünfzehn Jahren undenkbar gewesen wäre. Lange bevor die Weltbevölkerung die Dreimilliardengrenze überschreitet, werden die fortgeschrittenen Länder des Westens ihre Lebensmittelrationen Jahr um Jahr fallen sehen.» Und es wird nicht bei solchen verhältnismäßig harmlosen Maßnahmen bleiben; die hungrigen Völkermassen des Ostens und Südens werden viel, viel furchtbarere Rache nehmen!

Wer wäre vor diesem Ausblick berufener, die Führung des großen Kreuzzuges gegen den Hunger zu übernehmen, als diejenigen, die sich Nachfolger Jesu Christi heißen? Sie könnten und sie *müssen* die Riesenschuld einigermaßen wieder gutmachen, die sie den hungernden Völkern gegenüber auf sich geladen haben. Sie müssen in dem Geist, in dem ein Albert Schweitzer sein Sühne- und Helferwerk an den Schwarzen tut, das soziale Problem der unterentwickelten Rassen in seiner ganzen Breite und Tiefe anpacken und sich für seine Lösung einsetzen. Und das heißt, daß sie die Bedingung, die wir als unerläßlich für die Lösung des Hungerproblems bezeichnet haben, die Überwindung des mammonistisch-kolonialistischen Geistes, an sich selber erfüllen müssen. Die Befreiung der Christen und der Kirchen von der Gebundenheit an die bürgerlich-kapitalistische Welt des Westens in all ihren Formen, die zwar begonnen hat, aber noch weit von ihrer gründlichen Durchführung entfernt ist, bekommt dadurch neue Dringlichkeit. Laßt uns deshalb an diesem Werk auch mit neuem Ernst und mit neuer Kraft arbeiten, gewiß, daß wir damit in den Fußstapfen dessen wandeln, der das Lebensbrot nicht nur für unseren inneren Menschen ist, sondern will, daß allen Menschen geholfen werde, auch wenn sie daran gehen, ihre leiblichen Nöte, voran den Hunger, im Gehorsam gegen den Willen des Vaters zu überwinden.

Hugo Kramer

Hilfe für Indien

Ein Aufruf

All die Jahre, wenn wir uns in der Schweizerischen religiös-sozialen Vereinigung mit dem Problem der Not und des Hungers und den Möglichkeiten zu deren Überwindung befaßt haben, ist immer zuerst Indien vor unsern Augen gestanden, Indien, das unserem Herzen so nahe und so teuer ist, das Indien Gandhis und Nehrus, das Indien Dr. Rajendra Prasads und Dr. Radakrishnans.

Nun bietet sich endlich Gelegenheit, dem Land, dessen Führer noch mit geistigen Kräften rechnen, also noch nicht dem Materialismus und dem Rüstungswahn verfallen sind, die längst geplante Hilfe zu leisten und dem durch viele Leiden und Entbehrungen gegangenen Indien unsere Freude zu bezeugen für seinen Freiheitssieg und unsern Dank für seine Friedenshaltung in einer Welt, wo an Stelle des Glaubens an Gottes Hilfe und Kraft die Bindung an Genuß, Ehre und Macht vorherrschend ist.

Indien ist frei, aber noch sind seine Volksmassen in Hunger, Armut und Krankheit. Die UNO und andere Gruppen bemühen sich, da und dort zu helfen und leisten in ihrer Art Wesentliches, aber es sind Tropfen im großen Ozean der Unerfahrenheit und des Leidens. Und diese Hilfe von außen hat etwas Bitteres für viele Inder. Ihr nationales Ehrgefühl ist stark, und wir Weißen sind Brüder derjenigen, die sie beherrschten und in mancher Beziehung ausgenützt haben. Jetzt kommen wir als Wohltäter und bestimmen die Art und Weise unserer Hilfe. Und unsere Art ist nicht die ihrige, weil sie von ganz anderen Voraussetzungen herkommt. – Indien will und wird sich selber helfen, aus seinen innersten Gegebenheiten heraus; denn nun erwacht es langsam zu seinen irdischen Möglichkeiten. – Indiens geistige Führer haben die Kaste überwunden, auch die Massen werden allmählich darüber hinauswachsen. Langsam, sehr langsam, denn es handelt sich um ein vielsprachiges Volk von 357 Millionen Menschen. Landbesitzreform, Anbau, Ernährung, Hygiene, ärztliche Hilfe, Industrie, alles wird kommen, aber es braucht Zeit, denn wir wissen, welche Macht der Tradition und den Volksgewohnheiten innewohnt.

Trotz dem vorhin Gesagten ist im hohen Norden Indiens, im Vorgebirge des Himalajas, am Ufer des Ganges, vor Jahren schon eine Siedlung indischen Ursprungs entstanden, die an unsere besten Unternehmungen europäischer Art erinnert, insofern als sie ein wunderbares Vorbild des Zusammenlebens, der praktischen Zusammenarbeit und der Nächstenliebe darstellt. – Die Glieder dieser Siedlung leben als solche, die gar keinen Besitz haben; die Kolonie blüht trotzdem, weil der Glaube heute noch Wunder wirkt und immer wieder die nötigen Geldmittel zufließen läßt. Eine unentgeltliche Primarschule steht den Kindern der Umgegend offen, ein kleiner Spital mit Gratisverpflegung

ladet die kranken Frauen ein, ein Naturheilsanatorium ohne Pensionspreis steht jedermann zur Verfügung, und auch für die Aussätzigen existiert ein Zufluchtsort. Eine Apotheke gibt und versendet ihre Mittel, für Studierende aller Erdteile werden täglich Vorlesungen philosophischer und religiöser Art gehalten, alle Besucher, Reisende und Pilger werden gastlich beherbergt oder wenigstens gespeist, kurz, es handelt sich um ein Zentrum, wo die Liebe und der Dienst am Nächsten im Mittelpunkt stehen, weil das Erlebnis Gottes deren treibende Kraft bildet. Alle Insassen, Männer und Frauen, haben unentgeltliche Verpflegung. Wer 2000 Rupien (etwa 1900 Franken) zur Verfügung hat, bekommt gratis ein Stück Land und kann sich darauf ein einfaches Häuschen bauen oder bauen lassen, um sich dann auf der Siedlung in irgendeiner Weise gemeinnützig zu betätigen. Zurzeit wohnen etwa 300 Personen ständig dort.

Sivananda, dem Gründer dieser Siedlung, brennt die geistige und körperliche Not aller Menschen auf dem Herzen. Er ist Arzt, Philosoph und Schriftsteller und ein tief religiöser Mensch, der im Sinne der Bergpredigt lebt. Für ihn gibt es keine schlechten oder verlorenen Menschen. Er liebt sie alle, und allen möchte er beistehen. Aus diesem unermüdlichen Helferwillen heraus hat er mit einem seiner vielen Freunde, dem General Sharma, dem nun pensionierten obersten Leiter der indischen Sanitätstruppen, ein Werk geplant, das jetzt am Anfang seiner Ausführung steht und so angelegt ist, daß es Tausenden Hilfe bringen wird und kann.

Wenn Schweizer Ärzte, Krankenschwestern und sonstiges Hilfspersonal sich da zur Mitarbeit entschließen können, leisten sie Großes im Dienste der Aufklärung, der Verständigung und des Friedens, denn dann erlebt der Inder, daß es auch Weiße gibt, die ohne jeden imperialistischen oder kommunistischen Hintergrund zu selbstlosem, hingebendem Wirken bereit sind.

Und wir? Wir tragen etwas ab an der Schuld, die auf uns allen lastet. Wir nennen uns Christen und haben geschwiegen, trotzdem die durch den Kolonialismus verursachte Ausnützung der sogenannten unmündigen Völker kein Geheimnis blieb. Jetzt endlich gewahren wir den hungernden, leidenden Bruder, und nun sollen wir ihm helfen, helfen soviel als möglich, und dies nicht aus Wohltätigkeit, sondern aus Pflicht.

Der nachstehende *Aufruf* hat nur den Zweck einer ersten skizzenhaften Bekanntgabe. Eine ausführlichere Orientierung über das geplante Hilfswerk ist noch in Ausarbeitung begriffen. *H. H.*

Die medizinische Sivananda-Organisation

Kostenlose medizinische Hilfeleistung. Gegründet von *Sri Swami Sivananda Saraswati*, geleitet von Major-General *Sri A. N. Sharma Maharay* (Leiter i. R. des Heeressanitätswesens der indischen Armee).

Dieses großartige menschliche Werk von reinstem und selbstlosem

Geiste, das die so notwendige ärztliche Hilfe in alle Dörfer und den Kranken Indiens bringen wird, bedarf der Mitarbeit aller.

Wir erlassen einen Aufruf an alle menschlich empfindenden Personen, um an diesem edlen altruistischen Werk teilzunehmen. Beitragsleistungen in Geld oder Gegenständen sind an die indischen Botschaften in den verschiedenen Ländern zu richten, unter besonderem Hinweis auf die Bestimmung der Gabe (dieses um direkte Sendungen, Zolltarife usw., die äußerst hoch sind, zu vermeiden), oder an G. M. Schneider, rue Fendt 6, Genf.

Besonders notwendige Gegenstände:

Medikamente, Verbandstoffe usw., chirurgische Instrumente, klinische und laboratorische Apparate, Zubehör und Ausrüstungsgegenstände für Spitäler; PKW, Lastwagen, Anhänger zur Einrichtung von beweglichen Kliniken; Gebäude und Grundstücke zur Errichtung von Spitälern und Kliniken; jegliche Gegenstände, dienlich einem solchen Werk der medizinischen Hilfeleistung; guter Wille, moralische und effektive Unterstützung in der Öffentlichkeit durch alle Mittel und auf allen Wegen. Gesucht werden ebenfalls Ärzte und Krankenschwestern.

Möge der Westen eine großzügige und brüderliche Geste für das mutige Indien zeigen – für ein Indien so geistig und sehr geliebt von allen.

Einiges zur kostenlosen medizinischen Hilfeleistung
von Sri Swami Sivananda

Das *Ziel* dieser Unternehmung ist, Gesundheit und Heilkunst in ganz Indien und von dort aus in die ganze Welt zu verbreiten. Es sollte niemanden geben, der nicht etwas Geld gäbe oder sein Bestes täte, um an dieser Aufgabe zu helfen.

Betätigungsfeld:

1. Notwendige Ausrüstungsgegenstände, Spezialisten und Experten in alle Dörfer zu transportieren – mit andern Worten: Reisen der beweglichen Kliniken zu organisieren.

2. Ein Hauptkrankenhaus in der Nähe der «Divine Life Society» in Rishikesch oder Hardwar zu bauen, wo jede spezielle Behandlung erhalten werden kann und alles, was zur Pflege notwendig ist; außerdem versehen mit einem Laboratorium, in dem Untersuchungen und Analysen der Krankheiten vorgenommen werden können.

3. Eine Poliklinik ist zu bauen.

4. Ein psychologisches Institut ist zu gründen zwecks psychoanalytischer Behandlung, zum Studium der Massenpsyche und seiner Spannungen, ebenso wie für die Psychoanalyse und die individuelle Psychotherapie.

Arbeitsmethoden: Das Arbeitssystem wird wie folgt aufgebaut sein: Die fahrenden Kliniken werden von Dorf zu Dorf fahren. Die Wagen werden außerhalb der Dörfer stationiert sein. Die Einwohner

werden vielleicht zuerst nicht kommen. Der Arzt und die Angestellten werden einige Gegenstände und Medikamente herausbringen müssen und alsdann, getrieben durch Neugierde, werden erst die Kinder und dann die Eltern kommen. Bald wird der Doktor populär sein, und die Einwohner werden fragen: «Wann kommen Sie wieder?» Tour auf Tour wird jede fliegende Klinik nach demselben System arbeiten. Wir werden ebenfalls mit Hilfe von Vorträgen und Filmvorführungen eine Gesundheitspropaganda unternehmen. Wir wollen die Kenntnis der Hygiene und Gesundheitspflege verbreiten durch Verteilung von Broschüren, geschrieben in den Idiomen der verschiedenen Länder und beweisend, wie leicht die sanitären Zustände in den einzelnen Dörfern zu verbessern sind.

Die Behandlungen werden absolut gratis sein. Eine geringe Beitragsleistung, zum Beispiel eine Anna (kleinste indische Münze) wird beim ersten Behandlungstag vom Patienten gefordert werden.

Ausbildungszentren: Wir werden eine tropen-medizinische Universität eröffnen in unserem Hauptsitz, wo Ärzte und Praktiker nach den neuesten Methoden in der Diagnostik und der Behandlung tropischer Krankheiten ausgebildet werden. Wir werden Krankenschwestern und Krankenwärter in unserer Krankenpersonalschule ausbilden. Wir werden ebenfalls eine Universität für die Studenten der Psychoanalyse haben.

Für den Anfang: Ärzte, Krankenschwestern und andere Arbeitskräfte sind eingeladen zur Mitarbeit im Dienste der Mission. Sie sind gebeten, in ihren Angeboten ihre besonderen Befähigungen hervorzuheben, wenn sie in einem Gebiet und den gefragten Bedingungen spezialisiert sind. Eine erste bewegliche Klinik muß eingerichtet werden. Im Hauptsitz benötigen wir ein Hospital mit 40 Betten. Wir werden ein kleines Nachrichtenblatt herausgeben mit den letzten Nachrichten, dem Gesundheitszustand und die angewandten Kuren betreffend. Wir brauchen außerdem Kleidung für die Ärzte und Krankenschwestern.

Erste Notwendigkeit: Ein modernes Gebäude in Rishikesh oder in Hardwar, das entsprechend eingerichtet sein wird für Labors, Röntgenstrahlenabteilung, Optalmologie mit chirurgischen Ausrüstungen und kardiagraphischen Sektionen.

Zwei oder zumindest einen Lastwagen, eingerichtet als bewegliche Klinik mit einem Operationstisch, Instrumentensterilisatoren und einer Toiletteneinrichtung. Die Anzahl der beweglichen Kliniken wird schrittweise erhöht.

Wir benötigen selbstlose Arbeiter, Ärzte und Krankenschwestern, die für ein geringes Gehalt arbeiten und mit einfacher Verpflegung und Unterkunft zufrieden sind. Die Ärzte und Arbeiter, die nicht mit ihren Familien kommen werden, haben gemeinsame Unterkünfte.

Wir bedürfen vor allen Dingen der öffentlichen Sympathie und großer Summen Geldes – angefangen bei fünf hindustanischen Rupien.

Der Kampf um den Frieden

Vorbemerkung der Redaktion: Es zeigt sich nun an verschiedenen Beispielen, wie schwer Gespräche wirklich zu führen sind, selbst unter Freunden, und wie die persönliche Erwiderung ohne genügende und genaue Kenntnis des Gesprächspartners sowohl die geistige Haltung als auch das persönliche Wesen des andern verfehlt. Das ist bis jetzt bei den eigentlichen Erwiderungen der Fall gewesen und ist es auch bei der vorliegenden. GSH ist zum Beispiel nach unserer recht genauen Kenntnis absolut kein Anhänger der Scholastik und der rationalistischen Schulphilosophie. Beide Gesprächspartner hätten wahrscheinlich bei persönlicher Bekanntschaft gerade in dieser Beziehung große Freude aneinander.

Es gibt hier ein Dilemma des freien Wortes; dieses hat in der inneren Meisterung der persönlichen und sachlichen Auseinandersetzung seine Voraussetzung. Hier in jedem Einzelfall den rechten Weg zu finden und nicht zuletzt auch den Raum in einer Zeitschrift wie der unsern aufzubringen, ist für die Redaktion sicher ebenso schwer wie das ernsthafte Sichhineinversetzen in Meinung, Gesinnung und Wollen des Gesprächspartners. Wir haben weder für die Redaktion noch für die Schreibenden ein Rezept für diese schwierige Aufgabe. Hier müßte sich die Zusammenarbeit im Dienste einer Sache bewähren, denn die sachliche und persönliche Auseinandersetzung verlangt nach einem echten innern Maß, nach Selbstzucht und Selbstverleugnung. Diese haben der wirklichen Freiheit noch nie Abbruch getan.

Im übrigen möchten wir den Mitarbeitern, die in «Gesprächen» sich äußern, doch auch zu bedenken geben, daß die Redaktion ihre Entscheidungsfreiheit und ihre Verantwortung voll in Anspruch nehmen muß und einer Einsendung gegenüber das Recht hat, sich kritisch oder ablehnend zu verhalten. Sie muß auf Grund der vorliegenden Tatbestände auch frei entscheiden können, ob sie ein Gespräch sachlich als beendet ansieht, vor allem, wenn es in persönliche Polemik auszuarten droht.

Die Redaktion der «Neuen Wege» hatte eine gute Idee, als sie eine Rubrik für «Gespräche und Besinnung» einführte. Gespräche öffnen den Mund des schweigsamen Lesers, oft auch Herz und Seele, und hellen manche unklare Stelle auf. Um aber Gespräche führen zu können, muß man etwas mehr Eigenschaften besitzen als die eines polemischen Kampfhahnes. Es mutet eigenartig an, daß die Autoren beider Erwiderungen im Augustheft 1955, ein Herr GSH im «Kampf um den Frieden» und Prof. Dr. L. Mattias im «Angriff auf den Amerika-Mythos» in einer persönlichen, gehässigen Weise mit ihren geistigen Freunden diskutieren und dabei den nicht verstandenen Gesprächspartner herabsetzen und sich selbst als «Wissenschafter» überheblich zeigen. Als Pazifisten demonstrieren sie ein Verhalten, wie man es nicht machen soll, wenn man zu einer friedlichen Verständigung kommen will. In demselben Heft sind in dem Einführungsartikel wunderbare Worte von Leonhard Ragaz geschrieben, die uns Hinweise geben, wie man sich bei Kontroversen benimmt. Die Redaktion der «Neuen Wege» sollte niemals ein Gespräch führen lassen, in dem ein Autor

nicht mit vollem Namen hervortritt*. Wie mir die Schriftleitung mitteilte, ist der Schreiber GSH Herr Pfarrer H., der mir persönlich nicht bekannt ist; seine Betrachtungsart offenbart mir aber seine Mentalität. Herrn Pfarrer H. gefällt nicht mein Stil und meine Denkmethode. Er polemisiert daher subjektiv und nicht objektiv zur Sache und veranlaßt mich, in derselben Weise zu erwidern, obgleich ich überzeugt bin, daß die Leser an dieser Form des Gesprächs nicht interessiert sind, sondern lieber gesehen hätten, wenn Herr Pfarrer H. sich mit meinen positiven Vorschlägen zur Erreichung des praktischen Friedens auseinandergesetzt hätte. Herr Pfarrer H. scheint ein Anhänger der Scholastik und rationalistischen Schulphilosophie zu sein. Philosophieren ohne Lehrbuch der Dogmatik hält er für verwerflich. Ich selbst betrachte mich in keiner Weise als einen Philosophen. Ich glaube aber auch als werktätiger Mensch das Recht zu haben, die Wahrheit zu suchen und über das Dilemma des Krieges und über die geistigen Probleme des Friedens nachzudenken, ohne die erfolglosen Lehren anderer zu kolportieren. Ich gehe vom Originären aus und lasse mich mehr vom intuitiven und emotionalen Denken leiten. Meine Betrachtung über den Frieden ist ein Konzentrat von Ideen und bedeutet eine geistige Revolution in ihren Folgerungen. Mir scheint, diese Folgerungen, die eine radikale geistige Umkehr alter traditioneller Gewohnheiten verlangen, passen gewissen Typen statischer Lebensart nicht. Pfarrer H. ist mehr für Nachbeten und Denken in alten, toten Geleisen. Seine Behauptung, daß sich Gegensätze nie widersprechen, sondern nur ergänzen, ist ein Sophismus. Schon Schopenhauer hat nachgewiesen, daß es eine contradictio der These und Antithese gibt. Auch wenn Augustinus und andere große Denker klassische Formulierungen über den Frieden gegeben haben, so haben wir das Recht und die Pflicht, über das gegenwärtige Problem des Friedens, an dem trotz allen Formulierungen das Christentum bis heute gescheitert ist, immer und immer wieder nachzudenken. Wir brauchen mehr prophetisches und inspiriertes Denken, damit der Mensch von seinem materialisierten Dasein erlöst wird und endlich befreit wird von dem Irrweg pharisäischen Intellekts. Die Menschheit ist an der Lösung des Friedens gescheitert, weil sie den Frieden als das zentrale Problem des Himmels und der Erde noch nicht erfaßt hat. Der Frieden ist kein Resultat des Kampfes oder «Produkt ständiger Auseinandersetzungen». Pfarrer H. hält die empirischen, menschlichen Reaktionen dieses irdischen Daseins für Symptome des Göttlichen und fordert die Verewigung des Unzulänglichen. Für ihn ist der Krieg der Vater aller Dinge und nicht der Frieden. Der Frieden ist der Urzustand des göttlichen Seins. Der himmlische Frieden muß zur Wiederspiegelung durch den Menschen kommen; der Frieden ist die zu erstrebende

* Es gibt Fälle, wo ein Mitarbeiter aus guten Gründen seinen vollen Namen verschweigt, und wir tragen diesem Wunsch Rechnung, wenn uns der Autor bekannt ist.

seelische Vollkommenheit in Gott, das Nirwana unserer Vorstellung. Der Mensch ist ein Instrument des Friedens, da er die geistige und seelische Fähigkeit besitzt, den Zustand des Vollkommenen und Ewigen zu erkennen und sich ihm anzunähern. Dabei ist die helfende Kraft nicht der Verstand, sondern die Erkenntnis der Liebe und des göttlichen friedlichen Waltens. *Erich Bloch.*

NB. Es heißt u. a. in meiner Betrachtung: «Wir können den Zeitengang beschleunigen, durch eine Weltanschauung, die alle halbwertigen Begriffe und Zweifel, daß der Krieg Lösungen bringt, beseitigen.» Jeder Schuljunge wird sofort im Bilde sein, was hier ausgesagt ist, und bemerken, daß das Wort «Zweifel» hier ein lapsus calamitatis, ein stehengebliebener Diktatfehler, ist.

WELTRUNDSCHAU

Gefährliche Stockung Während ich mich anschicke, meinen Rundblick über die politische Weltlage anzustellen, geht die *Genfer Außenministerkonferenz* in einer Stimmung resignierter Verbitterung ihrem Ende entgegen. Von Anfang an hat ja niemand so recht geglaubt, daß aus den neuen Genfer Verhandlungen ein greifbares positives Ergebnis herausspringen werde. Aber nun, da der Mißerfolg sozusagen protokollarisch festgestellt ist, macht sich doch weithin ein ausgesprochener Pessimismus geltend, der in nur zu krassem Gegensatz zu dem hochgespannten Optimismus steht, mit dem überall in der Welt die Genfer Julikonferenz der «Vier Großen» begrüßt wurde. Ich habe damals an dieser Stelle gleich vor *übertriebenen* Hoffnungen gewarnt, die etwa an jene erste Konferenz geknüpft würden. Um so mehr muß jetzt vor übertriebenem Pessimismus gewarnt werden, ist es doch ganz deutlich sichtbar ein eigentlicher *Zweckpessimismus*, der von der westmächtlichen Propaganda in der öffentlichen Meinung erzeugt werden will. Man stellt es ja nun so dar, als ob Molotows Weigerung, die westlichen Vorschläge für die Lösung des deutschen und des europäischen Problems anzunehmen, die Schuld am Scheitern der neuen Verhandlungen trage, obwohl man genau weiß, daß die Sowjetunion hätte direkt die Waffen strecken müssen, wenn sie dem halb schlauen, halb plumpen Plan der westmächtlichen Diplomatie ihre Zustimmung gegeben hätte. Mit mindestens dem gleichen Recht, mit dem man jetzt den Russen die Verantwortung für die heutige Lage aufladen will, kann man sie also den drei Westmächten zuschieben, die in Genf im Grunde keine anderen Vorschläge zu machen hatten als die, welche sie schon Anfang 1954 in Berlin machten, und von denen ihnen durchaus klar war, daß die Sowjetunion sie ablehnen *mußte*.

Doch möchte ich ja nicht auf den Verlauf der Genfer Konferenz im einzelnen eintreten; das liegt außerhalb des Zweckes dieser Rundschau. Ich möchte nur wieder dazu auffordern, sich immer die großen Linien zu vergegenwärtigen, auf denen sich, wie in der internationalen Auseinandersetzung überhaupt, so auch in den Genfer Besprechungen das zähe Ringen zwischen Ost und West bewegt. Das ist doppelt nötig darum, weil unsere Presse über Genf alles andere als sachlich, objektiv berichtet hat. Ihre Meldungen über den Fortgang der Konferenz waren immer von äußerst tendenziösen und polemischen Kommentaren durchsetzt, statt daß Berichterstattung und Beurteilung sauber voneinander getrennt gewesen wären nach der bewährten Regel eines großen englischen Journalisten: Facts are sacred, but comment is free (die Tatsachen sind heilig, aber der Kommentar ist frei). Wir wollen deshalb vor allen Dingen die klare Tatsache festhalten, daß die drei *Westmächte* in Genf unverrückt auf ihr altes Hauptziel hinsteuerten, die Russen zuerst aus Ostdeutschland und dann womöglich auch aus ihren anderen osteuropäischen Machtstellungen hinauszudrängen, um sich selbst an ihre Stelle zu setzen – vorderhand einmal durch den Anschluß eines vereinigten Gesamtdeutschlands an den westlichen Militärblock, der damit bis an die Oder oder Neiße vorgeschoben würde*. Das Mittel dazu sollen bekanntlich die sogenannten «freien Wahlen» in den Ländern mit kommunistischem Regime sein, insbesondere in Ostdeutschland, dessen Bevölkerung, wie allgemein angenommen wird, zusammen mit derjenigen Westdeutschlands eine entschieden westlich orientierte Parlamentsmehrheit und eine entsprechende gesamtdeutsche Regierung sichern werde, worauf dann der förmlichen Eingliederung dieses «neuen» Deutschlands in die NATO – die Nordatlantische Vertragsorganisation – nichts mehr im Wege stehen würde. Diesem Zweck dienen auch die westmächtlichen Vorschläge für einen ungehinderten «Austausch von Gedanken und Meinungen» zwischen West und Ost, Vorschläge, die auf nichts anderes hinauslaufen als auf die Herstellung voller Freiheit der westlichen Propaganda in ganz Osteuropa.

Für die Leiter der *Sowjetpolitik* anderseits ist es heute ausgemacht, daß eine Einigung Deutschlands nur in Frage kommt, wenn vorher oder mindestens gleichzeitig Deutschland neutralisiert, das heißt als friedensgefährliche Militärmacht ausgeschaltet und ein für beide Teile

---

* Der republikanische Führer im amerikanischen Senat, William Knowland, einer der einflußreichsten Gestalter der USA-Politik, sagte noch am 8. November in einer Rede in Miami: «Nach meiner Auffassung sollte kein europäischer Sicherheitspakt abgeschlossen werden, bis die sowjetischen Streitkräfte aus den Satellitenstaaten Osteuropas zurückgezogen sind, wie es ihre vertragliche Pflicht ist (?). Dann sollten freie Wahlen unter der Überwachung der Vereinten Nationen folgen.» Also einfach Zurückwerfung der Sowjetunion auf ihre Kerngebiete um Moskau herum und Ablösung Ostdeutschlands, Polens, des Baltikums, womöglich auch der Ukraine, auf jeden Fall der Tschechoslowakei, Ungarns, Bulgariens, Rumäniens und Albaniens vom Ostblock – nichts mehr und nichts weniger!

erträglicher Ausgleich zwischen den Regierungs- und Wirtschaftsformen Ost- und Westdeutschlands sichergestellt ist*. Die Sowjetdiplomatie verlangt dabei vorerst nicht einfach die Auflösung der NATO, sondern findet sich mit der Zugehörigkeit Westdeutschlands zum Atlantikbund ab in der Meinung, daß das Funktionieren eines gesamteuropäischen Sicherheitssystems ein Klima schaffen werde, das die Überwindung des deutschen Nationalismus und Militarismus erlauben, die NATO überflüssig machen und die innere Umgestaltung und schließliche Einigung Deutschlands im Geiste des Sozialismus vorbereiten werde. Molotow hat bisher freilich nie in aller Form freie gesamtdeutsche Wahlen angeboten als Gegenleistung für die Neutralisierung Deutschlands im Rahmen einer zuverlässigen Sicherheitsordnung; aber die allgemeine Richtung der Sowjetpolitik geht dennoch offenkundig auf einen solchen Kompromiß hin. Die Westmächte lehnen dieses «Tauschgeschäft» mit allen Zeichen moralischer Entrüstung ab und verkünden ein übers andere Mal das heilige, bedingungslos zu gewährende Recht der Deutschen (und der «versklavten» Ostvölker) auf nationale und soziale Selbstbestimmung. Allein praktisch haben sie nur die Wahl, entweder die Teilung Deutschlands für alle absehbare Zeit hinzunehmen und damit dem kommunistischen Osten Zeit zu geben, den Westen geistig und politisch aufzulockern sowie das bestehende Regime in der DDR zu festigen, oder aber einem Sicherheitspakt zuzustimmen, der in Etappen zur Neutralisierung Gesamtdeutschlands führt. Welchen Weg sie vorziehen werden, ist im Augenblick noch nicht klar; bezeichnend ist immerhin, daß sich nicht nur in Westdeutschland, sondern auch in Frankreich, in England und sogar in Amerika die Stimmen mehren, die sich für die Lösung der Bonner Republik vom Westblock aussprechen. So hat jüngst der vielgelesene militärische Mitarbeiter der «New York

* Die gesamte westliche Propaganda behauptet zwar jetzt, die Sowjetunion gehe auf die «Bolschewisierung» Westdeutschlands aus, wolle also *keine* auch für die bürgerlich-kapitalistische Welt annehmbare Gestaltung des politisch-sozialen Regimes in einem geeinigten Deutschland. Aber die Rede Molotows in Genf vom 8. November, auf die sich diese Behauptung stützt, forderte in Wirklichkeit nichts dergleichen, sondern nannte als eine der Bedingungen für die Wiedervereinigung Deutschlands nur, daß die neue soziale Struktur Ostdeutschlands nicht zerstört und die «Errungenschaften der Arbeiter und Bauern» nicht rückgängig gemacht werden dürften. Das ist offenkundig etwas anderes. Denn im Westen faßt man ja die deutsche Einigung so auf, daß Ostdeutschland einfach von der Bonner Republik annektiert und ihrem kapitalistisch-militaristischen Regime eingegliedert werden solle. Dagegen will die Sowjetunion die heutige DDR gesichert wissen. Ob nun wirklich alle Neuerungen, die seit dem Zusammenbruch des Hitlerreiches in Ostdeutschland eingeführt wurden, in ein wiedervereinigtes Deutschland übernommen werden können und sollen, das ist freilich eine Frage; es wird da wahrscheinlich zu einer Mittellösung kommen, bei der die DDR zu opfern haben wird, was für Westdeutschland wirklich unannehmbar ist, anderseits aber auch die Bundesrepublik in gewisse Strukturänderungen und vor allem in eine Liquidation ihres jetzigen Militarismus und Nationalismus wird willigen müssen. Um direkte Verhandlungen zwischen West- und Ostdeutschland wird man in Bonn auf keinen Fall herumkommen.

Times», Hanson Baldwin, geschrieben, wenn die Vereinigten Staaten den Rückzug der Sowjettruppen aus Mittel- und Osteuropa wünschten, so müßten sie ihrerseits bereit sein, ihre Truppen aus Westeuropa zurückzuziehen und einige ihrer dortigen Stützpunkte aufzugeben. (Zitiert nach der «Neuen Zürcher Zeitung» Nr. 2983.) Auch der immer noch einflußreiche «Manchester Guardian» empfiehlt jetzt den Westmächten, als Gegenleistung für eine Wiedervereinigung Deutschlands unter westlichen Vorzeichen eine Ausklammerung Deutschlands aus der NATO zu gewähren, ansonsten sie Gefahr liefen, daß Adenauers Nachfolger diesen Trumpf später selbst ausspielen würden.

Westliche Strategie Die Befolgung solcher Ratschläge hieße freilich nicht viel anderes als die Preisgabe des großen politisch-militärischen Aktionsplanes, den die Westmächte für den Kalten Krieg gegen die kommunistischen Staaten des Ostens entworfen haben. Dieser Plan war, wie die «Cahiers Internationaux» (Paris) in ihrer September-Oktober-Ausgabe schreiben, im Grunde recht einfach:

> «Bildung eines Netzes von Militärverträgen, die unter amerikanischer Führung die sozialistischen Länder einkreisen sollen; Wiederaufrüstung Deutschlands und Japans, die dazu ausersehen waren, die beiden Stützpfeiler des Systems zu werden; Mobilisation der Geister im Hinblick auf die ‚große Kraftprobe'; das Ganze schließlich gekrönt durch ein Ultimatum, das, gestützt auf die Atomkraft, an einen Gegner gerichtet werden sollte, dessen Entwicklung man von vornherein durch eine Wirtschaftssperre gehemmt hätte und dessen Widerstandskraft durch die demoralisierenden, umstürzlerischen Machenschaften geschwächt worden wäre, die Mr. Allen Dulles organisierte. Vielleicht – so sagte man gerne – würde im gegnerischen Lager der Zusammenbruch unter diesem ganzen Druck sogar schon erfolgen, ohne daß man zu direkter Gewaltanwendung zu greifen brauchte.»

Man weiß, was aus diesem Plan geworden ist. Die verschiedenen westlichen Militärpakte wirken nicht, wie sie hätten wirken *sollen*. Die NATO ist weder in England, Frankreich und Italien noch in Holland und Norwegen noch gar in Westdeutschland besonders volkstümlich – eher das Gegenteil. Mit der Wiederaufrüstung Westdeutschlands und noch mehr Japans hat es noch gute Weile; die Bonner Republik hat sogar die Aufnahme diplomatischer Beziehungen mit der Sowjetunion in Kauf nehmen müssen. Der Balkanpakt ist fast wertlos geworden, während das westliche Militärsystem im Orient dem Zusammenbruch nahe ist. (Wir werden noch davon zu reden haben.) Österreich ist neutralisiert; Italien und Spanien vermögen die strategische Stellung der Westmächte im Mittelmeerraum, die durch die Freiheitsbewegung der arabischen Völker heftig bedroht ist, nicht zu retten. In Ostasien sind Tschiang Kai-schek und Syngman Rhee hoffnungslos isoliert und scheiden als ernstzunehmende Verbündete aus, während die Chinesische Volksrepublik an der Seite der Sowjetunion zu immer größerer Stärke heranwächst.

Anderseits verlieren die antikommunistischen Propagandalosungen

mehr und mehr ihre Zugkraft, seit ein wachsender Strom von Besuchern der Sowjetunion, der osteuropäischen Republiken und des neuen China bessere Kenntnis der Tatsachen über die wirklichen Verhältnisse in diesen Ländern zurückbringt. Man beginnt im Westen nun doch zu verstehen, wie dumm das Schlagwort von den «versklavten Völkern» des Ostens ist. Man sieht mit eigenen Augen, wie rasch und umfassend sich auch die materiellen Lebensbedingungen in den meisten – und gerade in den wichtigsten – Ländern der kommunistischen Welt verbessern. Und man gibt allmählich die Illusion preis, daß durch verstärkten Druck auf die Sowjetunion und auf China – also durch die famose «Politik der Stärke» – das politisch-soziale Regime dieser Staaten zum Einsturz gebracht werden könne. Man gewinnt überhaupt ein sachlicheres Urteil über den Kommunismus und seine Triebkräfte. H. de Graf, der holländische Theologe, der dieses Jahr selber in der Sowjetunion gewesen ist, stellt im jüngsten «News Letter» des Internationalen Versöhnungsbundes ganz richtig fest:

«Der Kommunismus ist keine Erfindung bösartiger barbarischer Machthaber im Kreml. Er hat seine Wurzeln in Westeuropa. Während des 19. Jahrhunderts suchte die russische Intelligenz nach Wahrheit und Gerechtigkeit. Schließlich entschied sie sich für den Marxismus als den Ausweg aus Ungerechtigkeit und Sklaverei. Warum entschied sie sich nicht für die Demokratie? Die westliche Demokratie hatte ihr damals nichts zu sagen; sie verabscheute in ihr die Herrschermacht des Geldes über den Menschen – Dostojewskij zum Beispiel, der weit entfernt war, selbst ein Kommunist zu sein. Aus diesen Gründen halte ich es für gefährlich, falsch und im Widerspruch mit echt europäischem Denken stehend, Rußland und den Kommunismus als nichteuropäisch anzusehen. Es ist gefährlich, weil der Kommunismus ein Hinweis auf ein soziales Problem ist, das in Westeuropa noch immer ungelöst ist. Wenn man den Kommunismus als ‚Moskau' hinstellt, verschafft sich der westliche Teil Europas nur ein bequemes Gewissen, das ihn verhindert, das soziale Problem wirklich ins Auge zu fassen. Und es ist falsch, weil diese Haltung die gemeinsame Grundlage der West-Ost-Beziehungen in Europa übersieht und auch die gemeinsame Bedrohung der Menschheit in Ost und West übersieht, der nur durch eine gemeinsame Anstrengung von Ost und West begegnet werden kann.»

Denn schließlich und wohl entscheidend ist ja der westliche Plan durchkreuzt worden durch die Brechung des amerikanischen Monopols für A- und H-Bomben. Seit auch die Sowjetunion im Besitz dieser Massenvernichtungswaffen und der Mittel zu ihrer Anwendung ist, hat die ganze antikommunistische Weltstrategie ihren Sinn verloren, und es ist nur noch eine Frage des guten Willens, ob und wann der Westen die Folgerungen aus dieser revolutionären Sachlage ziehen wird. Bis jetzt hat er, wie wir wissen, diese Folgerungen nicht gezogen. Es ist nicht die militärische Abrüstung und der Übergang zur friedlichen Koexistenz der kapitalistischen und der kommunistischen Welt, wozu sich der Westen bekennt, sondern nur die Eindämmung der Konfliktsmöglichkeiten durch Aufrechterhaltung einer *bewaffneten* Koexistenz, mit Weiterverfolgung des Zieles einer Ausschaltung des Kommunismus als einer weltbewegenden Kraft. Von *Abrüstung* ist darum

für die Westmächte im Ernst keine Rede. Mit dankenswerter Offenheit gab das unlängst James Reston, der Chef des Washingtoner Büros der «New York Times», zu, wenn er schrieb:

«Wenn also die Russen fragen, wie sie das bei den Abrüstungsverhandlungen in den Vereinten Nationen getan haben, ob *wir*, falls *sie* unser Alarm- und Inspektionssystem annähmen, ihrem System der Ächtung und Zerstörung aller Massenvernichtungswaffen zustimmen würden, so ist die Antwort: ‚Nein' ... Die grundlegende Vorstellung des amtlichen amerikanischen Denkens ist, daß beide Teile ihre Atomwaffen behalten und daß dies den Frieden herbeiführen werde ... Luftmachtminister Quarles hieß das ‚Frieden durch wirksame Abschreckung'. Churchill, der sich in diesen Dingen besser und knapper ausdrückt, nannte es ‚einen Frieden gegenseitigen Terrors'.»

Ähnlich Walter Lippmann in der «New York Herald-Tribune»:

«Wir erstreben nicht die Abschaffung oder auch nur die Herabsetzung der Rüstungen, sondern die Verunmöglichung ihres Gebrauches für einen Überraschungsangriff ... Wir arbeiten nicht auf die Abrüstung hin, sondern auf die Stabilisierung des Gleichgewichts der vorhandenen Streitkräfte.»

Die Sowjetunion hatte ihrerseits (am 10. Mai d. J.) einen umfassenden Abrüstungsplan vorgelegt, worin sie die zahlenmäßig umschriebenen Vorschläge der Westmächte für die Rüstungsbeschränkung ebenso annahm wie die von ihnen angeregten Etappen der Abrüstung, eingeschlossen diejenige der Atomwaffen, und eine ständige, gleichzeitige internationale Überwachung der Flugbasen, der Häfen, Bahnhöfe usw. Die Antwort der Westmächte darauf bezog sich aber immer nur auf einen Ausbau der *Überwachung* der Kriegsrüstungen (z. B. durch Luftphotographie, wie dies Präsident Eisenhower in Genf aus dem Stegreif vorschlug), nicht auf ihre radikale *Herabsetzung*. Der Grund ist klar: Für die Sowjetunion spielen strategische Sicherungen durch Beherrschung bestimmter Gebietsräume (z. B. der Rußland vorgelagerten osteuropäischen Länder) seit der Erfindung der Atomwaffen nicht mehr die erste Rolle; auch die Neutralisierung eines geeinigten Deutschlands könnte ihre Sicherheit nicht entscheidend verbürgen, solange die Gefahr von Luftangriffen mit Langstreckenbombern besteht. Sie sieht die Kriegsdrohung erst gebannt, wenn im Rahmen einer möglichst weltweiten Ordnung gemeinsamer Friedenssicherung die militärischen Vorbereitungen der Einzelstaaten entschlossen abgebaut werden. Die Westmächte anderseits halten nach wie vor ihr Ziel einer *völligen Umgestaltung mindestens der osteuropäischen Landkarte* fest und ordnen diesem Streben ihre ganze Militärpolitik unter, eingeschlossen ihre Politik in der Abrüstungsfrage. Was sie hier interessiert, das ist insbesondere der genaue Standort der sowjetischen Rüstungsbetriebe, Flugplätze usw., sei es um einen ehrlich befürchteten russischen Angriff zu verhindern, sei es um russischen Gegenschlägen zuvorzukommen, falls es sich als «notwendig» erweisen würde, den (dann natürlich als defensiv oder mindestens präventiv bezeichneten) großen

eigenen Schlag gegen das Hauptbollwerk des Kommunismus in der Welt zu führen. Die Haltung des Westens erinnert damit fatal an den seinerzeit so lebhaft erörterten Baruch-Plan für die Kontrolle der Atomkraft und den daraus hervorgegangenen Kontrollplan der Vereinten Nationen, von dem Professor Blackett, der britische Atomphysiker (in seinem Buch «Angst, Krieg und die Atombombe») sagte, daß die Durchführung einer Bestandesaufnahme, wie die UNO sie vorschlug, den Amerikanern nur «eine recht vollständige Karte der wichtigen Ziele in der Sowjetunion geliefert» hätte, während die Standorte wichtiger Anlagen in Amerika schon bisher kein Geheimnis mehr seien. Die Taktik der Westmächte sei einfach gewesen, «eine so einseitige Form der Kontrolle zu verlangen, daß sie für die Sowjetunion offenkundig nicht annehmbar sein konnte», und so «jede Art von Kontrolle zu verhindern» . . .

Russische Deutschlandpolitik So viel über die Grundlinie der westmächtlichen Außenpolitik. Auf welcher Linie bewegt sich nun aber die Politik der *Sowjetunion*, vor allem ihre Europa- und Deutschlandpolitik? Isaac Deutscher, dessen große Stalinbiographie wir seinerzeit hier besprochen haben (es ist ihr inzwischen ein ähnliches Werk über Trotzkij gefolgt), hat darüber kürzlich in der Neuyorker Halbmonatsschrift «The Reporter» (8. September) einen fesselnden Aufsatz veröffentlicht. Er unterscheidet drei deutlich getrennte Abschnitte der sowjetischen Außenpolitik seit Stalins Tod. Der erste Abschnitt – so legt er dar – dauerte bis Mitte Juni 1953. Er war gekennzeichnet durch die Zusammenarbeit von Malenkow und Beria, die bereit waren, die als bloße Belastung empfundene Deutsche Demokratische Republik aufzugeben in der Hoffnung, die Westmächte würden sich dann auch aus der Bundesrepublik zurückziehen. Im Westen ergriff man diese Gelegenheit nicht, fuhr vielmehr fort, von heimtückischen Moskauer Friedensmanövern zu reden, und unterstützte und mißbrauchte die ostdeutsche Revolte vom Juni 1953 für die westlichen Machtzwecke. Das erledigte zwar nicht Malenkow, aber Beria, der beschuldigt wurde, er habe «Ostdeutschland dem Weltkapitalismus ausliefern» wollen.

Es folgte eine Zwischenperiode Malenkow-Chrustschow, in der die Sowjetpolitik den französischen Widerstand gegen die Europäische Verteidigungsgemeinschaft förderte und die Annahme der Londoner und Pariser Verträge zu verhindern suchte. Als das nicht gelang, wurde Malenkow in den Hintergrund verwiesen und Bulganin-Chrustschow machten die Drohung wahr, daß die Sowjetunion eine Wiedervereinigung Deutschlands solange nicht ins Auge fassen würde, als Westdeutschland der NATO angehöre und ein geeinigtes Gesamtdeutschland die Möglichkeit habe, sich ebenfalls dem atlantischen Militärblock einzugliedern. Die DDR wurde aufs neue in aller Form der sowjetischen

Unterstützung versichert; in einem geeinten Gesamtdeutschland – so hieß es – dürften die sozialen und politischen Errungenschaften der DDR nicht verloren gehen.

Das ist noch heute der Standpunkt Moskaus. Wie stellt man sich jedoch im Kreml die *Zukunft* vor? Deutscher sieht für die Sowjetpolitik zwei Wege offen: den diplomatischen und den revolutionären. Auf der *diplomatischen* Linie rechnet, wie er glaubt, Moskau damit, daß die Einigung Deutschlands auf kapitalistischer Grundlage schließlich doch nicht verhindert werden könne. In diesem Fall will die Sowjetunion nicht mit den Westmächten verhandeln, sondern mit der Bundesrepublik, mit der sie deshalb die diplomatischen Beziehungen wiederhergestellt hat. Sie könnte dann der Bundesrepublik die Vereinigung mit der DDR vorschlagen unter der Bedingung, daß sie aus der NATO austrete. Eine solche Verständigung entspräche nicht nur einer gewissen Tradition russisch-deutscher Zusammenarbeit (von Bismarcks Rückversicherung mit Rußland über den Rapallovertrag Rathenaus bis zum Hitler-Stalin-Pakt); die Sowjetunion wäre vielmehr jetzt auch in einer unvergleichlich stärkeren Verhandlungsposition als jemals zuvor. Schon wirtschaftlich: Rußland ist heute die führende Industrienation Europas – nicht mehr Deutschland. Es hat es nicht mehr nötig, Ostdeutschland auszunützen, um selbst wieder zu Kräften zu kommen, oder Deutschland als Ganzes niederzuhalten, ist doch – so betont Deutscher auf Grund seines Wissens um diese Dinge – die sowjetische Industrieproduktion mindestens zweieinhalb- bis dreimal so groß wie diejenige Deutschlands. «Dies ist», so sagt er,

«der bedeutsame und ganz neue Umstand in den russisch-deutschen Beziehungen, der sich im kommenden Jahrzehnt fühlbar machen wird. Ich sage voraus, daß mit dem weiteren Fortgang der sowjetischen Industrialisierung sein Gewicht unermeßlich zunehmen wird. Die große Kluft zwischen der deutschen und der russischen Lebenshaltung wird mehr und mehr überbrückt; sie mag recht wohl innert der nächsten zehn Jahre verschwinden.

Ein anderer neuer Umstand ist die Erziehung der Sowjetmassen. Die Zeit ist vielleicht nicht fern, da Deutschland bei seiner Fühlungnahme mit Rußland nicht mehr durch das asiatische Element in der russischen Einstellung abgestoßen wird wie im Jahre 1945. Moskau erwartet offenkundig, daß all diese Entwicklungen und besonders die Liberalisierung des nachstalinistischen Regimes auf die Länge gewaltige Fernwirkungen haben werden – zuerst in Ostdeutschland, das am Sowjetwohlstand teilhaben wird, wie es nach 1945 an der Sowjetarmut und Sowjetnot teilhatte, und dann auch im übrigen Deutschland.»

Die Sowjetunion wird aber auch politisch gegenüber Deutschland in einer starken Stellung sein. Nie zuvor verhandelte Rußland mit Deutschland, während Osteuropa unter russischer Führung geeinigt war. Nie zuvor war Rußlands Einfluß in Asien auch nur entfernt so mächtig wie jetzt. Nie zuvor konnte Rußland so sehr wie heute Deutschland mit Handelsaussichten locken. Und nie zuvor war es so wie jetzt, daß es allein von Rußland abhing, ob Deutschland sein nationales Selbst und die volle Entfaltung seines nationalen Lebens zurückgewin-

nen würde. «Die Sowjetführer nehmen an, sie könnten es sich leisten zu warten; und wenn sie einmal ihr ganzes Verhandlungsgewicht in die Waagschale geworfen hätten, werde die Deutsche Bundesrepublik eine zweiseitige Regelung der russisch-deutschen Angelegenheit nicht mehr ablehnen können.»

Daneben läßt Moskau aber – wie Deutscher meint – auch eine *revolutionäre* Umgestaltung der heutigen Lage nicht aus dem Auge. Es rechnet immer noch mit einem Niedergang der kapitalistischen Wirtschaft des Westens, wenn solche Hoffnungen auch viel vorsichtiger geäußert werden als noch vor einigen Jahren*. Einmal werde, so glaubt man in der Sowjetunion, in den kapitalistischen Ländern doch wieder eine große Krise kommen, und dann werde sich auch die Lage in Deutschland anders darbieten. Dann werde der Ruf nach Wiedervereinigung aufs neue ertönen und ein Echo finden, das heute kaum denkbar wäre. Bis dahin sei freilich eine Verschmelzung Ost- und Westdeutschlands unmöglich. «Bulganin und Chrustschow wollen nach meiner Meinung Ostdeutschland als Sprungbrett für eine gesamtdeutsche Revolution bewahren.»

Ob diese revolutionären Hoffnungen von der Sowjetführung wirklich gehegt werden, mag dahingestellt bleiben. Sicher ist nur, daß Moskau nichts tun wird, um sie durch militärische Gewalt ihrer Erfüllung näher zu bringen, vielmehr auf die innere Überlegenheit des kommunistischen Systems vertraut, die sich angesichts der Unwilligkeit und Unfähigkeit des Westens, die soziale Frage der notleidenden Klassen und Völker wirklich zu lösen, im Verlauf der Zeit ganz von selbst ergeben werde. Und was heute in Asien und Afrika, aber auch in einem Teil West- und Südeuropas geschieht, scheint dieser Erwartung nur allzusehr Recht zu geben.

Am Balkan In den Augen des durchschnittlichen Westeuropäers und Amerikaners ist freilich so ziemlich alles, was die kommunistisch regierten Länder an wirtschaftlichem und kulturellem Fortschritt zu berichten wissen, nur Propaganda oder höchstens Fassadengemäuer, das bei einem ernsthaften Stoß einstürzen werde. Daß die Tatsachen des Alltagslebens hinter dem «Eisernen Vorhang» (wenn man dieses Schlagwort überhaupt gelten lassen will) mit der offiziellen Darstellung oft im Widerspruch stehen, unterliegt ja auch keinem Zweifel; was wir an dieser Stelle z. B. über die Deutsche Demokratische Re-

* Vor kurzem erst kam eine Artikelserie im «Kommunist», einem theoretischen Hauptorgan der KP der Sowjetunion, zu dem Schluß, daß es verfehlt sei, auf einen nahen Zusammenbruch des Kapitalismus und den baldigen Sieg der sozialistischen Revolution zu rechnen oder gar revolutionäre Kreuzzüge außerhalb der Sowjetunion zu unternehmen. Man müsse sich vielmehr auf eine lange Koexistenz der beiden gegensätzlichen Systeme und ihren friedlichen Wettbewerb einrichten, wobei der Kommunismus von den technischen und wissenschaftlichen Fortschritten der kapitalistischen Länder viel lernen könne.

publik feststellen mußten, belegt es einwandfrei. Ein anderes Beispiel führt Norman MacKenzie im «New Statesman» (22. Oktober) an: *Rumänien*. Das dortige Regime, so versichert er nach einem freilich nur kurzen Augenschein, werde «offenkundig durch Furcht und Gewalt zusammengehalten». Die Lebenshaltung des Volkes sei, zehn Jahre nach Kriegsende, traurig niedrig; der gewöhnliche Rumäne könne mit seinem dürftigen Lohn nur die elementarsten Bedürfnisse befriedigen, müsse er doch beispielsweise für ein Paar Kinderschuhe fünf Tage arbeiten, während Textilwaren sozusagen unerschwinglich seien. Dem widerspricht freilich im gleichen Blatt ein anderer Rumänienreisender, Montagu Slater, der nicht nur von Gewalt und Furcht als Stützen des Regimes wenig gemerkt zu haben erklärt, sondern auch beobachtet haben will, daß «in allen Bevölkerungsschichten Verbrauchsgüter in gewaltigem Maße gekauft werden», und daß die Rumänen «die fröhlichsten Menschen sind, die wir seit Jahren getroffen haben».

MacKenzie selbst anerkennt, daß in *Bulgarien* die Lage völlig anders ist. Es herrsche dort eine freie Luft, in der Kritik und Opposition erstaunlich gut gediehen. «In Bulgarien fühlt man, daß das System nicht allein funktioniert, sondern zunehmend volkstümlich ist . . . Das Lebensniveau ist in Bulgarien fast dreimal so hoch wie in Rumänien.» Besonders auffallend seien die Fortschritte im Wohnungsbau, und zwar nicht nur in den Städten, sondern auch auf dem Land. Die Kommunistische Partei sei im Gegensatz zu Rumänien kräftig und gut geschult; das mache es leichter, «ein lebensfähiges und stabiles Regime zu schaffen».

Am bemerkenswertesten ist freilich die Veränderung, die sich in den Beziehungen *Jugoslawiens* zum Weltkommunismus und zur Sowjetunion im besondern vollzogen hat. Man kann heute den Konflikt, der im Jahr 1948 Jugoslawien und die Sowjetunion so feindselig gegeneinander stellte, wohl etwas gelassener beurteilen. Wir haben schon damals den Bruch zwischen den beiden Staaten als tragisch bezeichnet und wurden darin durch die weitere Entwicklung der Dinge nur bestärkt. Die Sowjetunion hatte gewiß gute Gründe, um Jugoslawien eine loyale Eingliederung in den Ostblock zuzumuten. Die militärische Lage des Ostblocks war zu jener Zeit ja wirklich ungünstig. Der Westen hatte den Kalten Krieg mehr und mehr verschärft und fühlte sich dank dem amerikanischen Atombombenmonopol stark genug, um der Sowjetunion und ihren Verbündeten seinen Willen aufzwingen zu können, während der Ostblock außerstande gewesen wäre, einen neuen Krieg durchzuhalten. Anderseits standen die Oststaaten erst am Anfang ihres wirtschaftlichen Wiederaufbaus und sahen sich vor die Aufgabe gestellt, ihre peinlich knappen Hilfsmittel und Kräfte auf die zweckmäßigste Weise und im Rahmen eines gemeinsamen Planes nutzbar zu machen. Daß unter diesen Umständen die Jugoslawen ihren grandiosen Fünfjahresplan aus eigener Kraft und ohne Hilfe der Sowjetunion

würden durchführen können, durfte mit Recht bezweifelt werden. Der verhängnisvolle Fehler Moskaus war nur, daß es dem hochgesteigerten, überaus reizbaren nationalen Selbstgefühl der Jugoslawen viel zu wenig Rechnung trug und ihnen *seine* Linie rücksichtslos und anmaßend aufzwingen wollte, statt einen für beide Teile annehmbaren Kompromiß anzustreben. So wurde der Bruch unvermeidlich – mit der ebenso unvermeidlichen Folge, daß sich Jugoslawien mehr und mehr dem westlich-kapitalistischen Lager näherte und von diesem als willkommenes Werkzeug im Kalten Krieg gegen den Kommunismus gebraucht wurde. Indem Jugoslawien amerikanische Militär- und Finanzhilfe annahm und mit Griechenland sowie der Türkei den ausgesprochen westlich orientierten Balkanbund einging, geriet es in schwerste Gefahr, sein ganzes sozialistisch, ja kommunistisch ausgerichtetes Aufbauwerk selber auszuhöhlen und dadurch sein Daseinsrecht zu verlieren.

Je länger sich dieser Zustand fortsetzte, um so unhaltbarer mußte er den Leitern der jugoslawischen Geschicke erscheinen. Auf der andern Seite hatten auch die Sowjetführer Grund, eine Revision des Prozesses mit Jugoslawien zu wünschen. Die Lage hatte sich ja seit 1948 wesentlich verändert. Die militärische Gefahr für den Ostblock war seit der Bereitstellung atomischer Waffen auch durch die Sowjetunion offensichtlich vermindert, so daß es dem Kreml viel weniger notwendig schien, Jugoslawien scharf an der Kandare zu halten; eine Wiederanbahnung freundschaftlicher Beziehungen zu Jugoslawien konnte sogar die Entspannungspolitik, die die Sowjetdiplomatie eingeleitet hatte, nur stärken. Auch die mächtigen wirtschaftlichen Fortschritte, die die Sowjetunion im ersten Jahrzehnt nach dem Krieg machte, wiesen in diese Richtung; Moskau konnte es sich jetzt eher leisten, auf eine Gleichschaltung der jugoslawischen mit der eigenen Wirtschaftspolitik zu verzichten. Nicht zuletzt war es das Emporkommen des neuen China, das den sowjetischen Vorherrschaftsgelüsten einen Dämpfer aufsetzte. Die Neuyorker «Monthly Review» stellt es zutreffend fest: «Die Sowjetführer waren jetzt durch die Tatsachen der Lage gezwungen, ihre chinesischen Kollegen als Gleichgestellte zu behandeln. Das bedeutete, daß sie neue Verhaltensformen und Gewohnheiten lernen mußten, die unvermeidlich Rückwirkungen auf die Beziehungen zwischen der Sowjetunion und den andern Ländern des sozialistischen Blocks haben mußten. Als Bulganin und Chrustschow 1955 nach Belgrad gingen, war es zweifellos ‚natürlicher' und viel leichter, Tito und Kardelj als Gleichgestellte zu behandeln, als es dies für Stalin sieben Jahre früher gewesen wäre.»

Für Jugoslawien eröffnen sich auf alle Fälle durch die Wiederaussöhnung mit der Sowjetunion die günstigsten Aussichten. Als respektierter Freund und Mitarbeiter des Ostbundes darf es eine in jedem Betracht glücklichere Zukunft erwarten, als es sie in der Stellung eines Subventionsempfängers und Satelliten des westlichen Kapitalismus ge-

habt hätte. Noch ist es zwar nicht wieder Vollmitglied des Ostbundes; es zieht eine mehr oder weniger neutrale Rolle vor und hält gute Beziehungen mit dem Westen aufrecht. Aber die Abkehr Jugoslawiens von seiner früheren, für sein Selbstgefühl schwer erträglich gewordenen westmächtlich-antikommunistischen Orientierung ist doch unverkennbar, und man darf mit der «Monthly Review» gewiß «eine zunehmende Parallelität zwischen der Außenpolitik der Länder des sozialistischen Blockes und derjenigen Jugoslawiens und eine zunehmend enge Verbindung ihrer Planwirtschaften» annehmen*.

Französischer Kolonialismus Während so der Sowjetblock an innerem Zusammenhalt eher gewinnt, weist der Block der Westmächte immer bedenklichere Sprünge auf. Vor allem die westlichen Kolonialreiche sind in fortschreitender Zersetzung begriffen, am sichtbarsten das heute schönfärberisch Union Française genannte *französische Empire*, eine der großen Schöpfungen des aufsteigenden Kapitalismus des 19. Jahrhunderts. Der Vergleich der Zustände in den französischen Kolonien mit dem Entwicklungsstand in den ehemaligen Kolonialgebieten Rußlands (Zentralasien) muß für das französische Selbstgefühl geradezu niederdrückend sein. «Wer», so fragen die «Cahiers Internationaux» (Novemberheft), «wer hat seine Lage seit dreißig Jahren sich am stärksten und am besten entwickeln gesehen – der kirgisische oder mongolische Hirt oder der Berberhirt im Atlas? Auf welcher Seite ist der Fortschritt der Lebenshaltung, der Bildung und auch der persönlichen und politischen Freiheitsrechte? Was für ein Gesicht enthüllt die ‚freie Welt' für den algerischen Fellachen, der ausgehungert und zerlumpt mit 20 000 (französischen) Francs (also kaum 250 Schweizer Franken) im Jahr leben muß, keine Schule für seine Kinder hat und zusehen mußte, wie die französischen Demokratien die Wahlen, zu denen sie ihn einluden, schamlos fälschten und seine armseligen Behausungen bombardierten?»

Was Wunder, wenn sich das französische Kolonialreich in voller Auflösung befindet? In Madagaskar ist zwar der Aufstand von 1947/1948 im Blut von 70 000 Eingeborenen erstickt worden, aber von einer inneren Festigung der französischen Herrschaft kann in keiner Weise

---

* Über den gegenwärtigen Stand der jugoslawischen Wirtschaft gibt André Philip, der wohlbekannte französische Nationalökonom, der zwei Monate in Jugoslawien verbracht hat, dieses zusammenfassende Urteil ab (in der Zeitschrift «Gauche Européenne»):

«Auf allen Gebieten spürt man tatsächlich einen kühnen, begeisterten Versuch, der noch Unschlüssigkeit und Abtastungen verrät, der aber von dem leidenschaftlichen Willen einer freien Forschung und von ununterbrochenen Bemühungen, das Ideal der Arbeiterverwaltung und der Dezentralisation der Verwaltung den praktischen Wirklichkeiten anzupassen, getragen ist. Die westlichen Sozialisten müssen diesen Versuch mit Interesse und Sympathien verfolgen; er verläuft tatsächlich in der realen Richtung des demokratischen Sozialismus.»

geredet werden. Indochina ist für Frankreich fast gänzlich verloren, auch wenn sich Ngo Dinh Diem jetzt an Stelle des korrupten Bao Dai zum Präsidenten von Südvietnam hat wählen lassen; in Frankreichs Platz rückt ja mehr und mehr Nordamerika ein, welches das Genfer Abkommen vom letzten Jahr über gesamtvietnamesische Wahlen planmäßig sabotiert und aus seinem Schützling Diem so etwas wie einen zweiten Syngman Rhee, also aus Vietnam ein zweites Korea machen zu wollen scheint. In Französisch-West- und Zentralafrika herrscht augenblicklich wieder mehr oder weniger Ruhe, aber niemand weiß, wann die Freiheitsbewegung, die Nordafrika so tief aufwühlt, auch jene Länder des schwarzen Erdteils erfassen wird. In Marokko selbst hat sich mit der triumphalen Rückkehr des vor zwei Jahren abgesetzten und verbannten Sultans Ben Jussef ein völliger Umschwung ereignet, der die letzten Spuren des Staatsstreiches vom August 1953 ausgelöscht hat. Marokko schickt sich jetzt an, in den Rang einer politisch reifen und mindestens in ihren inneren Angelegenheiten selbständigen Nation einzutreten, die den alten, von Frankreich so kunstvoll ausgenützten Gegensatz von Berbern und Arabern mehr und mehr überwindet. Die weitere Entwicklung auch in Tunis und Algerien wird dadurch stark beeinflußt und wohl in Bahnen gelenkt werden, die vom alten französischen Kolonialregime immer rascher wegführen.

Daß die herrschende Klasse Frankreichs, die aus dem Kolonialreich so riesige Profite gezogen hat, aus diesem gewaltigen Geschichtsvorgang viel lernen werde, ist freilich nicht zu erwarten. Mögen auch die Anhänger der «manière forte», die sich verzweifelt an ihre Vorrechtsstellung klammern und keinerlei ernstliche Reformen wünschen, zurzeit etwas zurückgedrängt sein und die «Realisten» und Opportunisten zu einer Verständigung mit dem gemäßigten bürgerlichen Nationalismus in Nordafrika neigen, so wäre es doch Selbsttäuschung, von einem kapitalistisch-konservativ regierten Frankreich, das an den Atlantikbund und die Verträge von Paris gekettet ist, eine wirkliche Lösung des Kolonialproblems zu erhoffen. *Diese* Aufgabe fällt einem *sozialistischen* Frankreich zu – jenem anderen Frankreich, das sich nach dem Krieg aus der Widerstandsbewegung so verheißungsvoll zu erheben begann, dann aber durch innere Schwäche wie durch das gegenrevolutionäre Eingreifen der Vereinigten Staaten tragisch zurückgeworfen wurde und sich erst jetzt neuerdings zu sammeln anschickt. Die für Anfang 1956 in Aussicht stehenden Wahlen zur Nationalversammlung geben ihm eine Chance, die nicht auszunützen sich bitter rächen könnte. Wird aber aus der von der Regierung Faure so brüsk und schlau verlangten Volksbefragung wirklich ein neues Frankreich hervorgehen, das nicht nur dem unseligen Kolonialismus ein Ende zu machen bereit ist, sondern auch den sozialen Umbau Frankreichs selbst entschlossen an die Hand nehmen wird, oder werden wieder die Geschäftsführer und Advokaten

des alten Regimes das Ruder in die Hand bekommen und nach bekannten Rezepten weiterwursteln – bis zur nächsten großen Krise?

Orientfrage — Labours Versagen Großbritannien hat Weisheit genug besessen, um Indien und Burma rechtzeitig freizugeben. Um so zäher hält es fest, was es an Kolonialbesitz noch hat, und verteidigt sein Herrenrecht mit rücksichtsloser Härte, so in Kenya (von wo die gänzliche Auslöschung der Mau-Mau-Erhebung gemeldet wird), an der Goldküste (wo eine explosive Stimmung im Volk herrscht), in Malaya, in Guyana, auf Cypern, in Vorderasien. Und doch sind die Tage auch der britischen Kolonialherrschaft gezählt. An warnenden Anzeichen dafür fehlt es nicht. Wohl am peinlichsten ist für England die Lage im *Orient*, wo das westliche, gegen die Sowjetunion gerichtete Militärsystem am Zusammenbruch ist. «Die Stellung des Westens im Mittleren Osten», so stellt der «New Statesman» fest, «war nicht auf irgendwelche wirkliche Wertschätzung der arabischen Souveränität und der arabischen Bestrebungen gegründet, sondern auf den Ölpreis und die Furcht vor Rußland. Sie war im wesentlichen imperialistisch und strategisch.» Wohl ist es der britisch-amerikanischen Diplomatie gelungen, auch Persien in den türkisch-irakisch-pakistanischen Militärpakt zu bringen, aber was hat dieser Pakt noch für einen Wert, seit es der Sowjetunion gelungen ist, die anderen Mitglieder der Arabischen Liga zu neutralisieren, wenn nicht gar auf ihre Seite zu ziehen, nicht zuletzt Ägypten durch die über die Tschechoslowakei bewerkstelligten Waffenlieferungen, die Moskau an die Hand genommen hat?

Was wollen die angelsächsischen Mächte dagegen tun? Erklären sie sich für *Israel*, so riskieren sie den endgültigen Bruch mit den Araberstaaten; helfen sie aber den *Arabern*, so verderben sie es nicht nur mit Israel, sondern mit der Weltjudenschaft – und namentlich in den Vereinigten Staaten stellen die Juden eine politische Kraft hohen Ranges dar. Rein sachlich gesehen, liegt in dem so bedrohlich verschärften israelisch-ägyptischen Konflikt das Recht unzweifelhaft auf seiten Israels, dessen Lebensrecht die arabischen Staaten und besonders Ägypten niemals anerkannt haben und das von der Landkarte zu streichen ihr fanatisch verfolgtes Ziel ist. Es ist von diesem Standpunkt aus nicht zu verantworten, daß die Sowjetunion durch ihre Waffenlieferungen an Ägypten aus rein machtpolitischen Erwägungen die Spannung in Vorderasien bewußt erhöht und eine Gefahr heraufbeschwört, die, wenn sie schon örtlich begrenzt sein mag und auch wenn man annehmen darf, daß die Westmächte das schlimmste zu verhindern wissen und die Ägypter selbst, im Bewußtsein ihrer militärischen Unfähigkeit, sich vor einem Losschlagen klüglich hüten werden, dennoch dem Weltfrieden abträglich ist. Wobei immerhin bemerkt sein muß, daß die Westmächte keinen Anlaß haben, sich jetzt über Moskau zu entrüsten

– sie, die während des arabisch-israelischen Krieges von 1948 die Araber fröhlich mit Kriegsmaterial versorgt haben, die in Jordanien durch militärische und finanzielle Hilfe einen ausgesprochen israelfeindlich gesinnten Satelliten aushalten und auch Irak Waffen geliefert haben, die früher oder später gegen Israel eingesetzt werden können. Was jetzt auf westlicher Seite not täte, das wäre eine klare Preisgabe der ganzen antikommunistischen Machtpolitik im Orient, eine umfassende Wirtschaftshilfe an die unterentwickelten Länder dieses Himmelsstriches und in diesem Rahmen eine Entgiftung des arabisch-israelischen Verhältnisses, dessen unheilvoller Charakter so stark von den konservativen Besitzinteressen der feudalen Oberschicht in den arabischen Ländern bestimmt ist.

Eine noble Aufgabe der britischen *Labourbewegung* bestände darin, die moralische Führung in diesem Kreuzzug zu übernehmen und die öffentliche Meinung der Welt für eine weitblickende, im besten Sinne radikale Lösung der neuen orientalischen Frage zu gewinnen. Aber kann man so etwas von einer Bewegung erwarten, die in den letzten Jahren auf internationalem Boden konsequent versagt hat? Emrys Hughes, der tapfere pazifistische Labourabgeordnete, sagt kaum zuviel, wenn er in den «Peace News» (21. Oktober) behauptet:

> «Wäre die Labourpartei vor zwei Jahren kühn gegen den Militärzwang aufgetreten und im letzten Jahr gegen die Wiederaufrüstung Deutschlands und die Bestimmungen des Pariser Vertrages, sie hätte – glaube ich – die allgemeinen Wahlen gewonnen. Aber dazu konnten sich die Labourführer nicht entschließen. Ihre Reden waren zweideutig und zögernd wie auch in der Frage der H-Bombe, und kein Mensch konnte sagen, was sie eigentlich zu tun beabsichtigten, wenn sie wieder an die Macht kämen. Das britische Volk, das zur Erkenntnis der vollkommenen Sinnlosigkeit eines Krieges im Atomzeitalter hätte gebracht werden können, wußte so einfach nicht recht, was der Unterschied zwischen den Programmen der Parteien war, und nahm sich nicht die Mühe, seine Stimme für eine Rückkehr Labours zur Macht abzugeben ... Man bekommt den Eindruck, daß die künftige Politik der Labourpartei im Parlament nur von den Ereignissen bestimmt werden und nicht das Ergebnis der klar durchdachten Politik einer inspirierenden und erleuchteten Führerschaft sein wird.»

Ähnliches gilt von der *inneren* Politik der Labourpartei. Auch hier böte der falsche Kurs der konservativen Regierung der Labourbewegung eine glänzende Gelegenheit, mit einem klaren Programm sozialistischer Inspiration aufs neue – wie 1945 – die Volksmehrheit hinter sich zu bringen. Die Regierung Eden-Butler hat es ja glücklich fertig gebracht, mit ihrer Losung vom freien Unternehmertum die britische Wirtschaft in eine eigentliche Krisensituation hineinzumanövrieren, verschärft durch einen «beträchtlichen Grad innerer Inflation», wie sich Finanzminister Butler selbst ausdrückte. Die Maßnahmen, welche die Regierung als Heilmittel in dieser Krise empfiehlt, sind derart pfuscherhaft unzulänglich, daß sie zur Vorlegung eines aufbauenden Labourprogramms geradezu herausfordern. Und doch geschieht in diesem Sinne nichts Klares, Entscheidendes, Werbendes. Man überlegt sich innerhalb

bestimmter Kreise der Labourführung vielmehr sehr ernsthaft, ob es nicht endlich Zeit wäre, den Fahnenträger der Linken, Aneurin Bevan, überhaupt aus der Partei auszuschließen und so politisch «unschädlich zu machen» – als ob dadurch nicht eine Spaltung heraufbeschworen würde, die Labour auf absehbare Zeit um jede Aussicht auf eine Rückkehr zur Regierung bringen müßte! Die wirkliche Frage bleibt, wie Professor T. Balogh in der Neuyorker «Nation» schreibt, «ob die Partei neue Inspiration und ein neues Programm finden kann oder sich weiter mit der Hoffnung zufrieden geben wird, die Fehler der Konservativen und das unausweichliche Zurückschwingen des politischen Pendels würden ihr aufs neue zur Macht verhelfen.»

Bliebe – was die internationale Politik betrifft – noch die Hoffnung auf die *Vereinten Nationen*. Aber davon muß man erst recht schweigen. Die UNO ist, und sei es auch nur im Sinne einer Verhinderung rettenden Handelns, immer noch wesentlich ein Werkzeug der amerikanischen Weltpolitik. Ansätze zu selbständigem Eingreifen der Vereinten Nationen bleiben regelmäßig schon zu Beginn stecken, und wenn je einmal eine Mehrheit zugunsten einer Geltendmachung der UNO-Grundsätze zustandekommt wie in der algerischen oder der südafrikanischen Frage, so antwortet der betroffene Mitgliedstaat – hier also Frankreich und neuerdings die Südafrikanische Union – einfach mit dem Streik. Vielleicht daß die Aufnahme neuer Mitglieder in die Vereinten Nationen darin eine Änderung bringen wird. Seit Wochen und Wochen laboriert ja die UNO-Versammlung an der Wahl eines nichtständigen Mitgliedes des Sicherheitsrates erfolglos herum. Der Sitz war bisher einem osteuropäischen Staat vorbehalten gewesen, und die Sowjetunion schlug nun Polen dafür vor, während der Kandidat Großbritanniens Jugoslawien war. Die Vereinigten Staaten wollten nun aber den Sitz den osteuropäischen Ländern wegnehmen und einem ihrer asiatischen Trabanten, den Philippinen, zuhalten, worauf die Sowjetunion ihren Kandidaten zurückzog und sich für Jugoslawien einsetzte. Im Wettstreit der beiden verbleibenden Kandidaturen vermochte bisher keine die erforderliche Zweidrittelsmehrheit zu erlangen, so daß die Wahl immer wieder verschoben werden mußte und der Plan auftauchte, die 18 Staaten, die seit Jahren die Aufnahme in die UNO begehren, endlich aufzunehmen, die Zahl der Sitze im Sicherheitsrat von 11 auf 13 zu erhöhen und einen der beiden neuen Sitze der westmächtlichen Gruppe, den andern einem neutralen Land und den jetzt umstrittenen Sitz einem osteuropäischen Staat zu überlassen. Die Folge wäre, daß die Vereinigten Staaten ihre Mehrheit in der UNO verlören und daß außerdem für China und Indien die Möglichkeit näherrückte, je einen ständigen Sitz im Sicherheitsrat zu bekommen. Ob eine solche Umwälzung der Mehrheitsverhältnisse in der UNO wirklich bevorsteht, ist heute noch nicht abzusehen. Fest steht für uns nur, daß *ohne* die Ersetzung der von Amerika den westeuropäischen

Staaten aufgedrängten «Politik der Stärke» – des militärischen und wirtschaftlichen Machtdruckes gegenüber der Sowjetunion und der Chinesischen Volksrepublik – durch eine Politik friedlichen Wettbewerbes aller Staats- und Wirtschaftssysteme eine kriegerische Explosion über kurz oder lang unvermeidlich sein wird. Ob es zu einem solchen Umschwung kommen wird – *das* bleibt nach wie vor die entscheidende Probe darauf, ob der so unablässig zitierte «Geist von Genf» eine lebendige Wirklichkeit wird oder nur ein freundlicher Trug ist, mit dem die Gewaltdämonen ihr grausiges Spiel treiben.

13. November. *Hugo Kramer*

BUCHBESPRECHUNG

Walter Bienert: Krieg – Kriegsdienst und Kriegsdienstverweigerung. (Nach der Botschaft des Neuen Testaments.) Evangelisches Verlagswerk Stuttgart.

«Nach der Botschaft des Neuen Testaments» sollen die oben genannten Fragen in dieser Schrift behandelt werden. Das wäre eine ganz große Sache, denn die *Botschaft des Neuen Testaments* enthält u. E. in der Tat das entscheidende Wort zu diesen Fragen. Sie ist in umfassender Weise *die* Friedensbotschaft. Wenn die Schrift von Walter Bienert diesen noch lange nicht genügend erkannten Tatbestand aufzeigt und in vielen Punkten in erfreulicher Weise unterstreicht, so verfehlt sie ihn doch wieder an *entscheidenden* Punkten. Das wird schon offenbar in der «Grundlegung», die «*Krieg und Kreuz*» betitelt ist. Da wird einerseits gesagt, daß «nicht das Anwenden von Gewalt der ‚Kampf' der Christen» sei. Und: «Die Haltung des Kreuzträgers (das heißt Jesu) ist folglich auch für die Haltung der Christen maßgeblich. Dann aber gibt es weder durch Jesus noch durch seine Nachfolger einen «Glaubenskrieg», einen «Krieg für den Glauben», einen «Krieg für das Reich Gottes», einen «Krieg für Gott», einen «heiligen Krieg» oder einen «Kreuzzug». «Seit dem Kreuz von Golgatha kann es keinen Krieg für Gott bzw. für die Sache Gottes mehr geben (so sehr das auch im Alten Testament der Fall gewesen sein mag).» Es gibt keinen «christlichen Krieg». Es wird weiter in These 2 gesagt: «Das Kreuz Christi ist als die Quelle des Friedens mit Gott zugleich die Quelle des irdischen Friedens.»

Aber da wird dann in einer *auch wissenschaftlich ganz unzulässigen Weise* unter Berufung auf den Hauptmann und die Soldaten unter dem Kreuz und auf den Hauptmann von Kapernaum, die mit ihren Aussagen und ihrem Verhalten höchstens an der Schwelle des Glaubens stehend durchaus noch nicht als «Nachfolger» Christi – und das allein hieße ja im Vollsinn «Christen» – gezeichnet sind, in einer erschreckend verkehrten (nicht nur «allzu munteren»!) Weise wieder der Krieg und das «Kriegshandwerk», «das auch Christen betreiben können» (!) in die Botschaft des Neuen Testaments hineingenommen, in denen sie nun einmal keinen Ort haben. Was als Verfehlung, Schuld und Sünde gerade am Kreuz und gegenüber dem Kreuz offenbar wird und, unter die Vergebung Christi gestellt, auch die «*Nichtwissenden*» gewiß nicht in der Sünde belassen, sondern nach der wirklichen Botschaft des Neuen Testaments *freimachen* und auf den Weg des Lebens und in den *Gehorsam des Glaubens* (und nicht der Welt!) weisen soll, was als Ausdruck und Tat der «Mächte» dieser Weltzeit (dieses Äons), aus der die «Christen» «*herausgerufen*» werden, deutlich erkennbar ist, das wird nun doch wieder für den «Christen» akzeptiert. Es ist die altbekannte verheerende, aber keineswegs neutestamentliche Begründung. Für

das «Kriegshandwerk» darf sich zwar dieser «Christ» nicht zur «Verteidigung oder Ausbreitung des Glaubens» hergeben, aber für «andere (weltliche) Zwecke». Diese «Zwecke» bestehen darin, daß der Staat «zur Aufrechterhaltung seiner Obrigkeit» oder (an anderer Stelle) sich «zur Aufrechterhaltung der Ordnung auch der kriegerischen Macht bedienen kann». Daß der «Christ» dazu etwa durch den Militärdienst gehalten sei, wird an allen angeführten Stellen in den Text im wahrsten Sinne des Wortes hineingeschoben. Es steht einfach nicht drinnen. Und anstatt diese Stellen *nach Sinn und Geist Christi* und seiner *ganzen Botschaft* zu verstehen, die für den reinen Sinn das «Kriegshandwerk» ohne Zweifel ausschließen, wird umgekehrt den Weltmächten ein Recht über die «Christen» zugebilligt, das ihnen nirgends im Neuen Testament gegeben ist. Die «Unterordnung» der Christen unter die weltliche Macht ist an all diesen Stellen *eine zuerst unter dem Gebot Gottes und dem Geiste Christi stehende, nicht für «weltliche Zwecke», sondern dem Guten und Vollkommenen Gottes dienende Haltung.* So vor allem im Römerbrief, auf dessen 13. Kapitel sich Bienert natürlich beruft. Da wird wieder einmal aus der theologia crucis (Kreuzestheologie) eine *Staats-Theologie.* Wie wird in bezug auf Stellen wie Römer 13, 1 ff.; Titus 3, 1; 1. Petrus 2, 13 ff. argumentiert? «Ist in diesen Stellen auch nicht vom Gehorsam in Fragen des Kriegsdienstes speziell die Rede (sic!), so doch von dem übergeordneten grundsätzlichen Gehorsam gegenüber dem Staat. Wenn daher der Christ seiner Obrigkeit grundsätzlich gehorchen soll, solange sie den Gehorsam im Rahmen ihrer gottverliehenen Aufgabe des Strafens an den Bösen bleibt, so gilt das auch in dem speziellen Falle, wenn der Staat Kriegsdienst zum Zwecke des Bestrafens der Bösen fordert.» Aber es ist eben an diesen Stellen weder von einem «grundsätzlichen Gehorsam gegenüber dem Staat» noch von einer *Beteiligung des Christen* an der «Bestrafung der Bösen», wie sie vom Staate betrieben wird, die Rede. Es ist im Gegenteil deutlich, daß *dieser Staatszweck nicht des Christen Sache* ist. Er ordnet sich dem Staate unter, er gibt ihm Steuer, Zoll und Ehre, auch «Furcht». Er ist aber *von Gott und in Christus gebunden an das Gute,* nicht an Luthers «die Feinde würgen, rauben, brennen». Wenn und soweit er das tut, hat der Staat keine legitime Begründung, das «Schwert» gegen ihn zu führen. Es wird von den Christen dem «Cäsar» gegeben, was ihm gehört, sein «Schwert» zu führen, ist dessen eigene Sache. Auch Römer 13 enthält die innere *Distanz* des Christen zum Staate, die nichts anderes ist als die *volle Bindung an den Christus,* der auch «Herr» über die «Cäsaren» ist. Dieser «Staat» oder diese Cäsaren sind aber gerade nach diesen Stellen nicht mehr, wie sie das im ganzen Heidentum waren, Selbstherren oder gar «Götter», sondern «*Diener Gottes*». Wozu, wird auch noch gesagt: «Denn sie ist Gottes Diener, der Anwalt des Rechts im Dienste des Zorns gegen den, der das Böse treibt.» Aber noch einmal — wo ist gesagt, daß der Christ gewalttätigen Funktionen des Staates zu dienen hat? Für den Christen gilt vielmehr, was Paulus am Ende von Römer 12 sagt, damit auch Römer 13 ins rechte Licht setzend: «Laß dich nicht vom Bösen besiegen, sondern besiege durch das Gute das Böse.»

So ist es auch nichts mit dem folgenden: «Dieser Anschauung, daß der Christ als Diener Gottes Frieden stiften und auf der andern Seite doch gegebenenfalls seinem Staat auch mit kriegerischer Gewalt dienen soll, hat Luther in seiner Lehre vom Christen als Bürger zweier Reiche «auf den schärfsten und klarsten Ausdruck gebracht». In einer Anmerkung bemerkt der Verfasser noch: «Diese heftig diskutierte Lehre sei hier keineswegs bedenkenlos übernommen, sie stimmt aber in unserer Frage mit Lehre und Praxis des Neuen Testaments überein.» Nein, diese augustinisch-lutherische Verkehrung in das Staats-Christentum stimmt keineswegs mit «Lehre und Praxis des Neuen Testaments» überein. Die Ergebnisse dieser «Lehre» haben wir durch die Jahrhunderte gesehen. Sie führt zum Heidentum, zur Gottlosigkeit und zum Teufelsdienst. Und wenn sich Bienert auf eine andere theologische Autorität, auf *Karl Barth,* beruft, der sich folgendermaßen vernehmen läßt: «Es müssen schon sehr gewichtige Mißtrauensgründe gegen ihn (d. h. den Staat) vorliegen, wenn der Christ berechtigt und berufen sein sollte, an dieser Stelle nein zu sagen. Ein grundsätzliches christliches Nein kann es hier unmöglich geben, weil es das grundsätzliche

Nein zum irdischen Staat als solches sein müßte, was als solches unmöglich christlich sein kann», so sagen wir demgegenüber ruhig und wie wir glauben in besserer sachlicher Übereinstimmung mit Lehre und Praxis des Neuen Testaments und vielen Zeugnissen des frühen Christentums: Nein, diese Sache ist nicht Sache des Christen, er hat damit auch keineswegs ein «grundsätzliches Nein zum irdischen Staat als solches» gesagt. Wenn schon eine Behauptung aufgestellt werden muß, so ist es diese: *In der ganzen Botschaft des Neuen Testaments ist der Friedensdienst und nicht der Kriegsdienst als Sache des Christen dargestellt.* Darin leistet er auch dem «Staat» den besten Dienst, was der «Christ» Origenes schon mit Recht dem Heiden Celsus entgegenhielt. Er ist auch darin als «Salz der Erde» und als «Licht der Welt» berufen, als «Friedetäter». Es ist an der Zeit, daß der «Sündenfall des Christentums» (G. Heering) und der Fluch des Kriegsdienstes von «Christen» für die «Zwecke» des Staates gesühnt werde. Die Welt beginnt sich mit gutem Recht zu fragen, ob sie mit der *kriegerischen Gewalt* weiter bestehen kann, und «Christen» haben immer noch keine andere Botschaft als den grundsätzlichen Gehorsam gegenüber dem Staat für den Kriegsdienst!

Dabei ist es für die Theologie (nicht für Lehre und Praxis des Neuen Testaments!) bezeichnend, daß sie zwar den Regierenden, den Politikern sehr optimistisch zutraut, daß sie in rechter Verantwortung stehen und also nur den «Verteidigungskrieg», die «Bestrafung der Bösen» im Auge haben, dem «Christ» aber im Zweifelsfalle eher zum grundsätzlichen Gehorsam als zur eigenen Stellungnahme rät, da er sich kaum ein genügend klares Urteil bilden könne. Was für ein «Christentum»! Sicher, um mit Kierkegaard zu reden, nicht das des Neuen Testaments!

Auch was Bienert über Notwehr und Verteidigungskrieg sagt und wie er sie aus dem Neuen Testament zu begründen versucht und dem «Christen» überbindet, ist eine unhaltbare theologische Konstruktion. Was sollen sodann die Menschen unserer Zeit, die vor dem *Atom- und Wasserstoffbombenkrieg* stehen, denken, wenn von der Verteidigung des Staates als «Verteidigung einer Schöpfungsordnung» geredet wird? Nach den Aussagen der Wissenschafter wird diese «Schöpfung» in einem unausdenkbaren Ausmaße zerstört werden und der Mensch und Gottes Kreatur auf Erden werden einem Schicksal ausgeliefert werden, von dem zu sagen, daß es sich um «Verteidigung» handle, nur ein Hohn sein wird.

Der ganzen Schrift fehlt ein entscheidender Hinweis. Es ist der auf den *lebendigen Gott* und seinen *lebendigen Christus*, die den «Christen» durch den *Geist* ganz gewiß Weg und Wahrheit in dieser Sache zu weisen vermögen. Darauf kommt es an! Im frühen Christentum ist davon auf alle Fälle viel mehr wirksam gewesen als bei dem, was sich heute als Christentum ausgibt. Und auch an entscheidender Erkenntnis zur rechten Stellung in dieser Frage war dieses frühe Christentum reicher, als es Bienert sehen will. Es sind uns nicht nur die Worte einiger «rigoristischer Kirchenväter» wie Tertullian überliefert, sondern eine, wenn man sie einmal zusammenstellt, recht große Zahl, die zeigen, daß diesen Christen die Unvereinbarkeit des Friedensdienstes derer, «die ihr Bürgerrecht im Himmel haben» (Brief an Diognet), mit dem Kriegsdienst dieser Welt sehr wohl bewußt war. Wo echter christlicher Friedensdienst ist, ist auch das *Fatum* des weltlichen «Kriegsdienstes» zerbrochen und die Unterordnung des Christen unter den Staat und sein Dienst am Guten und sein Sich-dem-Staate-Nichtwidersetzen nicht als «grundsätzlicher Gehorsam gegenüber dem Staat» mißverstanden, von dem das Neue Testament und die frühe Christenheit weit entfernt sind.

Es ist schade, daß diese Schrift, die in bezug auf den Zusammenhang Krieg – Sünde – Satan – Kriegmachen so Gutes zu sagen weiß, in den genannten Punkten die neutestamentliche Botschaft so entscheidend verkennt und die für die Kriegsideologie angeführten Texte so mißdeutet.

Albert Böhler

Zum Neuen Jahr!

Wir stehn im letzten Kampf und Strauß,
wo Tod und Leben ringen;
drum bleibet treu und haltet aus,
sonst kann's euch nicht gelingen.
Es stürzt die Welt, die alte, ein,
und Jesu Christi Reich allein
ersteht aus ihren Trümmern.

*

Zuletzt wird doch die Gnade siegen,
zuletzt wird auch der Hölle Macht
besiegt zu Jesu Füßen liegen,
der die Erlösung hat gebracht.
Er stellt die Welt erneut ins Licht
vor seines Vaters Angesicht.

Chr. Blumhardt

Die Revolution Christi

Vorbemerkung der Redaktion: Zum zehnten Todestag (6. Dezember) von *Leonhard Ragaz* wollen wir ihn durch zwei seiner Betrachtungen zu Worte kommen lassen, mit denen er das Zentrum seines Wollens trifft. Die Redaktion der «Neuen Wege» und die Religiös-Soziale Vereinigung der Schweiz bekennen sich voll und ganz zu diesem seinem Glaubenszeugnis.

> Das ist der Stein, der von euch, den Bauleuten, verschmäht worden ist, nun zum Eckstein geworden. Und es ist in keinem andern die Rettung beschlossen, noch gibt es einen andern Namen unter dem Himmel, den Menschen gegeben, daß sie durch ihn gerettet würden.
> Apostelgeschichte 4, 11–12.

Wir geben seit Jahren die Losung von der *Revolution Christi* aus. Was meinen wir damit?

1.

Diese Betrachtung steht an der Spitze eines Weihnachtsheftes, dessen Inhalt durch das Stichwort von der *Weltrevolution* gekennzeichnet werden kann. Wobei dasselbe aber für uns keinen doktrinären oder parteimäßigen Sinn, geschweige denn einen Mode- und Konjunktursinn hat, sondern bloß an eine Sachlage anknüpfen soll, die für die heutige

Weltstunde charakteristisch ist und die Größe der heutigen Weltveränderung ausdrücken soll: einen Inbegriff von Tatsachen, die zum Teil, scheinbar sogar zum größeren, *Gefahren* bedeuten, zum Teil aber, und das soll jetzt besonders in Betracht kommen, die Gefahren überbietende *Hoffnungen*.

Wenn wir nun von diesen Hoffnungen reden, hier in diesen Heften oder anderswo — und das zu tun ist uns Auftrag, Pflicht und Freude —, dann gelangen wir, zum mindesten für das Denken und Empfinden des Schreibenden selbst, regelmäßig zu einem kritischen Punkt. Es lassen sich für die über dem Weltuntergang aufsteigende Erwartung der Welterneuerung, für diese die Gefahr überbietende Hoffnung, allerlei gute und starke Gründe anführen, die auch dem überlegenden *Verstande* einleuchten können, und sie werden gerade in diesen Heften, besonders auch in den weltpolitischen Erörterungen, immer wieder herausgearbeitet und herausgestellt. Aber diese ganze rationale Überlegung gelangt, wenigstens für das Empfinden des Schreibenden (und vielleicht noch mehr, wenn er mündlich redet) zu jenem kritischen Punkte. Er weiß es mit dem Verstande und empfindet es mit der Seele: all seine Hoffnung auf die neue, aus dem Chaos aufsteigende Schöpfung, all seine Zuversicht auf Recht, Frieden, politische und soziale Neuordnung, auf Völkerbund, Sozialismus und Kommunismus (beides nicht im Parteisinn gemeint) und auch, was das Wichtigste und das Zentrale ist, auf die Erneuerung der Sache Christi, auf das Reich Gottes hin an Stelle von Religion und Christentum, das alles beruht in letzter Instanz auf einer *Voraussetzung*, ohne die es doch keine sieghafte Kraft hätte, auf der Voraussetzung, daß *Gott* ist, der starke und lebendige Gott, daß *Christus* ist, in welchem die Wahrheit des lebendigen Gottes hervortritt, in welchem, um die große Losung auszusprechen, die von Advent zu Weihnachten überleitet, das Wort Fleisch, Gottes Wahrheit und Kraft zur Weltverwandlung wird. Christus ist wie der Schlußstein eines Kreuzgewölbes. Alle Linien der Hoffnung laufen auf ihn zu, ohne ihn bräche das ganze Gewölbe auseinander, verlöre es jedenfalls seinen Sinn. Die ganze Weltrevolution, auf die ich hoffe, an die ich glaube, bekommt ihren letzten und tiefsten Sinn nur in diesem Schlußstein; ich kann nur darum an sie glauben, und zwar mit immer neuer und sieghafter Zuversicht, weil ich an diejenige Weltrevolution glaube, die vom lebendigen Gott her mit Christus in die Welt eingebrochen ist und weiter einbrechen will, bis zu ihrem völligen Siege — weil ich an Christus glaube. Ich kann nur an den Frieden glauben, weil ich die Macht des Friedens empfinde, die Er ist; ich kann nur an den Völkerbund glauben, weil in Ihm die Einheit der Menschenwelt als Tatsache und als Verheißung gesetzt ist; ich kann nur an den Sozialismus und Kommunismus (beide, wie gesagt, im weiteren und tieferen Sinne verstanden) glauben, weil in Ihm die Solidarität der Menschheit, das heilige Recht des Menschen als Kind Gottes und als Bruder des Menschen gesetzt und verkörpert ist; ich

kann nur zuversichtlich auf das Kommen des Reiches Gottes — auch über Religion und Christentum hinaus — harren, weil es in ihm schon erschienen und vorhanden ist, weil es in Jesus Wahrheit und Wirklichkeit ist. Ich sehe so genau wie die andern, und vielleicht sogar noch etwas genauer, gerade als Hoffender und Kämpfender, all die ungeheuren Widerstände, welche sich der Erfüllung der Verheißung entgegenstellen, entgegentürmen, die Macht des Egoismus, ja der Bosheit, und die vielleicht noch stärkere der Seelenträgheit; ich sehe und erlebe so intensiv wie die andern, und vielleicht noch etwas intensiver, all die menschlichen und dämonischen Gewalten, welche die Hoffnung zur Utopie machen und die sie hegen als Träumer und Schwärmer erscheinen lassen wollen; ich sehe all die Macht des «Fürsten dieser Welt». Aber da ist Einer, der stärker ist als sie, größer als sie. Vor *Christus* brechen alle diese Mächte zusammen. Vor ihm vergehen sie, wie Wolken und Nebel vor der Sonne. Er ist so viel stärker als sie, daß ihr Widerstand lächerlich erscheint. Wenn ich bloß die Zeitungen lese oder die ängstlichen, skeptischen, seelenschwachen Menschen von heute höre, dann mag es mir wohl auch etwa bange werden; aber wenn ich auf Ihn blicke, dann verschwindet alle diese Verdunkelung vor seinem Lichte, dann bricht alle Macht der Welt zusammen vor seiner Macht, dann leuchtet aus ihm die Kraft des Gottes, der aus dem *Nichts* die Schöpfung rufen kann; dann sehe ich Ihn über dem dunklen und stürmischen Ozean des Weltgeschehens schreiten; dann sehe ich Ihn, nach dem Worte, das er in der Stunde der Weltwende gesprochen hat, «sitzen zur Rechten der Kraft (Gottes) und kommen auf den Wolken des Himmels». Dann erkenne ich, daß auch die Kräfte, die in der Weltgärung walten, von Ihm ausgehen, sein Kommen bedeuten, die lichten und göttlichen, weil diese unmittelbar aus ihm strömen, die dunklen und dämonischen, weil sie von ihm weg verirrt sind, aber zu ihm zurückkehren wollen. Die Revolution, die in Christus gesetzt ist, wird mir zum Schlüssel für die Revolution, welche die Welt bewegt und bewegen will. Christus ist der *Bürge*, der sieghafte, meiner Hoffnung. Ich kann wohl auch von ihr reden, und *muß* es oft, ohne das zu sagen und ohne ihn zu nennen, aber Er ist immer die entscheidende Voraussetzung. Ohne Ihn, ohne den Gott, der in ihm seine höchste Offenbarung erfährt, den Gott, der mächtig und lebendig auch in der Geschichte wie *über* der Geschichte waltet und ihr den Sinn gibt, hätte ich nicht das Auge, das ich durch Ihn *habe*; ohne die Liebe Gottes, die in Christus erschienen ist, ohne die Kraft des Kreuzes und des offenen Grabes, worin Hölle und Tod überwunden sind, könnte ich nicht an den Sieg des *Reiches* der Liebe und des Lebens glauben.

Meine Hoffnung ist gegründet in meinem *Glauben*. Durch ihn sehe ich so, wie ich sehe, ohne ihn sähe ich anders. Durch ihn hoffe ich, sonst hoffte ich vielleicht nicht, sondern verzweifelte, wie offen oder heimlich die andern.

Aber wie komme ich zu diesem Glauben — diesem Glauben an Christus und den in ihm und durch ihn verbürgten Sieg?

Ich kann und will nicht auf die allgemeine Frage eingehen, wie überhaupt ein Mensch zu diesem Glauben an Christus kommt — von dem übrigens immer das Bekenntnis gelten muß: «Ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben!» —, und noch weniger von dem Weg reden, der mich persönlich zum Glauben an ihn geführt hat — dieser Weg ist ja auch immer Wunder, ist Geheimnis, ist Gabe, nur ein Wunder, das *jeder* erleben, ein Geheimnis, das *jeder* erfahren, eine Gabe, die *jedem* zuteil werden kann und will —, sondern will nur Eines sagen, das in diesem Zusammenhang wesentlich ist: *Diesen Christus, welcher der Bürge der Welthoffnung ist, muß jeder, der an ihn für die Welt glauben will, persönlich erkannt und erlebt haben.* Er muß *persönlich* sein Licht sehen, muß *persönlich* seine Kraft erfahren. Dieser Christus darf nicht bloß ein Gedankengebilde sein, eine «Geschichtsphilosophie» oder eine «Geschichtstheologie», sondern wir müssen ihn persönlich als *Herrn* erlebt haben und erleben; wir müssen persönlich erfahren haben, daß aus ihm die Wahrheit und Kraft Gottes zu uns redet, die Wahrheit und Kraft des lebendigen Gottes — dann erst können wir, ja müssen wir glauben, daß auch die Welt einmal ihm gehören könne und müsse. Wir müssen persönlich erfahren, daß er lebt und ist, dann können wir Ihn immer wieder mit gewaltiger Zuversicht sitzen sehen zur Rechten der Kraft Gottes und kommen auf den Wolken des Himmels. Aber wir *können* ihn persönlich finden, seine Kraft erfahren; er will sich finden lassen; er will sich uns geben. Er spricht: «Sieh, ich stehe vor der Tür und klopfe an. So jemand auf mich hören und die Türe auftun will, so will ich zu ihm eingehen und das Mahl mit ihm halten und er mit mir.» Er will, mit andern Worten, durch die Erfahrung seiner Kraft und Gegenwart uns die Zuversicht geben zum Siege seines Reiches, des Reiches Gottes und seiner Gerechtigkeit, zum Neuen Himmel und der Neuen Erde, darin sie wohnt, und zu seiner Gemeinde, welche die Pforten der Hölle nicht zu überwinden vermögen.

2.

Das ist der erste Sinn der Losung von der Revolution Christi.

Aber sie hat auch einen weiteren, der damit aufs engste verbunden ist und dem andern erst die Kraft und Wahrheit gibt: die Revolution Christi bedeutet auch, *daß Christus selbst Gegenstand der Revolution wird* — das heißt, daß er selbst auf revolutionäre Weise neu verstanden werden muß, wenn er die Revolution der Welt sein soll.

Damit ist wohl der tiefste Sinn der ganzen Weltbewegung und Weltrevolution, die wir erleben, bezeichnet. Sie dringt zu einer neuen Erkenntnis, oder sagen wir es umfassender, dynamischer (das Wort, das wir *vor* dem heutigen Mißbrauch gebraucht haben, sei trotz diesem

erlaubt), einer neuen Offenbarung Christi entgegen. Das sehen wohl noch nicht viele, aber es zuckt als Ahnung durch diese Adventszeit, und die, welche den lebendigen Christus persönlich erfahren haben, können ihn auch in diesem Sinne kommen sehen auf den Wolken des Himmels.

Dieses höchste Programm der Weltrevolution — das Programm *Gottes* für dieselbe —, diesen letzten Sinn derselben, können wir nicht versuchen als ein *menschliches* Programm darzustellen. All unser tiefstes Bemühen — das, was dieses im letzten Grunde meint —, all unser Reden vom Neuen Himmel und der Neuen Erde, das aber nur ein Stammeln ist, gilt ja diesem Thema. Wir wollen nur Eines hervorheben, das in diesen Zusammenhang gehört.

Wenn von Christus die Weltrevolution ausgehen soll, und wenn man verstehen soll, daß er der Bürge unserer Hoffnung für die Welt ist, *dann muß er selbst als die Revolution der Welt verstanden werden.*

Das bedeutet Zweierlei, welches im Grunde nur Eines ist.

Einmal: *Christus muß von der Welt getrennt werden.* Ich meine nicht von der Welt als Schöpfung Gottes; in diese muß er vielmehr tiefer hinein; sondern von der Welt, wie sie wesentlich durch den *Abfall* von Gott und von Christus entstanden ist und entsteht, von der Welt im Sinne des Neuen Testamentes, von jener Welt, worin der «Fürst dieser Welt» sein Herrschaftsgebiet hat.

Es war das Verhängnis der Sache Christi, welches wir oft darzustellen versucht haben und welches nie genug ins Licht gestellt werden kann, daß Christus in seiner Anhängerschaft (ich mag nicht sagen: in seiner Gemeinde) immer wieder in einen *Bund* mit dieser Welt gebracht und dadurch ein Bestandteil dieser Welt, sogar eine Sanktion dieser Welt geworden ist, bis auf diesen Tag. Diese *Verweltlichung*, die immer neu einsetzt, ist die ewige «Versuchung Christi» und die Grundsünde seiner Anhänger wie die seiner Feinde (die sich oft als Freunde ausgeben) gegen ihn. Das kann nicht genug erkannt und gesagt werden. Dadurch vor allem ist die Revolution der Welt durch Christus gelähmt, wenn nicht gar in das Gegenteil gewendet: Christus zur Erhaltung und Beschützung einer Welt geworden, die er überwinden will und die alles andere ist als er.

Aus diesem Bunde muß Christus befreit werden. Das ist das große Programm der neuen Reformation, die aber eine Revolution sein wird, viel umfassender als jene des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts war. *Christus muß neu entdeckt werden.* Wir müssen ihn als die Revolution der Welt, aber nicht weniger als die Revolution des Christentums erkennen. Wobei es sich, wie bei jeder echten Revolution, nicht um bloße Auflösung, sondern in erster Linie um *Erfüllung* handelt.

Es wird eine ungeheure Erschütterung dessen sein, was man Christentum oder Religion nennt, um von Kirche und Theologie zu schweigen. Und es wird eine neue Entdeckung der *Bibel* sein — eine zum «Entsetzen» («entsetzt» haben sich ja, nach dem Wortlaut des Berichtes,

die Zuhörer der Bergpredigt und Zuschauer der Taten Jesu), aber eine bis zur Betäubung herrliche Erfüllung.

Um nun aber jenes doppelte Eine zu nennen, das wir in diesem Zusammenhang allein herausheben wollen: *Es wird*, wie gesagt, *Christus von der Welt, und das heißt, die Sache Christi von der Sache der Welt, getrennt werden* — von dem bloßen Volkstum (nicht von den Völkern); von dem bloßen Staat (nicht von der Gemeinschaft); von der bloßen Zivilisation und der «Zivilisationsverderbnis» im Sinne Pestalozzis (aber nicht von derjenigen Kultur, die aus *Gott* strömt); von der Kirche (aber nicht von der Gemeinde); vom Christentum (aber nicht von Christus); von der Religion (aber nicht von Gott).

Diese Trennung vollzieht heute Gott selbst. Das ist der göttliche Sinn der «Krisis des Christentums». Krisis heißt ja Scheidung und heißt Gericht. Diese Krisis haben schon die großen Freunde Gottes vollzogen, von denen wir nur Vinet, Kierkegaard, Tolstoj, Blumhardt nennen wollen, aber auch die großen Feinde Gottes, Proudhon und Bakunin, Marx und Lenin — und nicht zuletzt Nietzsche. Das ist der letzte Sinn ihres Werkes. Heute vollzieht Gott sie in dem großen Welterdbeben, das zur Krisis des Christentums wird, wie zur Krisis der Welt.

Aber diese Krisis, diese Scheidung Christi von der Welt und der Sache Christi von der Sache der Welt, *ist die Vorbedingung des Sieges Christi über die Welt und der Sache Christi über die Sache der Welt.* Dadurch wird jene Lähmung der Revolution der Welt durch Christus aufgehoben und deren Kraft aufs neue freigesetzt. Was Tod zu bedeuten schien, wird zu neuem Leben.

Wir werden — und nun muß wieder ein Stammeln beginnen — Christus wieder erkennen nicht als Träger einer Religion und Begründer des Christentums, sondern als ihren großen Gegner, nämlich als den Träger und Offenbarer Gottes selbst, seines Reiches und dessen Gerechtigkeit, den die Ungläubigen so oft, ohne es zu wissen, besser erkennen und dem sie dann besser dienen als die Gläubigen. Wir werden ihn erkennen als die über alle Maßen herrliche Offenbarung des wahren Gottes und des wahren Menschen, der er ist. Wir werden die Gleichnisse Jesu und die Bergpredigt neu verstehen, diese ungeheure Revolution, aber auch, von dort rückwärts blickend, Moses und die Propheten. Wir werden die *ganze* Bibel neu verstehen. Wir werden das Kreuz neu verstehen und das offene Grab. Und tun es zum Teil schon! Aber wir werden auch die *Taten* Jesu neu verstehen, in denen die Kraft des Reiches Gottes als «Zeichen» aufbricht, als Wirklichkeit und als Verheißung. Wir werden *Jesus* neu sehen (und tun es zum Teil schon), in dessen Menschentum Gott offenbar wird. Wir werden ihn neu sehen, wie er in das Volk tritt; wie ihn des Volkes jammert; wie er dem Volke hilft; wie die rettenden Kräfte aus ihm brechen, die Kräfte der Heilung und Erweckung. Wir werden ihn neu sehen als Freund und Genossen der Zöllner und Sünder und Feind der Pharisäer und Schriftgelehrten.

Wir werden neu sein Wort der Wahrheit hören. Wir werden die Weissagung von seinem Kommen, seinem Neu-Kommen, zur Auflösung der Welt und Erfüllung des Reiches (die «Eschatologie») neu verstehen. Dieser Jesus wird Christus als die Revolution sein.

Und vor allem — das ist das Zweite, das zu diesem Einen gehört —: *wir werden diesen Jesus als Sieger erkennen* — als Sieger über die Welt. Das ist auch die große Lähmung der Revolution Christi gewesen bis auf diesen Tag: der christliche Fatalismus, Pessimismus, Defaitismus, der Christus keinen Sieg über die Welt zutraut, oder erst jenen theatralischen nach dem «Jüngsten Gericht»; der ihn nicht in die Welt und die Geschichte mächtig und wirksam eingreifen, sondern eher das Unrecht und die Not der Welt, sie auf heidnische Weise zum Fatum, zur «Ordnung Gottes» (auch etwa «Schöpfungsordnung» genannt) machend, religiös befestigen läßt und damit jenen Pessimismus erzeugt, der ganz nahe an den Teufelsglauben grenzt und das Reich des «Fürsten dieser Welt» stützt. Im Gegensatz dazu wird die Revolution Christi Christus neu offenbaren in seiner Kraft und seinem Sieg — Christus als Herrn und Erlöser. Das wird dann die *Rückkehr* zu Christus sein, zu dem wirklichen Christus der Evangelien und des ganzen Neuen Testamentes. Wie ein Meer von Licht und Kraft wird es aufquellen zum erfüllenden neuen Tag Gottes und des Menschen.

Wie können wir an diese Offenbarung der Revolution, die in Christus gesetzt ist, glauben?

Wieder antworte ich: *Wenn wir sie persönlich erfahren.* Wenn wir persönlich mit der neu entdeckten Bibel — vor allem damit — und den positiven Vertretern ihrer Wahrheit, mit Vinet, Kierkegaard, Tolstoj, Blumhardt, und weiter zurück mit Franziskus, Wickleff, Huß, auch mit Zwingli und Calvin, in Berührung kommen, oder mit ihren Gegnern, mit Proudhon und Bakunin, Marx und Lenin — nicht zuletzt mit Nietzsche, *kämpfen*, um Christus kämpfen, und damit siegen.

Und ich füge hinzu: Vor allem, wenn wir in unserem *persönlichen* Leben Jesus als *Sieger* erfahren — als den, der in unserem Leben, wenn wir uns zu ihm wenden, dem wirklichen Christus, alles Dunkel und alle Not überwindet.

So wird es durch diese Revolution Christi geschehen, als ob die Welt Christus zum erstenmal sähe.

3.

Als ob die Welt ihn zum erstenmal sähe!

Mit diesem Worte sind wir zum dritten Sinn der Losung von der Revolution Christi gelangt: *Diese Revolution muß auch revolutionär verkündigt und vertreten werden.* Und wieder eröffnet sich uns ein Ausblick auf einen neuen Tag und Sieg der Sache Christi.

Christus muß neu *verkündigt* und *vertreten* werden.

Auf zweierlei Art.

Einmal: Die Art, wie wir von Christus *reden*, ist veraltet. Sie ist verbraucht. Sie ist konventionell geworden. Sie wirkt langweilig. Es mag kein kühner und freier Geist mehr auf sie achten. Das ist doch einfach Tatsache.

Aber wie soll das anders werden? Etwa durch sensationelle Aufmachung und Aufputschung? Durch «Amerikanismus»? Durch das Radio, das Kino und dergleichen mehr?

Das alles ist bloß Betäubung, nicht Erweckung. Es führt zuletzt nur tiefer in Schlaf und Lähmung hinein.

Nein, es gibt dafür nur Einen Weg, aber dieser Weg ist sicher. Und damit kommen wir zum Zweiten: *Diese neue Verkündigung Christi und Vertretung kann nur kommen mit der Revolution Christi, die wir dargestellt haben.* Laßt *sie* kommen, und ihr werdet sehen, wie die Welt neu aufpassen wird. Ihr werdet dann ein Doppeltes erleben: ihr werdet dann ganz neue Worte finden, aber auch die alten werden einen neuen Sinn bekommen. Ihr werdet die Volksmassen zuströmen und atemlos an Euren Lippen hängen sehen, wenn ihr von Christus redet — vielleicht nicht in den Kirchen (obschon *auch* dort), sondern in Volkshäusern und auf offenem Platz. *Ihr werdet erfahren, daß nichts die Volksmassen mehr interessiert als Christus,* und zwar Christus als Revolution der Welt.

Aber nicht das Wort allein wird die neue Verkündigung Christi darstellen, sondern mehr noch die *Tat.* Es ist ja auch so und ist eine Hauptursache der Not des Christentums und der Welt, daß die sogenannten Christen genau gleich sind wie die anderen auch, wie die Weltleute, wie die Ungläubigen, ebenso dem Gelde, der Macht, der Ehre, dem Genuß verhaftet, ebenso in die Welt verflochten, ebenso der Not der Welt, des Todes, des Schicksals unterlegen wie die anderen — wenn nicht noch mehr. Lasset das anders werden, lasset zum Reiche die *Nachfolge* treten, lasset als Jünger Christi Menschen erscheinen, die anders sind als die Welt, Menschen, welche die Welt mit rücksichtslosem Wahrheitswort und rücksichtsloser Wahrheitstat angreifen, Menschen, welche den Götzen der Welt, vor allem auch den Götzen des Tages, furchtlos unter die Zähne treten, Menschen, die *Herren* der Welt sind, Menschen, in denen die Kräfte des Reiches auftreten, vor allem als Glaube und Liebe, aber auch als Rettung und Heilung, Menschen, die mit Christus auch Herren des Schicksals sind, Sieger über Not und Tod, strahlend von Freude der Erlösung, das Wort des Antichrist widerlegend: «Bessere Lieder müßten sie mir singen, daß ich an ihren Erlöser glauben lerne: erlöster müßten mir seine Jünger aussehen» — und ihr werdet sehen, wie nichts die Menschen mehr zum Aufmerken zwingt als Christus.

Das aber wird der Sieg über die Welt sein! Er ist in Christus gewiß, der da ist, der da war und der da kommt!

Dezember 1944 *Leonhard Ragaz*

Der größere Christus

> Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und stirbt, so bleibt es für sich allein; wenn es aber stirbt, trägt es viele Frucht.
> Evangelium Johannis 12, 24

Man redet heute in gewissen Zusammenhängen gern von dem *Größeren*, das an die Stelle von etwas Kleinerem treten soll: von dem größeren Lebensraum, dem größeren Wirtschaftsdenken, dem größeren Frankreich, auch etwa der größeren Schweiz. Darin äußert sich nicht nur Großmannssucht, sondern auch die Empfindung, daß für eine neue Lage eine alte Form zu enge geworden sei. Sollten wir nicht mit ebensoviel und vielleicht mehr Recht von einem größeren *Christus* reden — selbstverständlich nicht in dem Sinne, daß Christus an sich, sondern in dem Sinne, daß er für unser Verstehen und Glauben wie für unser Handeln größer werden müsse?

Wie kann das gemeint sein?

1.

Ein Gesichtspunkt vor allem scheint sich aus der neuen Lage der Welt, der geistigen wie der politischen, aufzudrängen. Unser Christus, der Christus, der bisher vor unseren Augen stand, ist sozusagen stark der Christus des *Abendlandes* und für das Abendland gewesen. Die Geschichte des Abendlandes konzentrierte sich in ihm und um ihn. In deren Mittelpunkt stand für den Protestantismus die Tatsache der *Reformation*, die ausschließlich ein Ereignis des christlichen Abendlandes ist. Die ganze Theologie wie auch schon das gemeinchristliche Dogma, das aus den großen Konzilien hervorgegangen ist, war abendländisch geprägt; es war, wie sein klassischer Geschichtsschreiber formuliert hat*, ein Werk des Griechentums auf dem Boden des Evangeliums. Das Griechentum aber, wenn es sich auch vorwiegend im Osten Europas entfaltet hat, repräsentiert doch das Abendland: es ist typisch für Europa, für das Europa, das zum guten Teil aus ihm hervorgegangen ist. Das Abendland war der Rahmen für das Bild Christi, das wir uns gemacht hatten. Von hier aus blickten wir mit einem naiven Überlegenheitsgefühl auf die nichtabendländische Welt mit ihrer Kultur, die wir für Unkultur, und ihrer Religion, die wir für Götzentum hielten. Einzelne Voraus-Geister blickten zwar schon lange weiter; aber für das gesamtchristliche Denken war es so.

Aber nun wird dieser Rahmen gesprengt. Die Welt wird größer. Nachdem sich einst zu dem alten Umfang des Abendlandes Amerika gesellt hatte, das aber nach seinem Wesen doch Abendland blieb, tut sich nun mit Wucht und Eindringlichkeit das *Morgenland* auf und

* Es ist Adolf Harnack gemeint.

damit wieder eine *neue* Welt. Sie wird nun besonders infolge der weltpolitischen Bewegungen, namentlich des Weltkrieges, und durch den modernen Verkehr dem Blicke aller fast überraschend nahegerückt und auch in den Kreis unseres Geisteslebens gezogen. Und dazu gesellt sich das *Südland*, Afrika und alles, was zu ihm gehört, auch dieses nicht weniger eine neue Welt. Diese Welt — denken wir jetzt besonders wieder an Asien — ist nun völlig anders als das Abendland. Sie ist nicht nur politisch und sozial anders gestaltet, sondern hat auch ein anderes Denken und Empfinden, und zwar eines, das wir nicht von vornherein als mit dem unsrigen verglichen geringwertiger betrachten dürfen. Ein Laotse und ein Kungfutse dürfen beanspruchen, an geistiger Bedeutung neben Plato und Kant gestellt zu werden. Es erheben sich aus dieser Welt große und großartige Religionen: in erster Linie der Hinduismus und der Buddhismus. Die Auseinandersetzung mit ihnen, die lange Zeit sozusagen mehr akademisch oder dann rein missionarisch war, wird mit der neuen Öffnung der Welt und der neuen Begegnung der Völker immer aktueller und allgemeiner. Aber auch der Islam erhebt sich wieder und gewinnt im Panarabismus einen neuen politischen Ausdruck. Aus ihm steigt wohl eines Tages ein neuer Messianismus empor.

Aber es handelt sich nicht nur um den Fernen Osten oder den asiatischen Orient und afrikanischen Norden — auf den das Arabertum ja auch weist —, sondern auch um den *europäischen Osten*. Der Islam erinnert uns daran, daß er einst mit seinem Messianismus — denn ein solcher ist er — gegen den Religionismus, Dogmatismus, Eklesiastizismus und Kultismus des östlichen Christentums gesiegt hat. Aber nun erinnern wir uns auch daran, daß es einst ein solches östliches Christentum gegeben hat, das dem westlichen ebenbürtig, wenn nicht überlegen war, und daß einmal Alexandrien, Antiochien und Konstantinopel im Bereiche des Christentums mehr galten als Rom. Und nun weht der Geist diese Totengebeine des östlichen Christentums an, daß sie wieder lebendig werden. Wir ahnen, daß in diesem östlichen Christentum allerlei große Wahrheit war, die im westlichen halb oder ganz vergessen worden ist. Wir erleben vielleicht eine Auferstehung dieses Christentums sogar in der Gestalt des russischen Kommunismus. Denn dieser bezieht, ohne es zu wissen, einen Teil seines Sinnes und seiner Kraft aus dem Boden dieses östlichen Christentums, das freilich in einem Tolstoj und Dostojewskij, einem Solowjeff und Berdjajeff deutlicher und tiefer sein Wesen offenbart. Aber es erlebt gerade in Verbindung mit dem Kommunismus eine Auferstehung gewaltigsten Stils als eine den ganzen Osten und Südosten Europas umfassende und nach Asien und Afrika vordrängende religiöse, politische und soziale Volksbewegung messianischer Art.

Damit sind wir erst recht über den sozusagen geographischen Rahmen schon hinausgelangt. Es öffnet sich mit der neuen Lage nicht nur eine neue Welt der Völker und Erdteile mit ihrer ganzen, von der

abendländischen verschiedenen geistigen, politischen und sozialen Gestalt, sondern auch eine neue Welt von *Problemen*. Diese geographisch zu bezeichnende neue Welt bedeutet selbst ein gewaltiges und vielgestaltiges Problem. Aber die ganze Welt, das Abendland nun inbegriffen, wird von neuer Erregung geschüttelt. Aus der Fülle der politischen, sozialen und seelischen Fragen und Aufgaben erheben sich Probleme wie der schon berührte Kommunismus oder das Schicksal Deutschlands oder auch die Frage des Judentums und fordern Gedanken, die über den Rahmen dessen, was wir als «Christentum» kennen, hinausgehen.

Und noch mehr als das: unsere ganze Welt löst sich auf und versinkt in ein Chaos. Dieses harrt auf ein neues Schöpfungswort. Die chaotisch gewordene Welt verlangt nach einer neuen Orientierung. Sie liegt in schweren Geburtswehen und ruft nach Geburtshilfe. Sie verlangt vor allem nach einer neuen *Einheit*, nicht nur einer politischen und sozialen, sondern vor allem auch einer geistigen. Nicht kann es länger ertragen werden, daß Politik, Moral und Religion in krassem Widerspruch stehen; aber auch nicht, daß es eine Wissenschaft und Kunst gibt, die *neben* einem Glauben stehen, mit ihm nicht innerlich verbunden, und damit ebenso Sinn und Kraft verlieren wie dieser Glaube selbst. Diese Welt schreit nach einem neuen, umfassenden und belebenden Sinn.

Sie schreit aber vor allem nach Erlösung von ihrer *Not*, und zwar nicht mehr bloß im einzelnen Menschen um Erlösung von *seiner* Not, sondern als *Welt* um Erlösung von der Weltnot. Die *kosmischen* Nöte treten als solche immer deutlicher und umfassender hervor: als Armut, Laster, Krankheit, Tod. Sie rufen nach der Erlösung. Es bieten sich zur Hilfe die *Götzen* an — Götzen aller Art: totaler Staat und totale Gesellschaft, götzenhafte Religion, viel versprechende und wenig haltende Mystik, zum Teil auch bloß die Technik. Sie alle schreien, ohne es zu wissen, ja oft gegen ihren Willen, nach Christus — dem größeren Christus.

2.

Dieser größere Christus aber kann nicht der Christus unseres herkömmlichen abendländischen Christentums sein, sondern nur der Christus des Reiches — Er, der auch der Christus der Bibel ist. Die Botschaft vom Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit ist, als Botschaft von dem Einen, lebendigen Gott, die sie ist, von vornherein für die *Welt* bestimmt, nicht bloß für Europa oder das Abendland. Schon der Blick der Propheten Israels ist von Gott aus auf die ganze Völkerwelt gerichtet und so nicht minder der Blick Jesu wie der des Paulus und Johannes. Es ist kein geschichtlicher Zufall, daß das Heilige Land in der Mitte zwischen Asien, Afrika und Europa liegt. So ist auch die Botschaft der Bibel universeller Art. Sie enthält nicht nur die Erlösung des Einzelnen, sondern auch die der Gemeinschaft, und nicht nur die politische und

soziale, sondern auch die *kosmische*: die Erlösung von Schicksal, Krankheit, Tod, aber auch vom Rätsel und Dunkel der Welt. Diese *ganze* Erlösung ist verkörpert in Christus — dem größeren Christus, dem politischen, sozialen und kosmischen Christus, dem Fleisch gewordenen Worte der Bibel.

Ihn müssen wir wieder sehen, so, wie ihn Paulus und Johannes gesehen haben, und doch wieder neu, im Lichte einer neuen Offenbarung, worin die alte sich entfaltet. Die Gerechtigkeit seines Reiches ist das, was in die Völkerwelt dringen will, worauf die Völkerwelt wartet. Aus ihm quillt, sobald wir ihn einmal recht erkennen und neu daran glauben, die neue Macht über Schicksal, Krankheit und Tod. Aus ihm bricht das neue Licht der Welt, das die Dunkelheiten des Erkennens aufhebt. Aus ihm strömt die Erlösung und Verwandlung auch der Natur. Aus ihm, in dem nach dem Wort des Kolosserbriefes (2, 3) «alle Schätze der Weisheit und Erkenntnis verborgen sind», erwächst die neue Einheit der Kultur; er gibt als fleischgewordenes Wort der Welt den neuen Sinn und besiegt durch sein Kreuz und Offenes Grab die Götter, Götzen und Dämonen.

Das ist ein Stück der Revolution Christi, die kommen muß, die kommen wird, die schon im Kommen ist — das der größere Christus, das der totale Christus, der Christus, der das A und O ist, in dem Gott nicht nur Mensch, sondern *Welt* wird. (Auch das ist durchaus biblisch gedacht.)

Darüber aber muß sich das bisherige Bild Christi, das allzu abendländische, überhaupt allzu begrenzte, stark verändern. Es wird andere Proportionen bekommen. Es wird nicht mehr im Mittelpunkt stehen, sondern sich in ein größeres Ganzes ordnen; es wird nicht mehr *das* Bild sein, sondern ein Teil des größeren Bildes.

Ich will den Finger nur auf *einen* Punkt legen. Für uns abendländische Protestanten bildet, wie ich schon bemerkt habe, die *Reformation* des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts den Mittelpunkt der Geschichte der Sache Christi zwischen der Apostelzeit und der Gegenwart, und damit auch ihre Themen den Mittelpunkt der christlichen Problematik, vor allem das der Rechtfertigung aus dem Glauben allein. Ihre Losungen vom Glauben, von der Freiheit des Christenmenschen, von der Bedeutung der Bibel füllen unsern seelischen Gesichtskreis aus. Paradoxerweise ist gerade in den letzten Jahrzehnten durch eine sogenannte Theologie der Reformation der Protestantismus wieder ausschließlich in die Grenzen dieses Horizontes gebannt worden.

Aber diese Grenzen müssen vor der neuen Lage weichen. Die Geistesformen der Reformation sind dieser Lage nicht gewachsen. Sie sind dafür zu enge. Das ist nicht so gemeint, daß die besondere Wahrheit, welche die Reformation mit ihrer Theologie auf den Scheffel gestellt hat, preisgegeben werden sollte und müßte. Sie bleibt Wahrheit. Aber sie darf nicht mehr als die *ganze* Wahrheit betrachtet werden; sie ist

nicht mehr *die* Wahrheit, sondern wird *Teil* einer Wahrheit, die reicher und größer ist. Sie wird dabei nicht verlieren; im Gegenteil: jede Wahrheit verliert ihren Wert in dem Maße, als sie aus dem größeren Zusammenhang, in den sie gehört, gelöst und vereinseitigt, und gewinnt in dem Maße an Wert, als sie in diesem Zusammenhang verstanden wird. Wir bedürfen der weiteren und größeren Losungen aus der Wahrheit des Reiches Gottes, vor allem des Wortes von der Gerechtigkeit dieses Reiches; des Wortes von der Erlösung von Schicksal, Not und Tod; des Wortes von der Weisheit und Erkenntnis, die in Christus verborgen sind; des Wortes von der Fleischwerdung des Logos in Christus — wir bedürfen des größeren Christus.

3.

Diese Entwicklung der Wahrheit Christi entspricht der zentralen Linie der Offenbarung Gottes, welche die Bibel und die ganze Geschichte der Sache Christi durchzieht. *Jeder Fortschritt der Offenbarung Gottes stellt sich als eine Erweiterung des Horizontes der Erkenntnis und des Dienstes Gottes dar.* Und zwar tritt diese Erkenntnis regelmäßig auch in der paradoxen Form auf, daß Gott an Stellen erkannt wird, wo niemand bisher sein Walten gesehen hatte, wo die herkömmliche Religion sogar das Gegenteil zu erblicken meinte: bloße Gottesferne, wenn nicht Gottesfeindschaft. Eine solche Erweiterung des Horizontes stellt ein Amos dar, und zwar auf doppelte Weise: damit, daß er Israel klarmacht, daß Gott nicht an Israel gebunden ist, sondern Israel an Gott, daß Gott Israel aufgeben und ein anderes Volk zu seinem Volke machen kann, aber auch damit, daß er drastisch verkündigt, wahrer Gottesdienst sei nicht Kultus, sondern Gerechtigkeit. Eine solche Erweiterung des Horizontes tritt großartig in der Art auf, wie der zweite Jesajas gegen den nationalen Gott Israels den Gott der Völkerwelt verkündet und wie er in dem Perserkönig Kyros einen Knecht und Gesalbten Gottes erkennt. Diese Erweiterung braucht nicht nur extensiver, sondern kann auch intensiver, nicht nur quantitativer, sondern auch qualitativer Art sein. So geschieht sie, wenn derselbe zweite Jesajas Gottes tiefste Offenbarung durch das stellvertretende Leiden seines Knechtes geschehen läßt. Das Kreuz auf Golgatha ist die Erfüllung dieses Gesichtes. Die in Jesus geschehene Offenbarung läßt sich am besten als die letzte und entscheidendste Ausweitung des Horizontes der Erkenntnis und des Dienstes Gottes verstehen. In seinem Sinne trägt Paulus Christus, den größeren Christus, in die Völkerwelt hinaus.

Dieser Durchbruch zur Erweiterung der Offenbarung in dem Ausblick auf einen neuen Horizont bedeutet freilich immer eine große *Krise*. Den Vertretern des begrenzteren Horizontes, der bisherigen Form der Offenbarung, erscheint die neue Erkenntnis leicht als bloße Verneinung und Zerstörung, wenn nicht gar als Lästerung. Aber sie fällt auch ihren eigenen Vertretern nicht leicht. Sie kostet sie furcht-

baren Kampf mit den Menschen und vielleicht auch mit Gott. Das Kreuz bezeichnet die letzte Höhe und Tiefe dieses Kampfes. Es erfüllt sich darin das Wort vom Weizenkorn, das in die Erde muß, um zu sterben, damit es nicht «allein» bleibe, sondern viele Frucht trage. Dieses Sterben und Auferstehen ist die Grundordnung der Entwicklung des Reiches Gottes. Jede Sache, die wirklich aus Gott ist, darf nicht sich selbst leben und sich selbst suchen; sie darf sich nicht in sich selbst abschließen. Sie muß stets bereit sein, sich selbst in der vorhandenen Form aufzugeben, um Gott zu dienen, dem Gott, der ein Gott ist der Lebendigen und nicht der Toten.

So müssen wir heute, wenn wir dem lebendigen Gott im lebendigen Christus dienen wollen, bereit sein, die alte Gestalt seiner Sache aufzugeben, um die neue zu fassen, den kleineren Christus zu verlassen, um dem größeren zu folgen: in die Weite eines neuen Horizontes der Offenbarung des Lebendigen hinein. Wir müssen, in diesem Sinne, bereit sein, die *Reformation* des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts für die Revolution Christi des zwanzigsten preiszugeben — sie nicht etwa zu verraten, aber nicht mehr auf die bisherige Weise als Zentrum oder gar Abschluß und letztes Wort der Sache Christi zu betrachten. Wir müssen die *Kirche* preisgeben, in dem Sinne, daß wir Gott in der *Welt* walten sehen und ihm in der Welt dienen. Wir müssen das *Christentum* preisgeben, damit wir Christus neu verstehen. Wir müssen die *Religion* preisgeben, um das *Reich Gottes* zu erfassen. Wir müssen Gott auch da sehen lernen, wo man ihn bisher nicht gesehen hat, wo man sogar eine feindliche Macht zu sehen glaubte. Wir müssen den Blick für Gott zugleich ausweiten und verschärfen. Wir müssen nur immer mehr lernen, Gott nicht nur in seiner religiösen und kirchlichen Gestalt zu erkennen, sondern auch in seiner weltlichen. Wir müssen auch Christus nicht nur im Rahmen des «Christentums» erblicken, sondern auch in der ganzen Welt, der politischen, sozialen, kulturellen, die aus ihm entstanden ist und die ihn vielfach stärker verkündigt als die religiöse, theologische, kirchliche Gestalt. Wir müssen ihn auch erkennen, wenn er als *Gegner* auftritt: im Sozialismus, im Kommunismus, im Anarchismus, ja sogar — so paradox das klingt — im Atheismus; müssen ihn auch in Proudhon, Bakunin, Lenin wie in Nietzsche erkennen (man wird doch verstehen, was ich meine?), müssen ihn aber auch immer mehr ablehnen lernen, wo er zu sein vorgibt, aber nicht wirklich ist. Wir müssen Christus als den *Herrn* der Welt erkennen, nicht nur als den, der es sein *wird*, sondern auch als den, der es in gewissem Sinne schon *ist*. So soll sich auch auf diese Art erfüllen, daß *Gott* alles sei und in allem.

Das bedeutet tiefsten Schmerz, aber auch höchste Freude; das bedeutet bitteren Tod, aber auch hohes Leben; das bedeutet dunkeln Karfreitag, aber auch strahlende Ostern.

4.

Aber es stellt sich doch am Schluß noch eine Frage ein: Besteht nicht die Gefahr, daß dieser größere Christus, dieser neue Christus unserer Seele *entfremdet* werde? Uns war doch der alte Christus vertraut. Mit ihm stand unser Gemüt in persönlicher Verbindung. Dieser enge Horizont war für uns heimatlich und warm — sollte seine Ausweitung nicht Entfernung und damit Leere und Kälte bewirken?

Wir verstehen diesen Einwand sehr gut; haben wir doch diese Krise mit ihren Schmerzen — Todesschmerzen — selbst durchgemacht. Solche Durchbrüche zu neuer Offenbarung müssen, im Kleinen wie im Großen, *bezahlt* werden, bezahlt durch Leiden und Opfer, vielleicht durch bitteres Sterben. Das ist nun einmal eine Grundordnung der Welt Gottes.

Aber eine heilsame, eine gesegnete Ordnung. Denn bedenken wir: Das Sterben ist schwer, aber ein Leben, das eigentlich kein Leben ist, ist noch schwerer. Aber es ist ja auch so, daß keine Wahrheit stirbt, solange sie noch lebenskräftig ist und die Seelen befriedigt. Sie stirbt erst, wenn sie zum Sterben reif ist; dann aber ist das Sterben, das mit der Verheißung neuen Lebens verbunden ist, Erlösung und höchste Freude. Darum ist die Erweiterung des Horizontes der Erkenntnis Gottes und Christi wie ihres Dienstes das Größte und Schönste, was es gibt. Kein echter Prophet und Märtyrer hätte es je um der Bequemlichkeit des Alten willen preisgegeben.

Es waltet ja auch auf dieser Linie — und wie! — neben der Ordnung, daß es gilt zu verlieren, um zu gewinnen, die andere, ebenso umfassende, daß es gilt zu *erfüllen*, um aufzulösen. Wenn die Auflösung schmerzt, so beglückt die Erfüllung, und die Erfüllung ist in dem gleichen Maße beglückender denn die Auflösung, als die Freude der Mutter über das Kind größer ist denn die Schmerzen der Geburt.

Und es ist ja auch so, daß es schon die neue Erkenntnis ist, welche, wenn auch noch bloß keimartig, in der Knospenhülle verborgen, die alte abstößt, so wie oft erst im Frühling das Treiben der neuen Blätter das welke alte Laub abstößt.

Der größere Christus rückt uns nicht ferner, sondern näher — gerade weil er größer ist! Denn dieser größere Christus ist auch der *wirkliche* Christus. Er ist der Christus von heute, der *aktuelle* Christus. Wir können ihm nicht mehr ausweichen. Der zu enge Christus muß uns ja, wenn wir uns in der Fülle der lebendigen Wirklichkeit bewegen, ferne rücken, fremd werden, weil er dazu keine rechte Beziehung hat; aber der Christus, der uns gerade in dieser lebendigen Wirklichkeit begegnet, der auf der einen Seite Anspruch auf sie macht und auf der andern uns aus ihr entgegentritt: er ist *mit* uns, *in* uns, *um* uns. Es ist keine Gefahr: der größere Christus wird für jeden von uns, wie für die Welt, erst recht der *lebendige* Christus sein. Er ist es schon.

April 1945 *Leonhard Ragaz*

Wir gedenken unseres Freundes Leonhard Ragaz

Die «Neuen Wege» haben im abgelaufenen Jahre unter der Überschrift «Leonhard Ragaz zum Gedächtnis» mit einer Auswahl von Worten aus seinem Lebenskampf begonnen. Wir werden auch im neuen Jahre damit fortfahren; denn diese «Worte von Leonhard Ragaz», wie wir sie von jetzt an nennen wollen, vermögen uns, wie weniges sonst, seinem *Zeugnis und Wirken* zu verbinden. Wir glauben, daß wir im Einvernehmen mit unseren Lesern stehen, wenn wir auf diese Art das Wollen von Leonhard Ragaz herausstellen.

Wenn wir eines Mannes wie Leonhard Ragaz gedenken, kann und darf dieses Gedenken niemals ein passives, zuschauerhaftes sein. Es erträgt keine kühle Distanz, noch weniger eine zur Schau getragene Ehrung, die mit einer geheimen oder nur heuchlerisch verdeckten Ablehnung seines Wollens verbunden sein kann, wie wir es schon zu seinen Lebzeiten oft erfahren haben. Das Wirken von Leonhard Ragaz war ja immer mit einer *Stellungnahme*, einer *Haltung* und *Entscheidung* verbunden. Es vollzog sich nicht auf der Ebene des Gedankens und Wissens für sich, sondern stieß leidenschaftlich zur Wirklichkeit der Verantwortung, des Glaubens, der Tat, zu Gott und seinem lebendigen Worte vor, dem er «nachgehen» wollte.

Wer seiner gedenkt, hat es mit dem *Manne und Kämpfer Ragaz* zu tun, der keine *Halbheit*, die der eigentliche Gegensatz zum Glauben ist, ertrug. Es muß in die eigene, gelebte Existenz aufgenommen werden, was Leonhard Ragaz für uns war und ist. Es kann nur so *fruchtbar* werden. Dieses Mannes gedenken heißt darum, sich in ihm und mit ihm *der Sache verbinden*, der sein Glauben und Wirken galt, aufnehmen und weitertragen, was uns in ihm begegnete und in seinem Wort zu begegnen vermag, auch dem, der ihn gar nicht «nach dem Fleische» kannte. Gedenken können wir dieses Mannes nur, indem wir den Ruf des *Lebendigen* vernehmen, dem er diente. Unseres Freundes «gedenken» und uns nicht hergeben für das, was ihm als Botschaft, als Gotteswille, als Christuszeugnis gegeben war, das wäre ohne Verheißung. Seiner gedenken, um zu dem zu stehen, was in ihm Gottes war und ist, das allein kann ein Schmuck zu seinem Gedenken sein.

Gott kann gewiß allein schaffen und tut es aus dem Nichts und muß es leider so oft «ohne uns» tun, wo er *an* uns und *mit* uns seine Taten tun möchte. Aber *sein Ruf* ist das große Wunder seiner Huld und Treue, seiner Liebe zu uns Menschen, und wir haben an unserem Freunde Leonhard Ragaz empfinden, «sehen» und «hören» können, *was ein solcher Mensch bedeutet, der sich hergibt für Gott und sein Reich*. Tief durchdrungen war Leonhard Ragaz davon und hat gerade darin Gott

die Ehre erwiesen, die ihm durch viele theologische Deklamationen kaum zuteil wird. Denn es ist so, wie Blumhardt in diesem Zusammenhang sagt: «*Gott* braucht uns. Wir müssen nicht Jesus für uns brauchen wollen, sondern wollen, daß Jesus uns brauchen kann, und uns ganz hergeben.»

Dieses «Sichhergeben» konnten wir an Leonhard Ragaz schauen. Doch hüten wir uns davor, dieses Schauen ohne das eigene Sichhergeben haben zu wollen. Vielleicht war das mit Recht seine tiefste Sorge in bezug auf die Religiös-Soziale Bewegung, daß nach seinem Hinschied dieses Sichhergeben nicht mehr voll und ganz vorhanden sein könnte oder sich nicht völlig durchringen würde. Er hat sich bis zuletzt allem ausgesetzt, was mit dieser Hingabe verbunden ist, vor allem auch der *Anfechtung*. So ist er der Entscheidung und der Stellungnahme zum Rußland- und Kommunismusproblem unserer Tage trotz der deutlich sich abzeichnenden Zeitmeinung und Zeitströmung eines mit einer halben Wahrheit und einer ganzen Lüge behafteten Antikommunismus nicht aus dem Wege gegangen, und dem aufziehenden Dämon des «Kalten Krieges» hat er das Banner des Friedenskampfes entgegengehalten.

Leonhard Ragaz ist in der ihm besonders lieben Adventszeit von uns gegangen, ermüdet und ermattet von dem großen Kampf vieler Jahrzehnte, die ihn auf seinem Kampfplatz gesehen haben mitten in den Stürmen der Welt. Welch erschütterndes Ringen mit dieser Mattigkeit, ja gegen den Angriff und Zugriff des Todes ist sein Arbeiten während all der Monate, da das Herz nun wirklich nicht mehr recht konnte, seit dem Ferienkurs von Weesen. So schrieb er mir von Parpan aus am 26. Juli 1945: «Ich bin auf einem Umweg todmüde von Weesen hierhergekommen und hoffe mich bald ein wenig erholen zu können.» In diesen immer neu von «Rückschlägen» erfüllten Monaten entstand «Mein Weg» — wirklich dem Tode abgerungen —, und das Zeugnis der «Neuen Wege» war bis zuletzt voll strahlender Kraft. Die letzte Betrachtung, «Die Weihnachtsdreiheit», dieses wie verklärte Künden von dem überirdischen Glanz der Welt Gottes, seiner Ehre und seinem Frieden, war der Gruß eines, der bis an den Tod seinem Herrn lebte. Und — wir sind gewiß — lebt!

Julie Schlosser hat einmal Leonhard Ragaz, sein Leben und sein Werk, dem *Christophorus* verglichen. Der erste Abschnitt ihrer Darstellung sei hier dem vorangestellt, was wir noch sagen möchten: «In der Kirche einer kleinen Stadt unweit von Wien ist in Holzschnitzerei ein Christophorus dargestellt, der — anders als üblich — ein junger Ritter ist. Seine Züge sind von bitterem Leid gezeichnet, aber sie sind gar nicht dadurch gealtert, und die Gebärde, mit der er das Kind auf seiner Schulter anfaßt, spricht davon, daß diese Last so wundersamer Reichtum ist, daß er alles Leid aufwiegt. In einem kleinen Zug hat der Bildner angedeutet, was die Legende von Christophorus erzählt, der ja ein kampfbegieriger Mann war: er hat ihm als Schließen seines Ritter-

mantels zwei Löwenköpfe gegeben, das Zeichen der Stärke. Denn Christophorus hat sich Christus als dem Stärksten unterworfen.

Das bestimmte sein Leben fortan. Es wurde Rittertum im Dienst des Stärksten. Dieser Lehnsherr aber weist an die Stellen, wo die allergrößte Gefahr ist, aus jeder Sicherheit fort zum Angriff auf die gewaltigsten Mächte der Welt, die eben nur der Stärkste angreifen kann. Und aus allem Besitz und aller Bequemlichkeit führt er in die freiwillige Armut und zu allen denen, die so arm und geknechtet oder so im Wahn befangen und erstarrt sind, daß nur der Stärkste sie zu erlösen vermag. Es ist Gottes Zug, den der Ritter gewagt hat.

Ein solches Rittertum ist das Leben von *Leonhard Ragaz*. Es führte ihn aus Sicherheit und Ruhe in einen Kampf, der auf allen Seiten tobt, in dem er zugleich den Feind angreifen und seine eigene Sache gegen das Mißverstehen seiner Freunde verteidigen muß. Alle geliebtesten Orte muß er verlassen; Christophorus durfte auch nicht verweilen, wo er gern heimisch geworden wäre. Er sollte Christus tragen — und er wird immer im Schreiten dargestellt.» (Julie Schlosser in: «Der Eckardt». September 1931.)

So ist der Kämpfer Leonhard Ragaz mehr als zwanzig Jahre später, nachdem diese Zeilen von Julie Schlosser geschrieben worden waren, nach langem Schreiten und im Kampf hinübergeschritten zu dem, dessen Sache er tragen, mittragen durfte.

Er war ein *Christusträger*. Wie oft haben wir es, vor allem an den Samstagabenden im «Gartenhof» und im persönlichen Gespräch gespürt, daß da noch etwas anderes war als dieser Mann, etwas Verborgenes, Heiliges, das Leonhard Ragaz heilig zu halten wußte, wie kein Kult es vermöchte. Es war die Berührung mit dem lebendigen Christus, mit Geist und Kraft von ihm, und wer es fassen und erleben konnte, hat es erlebt. Die Betrachtung von der Revolution Christi, die wir dieser Gedenknummer der «Neuen Wege» vorangestellt haben, spricht von diesem Geheimnis mit *ergreifender Überzeugung und zarter, ja scheuer Zurückhaltung*. Dieser Grundzug kennzeichnet überhaupt das Glaubenszeugnis von Leonhard Ragaz. Wie vielen ist er dadurch zu einem Befreier geworden und hat sie in die Freiheit der Söhne und Töchter Gottes gewiesen!

Es war aber bei dem allem die «Sache Christi», die Botschaft vom Reiche Gottes, worin der Mensch Leonhard Ragaz ganz zurücktrat, weil er völlig hingegeben war daran: die Sache Christi in der Welt, das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit für die Erde. Bei dieser Gotteserkenntnis wurden die Horizonte weit, ja grenzenlos und verloren sich doch nicht in das Gestaltlose, vielmehr trat die *Wirklichkeit* hervor, ob es sich nun um das biblische Wort handelte oder um das Ringen mit den Fragen und Nöten dieser Welt. Leonhard Ragaz kannte, darin den beiden Blumhardt zutiefst geistesverwandt, den Sieg Christi über die Welt, aber er kannte ebenso sehr den noch zu bestehenden Kampf auf

die Vollendung hin. Noch ist Kampfeszeit! Wir warten und hoffen noch auf das Größte. Wir gehn ihm entgegen. Christus ist Sieger, und Christus kommt, Gottes Reich kommt! So klingt sein Zeugnis im «Bibelwerk» und in der «Geschichte der Sache Christi» aus.

Leonhard Ragaz stand in diesem Kampf unter viel Verkennung, unter viel Hohn und Spott. Ärgernis war mit dem verbunden, wozu er stand. Wie ungeschützt, wie verlassen und einsam stand er oft in diesem Kampf. Aber getragen hat er auch das. In der dunkelsten Dunkelheit und in der bangsten Finsternis im Leben und über der Welt glühten in ihm der Glaube und die Hoffnung, die, wie er selbst immer wieder sagt, die Seele seines Lebens waren, wonach er sich mit dem ganzen Verlangen des Herzens ausstreckte und worin sich all sein Kämpfen in die getroste und starke Gewißheit zusammenfaßte, die in der Bitte liegt: «Dein Reich komme!» Immer wieder verwies der Kämpfer auf dieses Gebet, es war ihm die stärkste, die entscheidende Waffe und die gesammelte Kraft seiner Seele.

Wenn wir in den «Neuen Wegen» des Mannes gedenken, der ihre Bestimmung darin sah, daß sie «Blätter für den Kampf der Zeit» seien, so wissen wir uns darin in gleicher Weise ihm wie der Sache verpflichtet und verbunden, der er diente. Es gilt, wie der jüngere Blumhardt im Gedenken an seinen Vater sagte, «zum Samen der Knechte Gottes» zu gehören und in ihrem Glauben «fortzuglauben». «Die Knechte Gottes müssen wir nicht sterben lassen, auch wenn sie von uns scheiden — die müssen in uns fortleben — dann sind wir ihr Same. Im Reich Gottes geht es nicht nach leiblicher Abstammung, sondern nach dem Geist. Wenn ein Mensch in die Treue hineinkommt, die ein Mann Gottes gehabt hat, so wird er damit ein Same. So können wir alle ein Same Abrahams, Isaaks, Jakobs usf. sein, und auch ein Same unseres Vaters, dessen Glaube uns vor Augen steht. Wir müssen nicht meinen, jetzt müsse die Sache abnehmen, weil der Anfänger unsres Lebens, der mit seinem Glauben so viel errungen hat, nicht mehr da ist — ja, wenn wir nicht glauben, dann nimmt's ab, wenn wir aber glauben, dann nimmt's zu!» Damit weist uns unser Gedenken in den Kampf und auf den Weg. «Dieser Weg führt Menschen», so sagt Leonhard Ragaz selbst am Schlusse seines Gedenkbuches für die beiden Blumhardt*, «die sich nach der Offenbarung der Herrlichkeit Gottes über alles Weltwesen sehnen, in die Tiefen der Weltnot, wo sie als Arme und doch Reiche, als Sterbende und doch Lebende, arbeitend, kämpfend, leidend, liebend, glaubend, hoffend auf die Taten Gottes warten, die allein uns vowärts bringen.»

Albert Böhler

---

* «Der Kampf um das Reich Gottes in Blumhardt Vater und Sohn — und weiter!»

Schwelender Antisemitismus*

Durch einen Bericht der «National-Zeitung» (Nr. 367) bekam die Öffentlichkeit Kenntnis, daß sich der Staat Israel für den Ankauf bedeutender Quantitäten der seit zwei Jahren in der Schweiz erzeugten 9-cm-Panzerabwehrkanone interessierte. Trotzdem das Militärdepartement einem Export dieser Waffe keine Hindernisse in den Weg legte, habe aber die Genfer Herstellungsfirma der 9-cm-PAK einen Verkauf nach Israel strikte verweigert. Die gleiche Firma soll aber mit syrischen und ägyptischen Militärstellen, die kürzlich in dieser Angelegenheit unser Land aufgesucht hatten, ein Abkommen abgeschlossen haben, wonach die 9-cm-PAK in sehr bedeutenden Quantitäten an die arabischen Staaten unter ausdrücklicher Ausschließung jedes Exports nach Israel geliefert wird.

Die große israelische Tageszeitung «Haaretz», auf die sich der Bericht stützt, gab der Meinung Ausdruck, es wäre im Hinblick auf die freundschaftlichen schweizerisch-israelischen Beziehungen zu erwarten gewesen, daß aus Konsequenzgründen auch von einem Export an die arabischen Staaten des Mittleren Ostens Abstand genommen worden wäre, zumindest solange die Araberstaaten mit Israel noch offiziell im Kriegszustand stehen.

Die «National-Zeitung» bemerkt u. a. dazu: «Es ist verständlich, daß die gemeldete Tatsache in Israel großes Aufsehen erregt. Dabei stehen wir mit dem jungen Staat in besten Beziehungen, und der gegenseitige Warenaustausch kommt immer mehr in Fluß. Wir haben darum ein Interesse daran, daß diese Beziehungen nicht ernsthaft gestört werden.

Es scheint darum notwendig, daß der Bundesrat sobald als möglich Stellung bezieht und erklärt, wieweit die israelische Meldung den Tatsachen entspricht — vor allem, wieso es zu dieser *einseitigen Bevorzugung der arabischen Staaten* kommen soll.»

Es ist wirklich notwendig, dem Schweizervolk in dieser Affäre Aufschluß zu erteilen. Wenn der kritisierte Tatbestand zutreffen sollte, müßte gegen die Lieferfirma sofort eingeschritten werden. Es handelt sich hier wirklich nicht bloß um ein Geschäft, in welches sich das Volk nicht einzumischen hätte, sondern um eine moralische Angelegenheit erster Ordnung.

Die Herren in Genf werden wissen, was das israelische Volk durchgemacht hat. Wenn sie trotzdem zu einem solchen Handel Hand geboten haben sollten, so würden sie damit einer neuen Bedrohung der Juden entscheidende Hilfe leisten. Das kann man sich nur aus einer grob antisemitischen Haltung heraus erklären. Da würde jede Ehrfurcht vor der

* Umstände halber konnten wir diese Ausführungen erst in diesem Heft bringen. Sie ergänzen aber das anderwärts über die Lage Israels Gesagte. D. R.

tragischen Größe des israelischen Volkes vermißt, dafür aber einem teuflischen Zynismus freier Lauf gelassen. Es liegt wahrhaftig im Interesse des Schweizervolkes, sich ob einer solchen Sache seinen nationalen Ruf nicht in den Schmutz ziehen zu lassen.

Mit Erschütterung werden unsere Leser die Presseberichte über den Abschuß eines israelischen Passagierflugzeuges über Bulgarien verfolgt haben, dem 58 Menschen zum Opfer fielen. Selbst wenn man bis zu einem gewissen Punkte der östlichen Angst vor westlicher Spionage Verständnis entgegenbringen kann, so ist es aber doch absurd, anzunehmen, daß ein israelisches Kursflugzeug, das aus unbekanntem Grund von seiner Fluglinie abgewichen ist und dabei über bulgarisches Gebiet flog, ausgerechnet militärische Spionage hätte treiben wollen. Es ist barer Unsinn, zu denken, ein solches Unterfangen wäre das Todesrisiko der Passagiere und der Besatzung wert gewesen, welches, wie der Abschuß nun beweist, der sicheren Erfolglosigkeit anheimfallen mußte. So bleibt in dieser Sache allein die bewußte, eisigkalte Roheit der bulgarischen Grenzbewachungsorgane übrig, die deutlich sehen mußten, was für ein Flugzeug sie vor sich hatten. Denkt man an die einfach unerhörte Behandlung der israelischen Untersuchungsorgane durch die bulgarischen Behörden, so macht alles den Eindruck, das israelische Hoheitszeichen am Flugzeug habe auf die Angreifer wie ein rotes Tuch gewirkt. Bulgarien ist wohl der zuverlässigste Satellit Moskaus. So wollte es die latent antisemitische Haltung des dortigen Regimes mit einer unübertrefflichen Leistung an Niedertracht in sturem Schülerfleiß nachahmen. Es hat sich damit ein unvergeßliches Schandmal gesetzt.

Da die Opfer nicht identifiziert werden konnten, entschloß sich die Regierung Israels, sie in einem gemeinsamen Grab beisetzen zu lassen. Der Nationalität nach befanden sich darunter 12 Amerikaner, 11 Israeli, 6 Franzosen, 5 Russen, 4 Südafrikaner, 3 Briten, 3 Kanadier, 3 Deutsche, 1 Österreicher, 1 Pole, 1 Staatenloser und eine Frau, deren Nationalität entweder als Engländerin oder Schwedin angegeben wird. Außer den 11 Israeli werden von den übrigen Nationalitäten ein bedeutender Teil Juden gewesen sein, so daß die Mehrheit der Opfer aus Juden bestanden. Unter den Christen dürften die Protestanten vorgeherrscht haben. Eine Reuter-Meldung aus Tel Aviv vom 5. August besagte: Unter den Opfern befanden sich Juden, Protestanten und ein Katholik.

Der «Osservatore Romano», das offizielle Organ des Vatikans, meldete, diese Bestattung sei ohne Anwesenheit von Geistlichen irgendwelcher Kirche erfolgt. Er schreibt dazu («NZZ» Nr. 179): «Diese Auffassung kann nur die Auffassung von Geistern sein, die der Ansicht sind, keine gemeinsame Religion haben sei gleichbedeutend mit keine Religion haben. Es handelt sich um etwas Unfaßbares oder um eine Perfidie, die selbst vor diesem letzten Akt der schrecklichen Tragödie nicht Halt macht. Das geistige Elend hat die geheiligte Majestät des Un-

glücks und des Todes erniedrigt. Wenn die armen Opfer ein grausames Ende geteilt haben, wenn sie ein gemeinsames Grab finden sollen, dann haben sie doch auch einen gemeinsamen Gott, der ihr Schöpfer und Richter ist. Es fehlt nicht an Präzedenzfällen, bei denen die Vernunft oder das Gewissen maßgebend war. Überall existieren Soldatenfriedhöfe, in denen Tote aller Glaubensbekenntnisse beigesetzt sind. Bei den Feiern, die zu ihrem Gedenken stattfanden, beteten jedoch Geistliche der verschiedenen Religionen über den Gräbern und riefen die Gnade dessen an, welcher der Gott aller ist. Es kann nicht anders sein und muß so sein bei dem gemeinsamen Grab von Jerusalem. Wenn nicht, dann wären unsere getöteten Brüder einer zweiten Ungerechtigkeit, einer neuen Gewalttätigkeit ausgesetzt, die ebenso ernst ist wie die erste. Sie wären nicht nur unterschiedslos in ihrem Fleische, sondern auch in ihren Seelen getroffen, die nicht den Beistand der Religion empfangen hätten. Die Verachtung, mit der ihr sterbliches Leben behandelt wurde, würde sie noch in ihrem unsterblichen Leben verfolgen. Wir sind überzeugt, daß man besonders in Jerusalem den zum Ausdruck gebrachten gotteslästerlichen, zivilisationswidrigen und unmenschlichen Gedanken ausschlagen wird.»

Wie verhält sich die Sache in Wirklichkeit? In einem Bericht des Israelitischen Wochenblattes Nr. 33, erschienen in der «Tat» Nr. 224, konnte man lesen: «Oberrabbiner Untermann hielt die Traueransprache, worauf das gemeinsame Kaddischgebet der über hundert Angehörigen folgte . . . Bei der Bestattungsfeier waren auch zwei katholische und ein anglikanischer Geistlicher anwesend. Auf dem Militärflugplatz fand schon vorher eine Zeremonie für die christlichen Opfer der Katastrophe statt.»

Die hochoffizielle Stellungnahme des Heiligen Stuhles gegenüber Israel bedeutet nicht bloß eine Unfreundlichkeit, sondern eine bewußt betonte Feindseligkeit, selbst wenn ihre materielle Behauptung zugetroffen hätte. Das Organ der römischen Weltkirche wollte dem allseits bedrängten israelischen Volke vor aller Welt deutlich zur Kenntnis bringen, was für ein Verbrechen es darstellt, römisch-katholischen Seelen zuzumuten, auf die geschilderte Weise in die Ewigkeit entlassen zu werden. Darum wird von Perfidie gesprochen. Darum versteigt man sich zur ungeheuren Behauptung, ihre getöteten Brüder würden einer zweiten Ungerechtigkeit, einer neuen Gewalttätigkeit ausgesetzt, die ebenso ernst sei wie die erste, also der Abschuß selbst, womit man die israelische Handlungsweise dem bulgarischen Akt der Brutalität gleichsetzen will. Daraus darf man den Schluß ziehen, Israel handle auf der gleichen Basis wie die Kommunisten!

Entrüstung und Ekel genügen nicht, diese Verleumdung des Judentums durch die römischen Pharisäer richtig zu verurteilen. Man bedenke, wie die ganze Aktion vom primitiv denkenden Gläubigen ausgelegt wird. Sie wird zu einer neuen Festigung jenes gerade in diesem

Milieu weitverbreiteten populären Antisemitismus beitragen, ohne welchen Schuldanteil das nicht erklärt werden könnte, was an den Juden geschehen ist. Wie man weiß, ist im katholischen Volk die Tradition immer noch wach, die heute lebenden Juden für den ersten Karfreitag verantwortlich zu machen. Daraus erklärt sich die Unerschüttertheit des katholischen Bewußtseins gegenüber den Juden, trotz manchem Karfreitag, denen man ihnen vorbereitet oder gar selbst bereitet hat. Ob dem Bestattungszeremoniell gegenüber den jüdischen Opfern ergaben sich jeweilen weder in alter noch in jüngster Zeit Schwierigkeiten.

Die ganze Stellungnahme der Statthalterei Christi bringt uns zum Bewußtsein, welch dünner Schleier uns von der nackten Tyrannei trennt, und läßt uns nachdenklich werden, wie Rom aufzutreten wagen würde, wenn es allein schalten und walten könnte.

Welch bescheidenen Begriff vom Christentum hat man ob dem gekränkten römischen Geltungsbewußtsein durchexerziert! Es wundert uns nicht, wenn so vertretenes Christentum immer mehr jeden Einfluß auf die Lebenswirklichkeit verliert.

Ulrich Künder

Dunkel und Chaos um Israel

Die seit Jahren über Israel schwebende Gefahr hat sich in den letzten Monaten unheimlich gesteigert. Der Waffenstillstand und eine gewisse Neutralisierung der umstrittensten Gebiete haben nicht vermocht, einen Abbau des schwelenden Hasses und der Feindschaft zwischen den arabischen Staaten und Israel zu bewirken. Sind es aber wirklich Haß und Feindschaft der Völker? Oder werden solche Empfindungen nicht vielmehr von den Staaten und Mächten genährt, die ihre *eigene* Macht- und Interessenpolitik in diesem weltpolitisch so empfindlichen Gebiete verfolgen? Zweifellos ist das stark der Fall, wie die jüngste Auseinandersetzung zwischen der russischen und der westlichen Politik auf dem Boden des Nahen Ostens zeigt. Darauf werden wir zurückkommen.

Es sind aber noch zwei andere Momente, die wohl eine gewichtige Rolle spielen: einmal das sträfliche und verantwortungslose *Zuwarten der UNO*, wirklich entscheidende Schritte zur endgültigen friedlichen Lösung des Palästinakonfliktes zu tun. Dieses Zuwarten läßt sich doch nur aus der sehr eigennützigen Politik der Staaten erklären, die die UNO beherrschen.

Dann besteht zweifellos in den arabischen Staaten und Völkern noch immer der Wille, Israel in Palästina zu entmachten oder gar bis auf einen geduldeten Rest auszutreiben. Diese nationalistische Haltung

arbeitet auch mit allen Mitteln eines künstlich geschürten Antisemitismus, hinter dem so verhängnisvolle Gestalten wie der Großmufti von Jerusalem stehen.

Der Krieg als gegenseitiger Überfall hört nicht auf. Von seiten der Araber mehr als dauernde, fast räuberhafte Taktik und als Boykott geübt, artet er auf Seiten Israels in massive «Vergeltungsaktionen» aus. Das kann zu nichts anderem führen, als daß immer neu Gewalt Gewalt ruft und Gewalt gegen Gewalt gesetzt wird. Es kann nur Haß und Feindschaft steigern und das Hineintaumeln in den Krieg herbeiführen.

Dieses Feuer wird neuerdings durch die Waffenlieferungen der Großmächte direkt gefördert. Durch die Einschaltung Rußlands und der Tschechoslowakei in diesen «Waffenhandel» hat diese Auseinandersetzung nun auch noch hier die West-Ost-Spannung in den Konflikt hineingetragen und das Ringen der Weltblöcke damit erneut akzentuiert. Was ist dazu zu sagen?

Sagen war zuerst etwas über die Entrüstung gegen die Russen. Sie muß doch zunächst als eine schlimme Heuchelei bezeichnet werden. Wer liefert denn seit Jahren in Milliardenbeträgen Waffen in alle Welt hinaus, «um den Kommunismus einzudämmen», um dessen Staaten von allen Seiten unter der Drohung der Waffen zu halten? Wer verbindet sich mit Diktaturen und Halbdiktaturen, mit faschistischen und feudalistischen Staaten und mit der ganzen Maschinerie der Unterdrückung der noch kolonialen Völker, wenn nicht der Westen, der nun so entrüstet gegen den «Waffenhandel» und die «Störung des Friedens» aufschreit? Für einen Augenblick ist in diesem Zusammenhang wieder einmal die Maskierung gefallen: die verhängnisvolle und abergläubische Gewaltpolitik und -strategie des Westens sah sich der Gewaltpolitik und -strategie des Ostens konfrontiert und hat sich demaskiert.

Nachdem dies gesagt ist — und es mußte gesagt werden —, soll aber gleich hinzugefügt werden, daß die russisch-tschechoslowakischen Waffenlieferungen das sind, was heute *alle* Waffenlieferungen (auch die der Neutralen!) bedeuten: ein schamloses Verbrechen gegen die Völkerwelt, die, vor einem höllischen Abgrund stehend, nach Frieden schreit und den Frieden sucht. Hier gibt es keine östlichen (oder westlichen) Gründe oder politische Rechtfertigungen, hier ist nur ein böses, frevelhaftes Spiel. Es ist das Spiel der Großmächte und Blöcke, das nicht dem Frieden unter den Völkern und für die Völker dient, sondern noch immer dem Wahnsinn der westlichen und östlichen Politik der Stärke.

Wehe Israel und wehe auch den arabischen Staaten, wenn sie sich in diesen Ring einschließen lassen! Chaos und Feuer müßten das Ende sein.

Wir haben schon eingangs gesagt, daß nach unserer Beobachtung, ähnlich wie im Fall Koreas, ein schweres, nur allzu lang andauerndes Versagen der UNO vorliegt. Jetzt ist endlich rasches und verantwor-

tungsvolles Handeln aus einer klaren Zielsetzung heraus nötig. Folgendes scheint uns dringlich:

1. Die Grenzen zwischen Israel und den arabischen Staaten müssen nun wirklich einmal den gegenseitigen gewaltsamen Übergriffen entzogen werden. Hier wäre der Einsatz einer genügenden und der UNO unterstellten internationalen *Polizeitruppe* am Platze. Diese hätte die Aufgabe, dem Grenzkrieg ein Ende zu setzen und beiden Parteien damit eine Rechtsgarantie der UNO zu bieten.

2. Die UNO müßte sich als *Garantin* und *Vermittlerin* wirklicher *Friedensverhandlungen* zwischen Israel und seinen Nachbarn sofort und aktiv betätigen, und das einmal unter Hintansetzung der Interessenpolitik und des diplomatischen Spiels einzelner ihrer Mitglieder.

3. Die *Waffenlieferungen* aller Art für beide Parteien und von allen Seiten, einschließlich der neutralen Staaten, müßten auf Grund eines UNO-Beschlusses eingestellt werden. Der Waffenhandel ist heute kein «Handel» mehr, sondern ein gegen die Völker begangenes Kriegsverbrechen. Man fange einmal an diesem Punkte und in diesem konkreten Falle mit der Schaffung des Friedens, und das heißt ja, unter anderem mit einer *realen Abrüstung*, an! Mit den Waffenlieferungen wird die Sicherheit irgendeines Volkes nicht erhöht oder garantiert, sondern nur der Zwang zum Wettrüsten und der Wahn, doch durch Gewalt oder Gewaltdrohung eine Lösung zu finden, ins Grenzenlose gesteigert. Israel möchten wir aus innerster Überzeugung und stärkster Anteilnahme an seinem Geschick vor diesem Wege warnen, der es jetzt schon an den Rand des Abgrunds gebracht hat. Es setzt sein *Vertrauen* damit auf etwas, das ihm die höchste Instanz seiner Geschichte noch immer zerschlagen hat, weil es damit das Vertrauen zu dem lebendigen Höchsten preisgibt oder ihm nur minderen Rang zubilligt. «Doch vertraut Ihr nicht, so bleibt Ihr nicht betreut.» (Jesaja 7, 9.)

4. Israel sollte alles tun und seinen arabischen Nachbarn gegenüber die *Friedensinitiatve* ergreifen. Wir wissen, daß der Wille der Mehrheit der Israeli wie der israelischen Regierung schon bisher darauf gerichtet war und daß die israelische Regierung neuerdings wieder mit Vorschlägen in dieser Richtung hervorgetreten ist. Wir glauben, daß ein beharrliches und ein vor der Weltöffentlichkeit und den arabischen Staaten unanzweifelbares Wirken auf den Frieden hin, das gleichzeitig in der UNO und gegenüber den arabischen Staaten direkt stattfinden sollte, eine Verheißung hat, die Feindschaft zu überwinden und mit den arabischen Staaten Friedensverhandlungen möglich zu machen. Das bleibt der *einzige* Weg. Das Vertrauen auf die Waffen und die Gewalt werden sich ganz gewiß als Trug erweisen.

Das unheilvolle Geschehen am See Genezareth ließ uns an jenen «Volkssohn» Israels denken, der mit seinem prophetischen Ruf und seinem Wirken damals Israel vor der Katastrophe bewahren und ihm

einen Lebensweg auftun wollte. Ob der tiefste Sinn der jetzigen Lage Israels nicht darin besteht, daß es mit seinem ganzen Geschick nicht dem selbst so todesverfallenen «Christentum», sondern vielmehr dem Ruf des Mannes neu begegnet, der es damals zu einer Entscheidung rief? Diese Entscheidung ist nicht aufgehoben, sondern wird vielleicht jetzt endgültig Israel und den Völkern gestellt. Könnte nicht das Allergrößte geschehen, wenn Israel ihm entgegenginge und es ergriffe?

Auf jenem See erhob sich einst ein Sturm, der gestillt werden konnte. Und wenn nun in der jetzigen Lage Israel in Treue und Wahrhaftigkeit und in voller Realität, ohne noch so verständliches Ausweichen in weltliche und damit nur scheinbare Sicherungen, zu jenen Höhen aufblickte, von denen ihm immer *die* Hilfe gekommen ist? Könnte dann nicht wieder ein Wunder geschehen und wieder die Stillung des Sturmes eintreten, der das Heilige Land jetzt umbraust?

Israel muß von den Völkern in dieser Lage beigestanden werden. Wehe, wenn sie es nicht tun. Denn dies gehört auch zum *Gottesdienst*. Darum haben wir auch die Verantwortung für die UNO und ihr Wirken in dieser Sache so sehr unterstrichen. Aber vielleicht kann doch Israel das Entscheidende tun, wenn es den Weg zeigt und beschreitet.

Könnte nicht eine über die UNO eingeleitete opfervolle und wirklich im Sinne einer Lösung geleistete Hilfe Israels an die arabischen Flüchtlinge, an deren Schicksal — wir wissen es — Israel unschuldiger ist als die arabischen Staaten selbst, die Riegel zum verschlossenen Tor zwischen den feindseligen Brüdern öffnen und für alles Weitere Bahn brechen?

Carmen Weingartner-Studer / Albert Böhler

Israel hat Freunde

Zu zwei Büchern

Else Schubert-Christaller: «Vor deinen Toren, Jerusalem». Jüdische Legenden. Verlag Salzer, Heilbronn. *Hermann Maas*: «— und will Rachels Kinder wieder bringen in das Land». Verlag Eugen Salzer, Heilbronn.

Diese zwei Bücher, die uns tief und nachhaltig bewegen, kommen aus Deutschland und sind von Christen geschrieben. Sie bedeuten eine Verheißung, und es wäre von ganz großer Wichtigkeit, wenn sie von vielen Menschen gelesen und erlebt würden, vor allem aber von maßgebenden und in der Verantwortung vor Gott und den Menschen und dem Völkerschicksal stehenden Menschen bis hinauf zu den Regierungsmännern. Gelesen werden sollten sie auch von den vielen Gleichgültigen, Indifferenten, von denen, die sich Israel im Geiste und prak-

tisch nur widerwillig nahen, wenn sie überhaupt den Schritt des Sich-Nahens tun, und von denen, die in Vorurteilen und festgefahrenen Meinungen gefangen sind, und wiederum von denen, die für Israel hoffen und fürchten und die Mut, neue Erkenntnis und auch Gemeinschaft mit Gleichgesinnten brauchen, um im Harren, Glauben und Kämpfen gerade auch um Israel bestehen zu können.

Das erste Buch ist ein schmales Bändchen und enthält, auf engstem Raum zusammengedrängt, die geistige Essenz des Judentums in Form von Legenden, die *Else Schubert-Christaller* in eindringlicher Schlichtheit vorbildlich nacherzählt. Im Jahre 1923 erschienen diese Legenden zum erstenmal. Heute haben sie, nach all dem, was inzwischen geschehen ist, erhöhte Bedeutung. Liest man das ergreifende Nachwort des Dichter-Pfarrers *Albrecht Goes*, der uns auch die erschütternde Novelle «Das Brandopfer» geschenkt hat, zuerst, dann wird man gleich auf den richtigen Weg zum Judentum, auf den Weg der Liebe, der Ehrfurcht, des Erkennens, der Brüderlichkeit geführt. Auf diesem Wege gelangen wir direkt ins Zentrum der jüdischen Welt und Geistessphäre: zum einzelnen Menschen (Chaim Weizmann, Walther Rathenau, Martin Buber) und zu den Urbildern Israels: dem Richter, dem Arzt und dem Lehrer, die ihrerseits auf die Gestalt des Priesters weisen, «in der sich ihre Aufgaben vereinigen». Diese Legenden, schreibt Albrecht Goes, sind Israel, dem «Flüchtling Gottes», gemünztes Gold, von dem der Fahrende lang zu leben weiß.

Was sind aber diese Legenden für uns? Sie sind ein Zeugnis dafür, daß das Judentum, daß der Jude *vor uns* war und uns vielleicht auch einmal vorangehen wird auf dem Wege nach Zion. Sie sind wie ein Tempel, in welchen wir eintreten, in welchem wir verweilen dürfen und sollen, so wie Jesus im Tempel weilte und sich unterweisen ließ: «Wisset Ihr nicht, daß ich sein muß in dem, was meines Vaters ist?» Wenn wir als Christen nichts vom Urgrund wissen, aus dem Jesus Christus hervorwuchs, wenn wir das Alte Testament und seine Menschen, wenn wir den Geist des Judentums, den Weg, das Gesetz und die Lebensführung des Volkes Gottes nicht kennen, ehren und lieben, wie sollen wir da Jesus Christus wirklich und ganz kennen, ehren und lieben? Er war ja ein Jude, und in die Tiefe dringen wir nie, wenn wir in ihm nicht auch den Juden sehen und im Juden nicht auch Jesus Christus. Wir *wollen* aber doch in die Tiefe dringen, wir wollen doch den grauenhaften, verheerenden Spaltungen dieser heutigen Welt und den automatisierten Oberflächlichkeiten des heutigen Lebens die heilende Ganzheit und den festgegründeten Vollakkord einer Liebe entgegensetzen, die es bewußt bejaht, daß Gott seinen Sohn als Juden hat geboren werden lassen.

Vielleicht sehen wir in den uns vorliegenden jüdischen Legenden nur erst die Verheißung auf Jesus Christus und sein Erlösungswirken hin — gut — dann wollen wir den Geist unseres Glaubens und unserer

Liebe, die auf Jesus Christus gründet, dazugeben, und Gott wird uns sagen, ob ihm der Zusammenklang rein erscheint. Wir dürften uns aber nicht auf Jesus Christus berufen, auch nicht auf Gott, wenn uns diese Legenden fremd bleiben sollten, wenn sie uns nicht von Grund auf erschütterten und hellsichtig machten, wenn sie uns nicht *zur Heimat* würden.

Es weht aus diesen Legenden Gesetzestreue unerhörter Art; aber der Durchbruch zur lebendigen Gottesverbundenheit in *Erfüllung* des Gesetzes, wie Jesus sie lehrte und lebte, ist auch schon gewaltig da: Hier verweisen wir mit Albrecht Goes auf die Legende «Die Mischna der Frommen». Und Jesu Befreiung der Frau zu einem dem Manne gleichwertigen Menschen ist in ergreifender Eindrücklichkeit vorgegeben in der Legende «Eiche und Efeu». Hier sind noch Tränen und Tragik, die dann später zu innigem Jubel erhoben werden. Wir spüren, wie alles Hohe und Gültige, alles, was uns vollkommen macht, wie unser Vater im Himmel vollkommen ist, aus schwerem, hartem Urgestein herausgeschlagen werden mußte, bis es dann zum Glanze des Kristalles befreit wurde.

Es ist uns aber aufgegeben, daß auch wir das Urgestein kennen und es aufnehmen bis in alle Tiefe unseres Herzens, so wie Pfarrer *Hermann Maas* zu ihm hinab- und hinaufgestiegen ist, so wie er Israel und das Judentum und den Zionismus in sein Herz genommen hat und darin glühen läßt bis zur völligen Läuterung seines Christentums. An seinem Buch «— und will Rachels Kinder wieder bringen in das Land» erkenken wir die wunderbare Arbeit, die seine Seele leistet, für sich selber, für Israel und für alle diejenigen unter uns, die diese Arbeit noch nicht leisten. Aus diesem Buch, das sich zunächst einfach als Schilderung der dreimaligen Aufenthalte des Autors im Heiligen Lande darbietet, quillt ein Strom feuriger Hingabe und zartester Liebe, eine theologisch nicht faßbare Unmittelbarkeit und Wahrhaftigkeit, ein Glaube, der keine Umwege, keine Verbrämungen und keine Sicherungen kennt. Der ganze Ernst des Israelproblems, das aber bei Maas viel weiter und tiefer, als Schicksalsfrage der Welt überhaupt gesehen wird (so wie auch wir es sehen), dringt aus diesem Buche zu uns. Die riesenhafte Schuld, die Täter und Un-Täter (ich meine damit diejenigen, die Juden töten, und diejenigen, die es geschehen lassen) auf sich luden und auf sich laden, brennt sich uns in die Seele, wenn wir dieses intime und doch uns alle angehende, uns alle erfassende Bekenntnis zu Israel lesen. Dieses Buch ist ein Aufruf. Man kann es nicht einfach wieder beiseite legen, so schön es ist, um an ihm einfach Freude zu haben und die Freude nachhallen zu lassen. Gerade diese Freude aber ist der Ansporn zum Ernst und zur Tat. Auch die *Tat des Herzens*, Israel zu lieben und zu kennen und zu ihm zu stehen, wäre schon eine Tat und würde, falls sie echt ist, zu einer neuen Weltoffenheit, zu einem neuen Verantwortungsgefühl, zu einer neu gesehenen Aufgabe und ihrer sofortigen Inangriffnahme füh-

ren können. Ach, warum sind wir alle so lahm, so gleichgültig, so zweifelnd, so abwartend, so unentschlossen, so tot und einbalsamiert? Warum weinen *wir* nicht über Jerusalem und seine Not, warum verzehren wir uns nicht vor Sehnsucht, Zion zu erreichen, wo alle Völker sich treffen vor und in Gott? Warum meinen wir immer, daß der einzelne nichts ausrichten könne? Auf was warten wir denn? Gott hat die heilige Geduld, wie Hermann Maas immer wieder in seinem Buch betont. Aber dieser Gottesgeduld muß unsere heilige Ungeduld entgegenkommen, die Ungeduld aus Liebe und Erbarmen, die Ungeduld mit sich selbst und mit dem eigenen Tun, die Ungeduld, die von Gottes Geduld getragen wird und die sich ihr unterwirft.

Wir lernen durch das Buch Israel kennen in seiner Landschaft, seiner Entwicklung, seinen Menschen, seinem Geist, seiner Not, seiner Größe, seinen Zweifeln, seinem Glauben. Lebendig und einfach, zart und glutvoll ist alles geschildert — eben aus gütigem, edlem, sehnendem Herzen gesprochen und so klar wie das Licht, das im Heiligen Land alles überflutet, aber auch so voller Geheimnis wie der Boden, auf den das Licht ausstrahlt. Wir können daraus viel lernen, wie wir dem Juden begegnen sollen, wenn er uns, wo und wie immer, auf unsern Weg gesandt wird. Und doch sind wir an die Art des Weges nicht unbedingt gebunden. Uns stehen viele Wege offen, wenn es nur Wege der Liebe und Ehrfurcht sind. Aber entscheidend ist es, *daß* wir dem Juden begegnen und daß wir ihm nahe sein wollen, auch dann, wenn wir an ihm leiden müßten. Müssen wir einmal und in besonderen Fällen, in besonderer Situation an ihm leiden, dann ist es gut; dann tragen wir einen Teil der ungeheuren Schuld ab, die die Christen dem Juden gegenüber auf sich geladen haben. Nicht aufdrängen sollen wir uns dem Juden, aber vertraut werden mit ihm und seiner Welt, ihm Bruder werden, ihn suchen und das Gesonderte an ihm nur unter Gottes Aspekt und mit Gottes Maßstab anerkennen, aber nicht als menschlich-eigenwillige Kluft sehen und aufrechterhalten. Ich weiß, wie wunderbar es war, daß man im Heiligen Land die Juden so als im Heimatlichen geborgen empfand, und daß auch nicht die geringste Sonderung einem das Nahesein erschwerte. Wie du die Menschen liebst, so sind sie. Ein Fremdes gibt es nicht vor Gott, und was die Menschen verschieden macht voneinander, ist Gottes Reichtum — oder unsere eigene Unzulänglichkeit, unser Eigendünkel und unsere Lieblosigkeit.

Hermann Maas ringt auch, wie so manche heute, um das Problem des Staates Israel und der Tatsache der Feindschaft zwischen Israel und seinen arabischen Nachbarn. Wir wollen mit ihm ringen — das ist unsere heutige Aufgabe. Leonhard Ragaz kann uns da auch viel sagen und helfen. Er sah das Heilige Land nicht mit eigenen Augen, aber sein Geist und seine Seele lebten mit und in ihm, und wenige haben wohl das jüdische Volk und sein Geschick so klar und so liebend und so pro-

phetisch geschaut und im Herzen getragen wie er. Das Buch von Maas würde ihm Bestätigung geben. Vielleicht gerade *dort*, im Heiligen Land wird die *Bewährung* der Menschheit, der Judenheit und der Christenheit und aller Menschen, die an ein Höheres glauben, sich in Größe vollziehen — oder zum Verderben der Welt unvollzogen bleiben. Je tiefer man beide «Parteien» versteht, je unentwirrbarer der Knoten wird — tun wir doch alles, wirklich *alles*, damit er nicht gewalttätig zerhauen werde, sondern gelöst werde durch Liebe, Vertrauen, Geistesmacht und Brüderlichkeit. Wenn das Recht auf beiden Seiten ist — aber auch hier braucht es ein selbstloses, begnadetes Urteil! —, dann entscheidet das *Recht Gottes*. Auf dieses Recht Gottes zu hören — das ist die zu vollbringende Tat beider Parteien und aller, die berufen sind, zu helfen. Der Jude, der jetzt betet, möge es über Gesetz und Recht hinaus tun; der Christ, der jetzt betet, möge es über Gesetz und Recht hinaus tun. Beide mögen die sich bedrängt und benachteiligt und gestört fühlenden Araber ins Gebet einschließen, von ganzem Herzen und von ganzer Seele. Wer weiß, welche Kraft dann geweckt wird in vielleicht ganz unerwarteten Menschen, die sich Gott zur Verfügung stellen? Vertrauen wir doch allein auf die Gnade Gottes und auf die Kraft unseres Glaubens!

Dies alles meinen wir aus dem Buche von Maas zwischen den Zeilen herauszuhören. Sein Herz ist so ergriffen, daß es uns hellhörig und hellfühlend macht, zu spüren, was hinter seinen Worten steht. Mit welcher Klarheit und Unbeirrtheit stellt er *Zion* vor unser Inneres, *das* Zion, das die Welt noch so wenig sieht und so wenig versteht und so wenig in ihr Sehnen einbezieht! Wo denn aber soll die Völkerwelt, die von so verschiedenen Seiten und auf so verschiedenen Wegen sich zu einem Ziel aufmacht, sich treffen als in Zion? «Und ich sah das Lamm stehen auf dem Berg Zion . . .» (Offenb. 14, 1.) «Und es kam zu mir einer von den sieben Engeln, welche die sieben Schalen voll der letzten sieben Plagen hatten, und redete mit mir und sprach: Komm, ich will dir das Weib zeigen, die Braut des Lammes. Und er führte mich hin im Geist auf einen großen und hohen Berg und zeigte mir die große Stadt, das heilige Jerusalem, herniederfahren aus dem Himmel von Gott.» (Offenb. 21, 9, 10.)

Das sich opfernde Lamm kann und wird allein retten. Es macht vor keiner Religion halt, es kann aus jedem Menschenstamm hervorgehen. Wir glauben, daß dies uns als Tiefstes und Zentralstes aus dem einzigartigen Buch anrührt, vom Geiste und vom Herzen dieses reingestimmten Freundes Israels her, der das Buch aus seinem Erleben und seiner Innenwelt heraus schrieb.

Israel hat Freunde! *Carmen Weingartner-Studer*

Kampf um den Frieden

Ein versöhnliches Schlußwort

Es freut mich, daß unser Gesinnungsfreund E. Bloch seine temperamentvolle Selbstverteidigung in verständlichen und richtigen Sätzen zuwege gebracht hat, wenn er mir dabei auch ganz ungerechtfertigte Hiebe austeilt. Ich bin ja selber der Verfasser einer Schrift, die für die Notwendigkeit des prophetischen Wortes gegenüber dem bloß statischen, scholastischen Wort bloßer Schriftgelehrsamkeit sich einsetzt.

Auch Friedenskämpfer dürfen in Einzelheiten verschiedener Ansicht sein. Nur müssen sie ihre Gegensätze in brüderlicher Weise austragen. So gebe ich gerne zu, daß meine Kritik — gegen meinen Willen — einen schulmeisterlichen Anstrich hatte. Wenn ich gewußt hätte, daß Herr Bloch «als Werktätiger» und nicht als Akademiker lebt, hätte ich den Schulmeister nicht so herausgekehrt. Aber erst recht hätte ich, der Sache zulieb, auf die irreführenden und meines Erachtens unklaren Ausführungen hingewiesen. Nun hat Herr Bloch ja manches als Mißverständnis, beziehungsweise als Druckfehler aufgeklärt, und die Sache ist damit erledigt. Es hat wohl auch nicht geschadet, daß dabei die Begriffe etwas geklärt wurden. *GSH*

Eine neue Wasserstoffbombenexplosion — Was ist dazu zu sagen?

Wie unsere Leser wissen, ist in der Berichtszeit in Rußland eine Wasserstoffbombe zur Explosion gebracht worden. Wir können jetzt nicht auf den Gesamtzusammenhang dieser Sache eingehen. Es muß aber doch ein Wort gesagt werden.

Krishna Menon, der Hauptdelegierte Indiens bei der UNO, hat schon gleich nach der Explosion das zum Ausdruck gebracht, worum es jetzt in dieser Sache geht und was auch wir vertreten: die *Völker* haben ein Recht und eine heilige Pflicht, diese sie schon jetzt in ihrer Gesundheit bedrohende und sie künftig vernichtende Auslösung von Höllenkräften ganz entschieden und in *jedem* Fall abzulehnen, dagegen zu protestieren und *jede* Regierung einzuklagen, die weiterhin mit diesen Waffen experimentiert. Wer den Krieg nicht will, muß Schluß machen mit diesen Waffen!

Die Völker und ihre Menschen wollen es, und weder Rußland, noch Amerika, noch England, noch irgendein Staat hat ein Recht, unter Berufung auf die Verteidigung und die Stärke noch länger mit dieser Waffe zu experimentieren. Was die Vernichtung der Völker bewirkt, ist *schon jetzt* ein Verbrechen, für das die *Regierungen verantwortlich* sind. *Die Völker wollen von ihren Regierungen nicht Wasserstoffbombenexplosionen und -experimente als Demonstration ihrer Stärke und Bereitschaft, sondern Brot und Freiheit, Gerechtigkeit und Frieden.* Wir protestieren darum gegen die Fortsetzung dieser Experimente durch Rußland und gegen die angekündigten durch Amerika, deren Regierungen sich einer großen Täuschung hingeben, wenn sie glauben, daß die Fortsetzung dieses Weges ihrem eigenen Volke Sicherheit und Leben im vollen Sinne des Wortes bieten könnte. Wer dem Wahnglauben der Gewalt zur Vernichtung sich verschreibt, ist bar jeder menschlichen und weltgeschichtlichen Vernunft und Verantwortung, sei er nun Marxist oder Antikommunist.

Wir sehen keinen andern Weg als den, die Völker und arbeitenden Massen, sowie Einzelne und Gruppen aufzurufen, sich dem Vorgehen ihrer Regierungen mit aller Entschiedenheit zu widersetzen und dem Frieden, dem die Großen nicht ungeteilt zu dienen willens sind, mit ihrem eigenen Willen eine Bahn zu brechen. *Die Redaktion*

WELTRUNDSCHAU

Der Kalte Frieden Das Jahr 1955, das nun zu Ende geht, wird hoffentlich in die Geschichte eingehen als das Jahr, in dem der Kalte Krieg zwischen West- und Ostblock *grundsätzlich* zu Ende ging. Das will sagen, daß sich die Großen dieser Erde offen zu der Unmöglichkeit bekannt haben, mit irgendwelcher Aussicht auf Sieg einen Krieg als Mittel der Politik zu führen, also auch zu der Notwendigkeit, die internationalen Streitfragen durch das Mittel der Verhandlungen zu lösen. Hinter diesem Bekenntnis steht freilich weniger ein sittlicher Friedenswille als die resignierte Einsicht, daß angesichts der Revolution der Waffentechnik alles Kriegführen reiner Selbstmord geworden ist, steht also — kurz gesagt — einfach die Wasserstoffbombe. Und da die Technik der Wasserstoffbombe *bleibt*, so bleibt auch der Zwang zum Kriegsverzicht, einerlei wie lang es braucht, bis die Regierungen und die herrschenden Klassen sich endlich entschließen, aus dem berühmten «Genfer Geist» die gebotenen praktischen Folgerungen zu ziehen. Sind wir so auch von einem wirklichen Frieden noch sehr weit entfernt, so sind wir doch wohl in einen Zustand des Nicht-

kriegs eingetreten, eine Periode des — wenn man so will — *Kalten* Friedens, der zur organisierten, auf feste Ordnungen gegründeten Koexistenz der Staaten und Völker führen soll, einerlei welchem sozialen und politischen Regime sie huldigen.

Das ist heute unsere Lage. Oder sehen wir sie zu hoffnungsvoll an? Ich glaube doch nicht. Die Mächte der Vergangenheit, die sich immer noch an das alte Kriegsdenken klammern, sind wahrhaftig noch stark genug — es wird gleich davon zu reden sein —, aber der Umschwung zum neuen Denken und Handeln bereitet sich dennoch unaufhaltsam vor. Ist es etwa nicht bezeichnend, wie die «Große Lüge», daß sich das «christliche Abendland», die «freie Welt» des Westens, gegen den drohenden bewaffneten Einbruch der «bolschewistischen Barbarei und Tyrannei» des Ostens militärisch bis zum äußersten rüsten müsse, immer mehr an Glaubwürdigkeit verliert und die Völker des Westens beginnen, sich auf *neue Methoden* der Auseinandersetzung mit dem Phänomen des Weltkommunismus einzustellen? Höchst aufschlußreich ist in dieser Beziehung ein Aufsatz, den am 2. Dezember die amerikanische Zeitschrift «US News and World Report» veröffentlicht hat. Schon vor vier Jahren hat das vielgelesene Blatt — das im übrigen konservativ-kapitalistisch bis auf die Knochen ist — festgestellt, daß die Sowjetunion in Wirklichkeit gar nicht auf kriegerische Eroberungen ausgehe, sondern viel mehr mit «friedlichen» Mitteln ihre Ziele zu erreichen suche. Jetzt nimmt es diese Feststellung mit verdoppeltem Nachdruck wieder auf. «Rußlands Technik», so schreibt es,

«besteht darin, den Krieg mit Ideen zu führen, nicht direkt mit Kanonen oder Atombomben, mit Wasserstoffbomben oder gelenkten Geschossen. Die Schalthebel in diesem modernen Kriegstyp sind in der Hand von Diplomaten und Propagandisten, nicht in der Hand von Soldaten. Der Krieg, wie er von der Sowjetunion geführt wird, vermeidet alles Schießen der russischen Streitkräfte. Er wird mit Einsickerung, Umsturz, Revolution, Diplomatie geführt, mit Bluffen und Prahlen und gelegentlich auch als wirklicher Krieg, den dann Satelliten austragen.»

Als ob das nicht genau auch die Methode Amerikas und seiner Verbündeten wäre! Aber das nur nebenbei. Viel wichtiger ist, daß die Westmächte ihren Kalten Krieg gegen die Sowjetunion (und China) vor allem mit *militärischen* Waffen geführt haben, also mit Kanonen und Atombomben gegen Ideen angerannt sind, und daß sie in diesem Krieg immer nur *verloren* haben. «US News and World Report» spricht das ganz unumwunden aus:

«Das amerikanische Volk hat von 1917 bis heute 880 Milliarden Dollar (für Kriegszwecke) ausgegeben und 1,5 Millionen Tote oder Verwundete in drei Kriegen geopfert, die, wie es hoffte, eine Welt sichern sollten, in der die Amerikaner im Frieden leben könnten. (Genauer: um der Welt den ‚amerikanischen Frieden' aufzuerlegen, den Frieden, in dem die ‚amerikanische Lebensform', eingeschlossen das ‚freie Unternehmertum', herrschen würde. H. K.) Und doch wird die Welt gegenwärtig weniger nach amerikanischem Geschmack geformt als irgendwann seit vielen Jahren.

Der kommunistische Einfluß bricht jetzt auch in den Mittelmeerraum ein, wo die

Macht des Westens vorherrschend gewesen war. Rußland richtet eine Botschaft in Westdeutschland ein und gewinnt einen diplomatischen Ansatzpunkt in diesem Land, aus dem es bisher ausgeschlossen war. Norwegen, der nördliche Pfeiler des Verteidigungssystems für Westeuropa, gibt – wie berichtet wird – den Russen die Versicherung, daß die norwegischen Stützpunkte den westlichen Verbündeten nur zur Verfügung stehen sollen, wenn Norwegen selber angegriffen wird. In Indien erfreuen sich russische Führer bei ihrem Besuch eines überwältigenden Empfanges. Gleichzeitig knabbern die Kommunisten auch den Rest von Indochina an . . .

Die Reichtümer Ostindiens sind das kommunistische Ziel in jenem Weltteil . . . Weiter südlich auf dem asiatischen Festland ist die malayische Halbinsel aufs neue von der Technik des Dritten Weltkrieges nach russischem Stil bedroht . . . Weiteres Ungemach für den Westen lauert in Indonesien, dem reichsten aller indischen Länder . . . Burma bekundet durch seinen Ministerpräsidenten U Nu sein Interesse an engeren Beziehungen mit Rußland . . .»

Unterdessen, so fährt die amerikanische Zeitschrift fort, erhebe das rote China Anspruch auf ein Gebiet, das zu Indien gehöre, während Pakistan, einer der wenigen östlichen Verbündeten der Westmächte, mit Gebietsforderungen von Afghanistan bedrängt werde, dem Rußland Waffen anbiete. Und im Mittelosten seien es Persien und Saudi-Arabien, auf deren Ölreichtümer die Sowjets ihre begehrlichen Blicke richteten. Besonders gefährlich sei aber der russische Vorstoß in den Mittelmeerraum. Auf Zypern, dieser neuen Bastion des Westens, schürten Sowjetagenten die Auflehnung gegen Großbritannien. Ägypten werde von den Kommunisten mit Waffen versorgt. Marokko, Tunis und Algerien, ja sogar Libyen — lauter Länder, die für die Vereinigten Staaten lebenswichtig seien — würden von Unruhen geschüttelt. Und was Europa betreffe, so sehe es auch da betrüblich aus:

«Die westdeutsche Armee, die der Westen seit fünf Jahren in seinen Dienst zu stellen suchte, steht immer noch erst auf dem Papier. Befürchtungen werden jetzt laut, daß Westdeutschland dem Druck nicht widerstehen könne, einen Pakt mit Rußland abzuschließen, um die Wiedervereinigung ganz Deutschlands zu erreichen. Frankreich und Italien ringen weiterhin mit dem Problem großer kommunistischer Wählerblöcke und kommunistisch beherrschter Gewerkschaften. Sogar England scheint nicht ungeschoren davonzukommen. Lord Astor warnte das Oberhaus letzte Woche vor einer kommunistischen ‚fünften Kolonne', die ‚in die höchsten Ränge der Beamtenschaft, offenbar auch der Gelehrtenwelt und der Kirche', eingedrungen sei.»

Kurz, der Kommunismus sei überall im Vormarsch. Während die Sowjetunion ihre Herrschaft seit 1939 auf über 740 Millionen Menschen und fünf Millionen Quadratmeilen in siebzehn Ländern ausgedehnt habe (?), habe der Westen in der gleichen Zeit die Kontrolle über 693 Millionen Menschen und sechs Millionen Quadratmeilen in dreiundzwanzig Ländern verloren. «Nie hat die Geschichte eine solch umfassende freiwillige Bewegung für die Befreiung von Kolonien registriert.» Eine besonders wirksame Waffe der Sowjets sei dabei die Entwicklung der Handelsbeziehungen. «Die Wirtschaftshilfe, eine von den Vereinigten Staaten erfundene Waffe, wird jetzt von den Russen im Dritten Weltkrieg gegen unser Land gekehrt.» Das amerikanische Blatt faßt zusammen:

«Die westlichen Planer sehen für die Zukunft keine wesentliche Änderung in der russischen Strategie des kampflosen Krieges voraus, der sich als so erfolgreich erwiesen hat. Die Vereinigten Staaten tasten darum immer noch nach einer neuen Form der Verteidigung gegen den Ausdehnungsdrang des Kommunismus. Nach zehn Jahren immer noch Verluste einsteckend, gibt sich Amerika davon Rechenschaft, daß es lernen muß, den Dritten Weltkrieg nach russischem Stil zu führen.»

Neue Methoden! Ja, gewiß, neue Methoden sind nötig, um die Auseinandersetzung mit dem Kommunismus auf denjenigen Boden zu stellen, auf dem sie allein fruchtbar werden kann: auf den Boden des geistigen und wirtschaftlich-sozialen Wettbewerbs um die beste Gesellschaftsordnung. Was tun aber die Strategen und politischen Planer des kapitalistischen Westens? Genau das Gegenteil! Sie beharren in ihren alten, ausgefahrenen Geleisen und wollen sie nur immer besser ausgebaut und repariert wissen. Nehmen wir beispielsweise die Frage der *Auf- und Abrüstung*. Während in den politischen Konferenzen und Kommissionen über die Voraussetzungen und Inhalte einer militärischen Abrüstung diskutiert wird, arbeiten die Militärs und die von ihnen beherrschten Organisationen unentwegt an der höchstmöglichen Steigerung der Rüstungen, getreu dem alten Lügenwort, daß man den Frieden am besten sichere, wenn man sich auf den nächsten Krieg vorbereite. So hat General Gruenther, der Oberbefehlshaber der westmächtlichen Streitkräfte in Europa, am 17. November in einer Rede vor dem amerikanischen «Council of World Affairs» in Dallas (Texas) wieder einmal erklärt, die «freie Welt» sei noch immer nicht stark genug, um einen russischen Angriff zurückzuweisen. Erst «in drei oder vier Jahren», so meinte er,

«können wir vernünftigerweise gewiß sein, daß wir uns gegen einen allgemeinen Angriff verteidigen können, unter der Voraussetzung, daß es uns möglich ist, *Atomgeschosse einzusetzen*, und daß sich die neuen Streitkräfte der Deutschen Bundesrepublik wirksam entwickeln».

Atomgeschosse? Auch die scheinen den modernsten amerikanischen Rüstungsexperten schon wieder veraltet. Jetzt gilt es, so verkündet (laut «Nation» vom 29. Oktober) Generalmajor William M. Creasy, der Chef des militärischen Chemiedienstes der USA, die *biologische Kriegführung* aufs äußerste zu entwickeln. Denn während der Atomkrieg wohl nur ein doppelseitiger Selbstmord würde, könnten nach Creasy die Vereinigten Staaten mit biologischen Waffen «das menschliche Element» des Feindes, seinen Viehbestand und seine Ernten weit wirksamer schädigen als der Feind die unsrigen». Gemeint ist also die künstliche Erzeugung von tödlichen Krankheiten an Menschen, Tieren und Pflanzen, gegen die es im Ernstfall kaum einen wirksamen Schutz gäbe. Edgar Kemler, der in der genannten Neuyorker Wochenschrift über General Creasys Feldzug berichtet, bemerkt dazu, sein Sinn sei, dem amerikanischen Volke klar zu machen, daß es «kein friedliches Zusammenleben mit den Kommunisten gebe, ohne daß man eine Art militärischen Rat-

tengiftes gebrauchsfertig zur Hand habe». Und er sieht voraus, daß über kurz oder lang der biologische Krieg von der Regierung der Vereinigten Staaten in aller Form vorbereitet werde. «Diese entsetzliche Prophezeiung», so sagt er, «gründet sich auf die Sehnsucht der Demokraten nach einer absoluten Waffe gegen den Kommunismus, wie das auch in ihrer hartnäckigen Unterstützung unserer schwindenden Luftüberlegenheit zum Ausdruck kommt. Ein weiteres Anzeichen dafür, woher der Wind weht, ist die letztjährige, nicht weiter begründete Erhöhung des Forschungsbudgets des Armeechemiekorps von 42 Millionen Dollar auf 61 Millionen. Dieses Budget schließt nicht nur Forschungen für die biologische Kriegführung in sich, sondern offenbar auch Forschungen für eine andere Tätigkeit, auf die Creasy als eine entfernte Zukunftsmöglichkeit angespielt hat: die Vernichtung des Feindes durch zeitweilige Wahnsinnigmachung seiner Bevölkerung.»

Soweit sind wir also! Gewiß stehen die Russen auch auf diesem Feld nicht hinter den Amerikanern zurück, zumal sie diese beschuldigen, im Koreakrieg gegen die Chinesen bereits Versuche mit Bakterienwaffen gemacht zu haben. Aber sollte nicht angesichts der zynischen Propaganda des amerikanischen B-Kriegs-Chefs ein Aufschrei durch die Menschheit gehen, der alle Regierungen zwänge, von der Entwicklung weiterer Massenvernichtungswaffen endgültig abzusehen? Es sollte wohl; aber nichts dieser Art geschieht. Dafür setzen die Regierungen ihre Bemühungen um den Ausbau ihrer Atomwaffenrüstungen offen fort. Sir Anthony Eden hat im Unterhaus ruhig-kühl erklärt, Großbritannien werde nun ebenfalls Wasserstoffbomben herstellen, weil dies für die Abschreckungskraft des Westens entscheidend sei, und zwar Bomben von der neuen Art, wie die Sowjetunion sie letzthin — nach dem amerikanischen Experiment auf Bikini — bereits ebenfalls zur Explosion gebracht habe. Die Vereinigten Staaten ihrerseits aber kündigen die Entwicklung weittragender Raketengeschosse mit Atomladungen an, die bis zu 8000 Kilometern Schußweite hätten, also über den Ozean hinüber nach Europa gefeuert werden könnten. Eine schlechthin gespenstische Vorstellung, die aber das Gewissen der Völker durchaus nicht zu beunruhigen oder gar zu revoltieren scheint!

Deutschlands Weg Auch die *Deutschlandpolitik der Westmächte* weist keinerlei Anzeichen einer Umkehr zu neuen, besseren Methoden auf. Was General Gruenther in zweiter Reihe fordert — die wirksame Entwicklung der Wehrmacht der Bonner Republik —, ist planmäßig in der Ausführung begriffen, wenn es dabei auch jüngst zwischen dem westdeutschen Kriegsminister Blank und dem ihm vor die Nase gesetzten Personalbegutachtungsausschuß zu ärgerlichen Reibungen gekommen ist. Nur fragt man sich immer wieder, was sich eigentlich die Westmächte und ihr deutscher Verbündeter von den 500 000 Mann versprechen, die der Bundesrepublik im Jahre

1960 zur Verfügung stehen sollen. Denn die Sowjetunion braucht ja nur die Herabsetzung ihres Armeebestandes um 600 000 Mann, die sie unlängst vorgenommen hat, rückgängig zu machen, um die zahlenmäßige Steigerung der westmächtlichen Kampfkraft völlig auszugleichen.

Inzwischen geht die alte, unsinnige «Politik der Stärke» auch auf der politischen Linie hemmungslos weiter. Außenminister von Brentano hat im westdeutschen Bundestag darüber eine Rede gehalten, deren Sturheit auch bei diesem engen, jeder Einsicht in die wirkliche Lage verschlossenen Geist überrascht. Aber er hat damit anscheinend die atemlos lauschenden Abgeordneten doch völlig überzeugt, hat sich doch keine einzige Stimme erhoben, die im Ernst eine klare, entschlossene Abkehr von dem kindischen Versuch forderte, durch Herumhämmern auf der Sowjetunion deren Rückzug aus Ostdeutschland und womöglich auch aus den anderen Volksrepubliken zu erzwingen. Weder die sogenannten Freien Demokraten, die einen Augenblick Miene gemacht hatten, von der Regierungskoalition abzuspringen, noch gar die Sozialdemokraten, die von ihrem verbissenen Antikommunismus einfach nicht loskommen wollen, schwangen sich zu irgendeiner Opposition auf, die diesen Namen verdiente. Die Stellung des Kabinetts Adenauer ist so eher noch fester geworden als vorher, und man vermag nicht abzusehen, wie sie in Westdeutschland selber ernstlich erschüttert werden könnte.

Oder ist die Einsicht in die Brüchigkeit, ja den Bankerott der «Politik der Stärke» im westdeutschen Volk und in seinen Parteien tatsächlich doch schon weiter vorgeschritten, als es nach außen hin den Anschein hat? In den westlichen Staatskanzleien ist man jedenfalls, wie der «New Statesman» glaubt, ernstlich besorgt, der Mißerfolg der Genfer Außenministerkonferenz könne in den Augen der Westdeutschen alle Viermächteverhandlungen über die Lösung der deutschen Frage endgültig diskreditiert und den Weg für eine *direkte Verständigung mit der Sowjetunion* freigemacht haben. Da die Westmächte keine Lust hätten, sich zugunsten einer gewaltsamen Einigung Deutschlands in einen Krieg zu stürzen, der — im Sinne der Genfer Präsidentenkonferenz vom Juli dieses Jahres — für sie selbst zur Katastrophe werden müßte, so sei im diplomatischen Kartenspiel ein wiederbewaffnetes Westdeutschland als Trumpf endgültig ausgeschieden. «Wir haben», schreibt das Londoner Blatt,

«nichts mehr, womit wir verhandeln könnten; zum erstenmal seit dem Krieg besteht so eine wirkliche Möglichkeit, daß Bonn gezwungen wäre, sich mit Rußland zu verständigen ... Die Franzosen ziehen bereits eine Parallele mit der Saar. Die Saar war der wirkliche Prüfstein für das ‚europäische Experiment'. Die Saarländer hatten wirtschaftlich allen Anreiz, unabhängig zu bleiben und das (in der Volksabstimmung dann haushoch verworfene) Statut anzunehmen ... Aber als einmal die Abstimmungskampagne begonnen hatte, wurde es ganz klar, daß der Irredentismus (der Drang zur nationalen ‚Erlösung' durch den Anschluß an Deutschland; H. K.) triumphieren würde. In drei kurzen Monaten waren die Voraussetzungen, auf die sich die westliche Politik gegründet hatte, als wertlos erwiesen worden. Was für eine Gewähr haben wir ..., daß Deutschland, wenn es schließlich vor der wirklichen Möglichkeit

steht, eine ähnliche Wahl zu treffen, nicht zum gleichen Entschluß kommen und sich vom Westen trennen wird? ... Die Zeit mag früher oder später kommen, da sie (die Westdeutschen) bereit sein werden, das russische Angebot eines gesamtdeutschen Rates anzunehmen, der das politische System der beiden Deutschland unangetastet ließe, ihre Regierungen aber zu einer lockeren Föderation zusammenfassen würde ...

Beharren wir darauf — wie das gegenwärtig der Fall ist —, daß Deutschland durch freie Wahlen geeinigt werden und seine souveränen Rechte behalten solle, so heißt das einfach direkt Moskau in die Hand arbeiten. Molotow hat in Genf bewußt jeden Versuch, zu einem Abkommen zu gelangen, blockiert, weil es ihm klar war, daß die Zeit für Rußland schafft; seine Strategie gründet sich auf die Voraussetzung, daß der Westen sich weiterhin weigert, dies zu glauben. Für Rußland war Genf ein wohlüberlegter Schritt zu einem deutsch-russischen Handelsgeschäft, ein weiterer Meilenstein auf dem Weg nach Rapallo. Und wie im Jahr 1922 ist dieser Weg mit den guten Vorsätzen — aber auch mit der unrealistischen Logik — des Westens gepflastert.»

Von Frankreich zum Orient Das Beharren in alten, falschen Wegen ist auch schuld daran, daß *Frankreich* aus seinen politischen und sozialen Krisen nicht herauskommt. Was unserem westlichen Nachbarn so not täte wie das tägliche Brot, das ist ja die Liquidierung jener Herrschaft der «Zweihundert Familien», die Frankreichs Wirtschaft so grotesk rückständig bleiben läßt, sein soziales Gefüge dauernd erschüttert und sein Regierungssystem zum Gespött der ganzen Welt macht. Das aber ist eben nur möglich, wenn sich Linksbürgerliche, Sozialdemokraten und Kommunisten zu einer tragfähigen Allianz zusammenfinden, einer Allianz, die in der Wählerschaft ohne weiteres die Mehrheit gewänne, bis heute jedoch nicht zustandekam, weil nicht allein die bürgerliche Linke, sondern noch mehr die Mehrheit der Sozialdemokraten jedem Zusammengehen mit der Kommunistischen Partei aufs äußerste widerstrebt. Dennoch fürchtet die Rechte mit gutem Grund, es werde schließlich doch noch zu einer solchen neuen «Volksfront» kommen; auf jeden Fall scheint diese Furcht der entscheidende Antrieb dafür gewesen zu sein, daß Ministerpräsident Edgar Faure, dieser übergeschickte politische Jongleur, sich zur Auflösung der Nationalversammlung entschlossen hat in der Hoffnung, das neue Parlament werde eine Mehrheit haben, die, wenn sie schon nicht viel Positives leisten werde, doch imstande sei, jeden Umschwung im Sinne einer wurzelhaften Erneuerungspolitik zu verhindern.

Und damit dürfte er recht behalten. Die «Republikanische Front», die unter der Führung von Mendès-France einen Teil der Radikalen, die Sozialdemokraten und den gemäßigten Flügel der Rechtsgruppen, besonders die als «Sozialrepublikaner» auftretenden früheren Anhänger de Gaulles, zusammenfassen will, ist ein derart grundsatzloses Gebilde, daß von ihm keine wirkliche Anziehungskraft und damit auch keine ernstliche Gefahr für den Weiterbestand des politischen «Immobilismus» droht, also für jenes System des opportunistischen Fortwurstelns, das den herrschenden Mächten anscheinend so gute Dienste

leistet, an dem aber Frankreich noch zugrunde gehen mag. Aus Angst vor dem Kommunismus setzen die konservativen Parteien jedenfalls einen Kurs fort, der auf die Länge zu einer gewaltigen Stärkung der kommunistischen Stellungen in Frankreich geradezu führen *muß*.

Nicht unähnlich ist die Lage heute im *Orient*, also in Vorder- und Mittelasien. Das langsame, aber konsequente Einrücken der *Sowjetunion* in diesen Raum ist in den letzten Monaten zum eigentlichen Albdrücken für das kapitalistische Bürgertum des Westens und seine Satelliten geworden, besonders seit dem Triumphzug Bulganins, des sowjetischen Staatspräsidenten, und Chruschtschows, des Beherrschers der kommunistischen Parteimaschine, durch Indien, Burma und Afghanistan. Die Sowjetunion genießt in der Tat in den unterentwickelten, von westlicher Kolonialherrschaft befreiten oder ihr noch unterworfenen Ländern stärkste Sympathien, und die russischen Gäste haben nicht verfehlt, diese Sympathien — zum Teil recht taktlos und undiplomatisch — auszunützen. Was aber wichtiger ist: die Sowjets *helfen* diesen Ländern auf eine praktische, in die Augen springende Art und Weise. Das amerikanische «Christian Century» (vom 30. November) zählt einige dieser Hilfswerke auf:

> «In Afghanistan fördert Rußland bereits ein Straßenbauprogramm und vollendet eine Olraffinerie. Es hat Burma seine Reisüberschüsse abgekauft und den Dank des Ministerpräsidenten dieses Landes, U Nu, für die Rettung seiner Wirtschaft bekommen. Es verhandelt mit Indien über den Bau eines Stahlwerkes zu günstigeren Bedingungen, als dieses Land sie anderswo bekommen könnte. Der gegenwärtige Besuch Ministerpräsident Bulganins und Nikita Chruschtschows in Afghanistan, Indien und Burma wird ohne Zweifel diese Wirtschaftsbande noch enger zu schlingen suchen. Rußland hat auch einen Handelsvertrag mit Libanon abgeschlossen und verhandelt über einen weiteren mit Syrien. Und es bietet Yemen und Saudiarabien Waffen an, um sie in ihren gegenwärtigen Gebietsstreitigkeiten mit Großbritannien zu unterstützen. Aber sein sensationellster Vorstoß ist gewesen, daß es Ägypten eine Anleihe von 600 Millionen Dollar für 30 Jahre zu 2 Prozent Zins (zahlbar in ägyptischem Reis und Baumwolle) angeboten hat, mit technischer Hilfe durch russische und ostdeutsche Ingenieure für den Bau des hohen Nildamms bei Assuan, der diesem Lande Milliarden zusätzlichen Einkommens verschaffen würde.»

Und doch kündigten die Vereinigten Staaten am 15. November an, sie würden die Geldmittel um mindestens 20 Prozent herabsetzen, welche die Bundesversammlung bereits für die Auslandshilfe bewilligt hat, so wie sie auch beabsichtigen, den Rest der Punkt-Vier-Politik im nächsten Jahr noch weiter zu beschneiden. Tatsächlich: was kann es Widersinnigeres geben — wenigstens vom Standpunkt einer wirklichen Eindämmung des kommunistischen Einflusses — als solche Knauserei? Die Vereinigten Staaten und ebenso Großbritannien brauchen nur ihre Politik der Stützung der reaktionären, korrupten und unfähigen Regierungen Vorder- und Mittelasiens fortzusetzen und ihre Wirtschafts- und Sozialhilfe an die Völker dieses Weltteiles noch unwirksamer zu machen, als sie es schon ist — und sie werden mit Sicherheit die «rückständigen» Rassen überzeugen, daß der kommunistische Weg, der

Weg, den Rußland, China, Nordkorea, Vietnam usw. gegangen sind, auch *ihr* Weg zu Wohlstand, Gesundheit und Bildung ist. Ihnen politische Freiheit und Demokratie im westlich-bürgerlichen Sinn zu predigen, staatliche Lebensformen also, die sich auch im Westen erst auf dem Untergrund einer wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Umschichtung entfalten konnten, heißt wirklich das Roß am Schwanz aufzäumen.

Diesen Zusammenhang vergegenwärtigen sich freilich auch in der «freien» Welt immer mehr denkende Menschen. In der Neuyorker «Nation» hat erst jüngst Edgar Snow, dieser treffliche Kenner besonders der asiatischen Länder, in einer wertvollen Artikelreihe dringlich auf die Notwendigkeit aufmerksam gemacht, die Wirtschaftshilfe der Vereinigten Staaten dafür zu benützen, «daß die Fähigkeit der Kolonien zur Selbstregierung gesteigert wird, daß sie überhaupt befreit werden und daß die Möglichkeiten und die Wohlfahrt der Armen überall erweitert werden — statt daß ihre Abhängigkeit nur verewigt wird und sich einzig eine Minderheit bereichern kann». Er schlägt darum vor: erstens eine entschlossene Rückkehr der Vereinigten Staaten zum Grundsatz der Selbstbestimmung der Völker; zweitens die Errichtung einer internationalen Zentralstelle für die Planung und Durchführung der wirtschaftlichen Hebung und der Befreiung der unterentwickelten Länder; drittens die energische Unterstützung der bisherigen Tätigkeit der Vereinten Nationen für die Förderung der Wohlfahrt der Kolonial- und Halbkolonialvölker. «Die Aufgabe, sie auf die Höhe voller nationaler Freiheit — und verantwortlicher Weltbürgerschaft — zu heben, bleibt ganz gewaltig. Generalstaatsanwalt Jacob K. Javits von Neuyork eröffnete eine Konferenz über Fragen der Außenpolitik mit der Erklärung, daß unser Beitrag zu ‚einem Programm friedlichen wirtschaftlichen Wettbewerbes mit den Kommunisten' recht wohl die Anlage von 100 Milliarden Dollar oder mehr im Laufe der nächsten zwei Jahrzehnte verlangen könne. Sie sollte, meint er, mit der Erhöhung unserer Wirtschaftsleistung in Asien auf drei bis vier Milliarden Dollar jährlich beginnen — als ‚Einleitung der wirtschaftlichen Offensive in weit größerem Maßstab als alles, was bisher ins Auge gefaßt wurde'. Der Kalte Krieg ist vielleicht vorbei — aber die Ausgaben für die Koexistenz fangen jetzt erst an!»

Die Wurzel des Übels Was Edgar Snow hier vorschlägt und und unterstützt, weist sicherlich in die rechte Richtung. Die Frage ist nur, ob die amerikanische Union in ihrer heutigen Geistes- und Gesellschaftsverfassung, ob die westlich-kapitalistische Welt ganz allgemein zu den radikalen Lösungen fähig ist, die das Problem der unterentwickelten Völker und damit auch das Kommunismusproblem erheischt. Nein, es ist in Wirklichkeit *keine* Frage. Eine *durchgreifende* Hilfeleistung an die «zurückgebliebenen» Rassen ist nur möglich in dem Maße, als das feudale und primitiv-kapitalistische

Regime, unter dem sie leben, gebrochen und der ausländische Kolonialismus und Imperialismus, der mit jenem Regime verbündet ist, von Grund auf überwunden wird. Denn hier liegt ja, wie wir immer wieder sagen müssen, die Wurzel des ganzen Übels. Das anerkennt auch der Expertenbericht der Vereinten Nationen über die Förderung der unterentwickelten Länder (zitiert in «War on Want», London 1952):

«Nach unserem Urteil gibt es eine Anzahl unterentwickelter Länder, wo die Zusammenballung der wirtschaftlichen und politischen Macht in den Händen einer kleinen Kernklasse, deren Hauptinteresse die Erhaltung ihres Reichtums und ihrer Vorrechte ist, die Aussicht auf wirklichen wirtschaftlichen Fortschritt beseitigt, bis eine soziale Revolution eine Verschiebung in der Verteilung von Einkommen und Macht bewirkt hat . . . Wenn die Führer reaktionär, selbstsüchtig und korrupt sind, sind die Massen ihrerseits mutlos und scheinen keine Initiative zu haben.»

Wenn man etwa an die arabischen Staaten des Mittelostens, an Pakistan, Siam, Südvietnam und Südkorea denkt, aber auch an die süd- und mittelamerikanischen Republiken, so wird man dieser Feststellung ohne weiteres beipflichten und nur finden, sie sei noch viel zu milde ausgefallen. Dies namentlich auch im Hinblick auf die Tatsache, daß die rückständig-feudale und kapitalistische Klassenherrschaft in den unterentwickelten Ländern aufs wirksamste durch den *ausländischen* Kapitalismus und Kolonialismus gestützt wird — von jenen Staaten her also, die als die Vorkämpfer von Recht, Freiheit und Menschlichkeit auftreten, in Wahrheit aber sich überall mit den brutalsten Diktaturen und Gewaltherrschaften verbünden, wo es die Interessen ihrer regierenden Klassen zu erfordern scheinen. Die Folge ist überall Armut, Hunger, Krankheit und Unwissenheit in den Massen dieser «rückständigen», tatsächlich jedoch künstlich niedergehaltenen Völker. Es ist so, wie Professor de Castro («Geographie des Hungers») schreibt:

«Die großen Räume endemischen Hungers auf der Welt sind genau die Kolonialräume. Es mögen politische Kolonien sein wie die Gebiete in Afrika oder wirtschaftliche Kolonien wie (ehemals) China oder der größere Teil Lateinamerikas, das der Erzeugung von Rohstoffen für die Versorgung der Industrien Europas und der Vereinigten Staaten dient. Ohne einen grundlegenden Wandel der Kolonialpolitik, der den Kolonialvölkern Produktion in einem Ausmaß erlauben würde, das für die Befriedigung ihrer biologischen Bedürfnisse ausreicht, ist es zwecklos, auf eine radikale Lösung des Welthungerproblems zu hoffen.»

Der Verfasser, der selbst Brasilianer ist, weist zur Erhärtung seiner Behauptung unter anderem auf das Schicksal Nordostbrasiliens hin, das einen der wenigen wirklich fruchtbaren tropischen Böden hat, aber durch eine rücksichtslose Zuckerplantagenwirtschaft «eines der Hungergebiete des Kontinents» geworden ist. Brasilien als Ganzes, so bemerkt er, mit einer Bevölkerung von der Größe Frankreichs, aber einer fünfzehnmal so großen Bodenfläche, hat nur halb soviel Einzelwirtschaften wie Frankreich; nur zwei Prozent seines Landes sind angebaut, und nur ein Prozent davon dient der Erzeugung von Nahrungsmitteln.

Ähnliches stellt der indische Gelehrte und Diplomat K. M. Panikkar in seinem Werk «Asien und die Herrschaft des Westens» für den asiatischen Kontinent fest:

«Im 19. Jahrhundert erlebte der Kapitalismus in Europa seine Blütezeit, und zwar zum großen Teil infolge der Reichtümer, die die europäischen Mächte aus ihren asiatischen Kolonien zogen. Die Schätze, die aus Asien, Amerika, Afrika nach Europa fluteten, ermöglichten und bewirkten die gewaltige Industrialisierung Englands und zugleich eine Umwälzung in den Beziehungen des Westens zum Osten ... In Indien lieferten die Engländer das Muster für die Holländer in Indonesien, für die Franzosen in Indochina und für alle Westmächte in bezug auf das chinesische Reich. Das weltpolitische Ausdehnungsstreben, das wir Imperialismus nennen, erforderte nicht nur ausgedehnte Kapitalausfuhr, sondern auch die Ausfuhr geübter Techniker, Konstrukteure, Ingenieure und geschulter Arbeitskräfte.»

Das Interesse der «fortgeschrittenen» Länder an den «zurückgebliebenen» war und ist tatsächlich ein dreifaches: sie wollten erstens billige Rohstoffe, zweitens Gelegenheiten für gewinnreiche Kapitalanlagen und drittens Absatzmärkte für ihre Industrieerzeugnisse. Die kolonisierten Länder wurden so einfach wirtschaftliche und politische Anhängsel des europäisch-amerikanischen Kapitalismus, der ihre Entwicklung nur insoweit förderte oder zuließ, als es mit seinem Eigeninteresse verträglich war, im übrigen aber sie ebenso schamlos wie gründlich ausbeutete und niederhielt. In allem Wesentlichen ist das bis zum heutigen Tag so geblieben — überall dort wenigstens, wo nicht die gewaltige Freiheitsbewegung der farbigen Rassen eingesetzt oder sich sogar durchgesetzt hat, wobei seit dem Zweiten Weltkrieg die Vereinigten Staaten die unbestrittene Führerschaft in der Beherrschung und Ausnützung der unterentwickelten Länder an sich gezogen haben.

Freies Unternehmertum! Darf man unter diesen Umständen vernünftigerweise erwarten, daß den unterentwickelten Völkern von den hochentwickelten kapitalistischen Ländern Westeuropas und Nordamerikas durchgreifend geholfen werden könne?, daß also das «freie Unternehmertum», dessen Erfolg so weithin, wie der Historiker des Imperialismus, J. A. Hobson, feststellt, auf der «Ausbeutung anderer Erdteile durch Beutemacherei, Raub, ungleichen Handel und Zwangsarbeit» beruht, daß, sagen wir, das «freie Unternehmertum» den Ast selber absägen werde, auf dem es sitzt? Die «freie Welt» *kann* gar nicht die soziale Revolution durchführen, ohne die aller Kampf gegen den Massenhunger und damit auch gegen die *kommunistische* Methode, ihn zu stillen, vergeblich ist. Sie *braucht* unterentwickelte, das heißt ausbeutbare, gewinnabwerfende Völker und Länder; das ist ihr Lebensgesetz. In einer Welt, in der überall Wohlstand regiert und die Klassenherrschaft abgeschafft ist, muß der Kapitalismus zusammenbrechen. Er vermag nicht aus sich selbst heraus zu bestehen und Profit zu erzeugen; er ist nicht statisch, sondern im höchsten Maß dynamisch, auf immerwährende Bewegung und Ausdehnung

angewiesen. Und je mehr er auf Hemmungen dieser Bewegung, auf Schranken für solche Ausdehnung stößt, um so stärker wird er in seiner innersten Existenzmöglichkeit bedroht.* Darum sein Kampf auf Leben und Tod gegen die Einbeziehung immer weiterer Räume in den Einflußbereich des Sozialismus und Kommunismus. Und darum seine gänzliche Unfähigkeit, die Wirtschaft und Zivilisation der zurückgebliebenen Völker zu entwickeln, ohne sie im Rahmen des kapitalistischen Regimes festzuhalten.

Hier liegt der Grund dafür, daß all die hochgemuten Pläne für Hilfeleistung an rückständige Länder, die von kapitalistischen Staaten ausgehen — Trumans seinerzeitiger «Punkt Vier», der Colomboplan, die verschiedenen Unternehmungen der Vereinten Nationen usw. — entweder ungenügende, enttäuschende Ergebnisse lieferten oder überhaupt nie ernsthaft und mit den dafür nötigen Mitteln ins Werk gesetzt wurden. «Das Privatkapital», so sagt der Amerikaner Stringfellow Barr in seinem Büchlein «Wir wollen uns dem Menschengeschlecht anschließen» (das früher in den «Neuen Wegen» ausführlich gewürdigt wurde),

«das Privatkapital geht nur dorthin, wo diejenigen, die darüber verfügen, das meiste Geld davon erwarten. Darum heißen die Geschäftsleute das private Unternehmertum ‚freies Unternehmertum'. Es ist frei, dem Höchstprofit nachzujagen. Es ist frei, in unterentwickelte Räume zu gehen, wenn es ihm beliebt. Tut es das? Die harte Tatsache ist, daß es das nicht tut – zum mindesten nicht in den nötigen Mengen . . . Das Geschäft ist zu groß für das amerikanische Kapital, und es ist das unrichtige Geschäft. Jedermann, der das Problem kennt, gibt zu, daß, was diese Länder brauchen, Wegsysteme sind, Schulsysteme, öffentliche Gesundheitseinrichtungen, Spitäler, landwirtschaftliche Versuchsstationen, elektrische Kraft, Bewässerung, bevor überhaupt das ‚freie Unternehmertum' auftreten kann.»

Diese Bedürfnisse kann in dem nötigen großen Ausmaß der Privatkapitalismus wirklich nicht befriedigen. Er scheut die gewaltigen Geldanlagen, die in all die Unternehmungen und Einrichtungen für Straßen-

* Insofern behält eben Rosa Luxemburg doch recht: «Je mehr Länder eine eigene kapitalistische (oder sozialistische! H. K.) Industrie entwickeln, um so größer das Ausdehnungsbedürfnis und die Ausdehnungsmöglichkeit der Produktion auf der einen Seite, um so geringer im Verhältnis dazu die Ausdehnungs*möglichkeit* der Marktschranken . . . Gerade bei dieser Entwicklung verwickelt sich der Kapitalismus in den fundamentalen Widerspruch: Je mehr an Stelle rückständigerer Produktionen die kapitalistische tritt, um so enger werden die durch das Profitinteresse geschaffenen Marktschranken für das Ausdehnungsbedürfnis der bereits bestehenden kapitalistischen Betriebe. Die Sache wird ganz klar, wenn wir uns für einen Augenblick vorstellen, die Entwicklung des Kapitalismus sei so weit vorgeschritten, daß auf der ganzen Erdkugel alles, was von Menschen produziert wird, nur kapitalistisch, das heißt nur von kapitalistischen Privatunternehmern in Großbetrieben mit modernen Lohnarbeitern produziert wird. Alsdann tritt die Unmöglichkeit des Kapitalismus deutlich zutage.» («Einführung in die Nationalökonomie», Seite 291 ff.) Was genau so auch von einer Welt gilt, die die bisherigen Kolonialländer und sonstigen zurückgebliebenen Gebiete der kapitalistischen Ausbeutung entzieht und einer irgendwie sozialistischen Wirtschaft unterstellt. Die Kommunisten haben *diesen* Vorgang im Auge, wenn sie so fest auf Absterben des Kapitalismus durch fortschreitenden Mangel an Profitmöglichkeiten zählen.

bau, Kanalisation, Flußregulierung, Kraftgewinnung, Volksbildung, Gesundheitsfürsorge usw. hineingesteckt werden müßten als Voraussetzung für die Steigerung des Bodenertrags, die Industrialisierung der Wirtschaft und die Hebung der Leistungsfähigkeit der Bevölkerung. Er will insbesondere nichts von einer radikalen Reform der Bodenbesitzordnung wissen, die doch der Anfang aller Modernisierung der unterentwickelten Länder ist. Das betont auch William O. Douglas, der wohlbekannte amerikanische Bundesrichter und Asienreisende:

«Der Ansatzpunkt für alle Reformen in Asien ist die Bodenfrage. Das Grundgebrechen ist das verkehrte Pachtsystem. Alle andern Übel kommen daher. Kein weiteres Projekt wird amerikanische Unterstützung verdienen, wenn es nicht mit der Bodenreform verbunden wird. Die Bodenreform ist vor allem der Ausgangspunkt für die Auslösung der Gegenoffensive gegen den Kommunismus. Kein Reformprogramm kann auf die Dauer Erfolg haben, wenn nicht zuerst die Landreform durchgeführt wird.» – «Wir schicken technische Sachverständige ins Ausland, die bei der Auswahl des Saatgutes, beim Bodenschutz, bei der Malariabekämpfung und dergleichen helfen sollen. Aber nie erheben wir unsere Stimmen zugunsten einer Reform des verkehrten Pachtsystems in Asien, bei dem gesteigerte Produktion nur zum Vorteil einiger weniger ausschlägt. Wir vergessen offenbar, daß eine Förderung der Volksgesundheit ohne Beziehung zu Landaufteilung, Mindestlöhnen, Höchstarbeitstagen und dergleichen lediglich die Zahl der Menschen vermehrt, auf die die bestehende Armut aufgeteilt werden muß.» («Gärender Orient», S. 352, S. 347.)

So finanzieren und stützen eben die Westmächte und namentlich die Vereinigten Staaten fast überall die reaktionären Feudalherrschaften, die sie für die besten Bollwerke gegen den Kommunismus halten, und weigern sich, mit irgendwie des Sozialismus verdächtigen Regierungen und Bewegungen zusammenzuarbeiten. «Sie haben», um wieder Stringfellow Barr anzuführen,

«Angst vor ‚sozialistischen' Kontrollen, vor Devisenbeschränkungen, die sie an der Umwandlung ihrer Profite in Dollars verhindern würden, vor Arbeiterschutz, der sie an der Gewinnung ‚billiger Arbeitskräfte' hindern würde, und sogar vor einer Verstaatlichung ihrer Geschäfte ohne angemessene Entschädigung. Sie wollen darum ‚vertragliche Zugeständnisse' – gefährliche Worte in den meisten Teilen der Welt. Am gefährlichsten gerade in den Teilen, die eine Entwicklung ihrer Wirtschaft am nötigsten hätten, denn das sind die Länder, die bisher europäische Kolonien waren. Es sind die Länder, die jahrhundertelang zu ‚Zugeständnissen' gezwungen wurden. Sie riechen so wiederum nach Imperialismus.»

Wie sollen sich da die Beziehungen zwischen den fortgeschrittenen und den zurückgebliebenen Ländern in einer Art und Weise ändern können, daß von kolonialistischer Ausbeutung keine Rede mehr wäre? Das neue China hat die Fremdherrschaft gründlichst abgeschüttelt und gleichzeitig eine Neuverteilung des Bodenbesitzes durchgeführt, die die Grundlage für alle anderen Umwälzungen bildet. Leider kann man das gleiche nicht von den anderen asiatischen Ländern sagen, die nach dem Zweiten Weltkrieg «befreit» worden sind. «*Indien* zum Beispiel», so schreibt Paul M. Sweezy in der Neuyorker «Monthly Review» (März 1953),

«hatte Ende der vierziger Jahre eine scheinbar großartige Gelegenheit, sich ein für allemal vom imperialistischen Joch freizumachen und einen neuen Kurs einzuschlagen. Das Land hatte seine politische Unabhängigkeit gewonnen; während des Krieges hatte es die großen britischen Kapitalanlagen in Indien weithin zurückerstattet und war immer noch in hohem Maße Englands Gläubiger. Mit andern Worten: der Boden schien für ein ehrgeiziges Aufbauprogramm geebnet, das Indien wirtschaftlich wie politisch hätte aus der Reihe der Kolonialländer herausheben können. Aber es geschah nur wenig in diesem Sinn, und die indische Wirtschaft setzte ihren Niedergang fort, in dem sie jahrzehntelang vorher unter britischer Herrschaft begriffen gewesen war. Der kürzlich angekündigte Fünfjahresplan ist im Wesen nur ein verzweifeltes Beharrungsunternehmen, keinerlei Fortschrittsplan, und auch so kann er ohne beträchtliche ausländische Hilfe nicht durchgeführt werden. Inzwischen hat die indische Regierung, die in der Zeit der Unabhängigkeit ausländische Kapitalanlagen nur unter sorgsamsten Garantien zu bewilligen bereit war, ausländischen Kapitalisten immer lockendere Angebote gemacht. Die herrschenden Klassen Indiens scheinen zum Schluß gekommen zu sein, daß Indiens einzige Hoffnung darin liege, seinen Nacken wieder unter das imperialistische Joch zu beugen, das es kaum erst abgeworfen hat. Es muß freilich zugegeben werden, daß doch *ein* Unterschied besteht: die ausländischen Kapitalisten werden, wie jedermann weiß, diesmal Amerikaner sein müssen.»

Was aber das seinerzeit mit soviel Propaganda umgebene Programm betrifft, das den berühmten «Punkt Vier» in Präsident Trumans Regierungsbotschaft von 1948 ausführen sollte, so ist es davon in den letzten Jahren sehr still geworden. Soweit überhaupt versucht wurde, es in die Wirklichkeit umzusetzen, dürfte S. Sweezys Urteil kaum fehlgehen, daß «Punkt Vier, realistisch betrachtet, als eine Stütze für den amerikanischen Imperialismus und als Anreiz zu seiner weiteren Entwicklung gelten muß . . . Sein Ziel ist ziemlich klar die Förderung und der Schutz amerikanischer Kapitalanlagen im Ausland, nicht die ausgeglichene Entwicklung zurückgebliebener Länder.»

Und Ähnliches muß von so ziemlich allen Unternehmungen und Vorschlägen gesagt werden, die *auf dem Boden des kapitalistischen Wirtschaftsregimes* und unter Schonung der feudalen Besitz- und Gesellschaftsordnungen Asiens, Afrikas und Lateinamerikas die notleidenden Völker dieser Erdteile zu einem freien, menschenwürdigen Leben emporheben sollen. Es ist ganz sinnlos, von den kapitalistischen Gruppen und bürgerlichen Parteien, die die Regierungen der fortgeschrittenen Länder beherrschen, irgendwie zu erwarten, daß sie die wirtschaftliche Entwicklung der rückständigen Länder in einem anderen Licht sehen denn als Mittel, ihre Profite zu sichern oder zu erhöhen. Wie Professor G. D. H. Cole zutreffend sagt:

«Industrielle und Kaufleute, die daran gewöhnt sind, Absatzmärkte in den zurückgebliebenen Ländern zu suchen, werden sich dem Aufbau einheimischer Industrien widersetzen, von denen sie Konkurrenz für ihre eigenen Waren befürchten. Kapitalisten werden Anlagen, die hohe unmittelbare Gewinne versprechen, nützlicheren Anlagen vorziehen, deren Segnungen weiten Kreisen zugute kommen, während nur ein Teil – und vielleicht nur ein geringer Teil – des wirklichen Ertrages den Kapitalisten zufiele. Die Industriellen von Lancashire taten so alles in ihrer Macht Stehende, um das Wachstum der Textilindustrien in Indien und China zu hindern, und in den meisten Ländern bestand keinerlei Neigung, den Eisenbahnbau in Agrar-

ländern zu finanzieren, außer wo ein Ertrag des angelegten Kapitals irgendwie von den Regierungen garantiert wurde.» («The Intelligent Man's Guide to the Post-War World», S. 63 f.)

Gemeinnutz vor Eigennutz! Der Verfasser zieht denn auch klar die Schlußfolgerungen: Es müssen die Staaten selbst sein, und nicht Privatleute oder Finanzsyndikate, die die hauptsächlichen Geldgeber bei allen Unternehmungen zur Entwicklung der zurückgebliebenen Länder sein müssen und die zweckmäßige Verwendung der vorgeschossenen Kapitalien zu überwachen haben werden.

«Noch mehr: diese Staaten werden nicht, wie in der Vergangenheit, als Vertreter ihrer eigenen kapitalistischen Gruppen für die Erzielung von Höchstprofiten zu wirken haben, sondern als Mitglieder einer Weltorganisation, die eine klare menschheitliche Aufgabe zu erfüllen hat. Die Leiter der fortgeschrittenen Staaten müssen so sehr von der Notwendigkeit überzeugt sein, um des Weltfriedens und des Weltfortschrittes willen der tiefen Armut der rückständigen Gebiete ein Ende zu machen, daß sie das unmittelbare Gewinnstreben der Verfolgung eines gemeinsamen Zieles wirtschaftlicher und sozialer Weltentwicklung unterordnen, die wahrscheinlich für das angelegte Kapital zwar einen reichen mittelbaren, aber nur einen kleinen unmittelbaren Ertrag abwirft. Wenn wir in den fortgeschrittenen kapitalistischen Ländern – etwa in Großbritannien, Frankreich und den Vereinigten Staaten – so eingestellte Regierungen erwarten dürften, wären nicht nur die Aussichten auf einen erfolgreichen Kreuzzug gegen die Weltarmut glänzend, sondern die ganze Weltlage würde sich fast in jedem Betracht ändern.»

Wenn . . . ! Das bleibt eben immer die entscheidende Bedingung: In den zivilisatorisch höherentwickelten Ländern muß ein Umschwung der ganzen Geisteshaltung und Zielsetzung eintreten, muß ein Wirtschaftsdenken aufkommen, das nicht mehr auf die Erzielung privaten Gewinnes als Hauptzweck ausgeht, mit gemeinnützigen Wirkungen nur sozusagen als Abfallprodukt, sondern die beste Versorgung der Völker mit materiellen Gütern und Dienstleistungen bewußt, planmäßig und unmittelbar an die Hand nimmt. Dann erst kann auch die Aufgabe wirklich gelöst werden, die unterentwickelten, hungernden, notleidenden zwei Drittel der Erdbevölkerung durch eine *organisierte Weltplanwirtschaft* auf diejenige Stufe menschlicher Wohlfahrt zu bringen, die den heutigen, so ungeheuer ertragsfähigen Mitteln von Wissenschaft und Technik entspricht. Dann erst ist auch jene friedliche Koexistenz westlicher und östlicher Gesellschafts- und Regierungsformen möglich, die uns jetzt als politische Hauptaufgabe übertragen ist, sofern wir überhaupt ernstlich einen weiteren Weltkrieg vermeiden wollen. Und dann ist vor allem der Weg frei für die planmäßige Förderung der nationalen und sozialen Freiheitsbewegung im Schoße der unterentwickelten Völker selber. Die Furcht vor dem «Aufstand der Massen» in den kolonialen und halbkolonialen Ländern wird schwinden, die Organisierung der weltweiten Gegenrevolution — jetzt der Hauptinhalt der Politik der «demokratischen» Westmächte — wird als selbstmörderischer Wider-

sinn erkannt werden, und die Geldmittel und Kräfte, die bisher in die Kriegsrüstungen gesteckt wurden, werden der gemeinsamen Erschließung der Reichtümer und Möglichkeiten der unterentwickelten Erdräume zugeführt werden können.

Das wäre die neue Methode der Bekämpfung des Kommunismus: Bejahung seines revolutionären Zieles und dadurch Überflüssigmachung seines Gewaltweges, nicht aber — wie es die eingangs unserer Rundschau erwähnte amerikanische Stimme will — Überbietung der als typisch sowjetische Technik bezeichneten propagandistischen Unterwühlung des «feindlichen» Lagers. Ob das *heutige* Amerika dazu bereit ist, ist eine andere Frage. Stringfellow Barr verneint sie eher:

«Im Jahr 1776 waren wir ein neues, wagemutiges – und in fremden Augen gefährliches, revolutionäres – Land, das die feudalen Überlieferungen Europas herausforderte und vor der ganzen Menschheit erklärte, daß alle Menschen frei und gleich geboren seien. Wenn wir heute solche Worte gebrauchen, wirken sie auf die übrige Menschheit nicht überzeugend. Von allen industriell fortgeschrittenen Ländern sind wir fraglos das konservativste, haben am meisten Angst vor Neuerungen und sicherlich am wenigsten Interesse am Gleichheitsgedanken. Vielleicht müssen wir erst eine fürchterliche Katastrophe erleiden, bevor wir wieder die Hoffnungen der weniger Glücklichen – und das ist der Rest des Menschengeschlechtes – teilen können.»

Ohne ein großes Opfer hergebrachter Anschauungen und Lebensformen werden auf alle Fälle weder die Vereinigten Staaten noch die sogenannten freien Nationen überhaupt diese Weltkrisenzeit im Frieden überstehen. Daß die Erkenntnis der tragischen Lage, in der sie leben, noch rechtzeitig durchbreche und wir so wenigstens vor dem Ärgsten bewahrt bleiben mögen, das ist unser tiefster Wunsch für das neue Jahr des Ringens um die rettende Wahrheit, in das wir nun bald eintreten.

14. Dezember *Hugo Kramer*

Eidgenössischer Rundblick

Anläßlich des Hinschiedes von alt Bundesrat Minger nahm die Landespresse Stellung zum Lebenswerk dieses Mannes. Dabei wurde hervorgehoben, Minger habe dem Lande in Überwindung großer Schwierigkeiten eine gutgerüstete Armee aufgebaut und den dogmatischen Antimilitarismus der Arbeiterschaft besiegt. In konservativen Blättern las man vom Defaitismus der Arbeiter und brüstete sich, nie von jener Art gewesen zu sein. Als Minger in den Bundesrat eintrat, war er außer dem Bernbiet ein unbekannter Mann. Als Vertreter der neu ins Leben getretenen Bauernpartei war er in den Augen der Arbeiterschaft sicher keine Herrenfigur, dafür aber der Exponent des behäbigen Bauerntums, das ihr gegenüber nicht gerade viel Verständnis zeigte.

Zur Zeit seines Amtsantrittes begann die große Wirtschaftskrise, eine späte Folge des Ersten Weltkrieges, welche uns Arbeitslosigkeit und Not brachte. Die soziale Spannung steigerte sich. Die Genfer Ereignisse vom November 1932, bei welchen durch ebenso brutales wie unsinniges Eingreifen von Truppen dreizehn Personen getötet wurden, beleuchtete die sehr gespannte Atmosphäre, in welcher ein protziges Bürgertum einer sich äußerst provoziert fühlenden Arbeiterschaft gegenüberstand. Die Genfer Behörden wie das Militär hatten schmählich versagt. Dazu kam noch das Versagen der Militärjustiz, welche die Art und Weise der sehr unglücklichen militärischen Intervention guthieß, während es bald, selbst unter Offizieren, eine anerkannte Sache war, in Genf habe man militärisch Unfähigkeit und Unreife demonstriert. Minger unternahm es, im Parlament das Miiltär von aller Schuld reinzuwaschen. Das war eine grobe Verletzung der Unparteilichkeit der obersten Landesbehörde. Minger wurde von der Arbeiterschaft entsprechend beurteilt.

Im Ausland kam zum italienischen Faschismus der deutsche Nationalsozialismus. Österreich lebte in latentem Bürgerkrieg. In Frankreich gärte bereits die Auflösung der nationalen Kraft, die Schlimmes befürchten ließ. Da der Nationalsozialismus über seinen Expansionswillen keine Zweifel übrig ließ, war es nötig, wachsam zu bleiben. Bundesrat Minger begriff, es sei die Einheit des Volkes notwendig, um dem standhalten zu können, was auf uns wartete. Er gönnte den Arbeitern sein Wort. Er wußte wohl auch, daß die Armee auf die Arbeiter nicht verzichten konnte. Er begriff vielleicht deren reservierte Haltung, konnte sie aber aus der Tiefe ihrer Begründung nicht verstehen. Als Bauer erfaßte er jenen gewaltigen Riß nicht, der seit den zwanziger Jahren zwischen Bürgertum und Sozialdemokratie klaffte. Die Armee war lange Zeit das Symbol der geballten bürgerlichen Faust, und wer Charakter hat, küßt diese Form der menschlichen Hand nicht.

Minger war ein redlicher Mann, hervorgegangen aus unserem Volkstum. Ohne einen großen Schulsack verstand er es, durch unablässige Selbstbildung sich seinen Weg zu bahnen. Er ist ein Zeugnis der politischen Begabung, die in unserem Volke steckt. Er ist sicher mancher faulen Sache entgegengetreten und sorgte in seinem Bereich, so gut er es vermochte, für die Einhaltung einer schweizerischen Linie. Aber im Kampf um Sein oder Nichtsein eines Volkes muß noch mehr bereitstehen, als Bundesrat Minger im Instrument der Armee bereitgestellt hatte. Es ist die Verpflichtung um das geistige Gut unseres Landes. Diese war von der offiziellen Schweiz in bedrohlicher Weise vernachlässigt worden. Wie lange wollte man gegenüber dem immer wieder warnenden Volke so tun, als freuten wir uns seitens Deutschlands der herzlichsten Beziehungen, obwohl die Aggressivität der Nazi schon sehr deutlich in Erscheinung getreten war.

Die Vertretung unserer Außenpolitik entsprach nicht dem Tenor

der militärischen Bereitschaft, in der wir uns damals befunden haben sollen. Unsere Erklärung zum Anschluß Österreichs an das Deutschland Hitlers war eine klägliche Sache. Plötzlich waren die sich so sicher gebärdenden Größen der Politik erschrocken: ihr Konzept der europäischen Lage stimmt mit den sich in ungeheurer Dramatik abspielenden Vorgängen nicht mehr überein. Die Luganer Rede Bundesrat Mottas zur Münchner Konferenz belegt diese Situation unübertrefflich. Ein Jahr später begann der Zweite Weltkrieg. War die Handhabung der Pressezensur, die nahezu einer geistigen Entmannung gleichkam, etwa ein Ausdruck unseres großen Selbstvertrauens? Waren es Zivilisten, die im Frühsommer 1940 die schweizerische Armee einmotten wollten, da angeblich alles keinen Zweck mehr habe? War etwa jene berühmte Erklärung an das Volk nach dem Sturze Frankreichs ein Heldenstück von der kühnen Entschlossenheit à la St. Jakob? Warum heißt jene Rede denn die Anpasserrede? Hätte es bei uns zum Schlimmsten kommen müssen, wären wir nicht überrascht worden von einer ganzen Garnitur von Pétains und Lavals?

Etwas anerkennen wir voll und ganz: Bundesrat Minger fühlte sich nicht unersetzlich. Er auferlegte sich daher die Amtszeitbeschränkung selbst. Sein Beispiel ist nachahmenswert.

Nach der Annahme der bundesrätlichen Panzervorlage ist die Diskussion über Armeefragen nicht verstummt. Im Gegenteil, die Anhänger der Vollmotorisierung sahen ihre Stunde gekommen. Wie es nach der neuesten Entwicklung den Eindruck macht, hat die Neubesetzung des Militärdepartementes in der Auseinandersetzung um den Neuaufbau der Landesverteidigung keine Klärung gebracht. Es war nicht zu erwarten, daß Bundesrat Chaudet die Panzervorlage seines Vorgängers zurückziehen würde, doch man durfte vielleicht erwarten, er werde einen neuen Zug in die Behandlung dieses äußerst komplizierten und vielschichtigen Themas bringen. Diese Erwartung ist leider nicht eingetroffen. Erstmals sprach er am 12. Juni vor der Schweizerischen Offiziersgesellschaft in Zürich zu der ihm gestellten Aufgabe. Er erklärte, unser Land benötige in Zukunft eine bewegliche, feuerkräftige Feldarmee, die dem Feind entgegenzutreten hätte. Zu dieser Feldarmee könnten von unsern 600 000 bis 800 000 Wehrpflichtigen etwa 100 000 bis 150 000 Wehrpflichtige ausgezogen werden. Das Gros der übrigen Truppe gehörte zum Territorialdienst, gleichsam zur zweiten Linie. Für die Auslese zum Feldheer müßten an den Soldaten in jeder Hinsicht viel schärfere Maßstäbe angewendet werden als bisher.

Am Comptoir in Lausanne sprach der Generalstabschef in ähnlicher Weise. «Die Schweiz bekenne sich nicht mehr zur Konzeption einer statischen Verteidigung und der Verteidigung fester Positionen», legte er dar und fuhr fort: «Unsere Bodenarmee muß eine größere Beweglichkeit gewinnen.» Das ist beim Generalstabschef eine ganz neue

Sprache. Seine Haltung war bisher äußerst konservativ. Er widersetzte sich einer Armeereform.

Am 2. Oktober bestätigte Bundesrat Chaudet am freisinnigen Wahlparteitag in Lausanne seine in Zürich gemachten Darlegungen und präzisierte sie. Seine markantesten Sätze sind folgende: «Wir müssen zur reinen Kampfarmee zurückkehren und jene Aufgaben weglassen, die ebenso gut von zivilen Organisationen geleistet werden können. Die Aussicht auf die Führung eines Atomkrieges macht eine Umstellung der Armee im Sinne größerer Beweglichkeit und Feuerkraft notwendig. In der eigentlichen Feldarmee können Zahl und Bestände der Heereseinheiten herabgesetzt werden. Sie sollen die Möglichkeit schnellster Neugruppierung zur Auslösung von Gegenangriffen mit harten Schlägen gegen feindliche Angriffsspitzen erlauben. Es ist naheliegend, daß eine motorisierte Armee die Ausbildung zahlreicher Spezialisten notwendig macht. Wir müssen es mit Bestimmtheit in Aussicht nehmen, daß die Modernisierung der Armee wesentlich erhöhte Kosten verursachen wird.»

Die «National-Zeitung» bemerkte dazu: «Bundesrat Chaudet bestätigt, daß die Aufstellung von sechs bis acht vollmotorisierten Panzerdivisionen mit einer stark ausgebauten Luftwaffe und zahlreichen ‚Spezialisten' geplant ist, das heißt in Tat und Wahrheit eine kleine Elitearmee mit der entsprechenden großen Zahl von Berufssoldaten.»

Welche Konsequenzen ergeben sich aus dieser grundlegenden Änderung unserer Strategie? Unser Heerwesen ist von jeher auf der allgemeinen Wehrpflicht und der Milizarmee aufgebaut. Durch die Aufspaltung der Dienstpflichtigen in Berufssoldaten und Miliz würden diese Grundsätze aufgegeben. Der Berufssoldat, der als Qualitätssoldat gedacht ist, würde in allem bevorzugt behandelt. Der Milizsoldat des großen Haufens wäre der Quantitätssoldat und in allen Dingen minderen Rechtes. Das Berufsheer beansprucht eine entsprechende Führung. Wer garantierte uns, daß diese, wie bereits angetönt wurde, nicht ein Herrenführertum würde? So gäbe es auch im Offizierskorps eine Spaltung, die sich wie bei der Mannschaft schon rein psychologisch negativ auswirken würde. Gegen die Antastung des Grundsatzes der Gleichbehandlung sind wir sehr mißtrauisch.

Die Kritik zerzauste das Projekt, das schon in antragsreifem Stadium sein soll, gründlich. Rechts und links wurde deutlich abgewunken. In der Opposition der schweizerischen Militärpolitik nimmt die freisinnige «National-Zeitung» in Basel eine hervorragende Stellung ein. Die Basler verlangten unmittelbar nach dem Krieg eine nach fortschrittlichen Grundsätzen aufgebaute Armeereform und machten entsprechende Vorschläge. Sie fanden aber kein Gehör. Zum Projekt der Berufsarmee haben auch die «Basler Nachrichten» schroff ablehnend Stellung bezogen. Die «Neue Zürcher Zeitung», das Blatt der offiziellen Militärpolitik, verlor ob dem vielstimmigen Chor der Opposition etwas ihre

dogmatische Sicherheit und wurde sackgrob. Selbstverständlich war bei allem das Wahlfieber etwas beteiligt. Doch die Vorlage Chaudet ist so, wie sie gemeint war, hierzulande unausführbar.

Wir sind ein neutrales, unabhängiges Land. Unsere Außenpolitik richtet sich danach, unsere Unabhängigkeit zu wahren. Die Armee hat die Aufgabe, die Landesexistenz nach außen zu sichern. Das bringt ununterbrochene Anstrengungen mit sich. Wollten wir das nicht mehr, müßten wir einem Bündnissystem beitreten. Es käme nur eines in Frage. Wir müßten dann aber alle Konsequenzen eines solchen Schrittes tragen. Die Ordnung der Dinge, besonders der militärischen, würde sich keineswegs angenehmer gestalten. So ziehen wir es vor, auf eigenes Risiko allein unseres Weges zu gehen. Spekulationen gehen wir keine ein. Das sind die staatspolitischen Gründe, die dieses Projekt hinfällig werden lassen.

Wirtschaftlich ist der Plan ebenso wenig ausführbar. Hand in Hand mit der Bekanntmachung der neuen Berner Konzeption wurde in Lausanne für eine starke Aufrüstung der Luftwaffe Propaganda gemacht. Der bisherige Bestand von 400 Flugzeugen müsse gleich auf 1000 erhöht werden. Gegenüber Schweden wären wir dann immer noch um 800 Flugzeuge im Rückstand. Schweden ist aber mehr als zehnmal größer als die Schweiz, hat ausgedehnte Grenzen und ist unmittelbar Nachbar Rußlands. Abgesehen von der Frage, wie man sich heute die Rekrutierung dieses technisch vorgebildeten Personals vorstellt, muß darauf hingewiesen werden, daß dieses Verlangen die logische Auswirkung der gutgeheißenen Panzervorlage ist. Panzer benötigen eine massive Fliegerdeckung, sonst sind sie rasch die Beute der feindlichen Flieger. Inklusive der Panzerbeschaffung soll diese Umgestaltung der Armee eine Extraaufwendung von etwa drei Milliarden Franken kosten. Dazu kämen immer noch das ordentliche Budget von mehr als einer halben Milliarde sowie die erhöhten Unterhaltungskosten des großen technischen Apparates. Das würde eine gewaltige Vermehrung der Militärausgaben bedeuten, welcher nicht zugestimmt würde. Mit dem Beschluß, 100 Centurion-Panzer anzuschaffen, war ein zweiter verbunden, die Panzerabwehr zu verstärken. Es macht aber den Eindruck, es sei zur Beschaffung der Panzerabwehrkanone noch nichts unternommen worden. Ja man wolle von dieser Sache absehen. Das wäre eine Sabotage des Beschlusses der Bundesversammlung, der obersten Militärbehörde des Landes. Diese Sache muß abgeklärt werden. Der hier in Aktion stehenden Regie war die Panzerabwehr, die bei uns die hervorragendste Rolle spielen sollte, demnach nur das Zückerchen, um die Panzervorlage mundgerecht zu machen. Nachdem diese aber so brav geschluckt worden war, behielt man es in der Hand, um diesen Trick bei anderer Gelegenheit zu wiederholen.

Trotzdem noch kein Panzerwaffenplatz gefunden werden konnte, soll nächstes Frühjahr die Ausbildung der Panzertruppe in größerem

Umfange beginnen. Der Militärberichterstatter der «National-Zeitung» schreibt, um einen «Centurion» dislozieren zu können, müsse dieser auf einen Tiefladeanhänger verladen werden, sonst würden die Straßen übel zugerichtet. Ein solcher Anhänger koste die Kleinigkeit von 70 000 Franken. Dazu brauche man aber noch eine Zugmaschine, die rund 100 000 Franken koste. Sind diese Nebenspesen von Anfang an berücksichtigt worden?

Der neue Departementschef scheint in der Psychologie nicht sattelfester zu sein als sein Vorgänger. Als Welscher mußte er Bescheid wissen, welche gereizte Stimmung im Volke gegen sein Departement herrscht. Es hätte ihm daher nie einfallen sollen, die neuen Armeepläne ausgerechnet an einem freisinnigen Wahlparteitag der Öffentlichkeit zu unterbreiten. Diese Sache ist zu ernst und zu heikel; sie gehört nicht vor ein ausschließliches Parteiforum. Die Kosten der Landesverteidigung müssen vom ganzen Volke getragen werden. Die Freisinnige Partei hat sich vereint mit dem übrigen Bürgertum bei der Behandlung der Bundesfinanzordnung nicht so betragen, daß nun gerade sie berechtigt wäre, dem Volke so enorme Lasten zuzumuten. War es nicht die Freisinnige Partei, die das Patent erfand, eine Rüstung auf Abzahlung zu beschließen? Ist es nicht die Freisinnige Partei, die wohl vor allem Interesse daran hat, daß der eidgenössische Schuldenberg von sieben Milliarden nicht abbezahlt wird? Verfolgt sie damit nicht den ausschließlichen Zweck, den Bund finanzpolitisch eng an der Halfter zu haben? Die Abkehr vom altschweizerischen Sauberkeitsprinzip, keine neuen Schulden zu machen, bevor nicht die alten getilgt sind, scheint ihr nicht die geringste Mühe bereitet zu haben. Dabei legt man doch großen Wert auf Tradition. Und wie stellt sie sich die Bestreitung der gewaltig ansteigenden Kosten vor im Zeitpunkt, wo sie laut nach Steuerabbau ruft? Wie stellt sie sich ferner die Lage vor, wenn zum hochgesteigerten Militärbudget das nicht viel weniger große für den ins Leben zu rufenden Zivilschutz hinzukommt?

Die Aufgabe des Departementschefs ist nicht leicht. Die Revolution der Technik und der Wissenschaft macht es schwer, in Militärdingen heute recht zu disponieren. Diese Gegebenheit teilen wir mit allen anderen Staaten. Um so eher braucht es an dieser Stelle einen Mann, der den ihm unterstellten Dienstchefs der verschiedenen Armeezweige bestimmt entgegentreten kann. Die militärische Planung liegt bei uns in der Hand der Landesverteidigungskommission, die bisher eine ausschließliche Militärkommission war. Sie ist heute einseitig zusammengesetzt, weil unter den hohen Offizieren die Romands unverhältnismäßig stark vertreten sind. Das erklärt die konservative Tendenz dieser Institution. Von Basel aus wurde längst schon die Erweiterung dieser Kommission verlangt. In ihr sollten Sitz und Stimme erhalten: der Vorsteher des Volkswirtschaftsdepartementes, der Vorsteher des Finanzdepartementes, der Leiter der Forschungsabteilung, Vertreter der eid-

genössischen Räte und außerdem — nicht das Unwichtigste — Vertreter aus allen Kreisen der Volkswirtschaft und der Gewerkschaften. Das würde die Basis der Beratung nicht bloß verbreitern, sondern auch vertiefen. Die Folgen einer fehlgeleiteten Landesplanung wären derart schwer, daß es nicht mehr angeht, sie ausschließlich in der Hand von Fachmännern zu lassen, die nicht mehr in der Lage sind, das ungeheure Gebiet vollständig zu überblicken.

Ein Antrag, die Landesverteidigungskommission zu erweitern, ist im Nationalrat in der Septembersession begründet worden.

Die Neuordnung der Landesverteidigung muß den schweizerischen Gegebenheiten Rechnung tragen. Als Kleinstaat sind wir gezwungen, mit einem Minimum an Aufwendungen ein Maximum an Leistung herauszubringen. Darum dürfen wir nicht mit ungeheuren Kosten ein Instrument aufbauen, das uns erst auf den Rüstungsstand des Zweiten Weltkrieges bringt. Es ist sehr verständlich, wenn gerade von Basel aus diese Planung mit dem Verlangen der Raumverteidigung und der Einführung der Fernwaffen als eine überlebte bekämpft wurde. Nach dem bisher in Bern geltenden Konzept erwartet man einen einbrechenden Feind im Lande. Damit wären wir gezwungen, Grenzpositionen wie Basel und Schaffhausen ohne weiteres aufzugeben. Die Grenzbevölkerung ist nicht gewillt, das noch hinzunehmen.

Aus der heutigen Lage heraus verstehen wir, warum die erste Panzervorlage mit allen Mitteln durchgepeitscht wurde. Man hat die Katze nun aus dem Sacke gelassen. Paketweise eröffnete man dem Volke seine Wünsche. Und es wären noch weitere gekommen, wenn nicht so deutlich Stellung bezogen worden wäre. Die eidgenössischen Räte, die der Panzervorlage so leichthin die Zustimmung gaben, sollten jetzt deutlich sehen, zu was sie Hand geboten haben. Es ist noch Zeit, zu stoppen. Aber es ist eine gründliche Überprüfung der verfahrenen Situation notwendig.

Die Initiative Chevallier steht schon seit längerer Zeit auf der eidgenössischen Tagesordnung. Benannt nach ihrem Urheber, Samuel Chevallier, Publizist und Herausgeber einer Art welschen Nebelspalters, wird sie offiziell als Volksinitiative für eine Rüstungspause bezeichnet. Sie wurde am 2. Dezember 1954 mit 80 000 Unterschriften eingereicht. Nach Gesetz hätten die eidgenössischen Behörden drei Jahre Zeit, um zur Initiative Stellung zunehmen. Das Bundeshaus nahm dieses Zeichen der Zeit, das sich vorwiegend im Welschland kundtat, mit Unbehagen entgegen. Die Initiative verlangt in ihren ersten beiden Punkten, «daß im ordentlichen Budget der Eidgenossenschaft für das Jahr 1955 (oder spätestens 1956) eine massive Herabsetzung der Militärausgaben im Ausmaß von 50 Prozent vorgenommen werde», und daß «während des gleichen Jahres keine neuen Ausgaben im Rahmen des außerordentlichen Rüstungsbudgets beschlossen werden».

Die erreichten Einsparungen sollten zur Förderung der schweize-

rischen Jugendhilfswerke, der Subvention des Wohnungsbaus und zur Hilfe an kriegsverwüstete Gebiete Verwendung finden.

Bei der Lancierung einer Initiative sind gesetzlich festgelegte Verfahrensvorschriften zu beachten. Diese wurden von den Initianten in geradezu liederlicher Weise mißachtet, so daß die ganze Diskussion über Gültigkeit oder Ungültigkeit der Initiative, die sich über viele Monate hinzieht, von diesen selbst verursacht worden ist. Auf den Unterschriftenbogen fehlt die Bezeichnung des maßgebenden Textes. Der Aktivbürger muß genau wissen, was er mit seiner Unterschrift erreichen will. Bei der Rückzugsklausel fehlen die Namen der zum Rückzug ermächtigten Personen. Da die Initiative materiell verschiedene Ziele verfolgt, fehlt die Einheit der Materie. Die zeitliche Fixierung ihrer Auswirkung, 1955 oder 1956, ist nicht möglich; sie ist also in zeitlicher Hinsicht undurchführbar.

In einer ersten Stellungnahme bezeichnete der Bundesrat die Initiative als zustandegekommen und beschloß, sie Volk und Ständen zur Abstimmung zu unterbreiten. Der Ständerat beschloß aber mit 29:5 Stimmen, die Initiative sei ungültig und der Abstimmung von Volk und Ständen nicht zu unterbreiten. Präsident der vorberatenden Kommission war Ständerat Klöti, von Anfang an ein heftiger Gegner der Zulassung der Volksabstimmung. Die Gesinnungsänderung des Bundesrates ist sicher seinem Einflusse zuzuschreiben. Seine Stellungnahme in der Parteipresse ließ an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Sie beeinflußte sie denn auch weitgehend, während eine ganze Reihe bürgerlicher Blätter konsequent die Abstimmung verlangten. Für Ständerat Klöti hätten wir uns einen besseren Abschied aus den eidgenössischen Räten vorstellen können. An seinem Beispiel sieht man, wie ein Mann, der sich in seinen verschiedenen Amtsstellen seit Jahrzehnten vom Volke immer wieder bestätigen läßt, doch eine zu große Selbstsicherheit bekommt und schließlich in seiner erstarrten magistralen Haltung sich für berechtigt hält, dem Volke, als dem Souverän, gewisse Dinge vorzuenthalten, angeblich, weil es nicht reif wäre, richtig zu entscheiden. Das stimmt bei einem Manne, der seine ganze Laufbahn auf den Schultern der hochstrebenden Arbeiterschaft machte, sehr nachdenklich.

Der Parteivorstand der Sozialdemokratischen Partei beschloß dann aber, die Initiative sei «auf alle Fälle der Volksabstimmung zu unterbreiten». Mit diesem Beschluß wollte man jeder Einschränkung des Initiativrechtes vorbeugen. Hätte eine Partei, deren Anhängerschaft sich einst aus den Hintersassen der Gesellschaft bildete, einen andern Beschluß fassen können?

Mittlerweile beschloß die nationalrätliche Kommission, die Initiative als zustandegekommen zu erklären und Volk und Ständen zur Abstimmung zu unterbreiten. Dieser Beschluß ist eine Folge der eidgenössischen Wahlen, die eine leichte Verstärkung der sozialdemokratischen Position mit sich brachten. Er ist aber auch eine Antwort auf das selbst-

herrliche Vorprellen in der militärischen Landesplanung. Sollte man jetzt noch versuchen, die Abstimmung zu verhindern, würde das energischen Reaktionen aus dem Volke rufen.* Hätte man angebrachte Kritik früher beachtet und verarbeitet, wäre diese Initiative nicht entstanden. Man denke etwa an den Meyerhofer-Prozeß, wo schließlich ein HD als Hauptschuldiger der skandalösen Zustände im Internierungswesen herausgefunden wurde. An die Geschichte der «weichen Bunker», an die Explosionskatastrophen von Dailly, Mitholz und Göschenen, an den Aspirantenmarsch der Offiziersschule von Bern und den ohrfeigenden Leutnant in St. Gallen. Aus allen diesen Ereignissen hatte man das Gefühl, es sei etwas nicht mehr in Ordnung, man vergeude öffentliche Mittel, gemeine Raffgier bereichere sich auf Kosten des Bundes, für schwerwiegende Anordnungen, die sich als falsch erwiesen, finde man eigentümlicherweise keinen breitgalonierten Verantwortlichen, und den Menschen behandle man als bloßes Material.

In der staatsrechtlichen Aussprache über das Initiativrecht ist diese Zeit über viel Wertvolles gesagt worden. Gewiß, die Überbenutzung dieses Volksrechtes bringt Gefahren mit sich. Der politische Betrieb unserer Zeit, die allgemeine Abwertung der Parteien und die ganze Art, wie in unserer gewissenlosen Zeit gewissenlose Politik gemacht wird, sind deren Ursachen. Der gewaltige Einfluß der großen Verbände auf Legislative und Exekutive macht das Volk mißtrauisch. Im Staat geht viel zu viel über die Sekretäre. Das mechanisiert das ganze politische Leben. Das Volk fühlt sich überspielt. Aus dieser Stimmung heraus geht viel Interesse der Aktivbürgerschaft verloren. So ist das Recht der Initiative dem Volke, was dem Lehrer der Rotstift: Das Instrument der Korrektur.

Aber was hat die Chevallier-Initiative mit unsern Romands zu tun? Im Welschland ist tatsächlich eine gewisse Militärmüdigkeit vorhanden. Wohl weniger aus bewußtem Antimilitarismus als betonter Opposition gegen ein sozial sehr zugeknöpftes Bürgertum. Zu dem hinzu kommt eine in der Nachkriegszeit gesteigerte Tendenz zum ungehemmten Lebensgenuß. Die Lebensart der Welschen läßt ihn den Freuden des Lebens im allgemeinen unbeschwerter zusprechen, als es der Eidgenosse der deutschsprachigen Gebiete tut. Aber dieser Lebensgenuß nimmt Formen an, die ein Absinken der nationalen Arbeitsleistung mit sich bringt und die zu einer Expansion des deutschschweizerischen Elementes führt. Sie nagt bereits an der eigentlichen Lebenskraft überhaupt; die welsche Bevölkerung geht zurück. Es ist ein gewisses Laisseraller festzustellen, das sich in einer negierenden Stellung gegenüber der Allgemeinheit auswirkt. Besonderen Leistungen wird ausgewichen. So reicht es nicht mehr, die Kader der welschen Einheiten ausschließlich

* Inzwischen ist die Initiative im Nationalrat mit dem Stichentscheid des Präsidenten desselben als ungültig erklärt worden. Diese Sache und das Militärproblem als Ganzes werden in den «Neuen Wegen» in der nächsten Zeit behandelt werden. D. R.

mit Welschen zu besetzen. Darin zeigt sich der allgemeine Zug zur Bequemlichkeit, der auch bei uns anzutreffen ist. Ein Hang zu einer gewissen Gemütlichkeit ist den Welschen freilich nicht fremd. Im vergangenen Aktivdienst kam es vor, daß bei Manöverübungen ein Bataillonskommandant die Cafés räumen lassen mußte, um die Truppen in die Stellungen zu jagen. Das kann man bei Barbey: «Fünf Jahre auf dem Kommandoposten des Generals» nachlesen. In den kürzlich durchgeführten Manövern des ersten Armeekorps soll eine Artillerie-Abteilung angetroffen worden sein, an deren Geschützen kein Mann war. Ob der kalten Bise fanden die Artilleristen die Bauernstuben in der Nähe gemütlicher. Doch die Manöverleitung schoß mit diesen Geschützen, was sie aus den Rohren brachte.

Die Welschen wissen aber selbst um ihre Lage, vielleicht mehr, als es herwärts der Saane über unsere der Fall ist. Es ist eine Hoffnung, daß unter den Pfarrern die Notwendigkeit einer neuen Erweckung, also eines neuen Réveil, erkannt wird. Die ersten tastenden Schritte dazu sind beeinflußt von ähnlichen Versuchen der französischen Kirche. An leuchtenden Vorbildern besten Geistes fehlt es unsern Romands nicht. Auch haben sie heute noch ausgezeichnete Leute, die unbekümmert der immer mehr sich zeigenden Entchristlichung erst recht den Weg der tiefsten Besinnung gehen. Der Geist Vinets erwache wieder! Und die Mahnung Ramuz' nach einer Größe, die sich aus dem Geiste nährt, bleibe nicht vergessen!

Vielleicht ist es gerade unsern Welschen vergönnt, ein Vorbild der kommenden christlichen Gemeinde zu schaffen, womit die bloße Seelenverwaltung der offiziellen Kirche mit ihrer nur für das weltabgeschiedene stille Kämmerlein berechneten Seelsorge überwunden werden könnte. Mit dieser hat sie jeden Einfluß auf den im Werktag des Lebens stehenden Menschen verloren. Ja vielleicht holen die Waadtländer nach, was sie seinerzeit mit der Zurückweisung von Calvin und Farel versäumt haben. Ohne gewisse Elemente der Gemeinde Calvins ist die religiöse Erneuerung, nach Leonhard Ragaz die Revolution Christi, die uns allein aus unserm Elend retten kann, nicht möglich. Warum gelang es dem Urchristentum, eine völlig zerrüttete Gesellschaft wieder zu erneuern?

Die Genfer Konferenzen: die Zusammenkunft der Großen Vier, die Atomkonferenz und die Außenministerkonferenz, sind vorüber. Weil zuviel erwartet wurde, ist man enttäuscht. Die Atomkonferenz hat wohl am günstigsten abgeschlossen. Wir verdanken ihr doch eine gewisse Übersicht über das ungeheure Wissensgebiet. Die beiden andern Konferenzen waren längst fällige Höflichkeitsbesuche ehemaliger Alliierter, die sich schon in unvereinbare Welten auseinandergelebt hatten, bevor die Allianz eingegangen worden war. Das jetzt umstrittene Erbe, Deutschland, das den großen Krieg wollte und ihn verlor, konnte als Streitobjekt in Genf noch nicht aus der Welt geschafft werden. Die

Konzeption des Westens, Deutschlands Wiedervereinigung als erstes und wichtigstes Ziel zu betrachten, also dem Urheber des Krieges und der von ihm ausgelösten ungeheuren Nachkriegsprobleme, seine nationale Einheit wieder zu geben, erscheint, wenn man an die Lage der Westslawen denkt, die den Krieg am härtesten zu spüren bekamen, als eine unverdiente Bevorzugung. Die bitteren Konsequenzen des Krieges haben nicht nur Ostdeutschland in Fesseln gelegt, sondern Polen und die Tschechoslowakei als Ganzes in die Verbannung gesetzt. Sie sind daher für den Westen gänzlich verstummt, während Deutschland längst wieder eine große Propaganda entfaltet. Ungarn, Bulgarien und Rumänien sind als ehemalige Hitler-Satelliten beim Rückstoß der Russen ihrer Oberhoheit in die Hände gefallen. Die Gesundung Europas hängt nicht bloß von der deutschen Wiedervereinigung ab. Das ist zu einfach gesehen. Die osteuropäischen Völker, die ihrer nationalen Individualität und Souveränität völlig beraubt sind, verdienen als erste Opfer und als Mitgegangene-Mitgefangene mindestens soviel Gnade und Erbarmen wie Ostdeutschland. Diesem Bestreben steht aber die harte Tatsache entgegen, daß Rußland seine eigenen Wege verfolgt. Das haben die Alliierten vor Ausbruch des Krieges und im Kriege selbst schon erfahren. Die gleiche Tatsache mußte sich nach einer Niederlage sofort gegen die Deutschen auswirken. Wenn man deswegen heute mit den Fingern auf die Russen zeigt, vergißt man, sich vorzustellen, wie Europa heute aussehen würde, wenn die nationalsozialistischen Pläne gelungen wären. Zudem vergesse man nicht, die historischen Zusammenhänge zu berücksichtigen, die zum modernen Rußland führten.

Ludendorff schreibt in seinen Kriegserinnerungen (S. 407): «Durch die Entsendung Lenins nach Rußland hatte unsere Regierung auch eine besondere Verantwortung auf sich genommen. Militärisch war diese Reise gerechtfertigt, Rußland mußte fallen. Unsere Regierung aber hatte darauf zu achten, daß nicht auch wir fielen.

Die Vorgänge in Rußland ließen kein Gefühl voller Genugtuung in mir aufsteigen. Sie erleichterten unsere Kriegslage entscheidend, aber es blieb doch auch viel Gefahr zurück.»

Ja diese Gefahr blieb mit der Verantwortung zurück, nachdem man mit der Verbringung Lenins nach Rußland gleichsam die Garantie für das Gelingen der russischen Revolution in der Hand hatte. Dieser Mann, den man doch kennen mußte, installierte sein eigenes Regime, mit dem zu verkehren selbst für die nach Ernst Jünger in den Schleichwegen der List sich gut auskennenden Deutschen keine leichte Sache mehr war. Die morschen Stützen des Zarenreiches, die Dynastie und die Kirche, brachen zusammen. Die neu regierende Schicht kam aus dem Untergrund. Sie verleugnet diese Herkunft heute noch nicht. Es sind keine Christen mehr; sie fühlen sich in jeder Beziehung, außer ihren von ihnen selbst gesehenen Lebensinteressen, völlig ungebunden. Diese Erscheinung ist mehr Folge der vorausgegangenen historischen

Entwicklung in Rußland, als durch die Revolution ursächlich hervorgetreten. Wir sehen darin einen höheren Schiedsspruch der Geschichte, der auch über den Westen ausgesprochen wurde. Leonhard Ragaz sprach in diesem Zusammenhang jeweilen vom Anpochen Gottes an die Tore des Westens.

Diese unheilvollen Schuldverstrickungen sind die Folgen der Dämonie der Macht. Dem modernen Menschen fehlt jede Ahnung, welche gewaltigen historischen Umbrüche durch eine politische Kriegshandlung ausgelöst worden waren und wie ungeheuer die sich ergebenden Folgen das Gesicht der Welt veränderten. Entsprechend schwer wird es, mit dieser neu entstandenen Welt, die aus einer tödlichen Bedrohung von gleicher Seite und aus demselben Geiste gewaltigen Machtzuwachs erntete, Lebensfragen der Völker zu ordnen.

Die jüngste russische Versuchsexplosion, die sich über die halbe Welt auswirkte, soll dem Westen anzeigen, welche Höhe der Osten im Rüstungsfahrplan erreicht hat. Wenn es sein müßte, liegt hüben und drüben alles bereit, um die apokalyptischen Pferde zu satteln.

Wehe den Kleinen, die sich in den Randzonen der Einflußsphären der Weltmächte deren Absichten nicht gefügig zeigen wollen. Israel und Cypern sind diese Kleinen der heutigen Stunde. Das allgemeine Im-Stich-Lassen Israels beleuchtet die totale moral insanity der sogenannten Kulturwelt, die ja schon die Voraussetzung zum totalen Krieg war. Sollte Israel der westlichen wie östlichen Anämie der Seele, wie Bernanos sich ausdrückte, geopfert werden, wird die Erde sich verfinstern. Die Menschheit wird mit Sicherheit in irgendwelchen Formen ägyptischen Plagen ausgesetzt werden. Am schwersten wird das Christentum getroffen werden, das, bar jedes Sühnegedankens, in seiner Verkommenheit nicht einmal mehr die brennende Schande spürt, am Volke Gottes zum Judas geworden zu sein.

Man hörte letzthin viel vom Genfer Geist. Wenige nur hatten eine Ahnung, was das sein könnte. Der großen Welt war es einfach eine geheimnisvolle heilkräftige Zauberformel. Dabei hat der Esprit de Genève der Menschheit sicher noch ein gültiges Wort zu sagen.

In dieser alten Stadt lebte von jeher, also schon vor der Reformation, ein Wachsein für die Freiheit. Als die Reformation sich mit Nachhilfe der Berner durchsetzte, schuf Jean Calvin aus Genf dieser eine weithin sichtbare Burg. Calvin proklamierte die Gleichheit aller Menschen, sowohl vor den Gesetzen Gottes, als vor denjenigen der Menschen. Er beanspruchte das freie ungebundene Wort der Kirche gegenüber dem Staat. Er verlangte Einfachheit, Klarheit, Sittlichkeit, Gerechtigkeit und Ordnung in den öffentlichen Angelegenheiten wie im Privatleben. Die Gemeinschaft der Gläubigen, die Gemeinde, war der Autorität des Evangeliums unterstellt. Gehorsam gegen Gott war ihm wichtig. Die autoritäre bischöfliche Hierarchie ersetzte er durch die demokratische Synode, die dem Laien bedeutende Vorrechte gab. Daraus erwachte

das politische Repräsentativsystem, beispielgebend für die ganze angelsächsische Welt. Dieses Genf trotzte einer Welt von Feinden. Sein Geist und seine Zucht machten es unbesieglich. Aus seinem Geist und seiner Zucht wurden die Hugenotten Frankreichs zu einer Elite. Genf war die Zuflucht der Armen, das Asyl der Flüchtlinge, die uneinnehmbare Festung des Protestantismus, trotz Servet, abhold jeder Tyrannei.

Diese Schule der Zucht und der evangelischen Frömmigkeit hatte Nachwirkungen durch die Jahrhunderte. Genf blieb die Stadt der politischen Kämpfe um die Volksrechte. In seinen Jugendjahren erlebte Rousseau die harten Kämpfe des Peuple en bas, zu dem sein Vater, der Uhrmacher Isaac Rousseau, gehörte, gegen das mächtige Patriziat. Rousseau kannte die Landsgemeinde und das föderative Gemeindereferendum im Oberwallis und Graubünden. Dieses altgermanische Rechtsgut der deutschen Schweiz inspirierte den Verfasser des Contrat social, dem der Citoyen de Genève zündende und revolutionierende Kraft einhauchte. In der versammelten Bürgerschaft der Heimatstadt, dem Conseil Général, unserer Gemeindeversammlung, die in der Kathedrale von St-Pierre zusammentrat, und im Ring der Landgemeinde sah er die konkreten Formen des Staates, die ihn von der Gleichheit aller Menschen überzeugten. «Träger der Staatsgewalt ist das Volk; das Gesetz ist nichts anderes als der allgemeine Wille, ‚la volonté générale'», verkündet er. Diese Sätze von der Rechtsgleichheit und der Volkssouveränität bereiten die französische Revolution vor und gehen ihren Siegeszug durch die Welt. Sie beeinflußten auch unser Verfassungsleben. Aus der Vereinigung der Ideen Rousseaus mit dem Rechtsgut unserer alten demokratischen Institutionen erwuchs die heutige direkte Demokratie unseres Landes.

In Henri Dunant, dem Schöpfer des Roten Kreuzes, leuchtet wieder bester Calvingeist auf: Haltung und Tat für ein ganzes Leben.

Das ist Genfer Geist. Fürwahr, er hat heute noch etwas zu sagen.

Unser östliches Nachbarland, Österreich, hat seine Souveränität wieder zurückgewonnen, das positive Ergebnis der Vorbereitungsperiode der Genfer Konferenz. Nach der schmerzhaften Erfahrung, wie schwer verlorene Freiheit wieder errungen werden kann, werden die Österreicher sie zu schätzen wissen. Durch den Zusammenbruch der Donaumonarchie im Ersten Weltkrieg jäh aus der sorglosen Gemütlichkeit der Kaiserzeit mit der ersten Republik beschert, waren sie von deren Lebensfähigkeit nicht überzeugt. Diese Unsicherheit in der Behauptung der eigenen nationalen Existenz wurde vom ehemaligen deutschen Verbündeten brutal für eigene Ziele ausgenutzt. Daß dies unter Führung eines Mannes vor sich ging, der aus dem eigenen Volke stammte, soll die Österreicher unserer Tage nie vergessen lassen, daß jene ganz besondere Geistesbeschaffenheit, die dabei im Spiele war, ein antiösterreichischer Giftstoff war, der, wurde man darin süchtig, zur Selbstvergiftung führen mußte. Aus der nationalen Einig-

keit, die sich aus der selbstverständlichen gegenseitigen Anerkennung der zwei großen Landesparteien ergibt, erwachse die völlige Immunität gegenüber jenem Gift irregeleiteter nationaler Aspirationen, die im vollsten Widerspruch zum tiefsten Sinn der österreichischen Aufgabe standen: das übernationale Bindeglied zwischen West- und Südslawen zu sein. Wien vermag den Slawen der alten Monarchie, nachdem beiderseits Umwege zurückgelegt worden sind, ohne Makel gegenüberzutreten. Es ist die natürliche Metropole der Donauregion. Bestes Österreichertum bringt die menschlichen und charakterlichen Voraussetzungen mit, um selbst unter schwersten Umständen dort Europa gute Dienste zu leisten.

Der Stand der immerwährenden Neutralität lasse unsere Nachbaren unter dem Schutt der vergangenen Epochen jene Inspirationen wieder finden, die das österreichische Kleineuropa vor dem Untergang bewahrt haben würden, hätte man sie nicht verkümmern lassen. Es behalte das bestimmte Auftreten, das es sich in langer Leidenszeit erworben hat, und gestehe insbesondere Deutschland keine Vorgesetztenrolle mehr zu.

Weiß und Rot, die uns vertrauten Nationalfarben, leuchten auch über Österreichs Landen: Das warme Rot der Bruderliebe wie das Rot der revolutionären Tatkraft; das Weiß der nationalen Wiedergeburt wie das Weiß edler Ziele, die über die weiß flimmernden Firne seiner Berge weisen. *Ulrich Künder*

BUCHBESPRECHUNG

«Afrika wird frei.» Artikelfolge aus dem «Zeitdienst». Verlagsvereinigung Zeitdienst, Zürich 1955. 73 Seiten.

Es ist sehr zu begrüßen und heute sehr notwendig, daß der «Zeitdienst» die Artikelfolge über das Erwachen der Völker Afrikas in einer handlichen Broschüre einem weiteren Leserkreis zugänglich macht. Meistens wird der schweizerische Zeitungsleser nur ganz mangelhaft und einseitig über die Vorgänge im «schwarzen Erdteil» informiert. Hier werden wir in wenigen, treffenden Sätzen über die bedenklichen Zustände in den verschiedenen Teilen Afrikas orientiert. Über jedes Gebiet finden wir die wichtigsten Daten und hören dann von den besonderen Problemen. Es werden auch konkrete Wege aufgezeigt, die zur notwendigen Lösung der vielen Fragen führen. Ein Bücherverzeichnis am Schluß weist auf ausführliche Literatur hin. – Erschüttert über soviel – meistens von uns Weißen geschaffene – Dunkelheit und soviel Elend bei unserem schwarzen Bruder legen wir das aufrüttelnde Schriftchen aus den Händen. Hier muß geholfen werden. Wir müssen umdenken und anders zu handeln beginnen. *K. St.*

GTU Library
3 2400 00334 8350

v.49
1955

Neue Wege

v.49
1955